

## Jugend und Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik: Kontexte - Diskurse - Umfragen

Janssen, Philip Jost

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:  
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Janssen, P. J. (2010). Jugend und Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik: Kontexte - Diskurse - Umfragen. *Historical Social Research, Transition (Online Supplement)*, 23, 1-452. <https://doi.org/10.12759/hsr.trans.23.v01.2010>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

# Historical Social Research Historische Sozialforschung

---

HSR Trans 23

---

Philip Jost Janssen

Jugend und Jugendbilder  
in der frühen Bundesrepublik.  
Kontexte – Diskurse – Umfragen  
doi: 10.12759/hsr.trans.23.v01.2010

## Expanded Study of:

Philip Jost Janssen. 2010. Jugendforschung in der  
frühen Bundesrepublik: Diskurse und Umfragen.  
*Historical Social Research Supplement 22.*

Version: 10 April 2010  
HSR Trans 23 (2010)

HSR-Transition Nr. 23 (2010)

---

Philip Jost Janssen

Jugend und Jugendbilder in der Frühen Bundesrepublik.

Kontexte – Diskurse – Umfragen

Köln:  
Zentrum für Historische Sozialforschung  
2010

## **Vorwort**

Bei dieser Arbeit handelt es sich um eine überarbeitete Fassung gleichnamigen Dissertation, die im Wintersemester 2009/2010 von der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln angenommen wurde. Diese ist als Dissertationsdruck in der Universitätsbibliothek Köln erschienen und kann ebendort bestellt werden.

Ich möchte mich an erster Stelle bei meinem Doktorvater, dem Leiter des Zentrums für Historische Sozialforschung, Prof. Dr. Wilhelm Heinz Schröder bedanken, der sich in allen Phasen des Forschungsprozesses als Förderer, Berater und Kritiker – nicht zuletzt aber auch als Motivator engagiert hat. Er weckte in mir das Interesse für das Thema Jugend und sorgte mit aufmerksamer Betreuung und hilfreichen Impulsen dafür, dass das Feuer für das wissenschaftliche Forschen und Schreiben niemals ausging. Der Forschungskontext ist hier die Historische Sozialforschung, die innerhalb der GESIS seit langem die adäquaten theoretischen und methodischen Zugänge zu sozialwissenschaftlichen Quellenbeständen untersucht und Modelle zu ihrer historischen Kontextualisierung bereitstellt. Insofern steht „Jugend und Jugendbilder“ ganz in der Tradition der schon klassischen Studien, die in den letzten Jahrzehnten innerhalb und im Umfeld des ZHSF entstanden sind; sie versucht aber gleichzeitig neue Wege für die Methode einer Historischen Kontextanalyse zu beschreiten.

Als Zweitgutachterin konnte mit Prof. Dr. Margit Szöllösi-Janze vom Historischen Seminar der Universität zu Köln eine ausgewiesene Kennerin zur Sozialgeschichte der Bundesrepublik gewonnen werden. Ihren zahlreichen und detaillierten Anmerkungen zur Arbeit ist es zu danken, dass die überarbeitete Version der Dissertation zwar an Umfang verliert, jedoch an Gewicht gewinnt. Darüber hinaus ist dem Deutschen Jugendinstitut für die ausgiebige Unterstützung während der Recherchephase zu danken, namentlich Herrn Helmut Schneider, außerdem Herrn Dr. Hans-Ulrich Wagner vom Hans-Bredow-Institut in Hamburg sowie der Association for History and Computing und dem Deutschen Historikerverband für die Möglichkeit, mein Thema frühzeitig auf der AHC-Conference bzw. dem Historikertag präsentieren zu dürfen.

Die Studie ist von der Ursprungsidee bis zum Schlusssatz im institutionellen Rahmen der GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften entstanden. Ein besonderer Dank gilt deshalb den zahlreichen Förderern und Fürsprechern innerhalb der GESIS, vor allem Herrn Prof. Dr. Wolfgang Jagodzinski. Der interdisziplinäre Austausch während der ZHSF-Methodenseminare hat sich sehr produktiv auf den Schreibprozess ausgewirkt, das PhD-Netzwerk, das sich 2009 im damaligen Kölner Zentralarchiv für empirische Sozialforschung konstituiert hat, gab der Dissertation auf den letzten Metern noch entscheidende Impulse. Außerhalb der institutionellen Einbindung ist ganz besonders das

kritische Engagement von Dr. Jan Engelke, Dr. Marian Krawietz, Dr. Guido Lauen und Dominik Schon bei der Durchsicht der Manuskripte hervorzuheben.

Eine stärker auf die wissenschaftsgeschichtlichen Ergebnisse fokussierte Druckversion der Arbeit ist derzeit in Vorbereitung und wird als 22. Heft in der Reihe HSR-Supplement im Sommer 2010 erscheinen.

Köln, den 15. April 2010

Philip Jost Janssen

<b>0.</b>	<b>KONZEPTIONELLER RAHMEN</b>	<b>4</b>
0.1	Entdeckungszusammenhang	4
0.2	Zum Titel / Ziele der Arbeit	6
0.3	Fragestellung – Schwerpunkte – Anfangshypothesen	10
0.4	Disziplinäre Verortung – Quellenbasis – Methode	19
0.5	Zum Aufbau der Arbeit	25
<b>1.</b>	<b>BEGRIFFE – LITERATUR – QUELLENPOTENZIAL</b>	<b>27</b>
1.1	„Schwer zu sagen“ – Zum Begriff der Jugend	27
1.2	„Moderne Zeiten“? Zum Begriff der frühen Bundesrepublik	38
1.3	„Problem“ und Schlüsselkonzept. Zum Begriff der Generation	48
1.4	Historische Jugendforschung: Methoden, Schwerpunkte, Trends	59
1.5	Wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund: Die Umfrageforschung nach 1945	72
1.6	Trends sozialwissenschaftlicher Jugendforschung (70er Jahre bis heute)	87
1.7	Quellenwert und Quellenkritik	91
1.7.1	Übersicht über das wichtigste Datenmaterial	91
1.7.2	Pretests und Konzeptualisierungsphase	102
1.7.3	Aufbau, inhaltliche Schwerpunkte und Frageformulierung	106
1.7.4	Fragesituation und Interviewerprofil	117
1.7.5	Von der Datenaufbereitung zum Tabellenband	124
1.8	Zum Einsatz der Quelle	127
<b>2.</b>	<b>KONTEXTE – HISTORISCHER RAHMEN FÜR JUGEND IN DER FRÜHEN BRD</b>	<b>129</b>
2.1	Jugend-Profile im Rahmen von Familie, Bildung und Arbeit	129
2.1.1	Sozio-demografischer Rahmen / Die deutsche Familie	129
2.1.2	„Das Flüchtlingsproblem“	141
2.1.3	Bildung	143
2.1.4	Arbeitsmarkt	149
2.1.5	Jugendliche Freizeitrahmen	153
2.2	Jugend vor dem Hintergrund einer reglementierten Jugendpolitik	163
2.2.1	Prozesse der Ausdifferenzierung und Verplanung in Jugendhilfe und Jugendfürsorge	164
2.2.2	Prozesse der Informalisierung: Jugendvereine und -verbände	167
2.2.3	Prozesse der Institutionalisierung: Vom Innen- zum Jugendministerium	176
2.2.4	Prozess der Reglementierung: Schutz vor „Schmutz“, „Schund“ und der Öffentlichkeit	180
2.2.5	Prozess der Politisierung: Jugend in exemplarischen Bundestagsdebatten	191
2.3	Zusammenfassung	204
<b>3.</b>	<b>DISKURSE – JUGENDBILDER DER INTERDISZIPLINÄREN JUGENDFORSCHUNG</b>	<b>207</b>
3.1	Der Komplex Wissenschaft und Öffentlichkeit	207
3.2	Pädagogik	210
3.2.1	Rettet das Moratorium! (Flitner)	214

3.2.2	Alles im Erziehungsfeld (Roeßler, Wenke)	217
3.3	Psychologie	220
3.3.1	Rettet die Reifezeit! (Muchow)	221
3.3.2	Das ewige Vorbildproblem (Thomae)	225
3.4	Soziologie	228
3.4.1	Skeptische Gesellschaft und nivellierte Generationen (Schelsky)	230
3.4.2	Die Entdeckung der Teilkultur (Tenbruck)	242
3.4.3	Die unbefangene Jugendforschung (Blücher)	245
3.5	Stellvertreterdiskurse: „Jugend und ...“	248
3.5.1	... Moderne	249
3.5.2	... Masse	253
3.5.3	... Konsum	257
3.6	Jugendfiguren in der Freizeitkultur	262
3.6.1	Die Figur des Halbstarken	264
3.6.2	Die Figur des Teenagers	275
3.7	Zusammenfassung	279
<b>4.</b>	<b>JUGEND UND JUGENDBILDER IN DEN UMFRAGEN</b>	<b>284</b>
4.1	Fragen an die „skeptische Generation“	284
4.1.1	Politisches Interesse / Demokratiepotenzial	284
4.1.2	Vorbilder / Werte	296
4.1.3	Arbeitseinstellung / Aufstiegsorientierung	303
4.1.4	Kulturelle Normen / Werte im Wandel?	309
4.2	Fragen an eine mögliche Jugendkultur	315
4.2.1	Freizeit zwischen Häuslichkeit und „Kulturindustrie“	316
4.2.2	Mediennutzung	325
4.2.3	„Gesellung“	346
4.2.4	Liebe / Partnerschaft	351
4.2.5	Heterogenitäten: Soziale Disposition, Bildungshintergrund, Geschlecht	358
4.2.6	Die 41er	367
4.3	Ein Ausblick in die frühen 60er Jahre	376
4.3.1	Politische Kultur	377
4.3.1	Ökonomische Kultur	386
4.3.2	Freizeitkultur	389
4.4	Zusammenfassung	393
<b>5.</b>	<b>SCHLUSSBEMERKUNG</b>	<b>400</b>
<b>6.</b>	<b>QUELLEN UND LITERATUR</b>	<b>419</b>

## **0. KONZEPTIONELLER RAHMEN**

### **0.1 Entdeckungszusammenhang**

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.“<sup>1</sup>

Dieses alte, besonders stark im 20. Jahrhundert verwendete und mittlerweile reichlich abgedroschen wirkende Diktum gilt bis heute. Die nachwachsende Generation wird wahlweise befürsorgt, bearbeitet, beschützt, als Vorreiter neuer Entwicklungen gefeiert oder aufgrund von abweichendem Verhalten problematisiert oder gar kriminalisiert. Vor allen Maßnahmen wird Jugend aber zunächst von den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen mit den unterschiedlichsten Methoden beobachtet, erforscht und beschrieben – eine Entwicklung, die nicht erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einsetzt, sich aber dort immer weiter intensiviert und ausdifferenziert – sodass man heute vor einer schier unüberschaubaren Vielfalt divergierender wissenschaftlicher Herangehensweisen und Forschungsinteressen steht.

Als einfache Faustregel für Jugendbeobachtung kann dabei gelten: Diese hat vor allem dann Konjunktur, wenn eine Gesellschaft als Ganzes an vorherige Wertetraditionen nur unsicher anknüpfen kann – sei es durch den äußerlich sichtbaren Grund eines Systemumbruchs, Krieges oder die Folgen von Migration, sei es durch weniger sichtbare und allmähliche Entwicklungen wie der Legitimitätsverlust alter Eliten, deren vorbildliche Normen und Werte von einer wachsenden Anzahl an (meist jungen) Menschen plötzlich als unbrauchbar für aktuelle oder zukünftige Lebensbewältigung angesehen werden. Umso akuter wird der Blick auf die Jugend als apostrophierter Blick in die Zukunft, wenn moralische Grundwerte tief erschüttert sind und zudem noch unsicher ist, wer denn eigentlich die Agenda mit gesellschaftlichen Zukunftskonzepten bestimmen wird. Für die ersten Jahre der Bundesrepublik – so könnte man annehmen – sollte dies in ganz besonderem Maße zutreffen. Denn hier handelte es sich um eine Gesellschaft, die auf der Suche nach der eigenen Zukunft und sich selbst war, in ihren Grundfesten tief erschüttert, manche Zeitgenossen sagten sogar: durch die Erfahrungen im Nationalsozialismus und Krieg „gelähmt“, die sich selbst im Taumel des Wiederaufbaus mit Arbeit betäubte und die in der Folge in einem als maßlos wahrgenommenen Konsumstreben von der Verarbeitung der eigentlich moralischen Katastrophe ablenkte. Angesichts kollektiver biografischer Zäsuren durch den Krieg und dessen Folgen – Tod und ökonomisches Elend, Zerstörung und Verlust von Heimat, Flucht und Vertreibung, Hunger, soziale Destrukturierung und Deprivation – zudem als Nation geteilt, von den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges besetzt und als politischer Akteur zunächst mit wenig Einfluss, könnte man fragen: Wer, wenn nicht eine solche Gesellschaft, hätte eigentlich mehr Grund, einen teils besorgten, teils hoffnungsvollen Blick auf die nachwachsende Generation zu werfen?

---

<sup>1</sup> Karl Liebknecht, *Militarismus und Antimilitarismus unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Jugendbewegung*, Leipzig 1907<sup>2</sup>; S. 119.



Und tatsächlich ist das Thema „Jugend“ eines der wesentlichen Verhandlungsobjekte, mit denen sich nach 1945 nicht nur die traditionell Zuständigen der wissenschaftlichen Bereiche Pädagogik und Entwicklungspsychologie sowie der „anwendungsbezogenen“ Bereiche wie Jugendvereine und öffentliche Wohlfahrt, sondern nun auch vermehrt die Sozialwissenschaften und zögerlich auch wieder die Politik beschäftigten. Für das in mehrerlei Hinsicht unsouveräne Westdeutschland der 50er Jahre war der exogene Einfluss der Besatzungsmächte, vor allem der Amerikaner, auf die Jugendforschung und deren Empirisierung von katalysatorischer Bedeutung. Dass das primäre Interesse in der unmittelbaren Nachkriegszeit dabei auf die politische Orientierung der ehemaligen Staatsjugend gerichtet war, überrascht nicht, handelte es sich doch um die Altersgruppe, die durch die systematische nationalsozialistische Indoktrinierung am stärksten betroffen – und scheinbar auch am schlimmsten traumatisiert war. Ursprungsmotivation aller, zunächst von den Alliierten initiierten Jugendforschung war deshalb die Frage nach den Restbeständen nationalsozialistischer Ideologie. Der (teil-)staatliche Neuanfang warf auch Fragen nach verbindlichen kulturellen und moralischen Grundwerten auf, sodass die öffentliche Beschäftigung mit dem Thema Jugend mehr als alles andere eine gesellschaftliche Selbstbespiegelung und ein Durchspielen von Zukunftskonzepten war.

Sorge um soziale Integration und Hoffnung auf gelingenden Kultur- und Wertetransfer sind konstante Merkmale von Jugendforschung bis heute. Die Beschäftigung mit dem sensiblen Thema Jugend erhält für den Untersuchungszeitraum eine zusätzliche Brisanz durch die zeitliche Nähe zu Nationalsozialismus und Krieg. Auf die jüngere Generation wurden nun Erwartungen, Hoffnungen und Ängste projiziert. Gerade angesichts einer als bedrohlich empfundenen Systemkonkurrenz in der neuen bipolaren Welt des Kalten Krieges wurde die Frage nach Integration in ökonomischer, politischer und kultureller Hinsicht bei gleichzeitiger Angst vor einem Wertevakuum zum zentralen Ausgangspunkt westdeutscher Jugendforschung: Die totale moralische Katastrophe in unmittelbarer Vergangenheit, sah sich die Wirtschaftswundergesellschaft im Osten dem Sowjetsystem und Kollektivismus, und im Westen einem fundamentalen Zivilisations-, aber nicht ernst genommenen Kulturimport gegenüber. Gerade die neuen Angebote einer internationalen Pop-Kultur eröffneten für die westdeutschen Jugendlichen schließlich einen „neuartigen Zugang“. Alles in allem: besondere Zeiten sowohl auf Beobachtungsobjekt- als auch auf der Beobachterebene.

Umso erstaunlicher ist deshalb die Tatsache, dass sich bisher weder Geschichts- noch Sozialwissenschaftlichen in besonderem Maße für die retrospektive Betrachtung dieser von prognostischen Versprechen durchtränkten Jugendforschung und ihrer Diskurskontexte interessiert haben. Historiografische Untersuchungen zum Thema „Aufwachsen in den 50ern“ gibt es, wenn auch nicht allzu viele. Forschungen aus dem Bereich der Soziologie bzw. Historischen Soziologie zum gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umgang mit diesem sozialen Phänomen speziell für die frühe Bundesrepublik sind rar. Und konvergente Studien dessen, wie sich das Zusammen-

spiel von realem Jugenderleben in historischen Kontexten mit wissenschaftlich-medialen Jugenddiskursen und den Outputs einer sich rasant wandelnden und zunehmend umfragebasierten Jugendforschung gestaltet, liegen – soweit man dies heute (2010) überblicken kann – überhaupt nicht vor.

## **0.2 Zum Titel / Ziele der Arbeit**

Der Haupttitel der Arbeit *Jugend und Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik* birgt eine Reihe an definitorischen Herausforderungen in sich. Nicht allein deshalb, weil ja erst einmal gezeigt werden müsste, dass es einen historisch abgrenzbaren Raum wie die „frühe Bundesrepublik“ überhaupt gibt. Sondern vor allem, weil die dort vorkommenden Begriffe „Jugend“ und „Jugendbilder“ als schwierige Containerbegriffe bekannt sind, die definitorisch nicht ganz leicht zu fassen sind. Doch die Erweiterung des Untersuchungsgegenstands Jugend um den Aspekt Jugendbilder ergibt sich aus den vorangegangenen Beobachtungen: Jugend bleibt als wissenschaftliches Untersuchungsobjekt – und das ist das Heikle und gleichzeitig Relevante am Allerweltsbegriff Jugend – nie ausschließlich wissenschaftsimmanent. Jugendforschung wird vom öffentlich-publizistischen oder politischen Diskurs ebenso geprägt und teilweise auch mit angestoßen, wie umgekehrt die Ergebnisse von Jugendforschung, freilich meist in abgewandelter Form, öffentlich rezipiert werden. Da das Reden über Jugend also in ein Rückkoppelungssystem mit Wissenschaft, Politik und Medien eingebunden ist, ist ihr erstens ein konstruktiver Charakter immanent und zweitens kann vermutet werden, dass Jugend immer, aber besonders in der frühen, „jungen“ Bundesrepublik auch als Projektionsfläche für völlig anderes steht, das mit realem Jugenderleben weniger zu tun hat. Es geht immer auch um Selbstbilder *von einer* und *für eine* Gesellschaft als Ganze.

Das erste Ziel dieser Arbeit ist, in der Tradition des Sozialhistorikers Rahmenbedingungen für das Aufwachsen in den 50er Jahren in Westdeutschland aufzuzeigen. Dazu sollte eine Kombination von ausgewählten, divergenten Quellen bzw. Daten notwendig sein; vorhandene Forschungsergebnisse können Hinweise darauf geben, in welchem Rahmen sich Jugend tatsächlich „realisiert“ – und diese Kontexte wären anschließend auch zu untersuchen. Doch gleichzeitig ist davon auszugehen, dass das eben angedeutete interdisziplinäre Forschen und Reden über Jugend selbst zum historischen Substrat geworden ist, dessen Analyse mit bestimmten Fragestellungen womöglich noch Aufschlussreiches zur mentalen Disposition, aber auch zu wissenschaftsgeschichtlichen Konstellationen in der frühen Bundesrepublik beitragen kann.

Deshalb kann vorab als zweites Ziel formuliert werden, Jugend in der Tradition des Historischen Soziologen als Objekt der Wissenschaften und öffentlich-medialer Verhandlung zu erforschen und die dort konstruierten Jugendbilder im historischen Kontext zu ordnen und zu analysieren. Unabhängig vom einstellten Fokus handelt es sich doch immer auch um *Jugendbilder*, die Politik, Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien in einem Interaktionsprozess konstruieren. Bilder, die nicht selten beladen sind mit ideologischem Gepäck, eingepasst in die eigenen Forschungsschwer-

punkte oder politischen Programme oder mit dem Zweck verknüpft, zielgerichtet mediale Aufmerksamkeit zu provozieren. Das Kernproblem beim Versuch einer möglichst objektiven Beschreibung von „Wirklichkeit“ ist aber – besonders bei diesem Thema – die stets unlösbare Verknüpfung von disziplinär unterschiedlicher Wissenschaftsorientierung mit konkreten, in diesem Fall jugendpolitischen oder erziehungspraktischen Handlungsstrukturen, die außerhalb objektiver Analyse liegen. Erschwerend kommt hinzu, dass die Jugendforschung immer schon höhere öffentliche Aufmerksamkeitswerte hatte als vergleichbare Forschungsfelder. Und je mehr öffentliche Aufmerksamkeit vorhanden ist, so kann man als schlichte und zugleich ernüchternde Regel formulieren, desto undurchdringlicher wird der Dschungel aus Fakten, Meinungen, Forschungsversatzstücken, analytischen Interpretationen und illustrativen Behauptungen.

Diese verquickten Real/Diskurs-Zusammenhänge, die vermuteten Jugend/Jugendbild-Interaktionen erklären den Untertitel der Arbeit, der mit dem Dreiklang *Kontexte – Diskurse – Umfragen* ebenfalls simplifiziert. Er steht dabei nicht für drei scharf voneinander abgrenzbare Kapitelblöcke, sondern für die zentralen, aufeinander bezogenen und eng miteinander verzahnten Beobachtungsfelder, ohne deren konvergente Analyse man wenig zum Thema *Jugend und Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik* sagen kann.

Jugend realisiert sich, wie andere soziale Phänomene auch, tatsächlich nur in bestimmten Kontexten. Diese Kontexte sollen hier umrissen werden, indem, auch auf Basis einer Literaturstudie von sowohl historischer als auch sozialwissenschaftlicher Jugendforschung, relevante Schwerpunktfelder herausgearbeitet und konturiert werden, die für die Aufwachsen/Sozialisation wichtig sind. Zu denken wäre hier an soziodemografische Konturen, Voraussetzungen zum Beispiel im Bildungs-, Arbeits- und Freizeitbereich, sowie Rahmensetzungen durch Jugendpolitik und Jugendverbände. An diese realen Bedingungen knüpfen zeitgenössische Jugendforschung und daran wiederum zeitgenössische Jugenddiskurse an, die – und das interessiert in dieser Arbeit ebenfalls – an den Rändern jeweils ausufern, d.h. über ihren eigenen Gegenstandsbereich hinaus auch, weil Theorie von Jugend immer auch eingebettet ist in eine Theorie von Gesellschaft, gesamtgesellschaftliche Analysen mitliefern oder eigene, globalere Theoriekomplexe oder Schlagwortfelder zu bestätigen suchen. Ein prominentes Beispiel: Es erscheint offenkundig, wie Helmut Schelsky zur Untermauerung seiner These von der Nivellierten Mittelstandsgesellschaft eine Jugendsoziologie konturierte, die im Ergebnis die Wesensgleichheit von erwachsenen und jugendlichen Einstellungen und Verhaltensweisen behauptete. Dies ist auch das zentrale Missverständnis bei der Analyse seines Klassikers „Die skeptische Generation“: Schelsky schaffte – trotz des Buchtitels und der gleichzeitigen Renaissance des Generationenkonzepts in den 50er Jahren – die Vorstellung einer eigenständigen Jugendphase vollständig ab. Im Kontrast dazu beschrieb Friedrich Tenbruck die Entwicklung einer jugendlichen „Teilkultur“ und vertrat sogar die These einer „Juvenalisierung“ der Gesamtgesellschaft. Beide, Schelsky und Tenbruck, beriefen sich aber auf das gleiche empirische Material. Solche Jugenddebatten fanden eben auch vor dem Hinter-

grund von Machtverschiebungen im wissenschaftlichen Feld statt. Sie stehen für interdisziplinäre Konkurrenz um die besseren Methoden und Theorien – und gleichzeitig für den Kampf um Diskursführerschaft. Hier ist wissenschaftsgeschichtlich bedeutsam, wie die in sich selbst bereits heterogene Soziologie in einen originären Zuständigkeitsbereich der Pädagogik und Entwicklungspsychologie eintritt, wobei die jeweiligen unumstößlichen Grundkonzepte vom fachstrategischen Eigeninteresse bisweilen schwer zu trennen sind. Im Ergebnis jedoch wird die interdisziplinäre Jugendforschung innerhalb kürzester Zeit fundamental empirisiert, genauer: quantifiziert.

Auch ist plausibel, dass der situationale, institutionelle und soziale Kontext einerseits den Diskurs formt und prägt, andererseits wirkt der Diskurs auf die soziale und gesellschaftliche Wirklichkeit zurück, kurz gesagt: Der Diskurs ist sowohl sozial konstitutiv als auch sozial bestimmt. Dieser inhärente dialektische Charakter evoziert die Grundüberzeugung, dass Jugendforschung und öffentlich geführter Jugendsdiskurs die Jugend zumindest mitkonstruieren, die sie zu analysieren vorgeben. Der anvisierte Beobachtungszeitraum enthält gleichzeitig auch besonders einschneidende Veränderungen, was die Theorien, die Methoden und den Interpretationshabitus in der Jugendforschung betrifft. Dabei erscheint der Bedeutungszuwachs der empirischen Sozialforschung, insbesondere der Umfrageforschung, als das für die folgenden Jahrzehnte wirkmächtigste Phänomen, nicht nur, aber auch im Bereich der interdisziplinären Jugendforschung.<sup>2</sup> Mit der neuen, als „westlich“ wahrgenommenen Methode der Umfrageforschung schien nämlich der „Wirklichkeitswissenschaft“ Soziologie seit Beginn der 50er Jahre ein geeignetes Instrument zur Verfügung zu stehen, die „tatsächlichen“ Einstellungen und Verhaltensweisen von Bevölkerung und Bevölkerungsgruppen objektiv zu erheben. Zudem verhieß „Repräsentativität“ die zeitgemäße Entsprechung zur Demokratie zu sein. In der genauen Beobachtung der Jugend als gefährdetes und gefährliches „Mutationspotential der Gesellschaft“ (Karl Mannheim) – so die zeitgenössische Hoffnung – lassen sich kulturell-moralische Kontinuität oder Bruch seismografisch lesen. Titel wie „Jugend von heute – Gesellschaft von morgen“ sind Indizien für den Anspruch empirischer Jugendforschung, quasi als mittelfristige Futurologie der Wiederaufbaugesellschaft dezidiert anwendungsbezogene Forschung zu betreiben. Also kann hier schließlich ein drittes Ziel formuliert werden: Es soll, jetzt in der Tradition des Historischen Sozialforschers, analysiert werden, inwieweit jene, mittlerweile historisch gewordenen Umfragedaten aus der Pionierphase westdeutscher Demoskopie, die nachweislich den Diskurs v.a. via Schelsky stark geprägt haben, für eine jugendhistorische Untersuchung fünfzig Jahre später tauglich sind. Die Hoffnung dahinter: Wenn man die realgeschichtlichen Kontexte und die davon abhebenden und darauf einwirkenden Diskurse kennt, könnten Umfragedaten besser „gelesen“ und vielleicht noch

---

<sup>2</sup> Die beiden hier angestellten Vorüberlegungen bezüglich Sozialkonstruktion und Strukturwandel von Öffentlichkeit folgen Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M. 1969 sowie Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1962.

Genauerer zum Begriffspaar „Jugend und Jugendbilder“ gesagt werden. Darüberhinaus ist zu prüfen, inwieweit eine solch klassische Aufteilung in Kontexte, Diskurse und Umfragen überhaupt haltbar ist. Zu erwarten sind zahlreiche Interdependenzen und Inkongruenzen, außerdem steht zu vermuten, dass beispielsweise die diskursive Verhandlung sich als ein wesentlicher Teil von Kontext herausstellt oder Umfragedaten diskursiv vorgeprägt sind.

Dass bei der Beantwortung zeithistorischer Forschungsfragen sozialwissenschaftliche Quellen von großem Nutzen sind, ist heute zwar unbestritten. Gerade die Datensätze der frühen Umfrageforschung aber, deren methodische Undifferenziertheit nicht selten zu ausufernden und auch ideologisch gefärbten Interpretationen einluden, werden häufig zitiert – selten jedoch analysiert. Die Möglichkeit, eben jene Daten im Verbund mit ihren verfügbaren Metainformationen und den zeitgenössischen Forschungsergebnissen selbst als historische Quellen zu begreifen und sie einer eigenen Re-Analyse zu unterziehen, wird – zumal von Zeithistorikern – immer noch kaum wahrgenommen.

Diese Arbeit soll also neben wissenschaftsgeschichtlichen Teilen ein Beitrag zur Geschichtsschreibung über die Jugend sein; gleichzeitig aber auch eine Studie über Selbst-, Ideal- und Alptraumbilder der Gesellschaft der jungen Bundesrepublik insgesamt, die in ihren Diskursen über die Jugend (gerade in Verbindung mit Freizeit) eine aussagekräftige Projektionsfläche ihrer selbst gefunden hatte. Denn das Reden über Jugend ist zu allen Zeiten, besonders aber in der frühen – „jugendlichen“ – Bundesrepublik nicht nur „Sorge um Integration“, sondern auch ein Stellvertretergefecht, dessen Analyse lohnt, weil es die Suche nach dem Selbstverständnis und dem Wertehorizont der Gesellschaft freilegt. Da wird zum Beispiel in Richtung Jugend argumentiert, dass

*(...) der Umgang der Menschen in diesen Bereichen immer gefühls- und affektärmer [wird], er wird abstrakt und prinzipiell, reglement- und zweckgesteuert. Die dadurch freigesetzten Gefühls- und Affektbedürfnisse werden in dieser Gesellschaft sozusagen gesondert organisiert und abgesättigt, vor allem im privaten Bereich, aber auch im Sport, Kino und sonstigen Vergnügungsbetrieb, damit sie nicht als Ressentiment frei flottieren und als Sand in das Sachgetriebe der modernen Beziehungen eindringen.*<sup>3</sup>

Dies ist kein Ausschnitt aus der aktuellen Shell-Jugendstudie – die Einschätzung stammt aus dem Jahr 1957. Helmut Schelsky beschrieb hier die deutsche Nachkriegsjugend als eine „skeptische Generation“. Mit dem Begriff „skeptisch“ war damals allerdings keine philosophische Grundhaltung gemeint, sondern er bezog sich auf die den damaligen Jugendlichen zugeschriebenen Eigenschaften wie angepasst, nüchtern und aufstiegsorientiert. Die Darstellung der Jugend als skeptische Generation ist unbestritten *die* gängige Interpretation jener Zeit und auch Dreh- und Angelpunkt für fast alle historischen Untersuchungen, die direkt oder auch nur am Rande mit der Jugend der frühen Bundesrepublik zu tun haben. Gleichzeitig existieren aber auch andere Konturierungen: etwa die des traumatisierten Kriegskindes, die des rebellischen Halbstarcken, die

---

<sup>3</sup> Helmut Schelsky, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957, S. 36-37.

des konsumorientierten Teenagers oder die des prärevolutionären Studenten. Die Bilder, die von der Jugend der frühen Bundesrepublik gezeichnet wurden und werden, erweisen sich also als äußerst widersprüchlich. Es ist zu fragen, ob sie die sich wandelnden Erwartungen widerspiegeln, die die Gesellschaft an die nachwachsende Generation stellt, oder ob die Vielzahl der Einschätzungen lediglich für die Pluralität von Jugend insgesamt steht, für die Tatsache, dass Jugend sich nun einmal nie auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt, oder ob diese Charakterisierungen Resultate von jeweils unterschiedlichem disziplinären Zugriff sind. Es scheint also nicht ganz einfach zu sein, das Begriffspaar „Jugend“ und „Jugendbilder“ sauber voneinander zu trennen. Dazu im Folgenden zunächst eine Einführung in die Fragestellungen, die im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen – verbunden mit ersten Hypothesen.

### **0.3 Fragestellung – Schwerpunkte – Anfangshypothesen**

Vier zentrale Fokussierungen sollen als Matrizen der Untersuchung dienen. Jeweils inhärent sind hier (1) die jugendhistorische Komponente, die faktenbasiert zu kategorisieren versucht, (2) die zeithistorische Komponente, die nach Periodisierungen fragt, (3) die übergreifende Relevanz-Komponente, die Metaebenen vermutet, und schließlich (4) die wissenschaftsgeschichtliche Komponente, die methodologische Akzente setzt:

- (1) Jugendleben in der frühen Bundesrepublik ist nicht widersprüchlich, sondern buchstäblich „vielschichtig“.
- (2) Der Untersuchungszeitraum „frühe Bundesrepublik“ ist breiter als er scheint. Jugend und Jugendbilder ändern sich innerhalb weniger Jahre fundamental.
- (3) „Jugend“ ist eine Schlüsselkategorie für das Selbstverständnis der frühen Bundesrepublik. Und der Diskurs über sie ist auch als Stellvertreterdiskurs zu lesen.
- (4) Die quantifizierend-empirische Jugendforschung generiert Umfragedaten als wertvolle zeithistorische Quelle.

- (1) Jugendleben in der frühen Bundesrepublik ist nicht widersprüchlich, sondern buchstäblich „vielschichtig“.

Die Annahme eines vielschichtigen „jugendlichen Reallebens“ scheint auf den ersten Blick eine inhaltliche Banalität zu sein. Bei genauerer Durchsicht der relevanten Literatur erweist sich dies jedoch als nicht unbedingt selbstverständlich. Es fällt auch auf, dass der Singular hier eine längere Lebensdauer hat als bei anderen sozialen Kollektiven: *Das* Bürgertum oder *die* Arbeiterklasse werden längst differenzierter besprochen. Wie stark Pluralität aber überhaupt nachweisbar ist oder ob dies einfach nur eine Frage der Quellenauswahl ist, beziehungsweise mit ihrer Gewichtung zusammenhängt, gilt es zu überprüfen. So erscheint es plausibel, dass, je weniger Quellen bei einer historischen Jugendforschung eingesetzt werden, desto einheitlicher auch das Jugendbild sein muss. Außerdem ist die Kohärenz des Jugendbildes abhängig davon, welche Quellen und

Methoden man heranzieht. So werden qualitative Interviews naturgemäß immer eine größere Vielschichtigkeit erzeugen als repräsentative Umfragen.

Die größten Differenzen werden in den Variablen Geschlecht und Bildungshintergrund vermutet, was keine Überraschung ist: Die meisten Jugendforscher nehmen diese Differenzierungen vor – häufig jedoch, ohne dabei oder anschließend den bürgerlich-männlich geprägten Jugendbegriff anzupassen. „Die Jugend gibt es nicht“<sup>4</sup> – Erwin K. Scheuch war einer der ersten, der die Jugendforschung regelmäßig zur Berücksichtigung der internen Differenziertheit der Jugend nach dem Krieg aufforderte – der jedoch auf weitestgehend homogene Jugendvorstellungen traf. Doch die Pluralität von Jugend beginnt nicht erst in den 70er Jahren. Ein wesentliches Ziel der Re-Analyse muss es daher sein, möglichst differenzierte Jugendprofile zu erstellen. Pluralität im Kontext von Individualisierungsprozessen: Ein besonderer Schwerpunkt soll hier auf dem Freizeitbereich liegen, als das bevorzugte Emanzipations- und Probierfeld für die Jugendlichen in einer vermuteten jugendkulturellen Inkubationsphase der späten 50er Jahre. Eine explorative Auswertung der EMNID-Studien von 1953, 1954 und 1955 hat bereits ergeben, dass die Jugendlichen in diesem Beobachtungszeitraum in völlig unterschiedlichen Welten leben.<sup>5</sup> Dies erstaunt vor dem Hintergrund des Diskurses über Nivellierung und angesichts der Tatsache, dass die mittelwertfixierte Statistik gesellschaftliche Wirklichkeit automatisch „einebnet“ und minoritäre, aber öffentlichkeitswirksame generationelle Trägergruppen in der repräsentativen Umfrage unauffällig werden. Die drei Hauptdifferenzierungen, die von der Re-Analyse aufgegriffen werden müssten, sind demnach:

1. Gender. Es ist in der frühen Bundesrepublik nach wie vor der männliche Jugendliche, auf den das Forschungsinteresse hauptsächlich abzielt. Dieser steht oft in der Tradition der pädagogisch bedeutsamen und literarisch aufgeladenen Figur des „Jünglings“, was nicht zuletzt an der vielfach jugendbewegten Biografie der Forscher selbst liegt. Weibliches Jugendleben und die zahlreichen Unterschiede, beispielsweise die sehr viel stärkeren Reglementierungsstrategien durch elterliche, kirchliche und staatliche Autoritäten, finden hingegen selten eine eigene Erwähnung.

2. Altersbinnendifferenzierung. Die Probleme bei der Entwicklung einer exakten transdisziplinären Jugenddefinition und bei der Festlegung von Anfang und Ende der Jugendzeit sind nie endgültig zu lösen. Die damals üblichste Setzung in den Jugendumfragen, nämlich die der Altersspanne 15-24, schließt aber einerseits alle diejenigen aus, die zum Zeitpunkt der Befragung in der Volks- und Mittelschule waren – andererseits aber den 23-jährigen Facharbeiter und die 22-jährige verheiratete Hausfrau mit ein. Doch für die Mehrheit der damals Befragten scheint die Jugendphase –

---

<sup>4</sup> Erwin K. Scheuch, Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenzierung der Jugend in heutigen Industriegesellschaften, in: C.F. Siemens Stiftung (Hrsg.), Jugend in der Gesellschaft, München 1975, S. 54-78. Schon zum damaligen Zeitpunkt war dies aber keine neue Erkenntnis: So hatte Bernfeld 1935 fast resigniert festgestellt, durch die zahlreichen Adoleszenzprozesse entstünden „jene unerschöpfliche Fülle von Verlaufsformen, welche die Verzweiflung des Wissenschaftlers bildet, der eine einheitliche Form für die Pubertät sucht.“ Siegfried Bernfeld, Über die einfache männliche Pubertät, in: Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, 9 (1935), S. 360-379; S. 360.

<sup>5</sup> Philip Jost Janssen, Umfragen der Jugendforschung in der frühen Bundesrepublik als Quellen für die zeithistorische Forschung. Methodische Überlegungen zu ihrer historisch-kontextuellen Sekundäranalyse, in: Historical Social Research Vol 27 (2002), No. 2-3, S. 253-265.

wenn es sie denn überhaupt gab – viel kürzer gewesen zu sein als für die kleine Gruppe der Oberschüler und Studenten, die den zeitgenössischen Forschern ganz offensichtlich als Prototyp vorschwebte. Auch eine einfache Aufschlüsselung der Geburtsjahrgänge lässt bereits erahnen, welche unterschiedlichen Kollektiverfahrungen die untersuchten Kohorten hatten. Im erweiterten Beobachtungszeitraum reicht die Spanne der Befragten vom Kriegsteilnehmer bis zum Wirtschaftswunderkind:

	1950	1955	1964
15-17- Jährige	*1933-1935	*1938-1940	*1947-1949
18-20- Jährige	*1930-1932	*1935-1937	*1944-1946
21-24- Jährige	*1926-1929	*1931-1934	*1940-1943

Trotz der vermuteten methodischen Schwierigkeiten, v.a. was die Vergleichbarkeit von Stichproben sowie Frageformulierung und Itemkompatibilität betrifft, kann man von einer punktuellen Längsschnittanalyse Aufschlüsse über signifikante Veränderungen im Jugendleben erwarten. Eventuell lassen sich sogar Einordnungen in die bekannten langfristigen Prozesse vornehmen: Wertewandel und Individualisierung, die These einer Entwicklung von Jugendlichkeit als kultureller Norm oder die Überprüfung der Hypothese, dass die zweite Hälfte der 50er Jahre die Inkubationszeit für die spätere jugendkulturelle Segregation ist.

3. Soziale Herkunft/Bildungshintergrund. Bedeutsam für die im Fokus stehende Zeit der frühen Bundesrepublik scheinen in jedem Fall die rhetorischen Einebnungsstrategien von gesellschaftlichen Unterschieden zu sein. So werden reale soziale Ungleichheit und deren Einfluss auf Bildungschancen in der frühen Bundesrepublik durch „gefühlte Gleichheit“ verdrängt und in Schelskys „Nivellierter Mittelstandsgesellschaft“ gewissermaßen wissenschaftlich bestätigt. Sieht man genauer hin und zieht man weitere Umfragedaten aus Landjugenduntersuchungen, Arbeiterbefragungen sowie allgemeine Daten hinzu, sollte aber deutlich werden, dass die soziale Disposition mehr als nur „feine Unterschiede“ nach sich zog.

„Klassische“ Fragen von Jugendsurveys sind die nach den Vorbildern, den demokratischen Überzeugungen oder der „Gesellung“. Bei einem explorativen Vergleich der Fragebögen fällt auf, wie stark sich die inhaltliche Schwerpunktsetzung zwischen 1953 und 1965 in Richtung Bildung und Freizeit verschiebt. Dies mag auch mit den persönlichen Forschungsinteressen der federführenden Soziologen zusammenhängen, ist aber gleichzeitig auch eingebettet in gesamtgesellschaftliche Analysen, wie sie sich zentral in Georg Picht's Bildungskatastrophe oder in der deutschen Rezeption von David Riesmans „The Lonely Crowd“ manifestieren. Auch in dieser Arbeit wird das Thema Freizeit zu einem zentralen Analysefeld. Die Tatsache, dass der Freizeitbereich aber auf dem ökonomischen und soziokulturellen Koordinatensystem des Alltagslebens fußt, findet in Kontexten wie Arbeitsbedingungen, Bildungssystem oder Wohnsituation ihre Berücksichtigung. Die Entscheidung, in dieser Arbeit freizeitbezogene Tätigkeiten, Interessen und Einstellungen in den Mit-



den Mittelpunkt zu stellen, trägt zum einen der gesellschaftlichen Entwicklung Rechnung, dass der Freizeit quantitativ und qualitativ eine immer größere Bedeutung zukam. Zum anderen ist Freizeit ein aufs Engste mit dem Thema „Jugend“ verknüpft und in den 50er Jahren zentrales Untersuchungsthema, das im Argumentationszusammenhang industrielle Massengesellschaft – Modernisierung – Konsumorientierung oft kulturkritisch diskutiert wurde. Die Prognose von Schelsky, Blücher und anderen konservativen Intellektuellen, die Bundesrepublik sei bald eine „Freizeitgesellschaft“, war durchaus nicht nur polemisch gemeint. Wenn in den Jugendstudien also ein besonderes Augenmerk auf das Freizeitverhalten gelegt wurde, dann auch um einen augenhaften Blick in die Zukunft der westdeutschen Gesellschaft zu werfen oder um kulturelle Standards zu definieren.

(2) Der Untersuchungszeitraum ist breiter als er scheint. Jugend und Jugendbilder ändern sich innerhalb weniger Jahre fundamental.

Die Tatsache, dass eine historische Arbeit darauf verzichtet, in ihrem Titel eine genaue Zeiteingrenzung vorzunehmen, mag im ersten Augenblick irritieren. Weit verbreitet ist nach wie vor, seine Untersuchungsperiode in klassischer Dezenniumsform auszuwählen und die „frühe Bundesrepublik“ als eine der 50er Jahre zu definieren. Andere Gründe könnten dafür sprechen, genauer, nämlich mit der Staatsgründung 1949 zu beginnen, und zeithistorisch plausibler, nämlich aufgrund wirtschaftlicher Zäsuren, politisch neuer Konstellationen, vor allem aber wohl: gesellschaftlicher Umbruchszeiten den nächsten Schnitt erst Mitte der 60er Jahre anzusetzen.

Ein Untersuchungszeitraum mit einer Zeitspanne von dann 16 Jahren hätte aber den Nachteil, sich nicht voll und ganz auf einen kleinen Ausschnitt konzentrieren zu können. Es böte allerdings den Vorteil einer Konsistenzprüfung für eventuell nur zufällig auftretende Ergebnisse und die Möglichkeit, mittels Längsschnittvergleich zu untersuchen, ob sich markante Veränderungen ergeben haben, und ob man die frühe Bundesrepublik im Kontext der Forschungsfragen noch einmal in sich unterteilen kann. Vermutet wird, darin wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Forschungsergebnissen folgend, ein Einschnitt etwa in der Mitte des Untersuchungszeitraums, innerhalb des letzten Drittels der 50er Jahre. Und deshalb auch der pragmatische Kompromiss: Die Zeit bis Ende der 50er Jahre soll hier als Hauptfokus der Untersuchung dienen, die Zeit bis 1965 wird als kontrastiver Ausblick punktuell miteinbezogen. Dazu gehört es, zu skizzieren, wie sich Kontexte im Verlauf der Bundesrepublik weiterentwickeln. Jugendforschung beginnt nicht erst 1949, und Jugendsdiskurse brechen nicht 1959 plötzlich ab.

Nicht nur die Lage des vorhandenen Quellenmaterials lässt eine Binnenzäsur um 1955 plausibel erscheinen, denn hier erfolgt bis 1962 die letzte größere bundesweite repräsentative Jugendbefragung. Es folgt auch der üblichen Periodisierung westdeutscher Sozialgeschichtsschreibung, die von weiten Teilen der Forschung aufgrund ökonomischer und sozialstruktureller Umbrüche vorgenommen wird. Vieles spricht für eine solche gesellschaftsgeschichtliche Periodisierung: die

drastische Senkung der Arbeitslosigkeit, die beginnende Arbeitszeitverkürzung mit dem „langen Wochenende“, die umfangreiche Ausstattung der privaten Haushalte mit technischen Konsumgütern. Auch eine politische Zäsur ist eben hier zu ziehen: Die Bundesrepublik erhält ihre volle staatliche Souveränität, es erfolgen NATO-Beitritt und Wiederbewaffnung. Erst danach beginnt die Phase, die sehr exklusiv unser heutiges Bild der frühen Bundesrepublik prägt. Für den Freizeitbereich entstehen durch die Einkommenszuwächse und nicht zuletzt durch die Durchsetzung der 5-Tage-Woche völlig neue Voraussetzungen. Eben hier sind auch ein entscheidender Schub zur Massenmotorisierung und die starke Zunahme an Urlaubsreisen zu verzeichnen. Wenn schließlich die Ausprägung einer spezifischen, selbst bestimmten Jugendkultur (Halbstarke, Teenager usw.) erst auf die zweite Hälfte der 50er Jahre terminiert wird, dann ist zu prüfen, ob dies für die erste Phase eine generelle Ununterscheidbarkeit zum Freizeitverhalten der Erwachsenen bedeutet. Freizeit wird hier verstanden als Moratoriums-, Sozialisations-, Konsum-, Distinktions- und Identifikationsraum – und als neuralgischer Punkt für die pädagogische Frage nach Sozialisation und Kontrolle. Wann und wie konstituieren sich jugendkulturelle Eigenwelten? Und wie lassen sich für den Untersuchungszeitraum Binnendifferenzierungen vornehmen? Ändert sich der professionelle Blick auf die Jugend? Und wenn ja: Wann und warum? Mit dem Ausblick bis ins Jahr 1965, als die dritte Shellstudie als fünfte EMNID-Jugendstudie unter dem Titel „Jugend, Bildung und Freizeit“ erscheint, soll punktuell eruiert werden, ob es anhand der Daten möglich ist, wichtige Veränderungen im Selbst- und Fremdbild der Jugendlichen zu beobachten, zu welchen Zeitpunkten und unter welchen Voraussetzungen diese Veränderungen geschehen. Was wird aus dem durch Geschichtsphilosophie, Pädagogik und Kulturkritik aufgeladenen Mythos Jugend und dem Konzept der Generation nach dem Zweiten Weltkrieg: Zerfall, Revitalisierung, Verwissenschaftlichung, Politisierung, Soziologisierung?

Schließlich zeichneten sich mit Arbeitsmarktkrise und Bildungsdebatte ab Mitte der 1960er Jahre ein tiefer Einschnitt, eine pädagogisch-politische Wende und ein Markstein gesellschaftlicher Erneuerung ab, der heute unter der „Chiffre und Zäsur“ 1968 firmiert. Die Studentenbewegung kommt auch für die empirische Sozialforschung und ihre Diagnosen von einer „Unbefangenen Generation“ äußerst überraschend und stellt die Prognosefähigkeit ihres Hauptinstruments Umfrage in Frage. Was das Typische einer Generation bzw. einer Epoche ist, lässt sich wahrscheinlich erst historisch rekonstruieren und verweist erneut auf die Relevanz einer genuin historischen Jugendforschung.<sup>6</sup>

Im Hintergrund steht auch die in der Geschichtswissenschaft viel diskutierte Frage nach Kontinuitäten und Brüchen ab 1945 sowie die Kontroverse über den historischen Ort der 50er

---

<sup>6</sup> Experten der noch kurzen Geschichte der empirischen Sozialforschung in Deutschland bevorzugen im Übrigen eine ganz ähnliche Periodisierung und bezeichnen die Jahre 1949 bis 1965 als die „Gründungsphase“, vor allem wegen der eigentlichen Institutionalisierung und dem Selbstverständnis der Gründergeneration als Abkehr von der geisteswissenschaftlich orientierten Sozialforschung der 20er Jahre. Die zweite Phase wäre demnach ca. 1965-1980 als die „große Zeit“ mit ihrer starken Expansion an Hochschulen und Forschungseinrichtungen, die dritte ab 1980 dann als „Normalbetrieb“. Vgl. Christoph Weischer, Das Unternehmen ‚Empirische Sozialforschung‘. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, München 2004, S. 35-36.

Jahre zwischen den Argumentationspolen Restauration und Modernisierung. Heutige Stereotype über die Gesellschaft der frühen BRD als „gleichförmig“ und „angepasst“ gilt es im Fokus auf die Jugend zu hinterfragen. Wie gestaltet sich diese Lebensphase in einer Gesellschaft, der man heute nachsagt, nicht nur politisch „Keine Experimente!“ als obersten Leitspruch erkoren zu haben? Die sogenannte Adenauer-Ära scheint in der deutschen Historiografie jedenfalls vielfach als Kontrastfolie zum gesellschaftlich-kulturellen Aufbruch seit den späten 60er Jahren funktionalisiert worden zu sein. Zu vermuten ist für die Gesellschaft und hier speziell für die Jugend der frühen Bundesrepublik eine weitaus größere Vielschichtigkeit in ihren Einstellungen und Verhaltensweisen als dies in der Nivellierungsthese zeitgenössischer Diagnosen und historiografischer Abhandlungen suggeriert wird.

Die Aufmerksamkeit in der empirischen Jugendforschung galt besonders der Frage, was übrig geblieben war von der ideologischen Überhöhung der Jugend durch die Nationalsozialisten, die mit teilweise aggressivem Aufwiegeln der Jungen gegen die Alten, und sogar gegen die eigenen Eltern verbunden war – wodurch jugendliches „Gefährdungspotenzial“ nachhaltig erwiesen schien. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen muss man auch die Themensetzung der 50er-Jahre-Jugendforschung verstehen. Die Feststellung, die westdeutsche Jugend sei apolitisch und ohne Ideologie, mochte dem Idealbild von politisch und sozial Engagierten zwar nicht entsprochen haben und dies würde auch heute noch als defizitär beurteilt. Für viele Beobachter muss es aber durchaus beruhigend geklungen haben, dass diejenigen, die einige Jahre zuvor noch „Mit uns zieht die neue Zeit“ gesungen hatten, sich offenbar exklusiv für das persönliche Vorwärtskommen interessierten und von dieser Seite kein Generationenkonflikt, sondern eine harmonische Integration in die Gesamtgesellschaft zu erwarten war. Insofern herrschte womöglich die Hoffnung, dass es zumindest hier eine „Stunde Null“ gegeben haben könnte. Und deshalb wurden alle widersprechenden Erscheinungen auch aufgeregt verfolgt.

(3) „Jugend“ ist eine Schlüsselkategorie für das Selbstverständnis der frühen Bundesrepublik.

Und der Diskurs über sie ist auch als Stellvertreterdiskurs zu lesen.

Das 20. Jahrhundert wird oft als das „Jahrhundert der Jugend“<sup>7</sup> bezeichnet, in dem der Begriff, vereinfachend gesagt, den Weg von einer ideellen Aufladung über eine Verwissenschaftlichung bis hin zu einer „Entzauberung“ und zunehmenden Skepsis gegenüber dem fassbaren Phänomen ging. Als Dieter Baacke 1970 von einer „Weltmacht Jugend“ sprach, dann markierte dies den Höhepunkt, den das Thema nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem: nach den 60er Jahren innehatte.<sup>8</sup> Wann aber beginnt sich das in den letzten Jahrzehnten zweifellos dominant gewordene Ideal von „Jugendlichkeit“ als eine positiv gedeutete Form von Sportivität, einer Unverbrauchtheit mit frischen Ideen und hedonistischen Elementen zu entwickeln? Zunächst sollte man meinen,

---

<sup>7</sup> Wilfried Ferchhoff, Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile, Frankfurt a.M. 2007<sup>3</sup>, S. 63.

<sup>8</sup> Dieter Baacke, Beat, die sprachlose Opposition?, München 1970<sup>2</sup>, S. 13.

dass Seniorität und Erfahrung den Orientierungsmaßstab für kulturelle und politische Werte darstellten. Die prägenden Politikerfiguren Adenauer und Heuss, die man eher als Großvater-, denn als Vaterfiguren bezeichnen kann, legen darüber fast schon ikonografisch Zeugnis ab.<sup>9</sup>

Nicht ignoriert werden darf aber die fulminante Bedeutungsverschiebung, die Jugend durch den Nationalsozialismus erfahren hatte. Dabei scheint sich die Besprechung im Sinne „Jugend unterm Hakenkreuz“ mit der gängigen Selbsteinschätzung wie sie aus neueren Forschungen, gerade im Bereich der Oral History hervorgeht, keineswegs zu decken: Demnach waren es ja gerade die Kinder und Jugendlichen, die, unter politischen und rasseideologischen Bedingungen, im Zentrum der Aufmerksamkeit, Aufhetzung und Aufwertung standen. Dies ist immer mit zu bedenken, wenn es darum geht, den erwachsenen Blick auf die Jugend nach 1945 zu analysieren. Die enorme Stellung, die das nationalsozialistische System den Jungen zugewiesen hatte, war unausgesprochen eine wesentliche Kontrastfolie für die Behandlung von Jugend in der frühen Bundesrepublik, primär auch in der Zielrichtung ihrer Unterordnung unter die Kulturwerte und Prinzipien der bürgerlichen Erwachsenengesellschaft, die man unter der Rubrik „Jugendschutz“ subsumieren könnte.

Das Thema Jugend hat im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs – wie andere Themen auch – ständigen Konjunkturschwankungen unterlegen. Die Zeit der frühen Bundesrepublik ist sicher eine der Hochphasen von Jugendbeobachtung und -analyse. Offenbar ist die Vergewisserung der eigenen gesamtgesellschaftlichen Zukunft über die Jugendbeobachtung für Gesellschaften in intensiver Selbstfindungsphase bedeutender als für andere. Denn als spätere Peaks sind zum einen die Zeit gegen Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre zu nennen, in der neue, vor allem von jungen Menschen geprägte soziale Bewegungen sowie eine auffällige Ausdifferenzierung von Jugendkultur interessierten, und zum anderen die Zeit nach 1990, als die Ost/West-Vergleiche sowie neuer Rechtsextremismus auf der Agenda standen.

In den Diskursen über die Gesellschaft der 50er Jahre spielte das Thema Jugend eine zentrale Rolle. Der Jugenddiskurs ist dabei eingebettet in Manteldiskurse über die moderne Medien-, Konsum- und Massengesellschaft. Und diese weisen erhebliche Ebenenunterschiede auf, ging es doch unter anderem darum, wie die Gesellschaft, der Staat oder die Familie die Heranwachsenden vor den Gefahren der Moderne schützen sollten, wie rebellisch oder angepasst Jugend im neuen Staat war, ob die Familie neue integrative Kraft erlangt hatte oder ob diese in der Kriegs- und Nachkriegs-Unordnung erodiert war. Es wurde geforscht und diskutiert, wie viel Geld die Jugendlichen zur Verfügung haben sollten, wie es um ihre Arbeitseinstellung stand, ob sie Lehrer und

---

<sup>9</sup> Exemplarisch für einen Bereich, in dem sich Mentalitätsstrukturen ablagern, in dem aber auch gezielt Normen gesetzt werden, wäre die Werbung zu nennen. Leider stehen systematische kulturgeschichtliche Analysen über Werbeplakate, Kinospots und Zeitschriftenanzeigen bisher aus oder kommen nicht ohne die ebenso abgenutzte wie inadäquate Spiegel-Metapher aus. Zumal ihr heuristischer Wert äußerst umstritten ist. Doch auch hier könnte ein quantitativer Ansatz weiterführen, der etwa die Häufigkeit des Vorkommens und die Analyse von zeitlich begrenzten, dominanten Typologien beleuchtet. Eine konventionelle Darstellung inklusive der problematischen Spiegel-Metapher findet sich bei: Michael Kriegskorte, Werbung in Deutschland 1945-1965. Die Nachkriegszeit im Spiegel ihrer Anzeigen, Köln 1992.

Eltern als Autoritäten akzeptierten und was sie von der freiheitlich-demokratischen Grundordnung hielten.

Die zentrale Hypothese lautet daher: Das Reden über Jugend ist immer, besonders aber in Phasen nach großen Umbrüchen, ein chiffriertes Reden über das gesellschaftliche Selbstverständnis, das zum Zeitpunkt der Diskussion alles andere als selbstverständlich ist. Denn Jugend eignet sich zur Projektionsfläche für das, was die Gesellschaft an Werten und Leitbildern definieren möchte, wie keine andere Gruppe sonst, scheint doch hier „im Kleinen“ (unausgewachsen, somit noch veränderbar) bereits das vorhanden, was die Gesamtgesellschaft morgen ausmachen wird. Dabei eignen sich auch Themen, die ohne den Umweg über die Verbindung zur Jugend mit weniger Nachdruck diskutierbar, zum Teil sogar tabuisiert sind. Worüber wird sonst noch geredet, wenn man sich in jener Zeit zu Jugendthemen äußert?

- ▶ Es geht um das Taschengeld und das Konsumverhalten – aber auch um die Frage nach Materialismus in der Gesellschaft, die Marktwirtschaft und ihre Elemente.
- ▶ Es geht um Comics und Kino – aber auch um die Frage nach kulturellen Leitbildern und den Folgen der vermuteten Amerikanisierung.
- ▶ Es geht um Berufspläne – aber eben auch um die Frage, wie viel Wert man Arbeit und dem Statusbewusstsein via Karriere einräumen sollte.
- ▶ Es geht um Vorbilder – aber eben auch um die Frage nach dem Fortbestand alter Werte, u.a. der Konstanz patriarchaler Familienstrukturen.
- ▶ Es geht um Aufstiegsorientierung und Bildungsbeflissenheit – aber auch um die Akzeptanz oder Ablehnung sozialer Ungleichheit.
- ▶ Es geht um die Einstellung der Jugend zu Staat und Familie – aber auch um die Diskussion, wie demokratisch soll, wie autoritär darf die Gesellschaft verfasst sein?

Kurzum: Zu vermuten ist eine ganze Reihe von Metadiskursen innerhalb des Redens und Rechnens über Jugend. Hartmut M. GRIESE spricht bereits 1983 von „Schablonen, Schlagworten und ideologischen Problemreduktionen“, die in Form eines gesellschaftlich produzierten „Bildes von Jugend“ als soziale Tatsache wirksam werden, auf das die Jugend im Zeitalter wachsender Medialisierung und öffentlicher Diskussion dann wiederum reagiere.<sup>10</sup> Im Hintergrund steht hier also auch die komplexe Frage, was Jugendforschung eigentlich mit der Jugend selbst macht und ob Jugenddiskurse auch eine Rolle in der Produktion von Jugendbildern und schließlich jugendlichem Verhalten spielen können.

---

<sup>10</sup> Hartmut M. GRIESE, Probleme Jugendlicher oder „Jugend als soziales Problem“? – Thesen zur Vermittlung von Jugendtheorie und Theorie sozialer Probleme, in: Manfred Brusten/Peter Malinowski (Hrsg.), „Jugend“ – ein soziales Problem? Opladen 1983, S. 2-16; hier: S. 2-3.

- (4) Die Versozialwissenschaftlichung von Jugendforschung generiert Umfragedaten als wertvolle zeithistorische Quelle.

Ein wichtiger Schwerpunkt der Arbeit ist wissenschaftsgeschichtlicher, zugleich methodologischer Art. Ausgehend von der Beobachtung, dass sich in der Jugendforschung in den letzten 50 Jahren eine signifikante Methodenpluralität entwickelt hat, soll im Rahmen dieser Arbeit nach den Anfängen dieser Pluralität in den Methoden und Disziplinen, aber auch nach ihrer Konkurrenzsituation gefragt werden. Ursprünglich sind es Wissenschaftler pädagogischer oder psychologischer Provenienz gewesen, die die Interpretationshoheit in der Jugendforschung innehatten und diese mit ihren methodischen Instrumenten und theoretischen Vorannahmen geprägt haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber pluralisierte sich die wissenschaftliche Beschäftigung zusehends: Mit dem Bedeutungszuwachs sozialwissenschaftlicher Forschungen, insbesondere durch deren repräsentative Umfragen, sah sich die konventionelle, hermeneutisch orientierte Jugendforschung nach 1945 vor große Herausforderungen gestellt. Wie sich Tonalität und Methode in diesem Bereich veränderten, soll in Hauptteil 3 anhand ausgewählter Protagonisten der 50er und frühen 60er Jahre untersucht werden. Ein interessanter Nebenaspekt in der Geschichte der empirischen Sozialforschung ist, wie die (re-)importierten Methoden der „opinion polls“ von der einen Seite als amerikanisch-oberflächlich abgelehnt, von der anderen Seite aber ob ihres „demokratischen Potenzials“<sup>11</sup> zunächst freudig begrüßt wurden.

Es ist nun keine bahnbrechende Vermutung, dass Quellen sozialwissenschaftlichen Ursprungs für die historische Forschung von großem Nutzen sein können. Doch wie ergiebig ist für die spezielle Fragestellung ein Einbezug von Umfragedaten tatsächlich? Und wenn dieser sich als sinnvoll erweist: Wie hat man als Historiker mit dieser Quelle umzugehen? Taugen solche Daten zur Rekonstruktion von „Realhistorie“, die sich früher unter den Anspruch gestellt hätte, ein Beitrag zur „Geschichte der Jugend“ zu sein? Oder sind solcherlei Quellen nicht viel eher für eine Metageschichte interessant – im Sinne eines kleinen Mosaiksteins in der Genese der Jugendforschung? Für die Generierung von Jugendbildern scheinen die Umfragen jedenfalls eine zentrale Rolle gespielt zu haben. Integration in tradierte Werte, Kulturtechniken, Hierarchie-Systeme – darum geht es aus der analytischen Beobachterperspektive auch in den Jugendumfragen. Umso wichtiger erscheint es, diese für den Historiker eher ungewöhnliche Quelle auch heranzuziehen, wenn es um die retrospektive Analyse geht. Ein Versuch der Re-Analyse ausgewählter Umfragen der 50er und punktuell auch der 60er Jahre – verknüpft mit ausgewählten sozialhistorischen Kontexten und dem Einblick in einen möglichst weiten Diskurshorizont – soll hier weiteren Aufschluss darüber bringen, wie heuristisch sinnvoll retrospektive Umfrageforschung in der Zeitgeschichtsforschung überhaupt sein könnte.

---

<sup>11</sup> Theodor W. Adorno, Zur gegenwärtigen Stellung der empirischen Sozialforschung in Deutschland, in: Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten (Hrsg.), Empirische Sozialforschung. Meinungs- und Marktforschung. Methoden und Probleme, Frankfurt a.M. 1952 (=Wissenschaftliche Schriftenreihe des Instituts zur Förderung Öffentlicher Angelegenheiten e.V. Bd. 13), S. 27-39; hier: S. 28.

#### 0.4 Disziplinäre Verortung – Quellenbasis – Methode

Schon seit langer Zeit wird darauf hingewiesen, dass eine eindeutige disziplinäre Zuständigkeit oder auch nur ein exklusiver Zuständigkeitsanspruch für das Thema Jugend nicht existiert und de facto auch noch nie existiert hat.<sup>12</sup> Dies mündet forschungspraktisch seit über zwanzig Jahren in die Forderung, „dass immer parallel soziologisch die strukturellen Ursachen, psychologisch die subjektiven Verarbeitungsformen, historisch die Entstehungsprozesse, pädagogisch die möglichen und verantwortbaren Unterstützungsleistungen analysiert werden“ sollen.<sup>13</sup> Jugendforschung ist in ihrer immer schon da gewesenen Multidisziplinarität für eine retrospektive Betrachtungsweise die Verpflichtung zu einem transdisziplinären Vorgehen – eine Aufgabe, die sich die Historische Sozialforschung in ihrem Selbstverständnis als „transdisziplinäres Feld auf der immerwährenden Suche nach Identität“ schon früh auf die Fahnen geschrieben hat. Eines ihrer Ziele, zu einer „Rehistorisierung einer enthistorisierten Soziologie“ beizutragen, entsprang auch einer wahrgenommenen Defizit: In den Sozialwissenschaften hat das Interesse an der eigenen Geschichte nicht erste Priorität. Dort geht es immer stärker um die Gegenwartsanalyse und Zukunftsprognose als um die geschichtliche (Retro-)Perspektive – und vergleichsweise wenig um die historisch implementierten Ursachen für gesellschaftliche Prozesse und Strukturen. Doch je mehr die Sozialwissenschaften „wissenschaftlich in die Jahre kommen“, umso mehr sind sie künftig auf das wissenschaftliche Gedächtnis der historisch gewordenen Sozialforschung, das von der Historischen Sozialforschung bewahrt und analysiert wird, angewiesen. Und diese weist schon seit langem darauf hin, dass „sich die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung ständig in Daten der Sozialgeschichte“ verwandeln“. <sup>14</sup>

Parallel dazu ist eine interdisziplinär aufgeschlossene Zeitgeschichtsforschung längst damit beschäftigt, die engen Mauern traditioneller historiografischer Quellenauswahl zu sprengen. Die Erweiterung des eigenen Quellen- und Methodenbegriffs, soviel kann man mit Blick auf die Entwicklung der letzten dreißig Jahre sagen, ist in den Geschichtswissenschaften keine Modeerscheinung, sondern mühsam errungene Horzonterweiterung – gegen anfänglich starke Vorbehalte der traditionellen Geschichtsschreibung. Zum „Werkzeug des Historikers“ gehört heute einiges mehr als noch vor dreißig Jahren, seitdem amtliche Statistiken genauso wie Kinofilme, Leserbriefe, Passfotos, Stellenanzeigen oder Schlagertexte Eingang in geschichtswissenschaftliche Untersuchungen der jüngeren Historikergeneration gefunden haben.<sup>15</sup>

---

<sup>12</sup> Wilhelm Heitmeyer, Interdisziplinarität als notwendige, aber ungelöste Problemstellung der Jugendforschung, in: ders. (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung: Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen*, Weinheim/München 1986, S. 9-16.

<sup>13</sup> Dieter Baacke/Wilhelm Heitmeyer, Neue Widersprüche. Zur Notwendigkeit einer integrierten Jugendtheorie, in: dies. (Hrsg.), *Neue Widersprüche. Jugendliche in den 80er Jahren*, Weinheim/München 1985, S. 7-23; hier: S. 23.

<sup>14</sup> Dies schon bei Heinrich Best, Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)* 40 (1988), S. 1-14; S. 2.

<sup>15</sup> Stellvertretend: Thomas Lindenberger, Vergangenes Hören und Sehen. Zeitgeschichte und ihre Herausforderung durch die audiovisuellen Medien, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 1 (2004), H. 1, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Lindenberger-1-2004> Ein wichtiger

Andererseits erscheint die Bandbreite von Quellen, die möglicherweise etwas zum Thema beizutragen haben, unüberschaubar. Die ernüchternde Tatsache, dass in dieser Arbeit eine Vielschichtigkeit der Quellentypen angestrebt, eine Vollständigkeit aber nicht erreicht werden kann, muss nicht ausdrücklich betont werden. Doch sei vorab zugegeben, dass, zugunsten einer Multidimensionalität, im Zweifelsfall darauf verzichtet wird, einzelne Quellen oder Quellentypen, die jeweils eine eigene Arbeit verdient hätten, über das hier formulierte Erkenntnisinteresse hinaus erschöpfender zu untersuchen. Um aber nicht beliebig auszuwählen oder sich in der Unendlichkeit von Quellen (und deren Komplementärquellen und den Metainformationen zu diesen Komplementärquellen usw. ...) zu verlieren, sollen hier vornehmlich zwei Instanzen die Selektion bestimmen. Erstens die Fragestellung und das oben skizzierte Erkenntnisinteresse selbst, das bereits auf eine bestimmte Quellenrichtung abzielt. Zweitens sind von einer solchen Literaturstudie zu den Methoden, Trends und Schwerpunkten der historischen sowie der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung nicht nur der übliche Forschungshintergrund zu erwarten, sondern auch Aufschlüsse über jugendhistorisch relevante Kontexte und Hinweise auf Quellenbestände/Daten, mit denen solche Kontexte üblicherweise erschlossen werden. Der wichtigste Kontext scheint vorab schon festzustehen: Jugend bzw. Jugendbilder, wie sie die zeitgenössische Jugendforschung sah, manifestieren sich in disparaten, weil interdisziplinären sowie wissenschaftlichen und teilwissenschaftlichen Diskursen, die als Monografien und Aufsätze selbst Teil der Geschichte von Jugend geworden sind. Auf diesen Diskurskontext richtet diese Arbeit ein ganz besonderes Augenmerk. Darin ist übrigens neben dem erweiterten Quellenbegriff ein weiterer wichtiger Trend in den Geschichtswissenschaften der letzten Jahre zu sehen: Die Systematisierung dessen, was man auch schon früher gemacht hat, aber nicht Diskursanalyse nannte – nur im Anschluss an Foucault heute eben sehr viel feiner, mit dem kritischen Blick auf die inhärenten Machtdispositive und in dem Bewusstsein, dass Diskurse soziale Wirklichkeit als Konstruktion hervorbringen können. Dies – und hier wird die Verbindung von Jugend und Jugendbildern wieder ganz eng – soll auch für die zeitgenössischen Jugendsdiskurse der 50er Jahre angenommen werden.<sup>16</sup>

Und noch ein weiterer Quellenschwerpunkt ergibt sich aus dem bisher Gesagten: Wer Jugend in der frühen Bundesrepublik untersucht, sollte sich in der retrospektiven Betrachtung auch auf die sozialwissenschaftlich generierten Quellen der Jugendumfragen stützen. Da die Chancen zur

---

Aspekt: „Der Geschichts-Sinn der Mitlebenden stützt sich also – keineswegs nur, aber auch – auf die miterlebte und im Gedächtnis als Orientierungshilfe gespeicherte Aktualität vergangener Medienprodukte. Audiovisuelle Medien, insbesondere solche, die im Alltag der Unterhaltung dienen, sind Geschichtsmaschinen eigener Art, die der Zeit-historiker gut kennen sollte.“ (S. 2).

<sup>16</sup> Hier wird „Diskurs“ verstanden als Redezusammenhänge mit Aussage- und Wahrheitsregeln, die historisch situiert sind, als eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem angehören – das wäre der Teilbereich Jugendforschung – die sich über Relationen zueinander bestimmen und mithin sozial geteilte Wissensformationen oder Problematisierungsweisen in der gesellschaftlichen Ordnung sind, die eine bestimmte Machtwirkung entfalten. Man könnte in diesem Fall auch von Interdiskurs sprechen. Vgl. Helge Schalk, Diskurs. Zwischen Allerweltswort und philosophischem Begriff, in: Archiv für Begriffsgeschichte 40 (1997/98), S. 56-104. Zentral ist Philipp Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskurstheorie, Frankfurt a.M. 2003.



Nutzung einer solchen Quelle groß, deren Gefahren aber nicht klein sind, sei hier vorab auf einige methodische Grundüberzeugungen hingewiesen, die den quellenkritischen Umgang mit einer solchen Quellengattung betreffen.

Das übliche Argument, das man vorzugsweise gegen eine theorieorientierte quantitative Geschichtswissenschaft richtet, ist der Hinweis auf Defekte und Überlieferungsstörungen historischer Daten. Doch historische Daten sind immer vorgefundene; sie sind unter anderen Voraussetzungen, mit anderer Zielrichtung, mit anderen Qualitätsstandards entstanden. Selbst in dem Fall, in dem die zeitgenössische Datenproduktion unter strengsten wissenschaftlichen Gesichtspunkten erfolgte, geschah dies sicher nicht im Hinblick auf das potenzielle Forschungsinteresse späterer Generationen.<sup>17</sup> Und auch eine gegenwartsbezogene Soziologie verwendet heute zunehmend Daten, auf deren Entstehung sie keine oder nur sehr begrenzte Kontrolle ausüben kann, zum Beispiel die sogenannten „prozess-produzierten Daten“, sie benötigt also selbst eine sozialwissenschaftliche Datenkunde.<sup>18</sup>

Die Sekundäranalyse gilt schon lange als probates Mittel für sozialwissenschaftliche Analysen, wenn es darum geht, mit geringen Forschungskapazitäten empirisch zu arbeiten („less money, less time, and fewer personnel“<sup>19</sup>). Nur kann man es sich bei den historisch gewordenen Daten nicht ganz so einfach machen, Primärmaterial heute unter einer variierten Fragestellung einer computer-gestützten Re-Analyse zu unterziehen. Schon allein deshalb nicht, weil bei den meisten Studienüberresten von „computerunterstützt“ keine Rede sein kann. Nicht die einfache Übernahme, sondern die kritische Verarbeitung und historische Kontextualisierung stehen im Mittelpunkt einer neuerlichen Beschäftigung mit Umfragedaten.<sup>20</sup> Für den Geschichtswissenschaftler, der mit älteren Umfragedaten arbeitet, steht vor allem im Vordergrund, den historischen Überrest so gut wie mög-

---

<sup>17</sup> Vgl. hierzu: Heinrich Best/Wilhelm Schröder, Quantitative Historische Sozialforschung, in: Christian Meier/Jörn Rüsen (Hrsg.), Historische Methode (=Theorie der Geschichte, Bd. 5), München 1988, S. 235-266.

<sup>18</sup> Vgl. Wolfgang Bick/Paul J. Müller, Sozialwissenschaftliche Datenkunde für prozeß-produzierte Daten: Entstehungsbedingungen und Indikatorenqualität, in: Wolfgang Bick (Hrsg.), Sozialforschung und Verwaltungsdaten (=Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 17), Stuttgart 1984, S. 123-159. Das eigentliche Problem stellt nicht die Entwicklung neuer Fragestellungen dar, sondern die Qualität der vorhandenen Daten und deren Kenntnisnahme. Bien schreibt als Voraussetzung für kostengünstige Sekundäranalysen, dass bei der Primärerhebung, der Datenablage und der verwendeten Analysemethodik bereits auf die Möglichkeit von Sekundäranalysen Rücksicht genommen worden sei: „Die Datenerhebung muss breit genug angelegt sein, d.h. relevante unabhängige Variablen zur Erschließung des jeweiligen Themas aus unterschiedlichen Gesichtspunkten enthalten. Die Daten müssen sorgfältig und ausreichend dokumentiert, leicht verfügbar und leicht distributierbar sein. Die Stichprobenauswahl und Beschreibung muss adäquat sein. Das implizierte Datenmodell bei der Reanalyse sollte messtheoretisch ausgerichtet und nicht zu eng sein, die Analyse, selbst eines einzelnen Datensatzes, sollte Prinzipien der Metaanalyse berücksichtigen und einsetzen.“ So der Idealfall des bereits an die Sekundäranalyse denkenden Primärforschers, der Datenerhebung und Daten sauber dokumentiert. Genau das ist – wie in Kapitel 1.7 zu zeigen sein wird – das Quellenproblem, vor dem man bei Re-Analysen von historisch gewordenen Umfragen ohne reguläre Archivierung steht. Vgl. Walter Bien, Primärerhebung oder Reanalyse. Überlegungen und Beispiele für die Optimierung des Ressourceneinsatzes durch Sekundäranalyse, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merckens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 2 (2002), S. 173-189.

<sup>19</sup> K. Jill Kiecolt/Laura E. Nathan, Secondary Analysis of Survey Data (=Quantitative Applications in the Social Sciences, 53), Beverly Hills 1976, S. 11.

<sup>20</sup> Wenn Michael Meyen für seine retrospektive, auf Umfragedaten basierende Medienrezeptions-Analyse den Begriff der „historischen Datenanalyse“ vorschlägt, ist dies folgerichtig. Ich möchte mich hier jedoch auf den gebräuchlichen Terminus der Sekundäranalyse beziehen, und ihn durch die historisch-kontextuelle Komponente erweitern. Vgl. Michael Meyen, Die Quelle Meinungsforschung: Historische Datenanalyse als Weg zu einer Geschichte der Mediennutzung, in: ZA-Information 46 (2000), S. 39-57.

lich zu erschließen und mit den zeithistorischen Fragestellungen zu verknüpfen. Der Vorteil besteht nachvollziehbar darin, die Daten in ihrer Zeitgebundenheit zu sehen, sie aus ihrer konkreten Zweckgebundenheit zu untersuchen, und sie – falls notwendig – in ihrer Aussagekraft in Bezug auf die konkrete Fragestellung neu zu evaluieren. In diesem doppelten Blick – mit introspektiven und retrospektiven Fragestellungen plus Kontextwissen – wird ein besonderer heuristischer Gewinn vermutet.

Gleichzeitig ergeben sich für den Zeithistoriker noch weitere Probleme – Probleme aber, die er aus anderen Quellenzusammenhängen kennt, ist er doch hinlänglich geschult in einem generellen Misstrauen gegenüber dem Aussagewert von Tradition und Überrest und deren Verzerrung von dem „wie es wirklich gewesen ist“. Mehr noch als der nicht-historische Sozialforscher analysiert er den Zustand der Quellen, evaluiert deren Aussagewert und prüft deren potenzielle Kombinierbarkeit mit anderen Quellentypen. Quellenkritik – und der Versuch der Einordnung und des Verständnisses aus der Zeit heraus funktioniert ähnlich wie bei der Begriffsgeschichte – ist auch bei einer Re-Analyse historisch gewordener Daten selbstverständlich. Die von historischer Seite zu leistende Konstitutionsleistung geht dabei über die Rekapitulation der sozialwissenschaftlichen Quellen deutlich hinaus. Lutz Raphael, Paul Erker und andere haben darauf hingewiesen, dass mit einer „detaillierten Aufzählung vom Verbrauch einzelner Dosenfrüchte und Milchprodukte in den fünfziger Jahren“ noch keine Sozialgeschichte des Konsums entsteht, genauso, wie „mit dem Nachbeten der Allensbacher Umfragen noch keine Mentalitätsgeschichte entsteht.“<sup>21</sup> Der Gefahr, durch methodische Naivität eine „harmlose Nacherzählung bereits bekannter und akzeptierter Konstruktionen sozialer Zustände“<sup>22</sup> zu leisten, lässt sich nur durch eine kritische Prüfung der Ergebnisse empirischer Sozialforschung entgehen. Es gilt, bei der Auswertung des Datenmaterials immer auch dessen Entstehungs-, aber auch dessen Verwendungszusammenhang mit herauszuarbeiten, was Fragen evoziert: Von wem wird in dieser Zeit und in welcher Absicht Jugendforschung betrieben oder in Auftrag gegeben? Welche verschiedenen Konzepte von Jugend stehen jeweils dahinter und sich gegenüber? Wer konzipiert die Studien mit welchen methodischen und inhaltlichen Prämissen? Wie wird das empirische Material ausgewertet? Schließlich: Welche Jugendbilder werden durch die Umfrageforschung vorgezeichnet und sind diese Kooperationskonstrukte von Wissenschaft, Medien, Öffentlichkeit und Politik vielleicht sogar Metaphern und Analogien für etwas ganz anderes? Sorgfältige historische Quellenkritik muss sich, soweit rekonstruierbar, die Frage nach Validität der Studien und ihrer Metaquellen stellen und sich mit der Fragebogenkonstruktion, Frageformulierung, Stichprobenauswahl und Interviewpraxis der beteiligten Meinungsforschungsinstitute beschäftigen. Dafür ist in interdisziplinärer Perspektive ein komplexer Übersetzungsvorgang notwendig, wie Nina Baur in ihrem Vergleich soziologischer

---

<sup>21</sup> Paul Erker, Zeitgeschichte als Sozialgeschichte. Forschungsstand und Forschungsdefizite, in: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), S. 202-238; S. 212.

<sup>22</sup> Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 135-193; S. 189.

und geschichtswissenschaftlicher Vorgehensweisen andeutet: Historiker, so Baur, machen in ihren Methodenkapiteln die Schwächen der Nachvollziehbarkeit des Daten- bzw. Quellenerhebungsprozesses ihrer Arbeiten explizit, während sich Soziologen meist auf wenige methodische Hinweise beschränken – Hinweise, die in der weiteren Verwendung der Daten nicht mitgenommen werden.<sup>23</sup>

Nur durch umfangreiche Kontextualisierung, so die Hoffnung, lässt sich das Erkenntnispotenzial der Umfragedaten steigern, lässt sich andersherum das Reden über Jugend empirisch rückkoppeln und lässt sich schließlich etwas über dieses vermutete diskursiv-empirische „Rückkoppelungs-System“ selbst sagen. Die Auswahl der Quellenkombination freilich ist – wie auch die Auswahl der untersuchten Diskursbeiträge – eine Setzung, die nach Vorstudien über das zeithistorische Setting und die Wissenschaftslandschaft a priori erfolgt und sich auf bereits vorhandene Ergebnisse aus der Historischen Jugendforschung und benachbarter Gebiete stützt. Ganz kommt man also auch hier zugegebenermaßen aus dem hermeneutischen Zirkel nicht heraus: Mit Hilfe von historischen Daten/Quellen versucht der Forscher zu rekonstruieren, wie Menschen damals gedacht oder gehandelt haben. Er kann diese Daten aber erst verstehen, wenn er schon ausreichend über diese Gesellschaft weiß.<sup>24</sup>

Durch den schlechten Überlieferungszustand, in den meisten Fällen: durch die Vernichtung der Originaldaten, sind einer „regulären“ Sekundäranalyse naturgemäß engere Grenzen gesetzt, als dies bei den computergestützten, allerdings fast nie historisch orientierten Re-Analysen mit dem Material der 70er oder 80er Jahre möglich ist. Wenn aber nur die Ergebnisberichte überliefert sind, „muß sich der Historiker damit begnügen, was damals für mitteilenswert gehalten wurde“.<sup>25</sup> Er kann aber das Ausgewählte daraufhin befragen, warum es ausgewählt wurde, um dann den Output mit anderen Quellentypen zu kreuzen. Das ist keine „historische Faktenhuberei“, wie man es anfangs einigen Studien aus dem Bereich der Historischen Sozialforschung vorgeworfen hat, sondern Triangulation in Bezug auf Daten, Theorien und Methoden, die darauf setzt, die Schwächen der einen durch die Stärken der jeweils anderen Quelle zu kompensieren. Quellen- und Methodenpluralismus ist Grundlage, qualitativ und quantitativ wird dabei nicht als Gegensatz, sondern als komplementär gesehen: Das eine funktioniert nicht ohne das andere, und häufig beinhalten quanti-

---

<sup>23</sup> Und Baur weiter: „Stattdessen müsste die methodische Reflexion an einem viel früheren und wesentlich grundsätzlicheren Punkt ansetzen: Ist der Datensatz, ist die einzelne Frage überhaupt geeignet, um die Forschungsfrage zu beantworten? Inwieweit schränken Datenmängel die Aussagekraft bezüglich der Forschungsfrage ein?“ Nina Baur, Was kann die Soziologie methodisch von den Geschichtswissenschaften lernen?, in: Historical Social Research Vol. 33 (2008), No. 3, S. 217-248; S. 226.

<sup>24</sup> So auch Baur, Soziologie, S. 238.

<sup>25</sup> Meyen, Quelle, S. 41. Meyen meint hier die „Überreste“ der OMGUS-Reports aus den amerikanischen Umfragen 1945-1949. Dies trifft aber genauso gut auf die Spezialuntersuchungen der 50er Jahre zu. „In der Methodenliteratur werden diese Probleme kaum diskutiert. Zwar bekamen die Lehrbücher mit wachsendem Umfrage-Berg ein Kapitel ‚Sekundäranalyse‘, aber hier geht es in der Regel um computergestützte Re-Analysen und schon per Definitionem nicht um die Nutzung von Umfrageberichten oder Datensätzen als Quelle für die Geschichtsschreibung.“ Meyen schlägt deshalb den Terminus „historische Datenanalyse“ vor, damit unterstreichend, dass es ihm nicht um eine einfache Übernahme der Daten geht, sondern um deren kritische Verarbeitung.

quantitative gleichzeitig qualitative Metainformationen genauso, wie qualitative Daten eine quantitative Komponente haben oder quantifizierbar sind.<sup>26</sup>

Bedeutsam, so Günther Albrecht, kann eine Historisierung der soziologischen Forschung in dreierlei Hinsicht sein. Erstens kann die historische Forschung eine Überprüfung der jeweiligen Randbedingungsannahmen, unter denen Hypothesen entstanden sind, erlauben. Zweitens ist, zum Beispiel durch Erfassung langer Zeitreihen, die genauere Darstellung von Prozessen sozialen Wandels möglich („Dynamisierung soziologischer Theorien“). Und drittens kann die Historisierung die zeitliche Konstanz von nomologischen Sätzen überprüfen.<sup>27</sup> In anderer Richtung formuliert dies Thomas Mergel, der das fruchtbare Verhältnis zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft darin sieht, das Soziale zu historisieren und die Beschränktheit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis zu akzeptieren: „Wenn wir nicht die Realität an sich erforschen, sondern die *kommunizierte* Realität, dann muß jede Geschichte sich bewußt sein, daß sie immer auch eine Geschichte der Wahrnehmungen ist, und muß dies ausweisen.“<sup>28</sup>

Seit Beginn der 70er Jahre erscheinen die traditionell unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Ansätze überholt, als sich die Sozialgeschichte, die Historische Sozialwissenschaft und die Historische Sozialforschung empirisch-analytischen Vorgehensweisen zumindest zeitweise geöffnet haben. Auch die erbitterten Kämpfe um eine Glaubensfrage der 70er bis 90er Jahre, Qualifizierung vs. Quantifizierung, sind mittlerweile ebenso Vergangenheit, wie es in letzter Zeit zu immer häufigeren „Wiederbegegnungen“ von Soziologie und Geschichte gekommen ist – eine Ur-Hoffnung der Historischen Sozialforschung genauso wie von prominenten Kulturosoziologen. Erinnert sei hier an Bourdieus Bonmot aus einem späten Interview, in dem er rückblickend bekannte, dass er Zeit seines Lebens für eine „vereinigte Sozialwissenschaft“ gekämpft habe, „wobei Geschichte eine historische Soziologie der Vergangenheit und die Soziologie eine Sozialgeschichte der Gegenwart wäre“.<sup>29</sup> Bei aller gebotenen Demut – einen kleinen Beitrag zu einer solchen Konvergenz strebt auch diese Arbeit an. Hier geht es um die Verklammerung von drei distinktiven Forschungsrichtungen: der empirischen Sozialwissenschaft, der Zeitgeschichtsschreibung und der diskurs- und mentalitätsgeschichtlich geschulten, folglich eher kritischen Historiografie.

---

<sup>26</sup> Über die vielfältigen methodischen Berührungspunkte vgl. das Plädoyer bei Baur, Soziologie.

<sup>27</sup> Günther Albrecht, Zur Stellung historischer Forschungsmethoden und nicht-reaktiver Methoden im System der Empirischen Sozialforschung, in: Peter Christian Ludz (Hrsg.), Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme (=KZfSS Sonderheft 16), Opladen 1972, S. 242-293; S. 242-243.

<sup>28</sup> Thomas Mergel, Geschichte und Soziologie, in: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbek 1998, S. 621-651; S. 646 (Hervorhebung im Original).

<sup>29</sup> So Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael, in: Pierre Bourdieu, Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, hrsg. von Elke Ohnacker und Franz Schultheis, Münster 2004, S. 98-125; S.104.

## 0.5 Zum Aufbau der Arbeit

In einem ersten Schritt sollen zunächst die im Titel der Arbeit vorkommenden Begriffe diskutiert und im Hinblick auf die Fragestellung definiert werden. Das ist nicht zuletzt deshalb notwendig, weil, wie bereits angedeutet, es sich bei Jugend und Jugendbildern wie auch bei der Epochen- setzung frühe Bundesrepublik um nicht ganz unproblematische, weil hoch frequentierte und auch umkämpfte Begriffe handelt, hinter denen bereits Konzepte, z.T. sogar vollständige Theorien stehen. Klar ist dabei auch, dass über den Versuch dieser Begriffskonturierung die eigene Stellung im Forschungsprozess gleichzeitig schon ein Stück weit mit festgelegt wird. Zusätzlich soll ein Begriff diskutiert werden, der zwar nicht im Titel der Arbeit vorkommt, aber doch immer besonders eng mit dem Jugendthema verknüpft ist: Generation.

Der zweite Teil des Eingangskapitels enthält eine Skizze zur Historischen sowie zur Sozialwissen- schaftlichen Jugendforschung. Die Literaturstudie zum Forschungsstand und die Selbst- positionierung in demselben dienen hier noch einem weiteren Zweck: Durch die Analyse der relevanten Literatur erhält man ein Selektionswerkzeug an die Hand, mit dessen Hilfe sich – noch besser als dies aus einem historischen Vorwissen heraus möglich ist – zweierlei generieren lässt: Erstens die zentralen Themenfelder akzentuieren, in denen sich laut Forschungsmeinung Jugend manifestiert, und zweitens erkunden, mit welchen Quellentypen die Forschung üblicherweise agiert. Streng auf unser Erkenntnisinteresse fokussiert, sollten sich dann einige dieser Themen besonders für unsere Fragestellung und Epoche eignen.

Es ergibt sich in den 50er Jahren offensichtlich wissenschaftsimmanent eine neue Situation, die für die Konzepte von Jugend entscheidende Folgen hat: die Empirisierung der Jugendforschung. Bevor man sich dazu entschließt, diese Daten auf ihren zeithistorischen Erklärungsgehalt hin zu befragen, soll im dritten Schritt des methodologischen Vorlaufs ein kritisches Profil zu ihrem Quellenpotenzial erstellt werden. Dazu gehören im weiteren Sinn die Bedeutung der empirischen Sozialforschung in Westdeutschland, im engeren Sinn der beschränkte Kontext rund um die Um- fragedaten selbst: Eine Quellenkritik hat hier die Aufgabe, das Wichtigste zur Validität dieser Daten zusammenzustellen und zu evaluieren. Schließlich ist die Frage zu stellen, ob es überhaupt vertretbar ist, sie für eine historische Arbeit zu verwenden.

In einem zweiten Schritt sollen dann, ausgehend von der zuvor vorgenommenen Begriffsschärfung und der Literaturstudie, für das spezielle Thema relevante Kontexte, somit ein Tableau an Informationsbeständen und Schwerpunkten, herausgearbeitet werden. Diese sind soziodemo- grafische Statistiken, Ergebnisse aus der qualitativen Sozialforschung oder Rahmenbedingungen institutioneller Art – Kontexte jedenfalls, die über den historischen Ort der Jugendlichen in der frühen Bundesrepublik Auskunft geben können.

Als wichtigste Untersuchungsebene werden die Diskurse der interdisziplinären Jugendforschung der ersten 10-15 Jahre der Bundesrepublik nachgezeichnet. Ihre Analyse steht hier ganz besonders im Vordergrund, in der Hoffnung, die Jugendbilder der Gesellschaft freizulegen. Genauer: die

Jugendbilder derjenigen, die sich auf wissenschaftlicher Basis mit Jugend beschäftigten. Neben vermuteten Manteldiskursen zu „Moderne“, „Masse“ und „Konsum“ sollen dann auch zwei medial stark vermittelte Jugendfiguren konturiert und diskutiert werden: die Halbstarken und die Teenager.

Im stärker empirisch orientierten Teil der Arbeit werden schließlich die historisch gewordenen Umfragedaten einer erneuten Analyse unterzogen. Im Kern wird es um die ersten Shell-Jugendstudien gehen, die 1953-55 erhoben wurden. Darüber hinaus ist bekannt, dass es noch zahlreiche Spezialuntersuchungen gibt, z.B. zur Arbeiter- oder Landjugend, die die zentralen Panorama-Ergebnisse womöglich bestätigen, korrigieren oder ergänzen können. Schließlich wird ein Blick in den erweiterten Beobachtungszeitraum der ersten Hälfte der 60er Jahre geworfen, um punktuell zu prüfen, ob es signifikante Entwicklungen im Längsschnitt gibt. Der Bezug auf die Zahlen erfolgt dabei nicht pauschal, sondern ist auf die herausgearbeiteten Schwerpunkte und Fragestellungen begrenzt, in die herausgearbeiteten Kontexte eingebettet und steht in enger Beziehung zu den nachgezeichneten Jugendbildern der zeitgenössischen interdisziplinären Jugendforschung und ihrer Rezipienten.

Eine manchmal beklagte, aber nicht zu ändernde Selbstverständlichkeit ist in jeder Arbeit deren unüberwindbare Linearität: So sind auch hier die oben skizzierten Kapitel nicht als für sich stehende erratische Blöcke zu verstehen. Im Kontextteil wird zum Teil bereits auf Umfrageergebnisse zurückgegriffen, eine Auswertung kann (und soll) nur mit Querverweisen auf diskursive Kontexte erfolgen, der Jugenddiskurs selbst hat auch mit der virulenten Methodenkonkurrenz und damit auch schon wieder mit der Umfrageforschung zu tun.

## 1. BEGRIFFE – LITERATUR – QUELLENPOTENZIAL

Es gehört zur wissenschaftlichen Selbstverständlichkeit, die zentralen Begrifflichkeiten einer Arbeit vorab von mehreren Seiten aus zu reflektieren und zu definieren. Umso wichtiger erscheint dies, wenn man es mit Begriffen und Kategorien zu tun hat, die in der Alltagssprache häufig verwendet werden, sodass jeder spontan zu wissen glaubt, worum es sich handelt, man bei genauem Hinsehen aber feststellen muss, dass Konzepte wie „Jugend“ und Zeitperioden wie die „frühe Bundesrepublik“ ebenso schwer zu fassen wie historisch wandelbar sind. Und wenn man gerade bei Containerbegriffen ist: Wer zeithistorisch von Jugend redet, darf von „Generation“ nicht schweigen. Auch wenn dieser Begriff nicht im Titel der Arbeit vorkommt, sollen er und die dahinter stehenden Konzepte vorab daraufhin untersucht werden, ob sie für das Thema von heuristischem Gewinn sein können – und sei es nur, dass man sich für die vermuteten gemeinsamen Erfahrungshintergründe von Gleichaltrigen sensibilisiert.

Die Forschungsliteratur zum Thema Jugend, besonders auch diejenige mit zeithistorischer Perspektive, ist kaum zu überschauen. Deshalb konzentriert sich der Literaturauswahl auf die wichtigsten Studien der letzten Jahre und auf die, deren Beobachtungsfeld sich am weitesten mit dem dieser Arbeit deckt, wobei auch Autoren aus dem sozial- und erziehungswissenschaftlichen Bereich einbezogen werden, wenn diese den gleichen Zeitbezug haben. Dies dient der Einführung in den aktuellen Forschungsstand und soll darüber hinaus dazu beitragen, in dem dann folgenden Kapitel die historischen Kontexte für Jugend zielgerichteter auswählen und beschreiben zu können.

Die sozialwissenschaftliche Literatur zum Thema Jugend ist seit über 50 Jahren in engem Zusammenhang mit der empirischen Sozialforschung, besonders mit der Umfrageforschung zu sehen. Die für die Fragestellungen dieser Arbeit als eine zentrale Quelle anvisierte Umfrage muss in ihrem Quellenpotenzial jedoch vorab geprüft und einer Quellenkritik unterzogen werden, bevor sie im weiteren Verlauf der Arbeit überhaupt als Quelle dienen kann. Gleichzeitig muss die Umfrageforschung als wissenschaftsgeschichtliches Phänomen, das in den 50er Jahren auftaucht, in ihrer Entstehung historisch eingebettet werden.

### 1.1 „Schwer zu sagen“ – Zum Begriff der Jugend

Die Suche nach einer Definition für „Jugend“ führt zunächst zu einem Klassiker: Mit August Hollingshead könnte man als soziologische Ur-Definition zunächst sagen, dass Jugend nicht durch einen besonderen Zeitpunkt bestimmt wird, etwa die körperliche Pubertät (als Konzept von Biologie/Medizin) oder die geistige Reife (im Adoleszenz-Konzept der Psychologie), sondern nach Form, Inhalt und Dauer ein Abschnitt im Lebenslauf ist, der von verschiedenen Kulturen und Gesellschaften je unterschiedlich eingegrenzt wird und demnach

*(...) die Periode im Leben eines Menschen, in welcher die Gesellschaft, in der er lebt, ihn  
(...) nicht mehr als Kind ansieht, ihm aber den vollen Status, die Rollen und Funktionen*

*des Erwachsenen noch nicht zuerkennt. Hinsichtlich des Verhaltens ist sie definiert durch die Rollen, die der junge Mensch kraft seines Status in der Gesellschaft spielen soll und darf, zu spielen genötigt oder verhindert ist.*<sup>30</sup>

Die am häufigsten zitierte zeitgenössische Definition baut den Jugendbegriff ebenfalls per Ausschlussverfahren auf und nimmt Bezug auf die damals relativ neue soziologische Kategorie der „Rolle“ im Sinne des gerade dominant werdenden Strukturfunktionalismus.<sup>31</sup> Jugend ist nach Helmut Schelsky die Verhaltensphase im Leben eines Menschen, in der er nicht mehr die Rolle des Kindes spielt (sozial wesentlich in der Familie verwurzelt oder von Institutionen wie Heime, Kindergärten, Schule gehalten) und in der er noch nicht die Rolle des Erwachsenen als vollgültiger Träger der sozialen Institutionen Familie und politische Ordnung, Rechts- und Wirtschaftsordnung übernommen hat – schon hier erscheint also „Sozialisation“ als zentrale Kategorie.<sup>32</sup> Ähnlich definiert ein weiterer wirkmächtiger Protagonist soziologischer Jugendforschung für die frühe Bundesrepublik, Friedrich H. Tenbruck, demzufolge Jugend ein „Durchgangsstadium, eine Vorbereitung auf die Erwachsenenrollen, eine Einführung in die Kultur“ ist – verbunden mit dem Verweis auf das traditionelle Konzept der „Enkulturation“.<sup>33</sup> Wohlgemerkt: Hier geht es bereits um eine wichtige Unterscheidung zu anderen Theorien, wenn von einer Verhaltensphase statt eines Sozialstandes die Rede ist, bei gleichzeitiger Nutzung der Kategorie der Rolle, wobei sich Jugend gerade dadurch auszeichnet, ein „Übergang“ zwischen zwei sozialen Rollen, demnach normativ unselbstständig zu sein.<sup>34</sup>

Von dieser Grundeinstellung einer nicht-statischen, weil von gesellschaftlichen (somit auch historischen) Rahmenbedingungen abhängigen Definition, ist Jugend also erstens eine soziale Altersgruppe als Teilpopulation einer Bevölkerung, zum Teil juristisch definiert und zweitens eine Entwicklungsphase im Lebenslauf eines Menschen. Und insofern ist auf den „doppelten Doppelleffekt“ von Jugendforschung hinzuweisen, wie von Griesse und Mansel formuliert: Jugend ist makrotheoretisch als ein historisch-gesellschaftliches Phänomen zu sehen, entstanden mit dem Komplexitätszuwachs und der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung seit der Industrialisierung, und mikrotheoretisch als eine eigenständige Sozialisationsphase, die sich durch die verlängerten Ausbildungszeiten zwischen Kindheit und Erwachsenenalter geschoben hat.<sup>35</sup>

---

<sup>30</sup> August B. Hollingshead, *Elmtown's Youth. The Impact of Social Classes on Adolescents*, New York 1949, S. 6-7, zit. nach Klaus R. Allerbeck / Leopold Rosenmayr, *Einführung in die Jugendsoziologie. Theorien, Methoden und empirische Materialien*, Heidelberg 1976, S. 19.

<sup>31</sup> Die Kategorie der sozialen Rolle macht in der frühen Bundesrepublik Karriere, sie wird jedoch höchst unterschiedlich eingesetzt. Schelsky nimmt weniger als zum Beispiel Tenbruck explizit Bezug auf Parsons und Eisenstadt und deren Implikationen, was die sozialisatorische Bedeutung der peer group betrifft, wie in Kapitel 3.4. zu zeigen sein wird. Die Kernaussagen zur strukturellen Bedeutung des Alters bei Samuel N. Eisenstadt, *Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur*, München 1966, S. 13 (Originalausgabe: *From Generation to Generation – Age Groups and Social Structure*, New York 1956).

<sup>32</sup> Schelsky, *Generation*, S. 16.

<sup>33</sup> Friedrich H. Tenbruck, *Jugend und Gesellschaft: Soziologische Perspektiven*, Freiburg 1962, S. 12.

<sup>34</sup> Schelsky, *Generation*, S. 18. Ausführlicher zum Konfliktpotenzial, ausgehend von verschiedenen Jugenddefinitionen, vgl. Kapitel 3.1 bis 3.4.

<sup>35</sup> Vgl. Griesse/Mansel, *Jugendforschung*, S. 31.



Es bietet sich in der Folge eine erweiterte Beschreibung nach Rosenmayr an, die implizit genauer auf die Abhängigkeit von den jeweiligen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Verhältnissen aufmerksam macht. Demnach ist Jugend

*ein von der sozialen Produktion und Arbeitsteilung (und den davon einerseits abhängigen, andererseits darauf einwirkenden Ausbildungssystemen) bedingtes Phänomen der Verzögerung voller und unmittelbarer Aktivität, in dem sich, verschieden nach Zielsetzung, Art und Ausmaß der Verzögerung, wie sie sich die Gesellschaft jeweils ökonomisch leisten kann und politisch leisten will, durch Ausnützung von Solidarisierungspotentialen Prozesse der Reproduktion mit solchen der gesellschaftlichen Transformation, gesteuert von Werten, Symbolen und Ideologien, durchmischen.*<sup>36</sup>

Wichtig bleibt die heute unbestrittene Einschränkung, dass Jugend keine anthropologische Konstante ist, sondern eine Lebensspanne zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus, die immer von konkreten Gesellschaften definiert und mit bestimmten Erwartungen versehen wird. Sie ist also in ihrer Form und Dauer ein Konstrukt der Erwachsenenwelt, oder besser gesagt: ein Konstrukt v.a. der Institutionen Familie, Schule, Kirche und der Autoritäten in Arbeitswelt und Staat, wobei Jugend nicht nur als eine wenige Jahre umfassende Phase intensiver Sozialisation, sondern auch als Phase angestrenzter Disziplinierung und Disziplinierungsversuche gesehen werden muss.

Nach Helmut Fogt findet die (politische) Sozialisation in der Phase zwischen dem 17./18. und dem 25. Lebensjahr statt, also vorwiegend im Erfahrungsraum der altershomogenen peer group – in einer Zeit von entscheidenden lebensgeschichtlichen Umbrüchen: Dort befinden sich – historisch wie sozial äußerst wandelbar – Berufseinmündung, Partnerwahl und Familiengründung, aktive politische Partizipation, „im ganzen: reale Selbstverantwortlichkeit und unabweisbare Positionsformulierung“.<sup>37</sup> Die so erworbene Grundstruktur von symbolischen Orientierungen, kognitiven Wahrnehmungsstrukturen (cognitive maps) und Verhaltensweisen sei dann dauerhaft persistent.<sup>38</sup> Historisch in der Bedeutung zugenommen und heute common sense: Auch eine oft an musik- und medienvermittelte Jugendkultur gekoppelte Gleichaltrigengruppe kann man als eine „konkrete Manifestation von Jugend“ begreifen.<sup>39</sup>

Für die Prämissen innerhalb der Jugendforschung erscheint zentral, grob zwischen zwei Grundkonzeptionen zu unterscheiden: 1. Die des „Moratoriums“ als „gesellschaftlicher Auszeit“ mit einem größeren Fokus auf Autonomie und 2. die der „Transition“ als kurzer Übergang im linearen Verlauf vom Kind zum Erwachsenen.<sup>40</sup> Hurrelmann räumt selbst ein, dass sich diese beiden Konzepte keineswegs ausschließen, wie auch Heinz Reinders systematisch gezeigt hat: Je nach Stärke der Transitionsorientierung tendieren die Jugendlichen zu Assimilation oder Marginalisierung, je

---

<sup>36</sup> Leopold Rosenmayr, Jugend, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 6, Stuttgart 1976, S. XII.

<sup>37</sup> Herrmann, Jugendpolitik, S. 109.

<sup>38</sup> Fogt, Generationen, S. 73.

<sup>39</sup> Vgl. Klaus Neumann-Braun, Jugendliche und ihre Peer-Group-Kommunikationen. Einführung in den Themenschwerpunkt, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merckens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 3 (2003), S. 15-24; S. 16.

<sup>40</sup> Vgl. Hurrelmann, Lebensphase, S. 42-44.

lisierung, je nach Stärke der Moratoriumsorientierung zu Integration oder Segregation.<sup>41</sup> Der feste Glauben an jugendliche Selbstgestaltung, an die jugendliche Akteursperspektive ist bei solchen Konzepten selbstredend basal und Ausdruck des „emanzipatorischen“ Paradigmenwechsels in der Jugendforschung seit den 70er Jahren in der Folge des wieder entdeckten George H. Mead und anderer aus dem Kreis des symbolischen Interaktionismus.

Noch etwas handfester zu fassen wäre Jugend durch von außen festgelegte und doch selten kollektiv gleichzeitig erreichte zeitliche Unter- und Obergrenzen, wobei es bei Obergrenzen deutlich mehr Indikatoren dafür gibt, was von gesellschaftlicher Seite unter „Jugend“ fällt. Verschiedene rechtliche Aspekte und gesellschaftliche Statusfunktionen grenzen Jugend ein. Da sind in erster Linie die Volljährigkeit zu nennen und andere von Seiten des Staates, historisch unterschiedlich festgelegte Verleihungen von Rechten, z.B. politische Partizipation oder Geschäftsfähigkeit, umgekehrt die Einforderung von Pflichten, z.B. Militärdienst, und die schriftlich festgelegten Konzepte von Mündigkeit im Zivil- und Strafrecht. Dann gibt es eine festgelegte „Berufsreife“, prädisponiert durch die historisch wandelbare obligatorische Schulpflicht, die sich in Schüben verlängerte und Jugendalter ausdifferenzierte bzw. für Teile der Jugend wirtschaftliche Selbstständigkeit hinauszögerte. Eine traditionell wichtige Kategorie zur Erlangung des Erwachsenenstatus ist die der „Ehereife“, was zumindest kirchlich-offiziell mit dem Beginn sexueller Aktivität zusammenfallen sollte. Damit erfolgen häufig gleichzeitig der Auszug aus der Herkunftsfamilie und die Gründung eines eigenen Hausstandes. Die Berufstätigkeit wird aber gesellschaftlich in der Regel als Voraussetzung für die Eheschließung gesehen, wie auch das bekanntermaßen deutlich höhere Heiratsalter bei Akademikern (wegen langer Ausbildungszeiten) und bei Landwirten (wegen später Hofübergabe) zeigen. Die Eheschließung scheint die traditionellste Abschlusszäsur der Jugend überhaupt zu sein, sie ist v.a. für die Landjugend der entscheidende Statuserwerb.<sup>42</sup> Doch selbst wenn man solchen Kategorien für das „Ende von Jugend“ folgt, bleibt das empirische Problem, dass diese fast immer ungleichzeitig erreicht werden und sich Kategorien wie Eheschließung und Berufstätigkeit zum Teil gegenseitig bedingen, andere Zäsuren für bestimmte Gruppen nicht erreichbar sind oder sich fast automatisch Statusdiskrepanzen ergeben, was die Gruppenzugehörigkeit unscharf macht. Zwei der genannten Hauptkriterien – Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit und eigene Familiengründung – sind zudem geschlechtsspezifisch äußerst unterschiedlich. So steht ökonomische Selbstständigkeit, die als Begriff der „Berufsfindung“ vorzuziehen wäre, zeitweise für zahlreiche junge Frauen nicht zur Diskussion.<sup>43</sup>

Die präzisesten, weil nach Altersjahren gesetzten Definitionen von außen werden also von rechtlich-staatlicher Seite definiert, über Minderjährigkeit und Mündigkeitsschwellen, die Verleihung

---

<sup>41</sup> Vgl. Heinz Reinders, *Jugendtypen. Ansätze zu einer differenziellen Theorie der Adoleszenz*, Opladen 2003.

<sup>42</sup> Vgl. Mitterauer, *Sozialgeschichte*, S. 87ff.

<sup>43</sup> Und dies würde zudem noch viele Frauen aus der Erwachsenengruppe permanent exkludieren. Wenn man bedenkt, dass diese auch lange Zeit von gesellschaftlichen oder politischen Rechten ausgeschlossen waren, drängt sich in der Tat der Verdacht einer „dauerhaften Infantilisierung der weiblichen Mitglieder der Gesellschaft“ auf. Thomas Olk, *Gesellschaftstheoretische Ansätze in der Jugendforschung*, in: Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), *Handbuch der Jugendforschung*, Opladen 1988, S. 113-134; hier: S. 118.

des aktiven und passiven Wahlrechts, Verordnungen und Gesetze im Bereich des Jugendarbeitsrechts und des Jugendschutzes. Auch die „Jugend des Rechts“ verläuft asynchron, lässt aber gleichwohl Rückschlüsse auf den Schwerpunktbereich einer von oben definierten Jugend zu:

- ▶ Es gibt die Volljährigkeitsgrenze, die in der Bundesrepublik bei 21 Jahren lag und erst 1975 auf 18 Jahre heruntergesetzt wird.
- ▶ Eindeutig wird im Jugendgerichtsgesetz von 1953 die Gruppe der „Nicht-Volljährigen“ definiert: „Jugendlicher ist, wer zur Zeit der Tat vierzehn, aber noch nicht achtzehn, Heranwachsender, wer zur Zeit der Tat achtzehn, aber noch nicht einundzwanzig Jahre ist.“<sup>44</sup> Dies zeigt bereits die Ambivalenz, wie mit der „Zwischen-Altersgruppe“ jenseits der im Grunde unbestrittenen Kerngruppe der 14-18-Jährigen umgegangen wird: Strafmündigkeit begann mit 14 (§19 StGB), das Jugendstrafrecht galt für 14-18-Jährige, die 18-21-jährigen Heranwachsenden konnten aber noch in den Bereich des Gesetzes nach §105 JGG einbezogen werden, soweit sie nach Reifeg Gesichtspunkten noch nicht die nötige Einsichts- und Verantwortungsfähigkeit aufwiesen. Es gibt also ein rechtliches Jugendalter im engeren und eines im weiteren Sinne. Diese Zweiteilung deckt sich auch mit den Definitionen, wie man sie im Jugendarbeitsschutzgesetz und beispielsweise im Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften findet (JASCHG §§2; 53; GjS).
- ▶ Die gesetzliche Schulpflicht ist meist schon mit 14 vollständig erfüllt. Dies würde den Schüleranteil an der Gruppe der Jugendlichen enorm reduzieren, wenn man sie rechtlich (und auch, was die Befragtengruppe in den Jugendumfragen betrifft) erst in dieser Altersstufe beginnen lässt. Hier ist ein starker Verschulungsprozess durch die Einführung eines obligatorischen 9. Schuljahrs ab den 60er und eines 10. Schuljahres ab den 70er Jahren zu verzeichnen. Damit verknüpft und ebenfalls historisch wandelbar: das Mindestalter für den Berufseintritt, das ab 1960 bei 14, ab 1975 bei 15 Jahren lag.
- ▶ Es gibt außerdem verschiedene Schwellen von Konsummündigkeit, die abhängig vom Produkt sind: Filme je nach FSK-Freigabe, „Kein Alkohol an Jugendliche“, Nikotin erst ab 16, der Führerscheinwerb mit 21.
- ▶ Das Wehrpflichtgesetz von 1956 (§I 1) definierte männliche Personen ab 18 Jahren als alt genug, um zum Wehrdienst verpflichtet zu werden.
- ▶ Das aktive Wahlrecht erhielt man mit 21, das passive aber erst mit 25 Jahren – und erst mit diesem spätesten Punkt wäre man in der frühen Bundesrepublik Träger sämtlicher staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten.

Als Untergrenzen von Jugend galten damals wie heute dann aber vor allem einschneidende physiologische Veränderungen, wie sie Konzepte der Biologie und Medizin beschreiben. „Pubertät“, markiert durch sexuelle Reifung und verbunden mit dem „puberalen Wachstumsschub“, beginnt bei Jugendlichen im Durchschnitt mit ca. 13 Jahren, bei Mädchen etwas früher, und sie endet mit

---

<sup>44</sup> Laut Jugendgerichtsgesetz §1, 2.

ca. 17/18 Jahren.<sup>45</sup> Nun wäre man mit der sexuellen Reife theoretisch in der Lage, selbst Nachkommen zu zeugen, was in vielen Kulturen als Ende der eigenen Kindheit wahrgenommen und zelebriert wurde und wird. Jugendlicher, so könnte man daher feststellen, ist auch eine nicht in allen Kulturen nachweisbare „altersphasenspezifische Marginalsituation“<sup>46</sup>, weil man mit der Pubertät die biologische Geschlechtsreife erlangt hat, ohne dass von der Gesellschaft die soziale Reife vollständig zugeteilt bekommen hat.<sup>47</sup> Parallel zu physischen Entwicklungen generierte die psychologische Jugendforschung Definitionen und Konzepte, die auf die geistige Entwicklung abzielten. „Adoleszenz“ ist dabei der Zentralbegriff, der nicht die körperlichen Entwicklungsschübe meint, sondern die (längere) Phase der psychischen Verarbeitung derselben und das, was man mit Charlotte Bühler lange Zeit als „sehndes Suchen“ begriffen hat. Schließlich ist auf das Konzept der stufenweisen kognitiven Entwicklung (Piaget) und der Identitätsbildung hinzuweisen. Nach Eriksons Modell wäre Adoleszenz als fünfte Entwicklungsstufe geprägt durch die Möglichkeit, Identität als gelungene, konstante Einheit aller in der Kindheit gesammelten Ich-Werte herzustellen, was bei Nichtgelingen Identitätsdiffusion als psychosoziale Krise im Jugendalter nach sich zieht.<sup>48</sup> Dauerhaft wirkmächtig wird das Konzept von Robert James Havighurst mit dem Katalog an Entwicklungsaufgaben im Jugendalter, die man bewältigen muss, um in einer konkreten Gesellschaft den Erwachsenenstatus zuerkannt zu bekommen. Teile dieser Aufgaben sind konstant, andere Teile kulturabhängig. So wären Jugendliche nach „moderner“ Vorstellung erst als erwachsen zu klassifizieren, wenn sie sich sozio-emotional von den Eltern gelöst, einen eigenen Hausstand gegründet und eine berufliche Tätigkeit aufgenommen haben, eine reife Beziehung zu Peers und ein ausgewogenes Selbstbild sowie ein gefestigtes Wertesystem besitzen. Mit Havighurst gesprochen: Das konstante Merkmal der Adoleszenz ist der Übergang von einer alters- zu einer statusgeschichteten Gesellschaft. Sie ist demnach eine Periode, die erst ihren Abschluss findet, wenn das Individuum aus der Altersschicht in einen Status überwechselt, der sich über Beruf, Einkommen etc. definiert.<sup>49</sup>

Die Versuche, jugendliche Entwicklungsaufgaben zu konkretisieren, sind zahlreich, wobei entwicklungspsychologische Neuformulierungen immer sehr aufschlussreich über veränderte Erwartungen an die Jugendphase, letztlich über soziale Normen Auskunft geben. So lauten die Entwicklungsaufgaben bei Ortler: 1. Akzeptieren der eigenen körperlichen Erscheinung und effektive

<sup>45</sup> Pubertät wird vom Lexikon der Medizin definiert als „Geschlechtsreife, die durch hypophysäre Gonadotropine ausgelöst, bezügl. Zeitpunkt u. Dauer stark variierende (Akzeleration) Zeit vom Erstauftreten sekundärer Geschlechtsmerkmale bis zur Menarche bzw. Spermatozoenreife, normal zwischen 9. und 17. bzw. (männl.) 12. u. 17. Lebensjahr (Gestaltwandel u. geistig-seel. Reifung gehen bis zum Ende der Adoleszenz weiter). Neben körperl.(...) auch psych. Veränderungen (disharmonische Motorik, vergrößerte Mimik, labile Stimmung, wachsende Selbstkritik bis zu Minderwertigkeitskomplexen, Geltungs-Macht-Trieb etc.), mit deren Verschwinden ein neues Ich-Bewußtsein gefunden wird.“ Roche Lexikon der Medizin, München 2003<sup>5</sup>, S. 1535.

<sup>46</sup> Vgl. Henrik Kreutz, Soziologie der Jugend, München 1974.

<sup>47</sup> Vgl. Kingsley Davis, Adolescence and the social structure, in: Jerome M. Seidman (Hrsg.), The adolescent. A book of readings, New York 1953, S. 42-48.

<sup>48</sup> Vgl. Erik H. Erikson, Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, Frankfurt a.M. 1966.

<sup>49</sup> Vgl. Robert J. Havighurst, Schule und Jugend, in: Peter Heintz (Hrsg.), Soziologie der Schule (=KZfSS, Sonderheft 4), Köln/Opladen 1959, S. 80-90.

Nutzung des Körpers, 2. Erwerb der männlichen bzw. weiblichen Rolle, 3. Erwerb neuer und reiferer Beziehungen zu Altersgenossen, 4. Gewinnung emotionaler Unabhängigkeit von den Eltern und Erwachsenen, 5. Vorbereitung auf berufliche Karriere, 6. Vorbereitung auf Heirat und Familienleben, 7. Gewinnung eines sozial verantwortungsvollen Verhaltens, 8. Aufbau eines Wertesystems.<sup>50</sup> Mit Talcott Parsons gesagt, endet Adoleszenz mit der Allokation der Gesellschaft, und anstatt der traditionellen *Zuweisung* durch Riten oder Zeremonien/Initiation erfolgt der *Erwerb* der Erwachsenengesellschaft in langwierigen und in modernen Gesellschaften wegen des Auseinanderklaffens von primärer und sekundärer Sozialisation in komplexer werdenden Lernprozessen.<sup>51</sup> Diese komplexen Prozesse sind dabei auch im Sinne sozialer Disziplinierung und Kontrolle im Kontext moderner Rationalisierung zu verstehen.

Jugend ist also eine Transitionsphase mit einer langjährigen, sukzessiven Statuspassage der Verleihung von gesellschaftlich relevanten Rechten und Pflichten, die es, wie die strikte Unterscheidung einer Kindheits- und Erwachsenenphase in den vorindustriellen Gesellschaften zeigt, so nicht immer gegeben hat.<sup>52</sup> Auch ist bekannt, dass in allen Kulturen Vorstellungen existierten und existieren, nach denen spezielle Bedürfnisse, Aufgaben und Rollen in der jeweiligen Gesellschaft altersbedingt zugeordnet werden können und es dabei auch geordnete Übergänge von einer Lebensphase in die nächste geben muss, die der Gesellschaft als Ganzes eine harmonische Tektonik geben.<sup>53</sup> Ethnologische Studien zeigen, dass in vielen Ländern der von Initiationsriten begleitete Übergang von der Kindheit als unreifer Status zum vollwertigen erwachsenen Mitglied der Gesellschaft recht abrupt ist und dabei auch grob mit der biologischen Reife zusammenfällt.<sup>54</sup> Häufig nach Geschlechtern getrennt, findet die Initiation über Mutproben und/oder durch eine besondere Kennzeichnung (Beschneidung, Tätowierung) statt – eine Art Renaissance des Kindes in der Erwachsenenrolle. In Mitteleuropa gab es zweierlei: zunächst eine „vormoderne“ Jugend, die aus der Erwachsenenperspektive keinen Selbstwert hatte, sondern der Vorbereitung zum Erwachsenenstatus diente, sodass auch sämtliche Gruppierungen von Jugend eine sozial integrative Funktion hatten, und andererseits eine „moderne Jugend“ als Massenphänomen, die, umrahmt von emanzipatorischen Eigeninteressen oder Zuschreibungen von Selbstfindung und „Reifung“ sowie größer werdenden Möglichkeits- und Schutzzräumen (Moratorium), gesellschaftsverändernde

---

<sup>50</sup> Rolf Oertler, Das Jugendalter, in: ders./Leo Montada (Hrsg.), Entwicklungspsychologie, München 1987<sup>2</sup>, S. 265-338; S. 276.

<sup>51</sup> Vgl. Hartmut M. Giese, Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung, Weinheim 1977, S. 107-108.

<sup>52</sup> Mitterauer, Sozialgeschichte, S. 10-12.

<sup>53</sup> Erinntet sei an Lebensalter-Darstellungen aus der Frühen Neuzeit. Gerade die Pyramide steht aber auch für die Gefährdung vormoderner Ordnungsvorstellungen durch nachrückende Generationen. Vgl. Wilhelm Speitkamp, Jugend als Symbol, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 20 (2006), S. 15-21.

<sup>54</sup> Gleichwohl weisen Ethnologen darauf hin, dass es Kulturen gibt, bei denen der Übergang vom Kind zum Erwachsenen weniger abrupt ist und Übergangsphasen i.S. einer „Jugend“ eingefügt sind. In einer Phase ohne institutionelle Zäsuren, ohne feste Grenzen zu leben, darin sahen Soziologen ja die Ursache für Verhaltensunsicherheit der Jugendlichen: Jugend – faktisch eine Residualkategorie – findet sich widersprüchlichen Normensystemen ausgesetzt: dem, das für die Kinder verbindlich ist und jenem, das für die Erwachsenen Gültigkeit hat. Vgl. René König, Das Interview. Formen, Technik, Auswertung, Köln 1962<sup>3</sup>, S. 30.

Ambitionen haben kann (aber nicht muss) – was dann zu Generationenkonflikten führen kann.<sup>55</sup> Diese moderne Jugend entfernt sich seit Ende des 18. Jahrhunderts von der exklusiven bürgerlichen Lebenswelt und wird nach und nach einer immer größer werdenden Anzahl an Jugendlichen möglich.<sup>56</sup>

Heute scheint es, dass das biologische Alter seine Ordnungsfunktion für die Biografie zunehmend einbüßt. Dies hängt mit der Tatsache zusammen, dass Ausbildung, Beruf und Familiengründung nicht mehr so stark mit bestimmten Lebensphasen verbunden sind. Im Resultat vollziehen sich eine kapitale Veränderung des lebenszeitlichen Rhythmus und ein Auseinanderfallen von biologischer und sozialer Reife.<sup>57</sup> Doch als vorhandene „Rites de passage“ wären da immer noch zu nennen: die wichtige religiöse Initiation durch Kommunion, Firmung und Konfirmation, das Erlernen der erwachsenen Umgangsformen sowie Selbst- und Sozialdisziplinierung, die sukzessive Erlangung der Erwachsenenrechte im Konsumbereich. Konstant gilt die Schulentlassung als wichtige Zäsur – kaum eine Abschlussrede, die ohne den Verweis, nun beginne der „Ernst des Lebens“, auskommt; schließlich, wenn auch weniger für die hier untersuchte Phase, der Kriegsdienst, der den Jungen zum Mann machte.

Historisch übergreifende Definitionen sind also unmöglich. Und der Einwand, Jugendforschung sei „im Kern eine an öffentlicher Nachfrage orientierte Forschung ohne angemessene theoretische Fundierung“, ist in Anbetracht der unüberschaubaren „ad-hoc-Forschungsliteratur“ nicht ganz von der Hand zu weisen.<sup>58</sup> Schon begriffsgeschichtlich ließe sich nachzeichnen, wie im Rechtsdiskurs der „Jugendliche“ erst Ende des 19. Jahrhunderts den „Jüngling“ verdrängt und semantisch zunächst mit „kriminell“ belegt wurde, während der psychologische Diskurs weiter nur den (bürgerlichen) Jüngling kannte. Der Jugendliche markierte demgegenüber im Ursprung ein negatives Element, das die öffentliche (städtische) Ordnung störte, allgemein mit Verwahrlosung und abweichendem Verhalten konnotiert war.<sup>59</sup> Jugend in ihrer eingegrenzten Bedeutung (nämlich als freies Element, das für eine „Erneuerung von Lebensgewissheit“ in einer materialistischen Welt steht) konnte dennoch seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem bürgerlichen Mythos, zu einem „Motor der Geschichte“ werden, was in der Jugendforschung lange nachwirkte.<sup>60</sup>

---

<sup>55</sup> So auch Winfried Speitkamp, *Jugend in der Neuzeit. Deutschland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*, Göttingen 1998, S. 292.

<sup>56</sup> Die sukzessive größer werdende Teilnahme an Jugend als Lebensphase darf man allerdings nicht als lineare Entwicklung sehen. Zudem muss in Deutschland auf die „Verstaatlichung“ und ideologische Zurichtung von Jugend zwischen 1933-1945 hingewiesen werden. Diese kann ja gänzlich aus der langen Entwicklung ausgeklammert werden und könnte im gewissen Sinne sogar als die numerisch größte Ausdehnung von Jugend gelten.

<sup>57</sup> Vgl. Hurrelmann, *Lebensphase*.

<sup>58</sup> Vgl. Jürgen Mansel/Hartmut M. Griesel/Albert Scherr (Hrsg.), *Theoriedefizite in der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven*, Weinheim 2003.

<sup>59</sup> Vgl. Lutz Roth, *Der Jüngling und der Jugendliche. Jugendkonzepte in Deutschland zwischen 1750 und 1920*, Tübingen 1983, S. 96-114. Trutz von Trotha, *Zur Entstehung der Jugend*, in: *KZfSS* 34 (1982), S. 254-277. Vgl. Wilfried Breyvogel (Hrsg.), *Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität*, Bonn 1998.

<sup>60</sup> Auf diesen lang wirkenden Zusammenhang – Jugend als Reflex auf die als bedrohlich wahrgenommene Moderne – darauf sollte hier mit Frank Trommler noch einmal hingewiesen werden: „Die Ausgliederung der bürgerlichen Jugend als eines spezifischen Lebensbereiches aus der Arbeitswelt, wie sie die Industrialisierung und Spezialisierung im 19. Jahrhundert mit sich brachte, bedeutete wesentlich mehr als eine neue Wertschätzung der Adoleszenz; sie öffnete einen Zugang ins Freie, Einfache, Elementare, eine Erneuerung der Lebensgewissheit, die

Wenn man die Erkenntnis, dass Jugend nichts naturhaft Vorgegebenes, sondern ein von professionell Zuständigen definiertes Element ist, konsequent weiterdenkt, führt dies wie bei Lutz Roth, aber auch schon bei Gillis und Trotha in der jugendtheoretischen Diskussion seit den 80er Jahren dazu, eine einheitliche „Lebenslage Jugend“ überhaupt in Frage zu stellen. Wenn man davon ausgeht, dass die „Erfindung des Jugendlichen“ im Kontext einer radikalen Transformation der sozialen Kontrolle und Sozialdisziplinierung im 19. Jahrhundert steht, die in dieser Form ab den 70er Jahren nicht mehr gegeben sind, erscheint dies durchaus plausibel. Nur ist dies stark im Sinne einer emanzipatorischen Bewegung, weg von einer von oben konstruierten Kontrollgruppe „Jugend“ her gedacht, was die durchaus freiheitlichen Selbstgruppierungen von Jugend ignoriert. Die Lösung in der Jugendforschung war demgegenüber, nicht einem „Ende der Jugend“ das Wort zu reden, sondern der zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung auch einer zeitlichen „Entgrenzung“ der Institution Jugend in den letzten Jahrzehnten Rechnung zu tragen.

Wenn man schließlich auf die klassische und wirkmächtige Jugendkonzeption von Rousseau verweist, wie Jürgen Zinnecker dies getan hat, und dabei feststellt, dass Jugend 1. ein gesellschaftlicher Wert ist, 2. eine pädagogische Provinz, 3. ein Moratorium und 4. eine produktive Entwicklungsphase, die eine Krise und deren Bewältigung einschließt, dann könnte man tatsächlich die These aufstellen, dass die 1950er Jahre das „Ende eines Missverständnisses bürgerlicher Pädagogik und erziehungswissenschaftlich-psychologischer Forschung“ sind.<sup>61</sup> Die erwähnten zentralen Definitionen aus der Zeit heraus erklären Jugend als die Zwischenphase, laut Schelsky als Verhaltensphase des Menschen, in der er „nicht mehr die Rolle des Kindes spielt, dessen Leben sozial wesentlich innerhalb der Familie wurzelt oder von Institutionen gehalten wird, die, wie Heime, Kindergarten, Elementarschule, Spielplatz usw. primär Familienersatz oder institutionell ausgeweiteter Familienraum sind, und in der er noch nicht in die Rolle des Erwachsenen als vollgültigen Trägers der sozialen Institutionen, also z.B. der Familie, der Öffentlichkeit und politischen Ordnung, der Rechts- und Wirtschaftsordnung usw. übernommen hat“.<sup>62</sup> Zu vermuten ist, dass die Entstrukturierung der kollektiven Statuspassage Jugend, wie sie Thomas Olk mit Blick auf die widersprüchlichen Ergebnisse von Jugendforschung Anfang der 80er Jahre konstatierte, auch schon für die frühe Bundesrepublik in Ansätzen zutrifft.<sup>63</sup> Dass nämlich Jugendphasen für sozial unterschiedliche Gruppen untereinander unvergleichbar sind, weil schon die Statusübergänge destandardisiert sind und die Lebensphase im Prozess gesellschaftlicher Differenzierung

---

in der arbeitsteiligen, ‚materialistischen‘ Welt verschüttet schien.“ Frank Trommler, Mission ohne Ziel. Über den Kult der Jugend im modernen Deutschland, in: ders./Thomas Koebner/Rolf-Peter Janz, ‚Mit uns zieht die neue Zeit‘. Der Mythos Jugend, Frankfurt a.M. 1985, S. 14-49; S. 15. Außerdem explizit für die politische Komponente als Generationenkonflikt in der Weimarer Republik: Barbara Stambolis, Mythos Jugend – Leitbild und Krisensymptom. Ein Aspekt der politischen Kultur im 20. Jahrhundert, Schwalbach 2003.

<sup>61</sup> Peter Dudek, Jugend als Objekt der Wissenschaften. Geschichte der Jugendforschung in Deutschland und Österreich 1890-1933, Opladen 1990, S. 14.

<sup>62</sup> Schelsky, Generation, S. 15-16. Vgl. zur soziologischen Jugendforschung Kap 3.4.

<sup>63</sup> Thomas Olk, Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – Zur Entstrukturierung der Jugendphase, in: Helmut Heid/Wolfgang Klafki (Hrsg.), Arbeit - Bildung - Arbeitslosigkeit. Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 19 (1985), S. 290-301. „Der entscheidende Mangel der angesprochenen Studien und Forschungsarbeiten liegt demnach darin, dass sie den Teilausschnitt, den sie jeweils erfassen, für das Ganze nehmen.“ (S. 293).

zerfasert, sich der „standardisierte Ablauf des Lebenslaufregimes“ verlangsamt hat. Anschaulich wird dies durch die immer deutlicher werdende zeitliche Streuung bei den zentralen Übergängen zwischen den Lebensphasen (Ausweitung der Schulzeit, Krise auf dem Arbeitsmarkt, unterschiedliches Heiratsverhalten) bei gleichzeitiger Auflockerung verbindlicher Verhaltensnormen und einer früheren Beteiligung an Erfahrungsbereichen wie Konsum, Medien oder Sexualität. Die Entstrukturierung als Flexibilisierung und Individualisierung erfolgt gerade auf Basis einer erfolgreichen Standardisierung, sodass die einheitliche kollektive Statuspassage Jugend zerfällt und „auf diese Weise in eine Vielzahl subsystemspezifischer Übergangsphasen mit je eigenen Erscheinungsformen und Zeitstrukturen zerlegt wird“.<sup>64</sup>

Wie aus rechtlicher Perspektive gezeigt, ist das definitive formale Ende der Jugendphase erst dann erreicht, wenn in den relevanten Handlungsbereichen Autonomie und Eigenverantwortlichkeit erreicht worden sind.<sup>65</sup> Jugend als „Nichtmehr“ und „Nochnicht“ zeichnet sich, darin herrscht weitestgehend Einigkeit, durch eine relativ größere Offenheit für Sozialisationseinflüsse aus. Und so erscheinen Friedhelm Neidhardts Definition und Problematisierung des Jugendbegriffs von 1967 auch heute noch aktuell. Das Jugendphänomen ist demnach als „Ausdruck einer schwierigen Wohlstandsgesellschaft“ zu sehen, die lang laufende Sozialisationsprozesse nicht nur erlaubt, sondern verlangt. Je komplizierter die Wirtschaftsordnung, desto länger dauert die Reifezeit. Je reicher sie ist, desto länger kann sie sich erlauben, ihren Nachwuchs eine Zeit lang außerhalb von Vollberufen existieren zu lassen. Damit zusammenhängend verpflichtet sie sich darauf, Persönlichkeitsentfaltung durch „Schonräume“ zu unterstützen.<sup>66</sup> Neidhardt weist auf die Tatsache hin, dass den Sozialisatoren Familie und Schule zunehmend „Platzierungsaufgaben“ zugefallen sind und Positionen, wie zum Beispiel die Berufsposition, nun einmal von der Erwachsenenwelt definiert werden. Im Kern handelte es sich um die Spannung zwischen biologischer Reife und der Verweigerung sozialer Reife.<sup>67</sup> Das Problem der Statusdiskrepanz in einem mehrjährigen Prozess der sukzessiven Erlangung von gesellschaftlichen Positionen bleibt gleichwohl bestehen, wobei die Chance, Jugendlicher sein zu dürfen, schichtenspezifisch unterschiedlich hoch ist. Für den Jugendlichen ist nach Neidhardt typisch, dass er noch nicht oder nur teilweise im Besitz der folgenden vier Positionsmerkmale ist:

1. Familienposition – doch schon geschlechtsreif
2. Berufsposition – doch die gesetzlich vorgeschriebene Schulzeit bereits absolviert
3. Rechtsposition – erst stufenweise, aber noch nicht vollmündig und verantwortlich

---

<sup>64</sup> Olk, Jugend, S. 94.

<sup>65</sup> Vgl. Yvonne Bernart, Jugend, in: Bernhard Schäfers/Wolfgang Zapf (Hrsg.), Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen 1998, S. 352-361.

<sup>66</sup> Neidhardt, Bezugspunkte, S. 18.

<sup>67</sup> Friedhelm Neidhardt, Die junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik, Opladen 1967, S. 19.



4. Politische Position – noch kein volles politisches Mitspracherecht, aber z.T. bereits öffentliche Positionen von unmittelbarer politischer Bedeutung ausfüllend, zum Beispiel Militärdienst.<sup>68</sup>

Nun werden Altersgrenzen und damit Rollenzuweisungen in der funktional differenzierten Gesellschaft aber diffus, wenn das „Jugendliche“ von Seiten der Wirtschaft anders definiert wird als von der Politik, die „Reife“ von der Kirche anders bestimmt wird als von der Justiz. Die epochen- und gesellschaftsübergreifendste Teilreife ist dabei sicherlich der Eheintritt, der somit signifikanter Austritt aus der Herkunftsfamilie ist und der nach allgemeiner Auffassung zumindest für den Mann stark an den Berufseintritt gekoppelt ist, der zur damaligen Zeit vorrangig die wirtschaftlichen Einkommens- und Versorgerquellen erschließt: „Eine Familie ernähren können“ ist im Zeitgeist der frühen Bundesrepublik als psychologische *Conditio sine qua non* für die Familiengründung zu sehen, die nach Eisenstadt den Übergang in den vollen Erwachsenenstatus, verstanden als Wechsel vom Empfänger zum Vermittler kultureller Tradition, vollzieht.<sup>69</sup> Rechtlich wurde Ehereife damals übrigens mit deutlichen Unterschieden nach Geschlecht definiert: Der Paragraph 1303 des BGB regelte, dass ein Mann nicht vor dem Eintritt in die Volljährigkeit (also mit 21), eine Frau nicht vor Vollendung des 16. Lebensjahres eine Ehe eingehen dürfe.

Fragt man die Bevölkerung selbst, sozusagen als populäre Definition eines Jugendbildes aus der Zeit heraus, dann wird die Lage nicht eindeutiger. Auf die Frage nach der Obergrenze „Wenn wir von Jugend sprechen – bis zu welchem Alter rechnen Sie einen Menschen noch zur Jugend?“ antworteten 1952 19 Prozent „unter 20 Jahre“, 29 Prozent wollen die Grenze bei 20-24 Jahren setzen, ein Viertel bei 25-29, weitere 19 Prozent bei 30-34 Jahren, 7 Prozent sogar bei 35 Jahren und mehr.<sup>70</sup> Das Problem im engeren Zeit- und Quellenkontext ist auch hier: In den Umfragen besteht Uneinheitlichkeit schon darüber, welcher Altersabschnitt als Jugend bezeichnet werden soll, was, wie noch zu zeigen sein wird, zu einem unzeitgemäß weiten Jugendbegriff führt, und alle 15-24-Jährigen als Zielgruppe umfragebasierter Jugendforschung einbezieht. Daran ist man im Folgenden gebunden, auch wenn die Polysemie des Begriffs Jugend offenkundig ist. So wird sich, wenn es um den interdisziplinären Diskurs geht, zeigen, wie unterschiedlich und flexibel die Zeichenkette „Jugend“ mit Sinn gefüllt werden kann.

---

<sup>68</sup> Neidhardt, *Generation*, S. 16. Um an dieser Stelle vorzugreifen: Die Quintessenz einer (später sogenannten) Entstrukturierung ist bei Neidhardt auch eine Bilanz nach ungefähr 15 Jahren empirischer Jugendstudien. „Eine reich differenzierte Gesellschaft, in der die Individualität der Gesellschaftsmitglieder vergleichsweise stark zum Zuge kommen soll, setzt sich in einem gewissen Maße über so formale Kriterien wie es ein in Jahren quantitativ gemessenes Jugendalter darstellt.“ Neidhardt, *Generation*, S. 14. Dass durch die Einkreisung des Begriffs Jugend und der dabei verwendeten Auswahl von Gewährleuten und der Gewichtung ihrer Theoreme hier selbst eine Festlegung der eigenen Position hinsichtlich der in Kapitel 3 beschriebenen Standpunkte vorgenommen wird, geschieht bewusst.

<sup>69</sup> Eisenstadt, *Generation*, S. 23. Was nicht gleichbedeutend ist mit der Zäsur durch die Geburt des ersten Kindes, sondern „legitime sexuelle Reife“ meint.

<sup>70</sup> Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann (Hrsg.), *Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1947-1955*, Allensbach 1956, S. 391.

## 1.2 „Moderne Zeiten“? Zum Begriff der frühen Bundesrepublik

Je länger ein politisches Gebilde in seinen Kernelementen Bestand hat, desto größer ist das Bedürfnis nach epochalen Binnendifferenzierungen und Zäsuren. Für die Bundesrepublik liegt eine unbestrittene Zäsur in den Wendejahren 1989/1990, der Wiedervereinigung und dem publizistisch viel beschriebenen Übergang von der Bonner zur Berliner Republik. Eine weitere Zäsur, wenn auch primär in sozio-kultureller Hinsicht, stellt die Auf- und Umbruchphase Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre dar. Die 68er, die sozialliberale Koalition unter Willy Brandt, neue politische Orientierungen vor allem bei Teilen der Jüngeren, alternative Lebenskonzepte, insbesondere aber neue und langfristig bedeutsame Themen auf der politischen Agenda (Arbeitslosigkeit, Umweltprobleme, Ölkrise, Kehrseiten der Verstädterung etc.) markieren den Beginn der zweiten Hälfte der Bonner Republik.

In dieser Arbeit geht es jedoch im Kern um die Jahre 1949-1960, die „Miracle Years“.<sup>71</sup> „Der lange Weg nach Westen“ ist in vollem Gange, es gibt deutliche Anzeichen für das Eintreten in die Ära des Massenkonsums, und mit einiger Berechtigung könnte man die 50er Jahre als die Sattelzeit der dann folgenden tief greifenden Gesellschaftsumbrüche sehen. Um die Diskussion aus Kapitel 0.3 wieder aufzunehmen: Man kann mit gutem Grund für die kurzen 50er Jahre plädieren (also etwa 1953-1958), und stattdessen die 60er lang machen (1958-1973) und als Transformationsraum deuten, als Wohlstandsgesellschaft, verbunden mit der Ausweitung der bereits angelegten Modernisierung und unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass sich der sektorale Wandel, besonders der Anstieg des tertiären Sektors, beschleunigte. Die Arbeitszeiten verkürzten sich, die Löhne stiegen und generierten mehr Freizeit und Konsum, mithin waren auch grundsätzlich andere Voraussetzungen für Sozialpolitik vorhanden.<sup>72</sup> Die Bundesrepublik wurde zur „automobilen Gesellschaft“, das Phänomen des Massentourismus setzte ein, in der Medienlandschaft erhielt das Fernsehen eine dominante Position – und hier entscheidend: Die kulturellen Konflikte zwischen Jugendlichen und Erwachsenen wurden lauter.<sup>73</sup> Die kurzen 1950er-Jahre sind auch in internationalen Vergleichsstudien die übliche Setzung. Die langen 1960er Jahre finden sich, je nach Blickwinkel, ganz unterschiedlich auf den Punkt gebracht, als Epoche staatlich-politischer wie sozio-kultureller „Fundamentalliberalisierung“.<sup>74</sup> Sie stehen nach Ansicht Axel Schildts „für eine sich im Wiederaufbau mit zunehmend rascherem Tempo modernisierende Gesellschaft, die große Integrationsprobleme auf unterschiedlicher Ebene zu lösen hatte, in der aber auch deshalb enorme Potenziale einer Orientierung am Altvertrauten vorhanden waren, die nicht zuletzt die

---

<sup>71</sup> Vgl. Hanna Schissler (Hrsg.), *The Miracle Years. A cultural history of West Germany 1949-1968*, Princeton 2001.

<sup>72</sup> Im groß angelegten Projekt „Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945“ wird eben hier die Zäsur gezogen: Band 3 beschäftigt sich mit „Bewältigung der Kriegsfolgen“ (1949-1957) und der „Rückkehr zur sozialpolitischen Normalität“, Band 4 mit: „Sozialpolitik im Zeichen des erreichten Wohlstandes“ (1957-1966).

<sup>73</sup> Axel Schildt, *Die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland bis 1989/90* (=Enzyklopädie deutscher Geschichte 80), München 2007, S. 30-47.

<sup>74</sup> Vgl. Ulrich Herbert (Hrsg.), *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980*, Göttingen 2002.

politische Kultur prägten“.<sup>75</sup> Signifikant ist die Begründung für diese Periodisierung über das Argument Jugend auch bei Detlef Siegfried:

*Kein Zweifel, die langen sechziger Jahre (...) waren in Westdeutschland die ‚goldenen Jahre‘ des wirtschaftlichen Wohlstands, der zunehmenden Freizeit, der Entformalisierung gesellschaftlicher Beziehungen, der politischen Liberalisierung. Viele dieser Entwicklungen hat die junge Generation maßgeblich vorangetrieben.*<sup>76</sup>

Ein von vielen möglichen Indizien findet sich im Bereich der Meinungsforschung: Die EMNID-Interviewer wollten unter anderem etwas über Lebenshaltung erfahren und fragten regelmäßig, ob man im Vergleich zur Vorkriegszeit besser, schlechter oder gleich gut lebe. Erst im Jahr 1958 überstieg die Zahl des „besser“ die des „schlechter“.<sup>77</sup>

Man kann es aber auch, wie Werner Abelshauser aus eher wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive, mit den „langen 50er Jahren“ halten – angefangen mit der Währungsreform 1948, endend mit der ersten kleinen Rezession 1966. Und dazwischen: Westbindung und Europäisierungs-Prozess, durchschnittliche Steigerungsraten des Bruttosozialprodukts von über 7 Prozent, Bevölkerungszuwachs und Sozialgesetzgebung. Parallel dazu wäre die weitere Demokratisierung des Konsums zu sehen, die massenhafte Verfügbarkeit von Gütern und zunehmend auch von Dienstleistungen des alltäglichen Bedarfs. Gleichzeitig handelte es sich aber auch um eine demografische Umbruchsphase aufgrund millionenfachen Bevölkerungszuwachses, zunächst durch die Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten und bis zum Mauerbau 1961 durch die DDR-Flüchtlinge. Die wirtschaftliche Entwicklung war bereits für die Zeitgenossen beeindruckend: Schon 1958 erreichte die Bundesrepublik den wirtschaftlichen Standard der westlichen Nachbarländer. Die Deutsche Mark wurde vollkonvertible Währung und Symbol neuer volkswirtschaftlicher Stärke. Anders als die vielfach retrospektive vorgenommene Deutung der Adenauer-Ära als restaurativ, kann davon ausgegangen werden, dass die Mehrzahl der Westdeutschen sich in einer neuen Zeit wähnte, in der „modernen Massen- bzw. Industriegesellschaft“. Es gab zwar auch zahlreiche anderslautende Wortmeldungen von intellektueller Seite<sup>78</sup>, aber insgesamt war die gesellschaftliche Selbstwahrnehmung als „neu“ vorherrschend – „Moderne“ war, im Sinne einer „Modernität“, das Schlüsselwort der Zeit.

Im klassischen Sinne meint Modernisierung u.a. den Übergang von weitgehend agrarisch geprägten Verhältnissen in industrie- und kapitalbestimmte Gesellschaften, deren typische Tendenzen Rationalisierung, Differenzierung und Individualisierung darstellen. Diese Tendenzen sowie ein radikaler Wandel in der Beschäftigtenstruktur sind für die frühe Bundesrepublik eindeutig nachweisbar. In nur fünfzehn Jahren kamen nicht nur an die sieben Millionen Erwerbstätige

---

<sup>75</sup> Schildt, Sozialgeschichte, S. 79.

<sup>76</sup> So Detlef Siegfried, „Trau keinem über 30“? Konsens und Konflikt der Generationen in der Bundesrepublik der langen sechziger Jahre, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 45 (2003), S. 25-32; S. 25.

<sup>77</sup> Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann (Hrsg.), Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1958-1964, Allensbach 1965, S. 230.

<sup>78</sup> Hier ist in erster Linie Dirks' berühmte Skizze in den Frankfurter Heften zu nennen. Vgl. Walter Dirks, Der restaurative Charakter der Epoche, Frankfurter Hefte 5 (1950), S. 942-954.

hinzu. Der Anteil der Beschäftigten im primären Sektor verringerte sich schnell zugunsten einer Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft. Doch es wurde bereits häufiger darauf hingewiesen, dass es im Falle mitteleuropäischer Länder im 20. Jahrhundert wohl treffender ist, von der „Modernisierung moderner Gesellschaften“ zu sprechen.<sup>79</sup> Gleichwohl erlebten die Bundesrepublik wie unter anderen Voraussetzungen auch die DDR nach dem Zweiten Weltkrieg einen spektakulären Industrialisierungssprung. Technologische Innovation und Automatisierung gingen hier mit Konzentrationsprozessen und Produktivitätssteigerungen Hand in Hand.<sup>80</sup> Eine weitere bedeutsame Entwicklung: Die regional unterschiedliche Wirtschafts- und Sozialstruktur wurde zwar nicht komplett ausgeglichen, aber die extremen Unterschiede verschwanden. Gerade im primären Sektor selbst fand durch den umfangreichen Einsatz neuer Landmaschinen und Düngetechniken und später auch durch die Flurbereinigung eine fast schon revolutionäre Modernisierung der agrarischen Lebens- und Arbeitswelt statt. Daneben kann für die unmittelbare Nachkriegszeit und für die ersten Jahre der Republik in zweifacher Hinsicht eine hohe geografische Mobilität verzeichnet werden. Erstens erfuhr die Gesellschaft durch den Zuzug von Vertriebenen, Flüchtlingen und Kriegsheimkehrern eine neue soziale und nicht zuletzt konfessionelle Strukturierung. Zweitens gab es eine deutliche Zunahme an Berufspendlern, deren Zahl sich allein zwischen 1950 und 1961 auf über 6 Millionen verdoppelte.<sup>81</sup>

Wenn jedoch die Bürger der frühen Bundesrepublik das Wort „modern“ inflationär benutzten, dann nicht im wirtschafts- oder sozialstrukturellen Sinne. Als Alltagssprachlich „modern“ wurden, in Übereinstimmung mit den Verlautbarungen der Werbeindustrie, in erster Linie Komfortzuwächse durch Neuerungen der wirtschaftlich-technischen Lebensbedingungen bezeichnet. Ein Kleid war ein modernes, wenn es „flott“ geschnitten war, eine Kücheneinrichtung, wenn sich die Möbel und Haushaltsgeräte auf einem technisch höheren Niveau befanden und zugleich mit einem neuen Design faszinierten bzw. provozierten. Bis heute ist der einem amerikanischen Straßenkreuzer nachempfundene, sehr bullige und verchromte, oft türkise Kühlschrank ein Symbol des sogenannten Wirtschaftswunders, markiert er doch eine einmalige Symbiose verschiedenster Verheißungen am Beginn der Konsumgesellschaft: Mobilität, Komfort und amerikanischen, „lässigen“ Lebensstil. Und darüber hinaus steht das Symbol Amerika für den Zusammenhang von Demokratie und Prosperität und für die Verheißung politischen Erfolgs. Fortschritt als Ideologie,

---

<sup>79</sup> Auf die zahlreichen Modernisierungsdebatten in den Geschichts- und Sozialwissenschaften, die sich auf langfristige Prozesse von zum Teil ab 1500, manchmal auf spezielle Kunstepochen wie die „Klassische Moderne“ beziehen, kann hier nicht eingegangen werden. Anstelle einer umfangreichen Bibliografie sei auf den Moderne-Artikel von Hans Ulrich Gumbrecht in den Geschichtlichen Grundbegriffen verwiesen. Hans Ulrich Gumbrecht, *Modern, Moderne, Modernität*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 93-131. Ebenso wenig geht es hier um die Frage nach dem Modernisierungspotenzial des nationalsozialistischen Staates. Zur Übernahme der Kategorie „Modernisierung“ aus den Sozialwissenschaften vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975. Hier wird hingegen ganz explizit das gesucht, was sich hinter dem alltagsprachlichen „modern“ verbirgt.

<sup>80</sup> Genauer bei Abelshauser, 50er Jahre.

<sup>81</sup> Vgl. Karl Schwarz, *Analyse der räumlichen Bevölkerungsbewegung*, Hannover 1969, S. 216-217.

mit dem Hauptargument der Arbeitserleichterung auf allen Gebieten, zeigt sich besonders deutlich in den damaligen Werbespots und -anzeigen.

Doch einige Jahre lang blieb es für viele noch beim „Traum vom guten Leben“.<sup>82</sup> Die langlebigen Konsumgüter blieben für die Mehrzahl der Westdeutschen lange Zeit ein unerschwinglicher Luxus, für den extra gespart werden musste. 1955 besaßen laut einer repräsentativen Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach zur „sozialen Wirklichkeit“ zwar mehr als 80 Prozent der Befragten ein Bügeleisen und ein Radio. In 39 Prozent der befragten Haushalte war ein Staubsauger zu finden, nur je 10 Prozent verfügten über eine Waschmaschine und einen Kühlschrank. Ein Fernseher stand Mitte der 50er Jahre erst in jedem hundertsten westdeutschen Haushalt. Auf die Frage, welche Dinge man noch besitzen müsse, um sagen zu können „Jetzt geht es mir gut“, stand der Kühlschrank an erster Stelle.<sup>83</sup> Die erfolgreiche Verbreitung und Nutzung von technisch-wissenschaftlichen Innovationen und die historisch beispiellose Anhebung des Lebensstandards blieb eine der prägendsten kollektiven Erfahrungen der Westdeutschen in jenen Jahren, präziser muss gesagt werden: ab dem letzten Drittel der 50er Jahre. Hier ist auch die Verbindung von zunächst äußerst bescheidenem Wohlstand und gesellschaftlicher Modernisierung am ehesten nachweisbar. Die Massenmotorisierung erhöhte die alltägliche Mobilität und eröffnete ungeahnte Reisemöglichkeiten: Allein von 1951 bis 1961 stieg der Pkw-Bestand von 700.000 auf 5 Millionen<sup>84</sup> an, Küchen- und Haushaltstechnik sorgten für eine enorme Zeitersparnis und einen neuen Arbeitsrhythmus im Haushalt. Die Ausstattung mit den modernen Massenmedien Rundfunk und Fernsehen strukturierte den werktäglichen Ablauf und das Wochenende neu und hatte zudem einen kaum zu überschätzenden Einfluss auf den Wertehorizont, auf das geistige Klima jener Jahre.

Sozialstrukturelle Modernisierung durch die Auflösung traditioneller, subjektiv stark empfundener Klassenbindungen und ökonomisch fundierter Klassengegensätze ist von der Sozialforschung schon früh konzidiert und zum Teil als Nivellierungsprozess hin zu einer Mittelstandsgesellschaft gedeutet worden. Von außen betrachtet, näherten sich separate klassenspezifische Lebensstile langsam einander an – wobei die Bereiche Freizeit und Konsum für das Sichtbarwerden dieser Tendenzen von besonderer Bedeutung sind. Breite Schichten konnten sich mit dem realen Lohn-

---

<sup>82</sup> Vgl. Arne Andersen, *Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute*, Frankfurt a.M./New York 1997.

<sup>83</sup> Otto Lenz, *Die soziale Wirklichkeit*, o. O. o. J. (=Allensbacher Schriften 3), S. 44-46. Als die Wochenzeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes „Welt der Arbeit“ am 5. Juni 1953 den Artikel „Einen Kühlschrank in jeden Haushalt“ veröffentlichte, konnte sie damit für erheblichen Wirbel sorgen. Vgl. Michael Wildt, *Die Kunst der Wahl. Zur Entwicklung des Konsums in Westdeutschland in den 50er Jahren*, in: Hannes Siegrist/Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka (Hrsg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a.M./New York 1997, S. 307-325, hier: 307. Axel Schildt weist plausibel den Zusammenhang der Parole „Keine Experimente!“ mit dem Slogan „Wohlstand für alle“ nach, in: Schildt, *Zeiten*, S. 354-356.

<sup>84</sup> „Unzweifelbar ist, daß das ‚eigene Auto‘ zum Mittel einer Mobilität wurde, die nicht nur die täglichen Aktionsradien vieler Menschen beträchtlich erweiterte, sondern auch die Welt nach vielen Richtungen hin schnell erschließen helfen konnte, ohne den ‚Privatbereich‘ zu verlassen. Damit wurde es auch zum Symbol aller Anstrengungen zum Auf- und Ausbau der privaten Existenz.“ Axel Schildt/Arnold Sywottek, „Wiederaufbau“ und „Modernisierung“. Zur westdeutschen Gesellschaftsgeschichte in den fünfziger Jahren, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 6/7 (1989), S. 18-32; S. 25.

zuwachs vorher scheinbar unerreichbare Statussymbole leisten. Das Auto, das auch half, ganz neue Freizeiträume zu erschließen, ist in diesem Zusammenhang wohl das wichtigste Zeichen, „es zu etwas gebracht“ zu haben, aber auch in Wohnungseinrichtung und Bekleidung lässt sich eine Angleichung feststellen.<sup>85</sup> Später avancierte dann der Fernseher zum klassenunspezifischen Massenkulturgut. Die Ausstattungsgrade mit dem sogenannten „Pantoffelkino“ befanden sich trotz nach wie vor unterschiedlichster Einkommen schnell auf etwa gleich hohem Niveau. In erster Linie durch die Verdoppelung der Reallöhne von 1950 bis 1963, aber auch durch tarif- und rentenpolitische Neuerungen wie die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und die dynamische Rente sowie durch die Quasi-Vollbeschäftigung seit 1955 konnte die Arbeiterschaft den „Abschied von der Proletarität“ als Armutsexistenz mit ständiger Angst vor Krankheit und Mangel im Alter vollziehen.<sup>86</sup> Trotz weiterhin ungleicher Konsumstile z.B. in Einrichtung, Kleidung, Massenmedien oder persönlicher Inszenierung schien man doch „bei aller demonstrativen Unterschiedlichkeit die klassenkulturellen Attribute abgelegt“ zu haben<sup>87</sup>, wenn sich auch derlei Angleichungen oft nur auf der symbolischen Ebene bewegten. Betrachtet man nämlich die nach wie vor erheblichen Einkommens- und Vermögensunterschiede oder die ungleichen Chancen im Bildungswesen, kann keinesfalls von einer sozialen Nivellierung oder gar „Verbürgerlichung der Arbeiterklasse“, höchstens von einer Anhebung des Gesamtniveaus – dem „Fahrstuhleffekt“ (Beck) gesprochen werden, und auch die geschlechtsspezifische Chancen- und Einkommensungleichheit blieben nur allzu deutlich bestehen.<sup>88</sup> Des Weiteren konstituieren die viel zitierten, bis heute vorhandenen, wenn auch empirisch immer schwer nachweisbaren, „feinen Unterschiede“ die gesellschaftliche Binnendifferenzierung. Der „Habitus“, Geschmack, Sprache, Gestus usw., impliziert subtile Abgrenzungs- und Ausgrenzungsstrategien.<sup>89</sup>

Für die von der Geschichtswissenschaft stark frequentierte Kategorie des Milieus kann Ähnliches festgehalten werden. Die einst lebenszentrale Bindung zur sozio-moralischen Gruppe erodierte nicht vollständig, aber sie schwächt sich deutlich ab. Dies geschah als sukzessiver Einflussverlust, wie ihn die regionalspezifischen Milieus erfuhren, oder als eine weitere Ausdifferenzierung, wie innerhalb konfessionell geprägter Milieus zu beobachten<sup>90</sup>; auch eine unproblematische Parallel-

<sup>85</sup> Das eigene Auto war aber zum Beispiel 1953 noch mehr Wunsch als Wirklichkeit: Auf 100 Einwohner kamen in der Bundesrepublik 2 Kraftwagen (USA: 25, GB: 5, FRA: 4). Hans-Peter Schwarz, *Die Ära Adenauer. 1949-1957*, Stuttgart 1981 (=Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2), S. 387. Ein Motorrad, Moped oder Motorroller war 1955 hingegen in 15 Prozent der Haushalte vorhanden. Noelle/Neumann, *Jahrbuch (1947-1955)*, S. 28.

<sup>86</sup> Vgl. Josef Mooser, *Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik*, Frankfurt a.M. 1984.

<sup>87</sup> Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986, S. 125.

<sup>88</sup> Ebd., S. 122. Vgl. zur Stabilität sozialer Ungleichheiten: Karl Martin Bolte/Stefan Hradil, *Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen 1999<sup>7</sup>; Vgl. Braun, *Konzept*.

<sup>89</sup> Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik einer gesellschaftlichen Urteilkraft*, Frankfurt a.M. 1982. Eine entsprechende Untersuchung über die Verteilung kulturellen Kapitals im jugendlichen Freizeit- und Konsumsektor würde wahrscheinlich zu ähnlichen Ergebnissen kommen. Zu denken ist hier etwa an den Erwerb von „Titeln“ im Sportbereich oder an die vielfältigen Geschmacksdifferenzierungen in der Musik (wenngleich die deutsche Gesellschaft im Kultur- und Bildungsbereich sicherlich weniger distinktiv verfasst war und ist als die französische.)

<sup>90</sup> Vgl. Benjamin Ziemann, *Das Ende der Milieukonstellation. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945*, in: *Comparativ* 9 (1999), H. 2, S. 89-101.

existenz in mehreren Lebenswelten und das Hin- und Herschalten zwischen völlig unterschiedlichen Lebensstilen wird in der Folge möglicher, kann aber für die 50er Jahre als Existenzmodus noch stark bezweifelt werden.<sup>91</sup>

Modernität, um weiter bei dieser alltagssprachlichen gesellschaftlichen Selbstverständigung zu bleiben, wurde auch, ähnlich wie schon in den 20er Jahren, synonym mit Urbanität und Technik gesetzt, sodass die Architektur, Verstädterung und Verkehrserschließung in der Wiederaufbauphase besonders durch ihre Funktionalität als Modernisierung erfahren wurde.<sup>92</sup> Technik wird aber ambivalent als Hoffnungs- und – im Kontext des kulturkritischen Diskurses in Verbindung mit „Massengesellschaft“ und „Entfremdung“ – als Bedrohungspotenzial empfunden und diskutiert.<sup>93</sup> Die Vorstellung von materiellem Überfluss, Mechanisierung, innovatives Produktdesign<sup>94</sup>, Vergnügen und Genuss, kurz: der „Traum vom guten Leben“, sind dabei eng verbunden mit dem Schlagwort der „Amerikanisierung“. In ihm trafen, wie schon in den 20er Jahren, Heilserwartungen und Bedrohungsängste aufeinander. Denn für die neuen Impulse des westdeutschen Alltagslebens – vor allem auf dem Gebiet der Konsumorientierung, der populären Kultur und der kommunikativen Praxis – kann der exogene Einfluss der Besatzungsmächte, vor allem der Amerikaner, wohl kaum überschätzt werden. Besonders für die Kinder und Jugendlichen waren die ersten Begegnungen mit amerikanischen Soldaten ein prägendes Erlebnis, wie Zeitzeugen-

---

<sup>91</sup> „Lebensstil“ ist als Konzept in den Geschichtswissenschaften infolge des bourdieuschen Habitus-Konzepts in unterschiedlicher Form produktiv gemacht worden, wenngleich oft ohne es eigens zu benennen oder zu thematisieren. Die Tatsache, dass die Bedeutungszunahme der „feinen Unterschiede“ und Lebensstilkonzepte untrennbar mit Individualisierungsprozessen der letzten Jahrzehnte zu tun haben, unterstreicht die historische Dimension dieses Begriffs. Hier verstanden schlicht als Kombination materieller Lebensführung mit der subjektiven Seite der ästhetischen Selbststilisierung vor allem in der Freizeit. Inkorporierte Zustände freilich lassen sich via Umfrage nicht besonders gut rekonstruieren. Einer der wenigen Versuche, Bourdieu für die historische Jugendforschung einzusetzen, findet sich bei Jürgen Zinnecker, *Jugend im Raum gesellschaftlicher Klassen. Neue Überlegungen zu einem alten Thema*, in: Heitmeyer, *Jugendforschung*, S. 99-132 und die Skizze bei Thomas Großbölting, *Bundesdeutsche Jugendkulturen zwischen Milieu und Lebensstil. Forschungsstand und Forschungsperspektiven*, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* 31 (2004), S. 59-80. Diese Zurückhaltung überrascht, ist Jugend doch unbestritten ein zentrales Stadium, in dem sich Klassenlage reproduziert. Ganz pauschal könnte man sagen, dass in den Oberschichten Reproduktionsbedingungen „an der langen Leine“ herrschen, das gemeinsame Prinzip ist eine vielseitige und unabhängige Entfaltung der persönlichen Kräfte – mit den bekannten Folgen für ideologische, wertbesetzte Jugendkonzepte. In den kleinbürgerlichen Schichten wird Jugend ausdrücklich instrumentell verstanden, sie dient dem Zweck gesellschaftlicher Positionierung, der Erlangung von Berufs- und Bildungstiteln, kann demzufolge kaum den Gedanken eines autonomen, freizügigen Moratoriums aufkommen. Schließlich die unpräzise, pragmatischste Variante von Jugend bei den Unterschichten, die aufgrund des geringen Kapitalvolumens nahe legen, die Phase bis zur ökonomischen Selbständigkeit möglichst schnell abzuwickeln. Vgl. Zinnecker, *Jugend*, S. 106-110. Die Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wären demnach als sozialkultureller Amalgamierungsprozess zwischen verschiedenen Jugendkonzepten der drei kulturellen Klassen zu verstehen: Bürgerliche Vorstellungen des Moratoriums, kleinbürgerliche Vorstellung von Bildungslaufbahn und zusätzlich jugendkulturelle, später „hedonistisch“ genannte Impulse „von unten“ vermischen sich.

<sup>92</sup> Vgl. Ingeborg Flagge (Hrsg.), *Geschichte des Wohnens*, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999. Zu eben diesem Zusammenhang vgl. exemplarisch: Adelheid von Saldern (Hrsg.), *Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik*, Hamburg 1989.

<sup>93</sup> Vgl. Schildt, *Zeiten*, S. 324-350.

<sup>94</sup> Nur einer von zahlreichen (gewagten) Deutungsversuchen zum Produktdesign der 50er Jahre, vom Publizisten Karl Markus Michel: „Überall Kurven, Bauchiges, Schwingendes. So als sollte die böse Zackigkeit von Hakenkreuz, Hitlergruß und SS-Rune durch die Gnade von Käfer, Muschel, Niere vergeben und vergessen werden. In diesen Formen fühlten wir uns versöhnt.“ Karl Markus Michel, *Rückkehr zur Fassade*, in: *Kursbuch*, H. 89 (1987), S. 126-127. Doch nicht wenige Elemente der als neu empfundenen „alltäglichen“ Modernität waren bereits seit der Weimarer Republik und auch in der Zeit des Nationalsozialismus bekannt (Werbung, Coca-Cola, Rundfunk, VW-Käfer als „KdF-Wagen“) oder stehen – wie besonders in der Architektur zu beobachten – in einer Kontinuität trotz der politischen Systembrüche.

interviews belegen. Später intensivierten die US-Idole der Film- und Musikindustrie den Eindruck einer unbekümmerten und zivilen Lebensauffassung und Verhaltensform. Einiges spricht dafür, dass sie mit dazu beitrugen, dass westdeutsche Jugendliche einen neuen Stil entwickelten, der sich durch geringere Skrupel vor offen kommerziellen Einstellungen und durch lockerere, flexiblere Verhaltens- und Umgangsformen auszeichnete, die die symbolische Distanz zwischen sozialen Gruppen verringerten. Für die Propagierung einer neuen Auffassung von Männlichkeit waren Marlon Brando und James Dean sicherlich mit verantwortlich: „lässig“ anstelle von zackig galt fortan als ein mögliches Männlichkeitsideal.<sup>95</sup> Dies schloss allerdings machistische Selbststilisierung gerade in der Halbstarkenszene nicht aus. In den intergenerationellen semiotischen Auseinandersetzungen im Alltag konnten sich die Jugendlichen schließlich dem Fundus des American Way of Life und seiner Bilder bedienen, wohl wissend, dass sie mit Elvis-Tolle, Jeans, Comics und Rock ‘n’ Roll bei ihren Eltern mitunter Ängste vor kultureller Überfremdung hervorrufen konnten. Dabei ist der Konnex zwischen „Amerika“ und „Jugend“, zwischen „Amerika“ und „Zukunft“, auch zwischen „Amerika“ und „Materialismus“ nicht neu. Die Vereinigten Staaten waren konkrete Utopie seit ihrer Unabhängigkeitserklärung. Und Amerikanisierung wurde nun ein für alle sichtbarer, aktiv betriebener Kulturtransfer, der einerseits Ergebnis der Besatzungspolitik nach 1945 war und andererseits ein Prozess, der teils von der Gesellschaft gewollt, teils reaktiv mitgestaltet wurde und dabei Ansätze aus der Zwischenkriegszeit wieder aufnahm.<sup>96</sup> Die Anknüpfungen an die traditionellen Debatten über Abendland und Amerika und über gute und schlechte Medien nahmen in der frühen Bundesrepublik einen gewissen Raum ein, können aber auch als letztes Aufbäumen vor der Anerkennung einer kulturellen Moderne gelesen werden. Und dies gab schon für einige Zeitgenossen ein widersprüchliches Bild ab; dass man eine „Teilmoderne“ haben wollte, indem man die Vorzüge des technischen Fortschritts und Alltagskomforts genießen, aber deren Einfluss auf die Nachwachsenden verhindern wollte.<sup>97</sup>

Von wissenschaftlicher Seite wird oft der Umgang mit gesellschaftlicher und politischer Pluralität als Maßstab für den Modernisierungsgrad genommen. Wenn mit dem aufklärerisch-emanzipatorischen „Projekt der Moderne“ die Durchsetzung liberaler Werte wie individueller Freiheit gemeint ist, so kollidieren diese Werte mitunter mit traditionellen religiös-moralischen und familienzentrierten Vorstellungen. Vielleicht lässt sich die Ambivalenz der sogenannten „Ära Adenauer“ angemessen mit Kleßmanns Schlagwort einer „Modernisierung unter konservativen Auspizien“ überschreiben.<sup>98</sup> Denn nicht selten war auch ein pejorativer Unterton zu vernehmen, wenn neue und unbekannte Phänomene als „modern“ etikettiert wurden. Dies gilt insbesondere für

---

<sup>95</sup> Vgl. Kaspar Maase, BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Hamburg 1992, S. 113-130.

<sup>96</sup> Vgl. Anselm Doering-Manteuffel, Dimensionen von Amerikanisierung in der deutschen Gesellschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 1-34.

<sup>97</sup> Vgl. die Ausführungen in Kapitel 2.2.4. Dort auch mehr zum Zusammenhang der Begriffskomplexe „Jugend“ und „Moderne“.

<sup>98</sup> Christoph Kleßmann, Ein stolzes Schiff und krächzende Möwen. Die Geschichte der Bundesrepublik und ihre Kritiker, in: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S. 476-494; S. 485.



das vermintе Terrain „Moral und Umgangsformen“. Modern empfundene Erziehungsmethoden und ihre angeblich desaströsen Folgen für die Entwicklung der jungen Menschen wurden ganz besonders von einer christlich dominierten Pädagogik in Zusammenhang gebracht. Die „alltägliche Verteidigung der Korrektheit“<sup>99</sup> im „motorisierten Biedermeier“ (Erich Kästner) wäre dann die andere Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit der frühen Bundesrepublik. Die dominante Position der beiden christlichen Kirchen – in der Bonner Republik zu Beginn mit einer gewissen Verlagerung zum Katholischen – ist für die ersten zwanzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg unbestritten. Und dies gilt sowohl für die Vermittlung von Alltagsnormen der 95,2 Prozent (1961) eingetragenen Christen als auch für deren Einfluss auf die Politik.<sup>100</sup>

Als Komplementärbegriffe zur „Modernisierung“ ließen sich „Normalität“ und „Normativität“ nennen: Politische Normalisierung als der Wunsch, wieder in einem souveränen, international akzeptierten Staat und in politisch ruhigen, stabilen Verhältnissen zu leben, verbunden mit dem kollektiven Verdrängungsreflex, was die nationalsozialistischen Verbrechen betrifft. In diesem Zusammenhang fungiert das Schlagwort der „Stunde Null“ nicht nur als ein Gleichheit suggerierender Gründungsmythos der Bundesrepublik, sondern auch als Kürzel für die tiefe Sehnsucht der Westdeutschen nach unmittelbarer Geschichtslosigkeit. Die starke Fixierung auf den Wiederaufbau und das Sich-Hineinstürzen in harte Arbeit sowie die rasche Restitution der klein-familialen Ideals sind als „privates Einbunkern“ und „Taumel maßloser Tüchtigkeit“ (Paul Schallück) wohl überzeichnet beschrieben worden, treffen aber im Kern das Streben nach Normalisierung im Alltag und sozialer Verhaltenssicherheit. Die Überschwemmung des deutschen Büchermarktes mit Benimmratgebern ist nur ein Indikator des allgemeinen Trends zur Wertschätzung konformistischen Verhaltens und gleichzeitig ein typisches Phänomen von verhaltensunsicheren Gesellschaften, die erheblichen Beratungsbedarf haben.<sup>101</sup> Besonders im Hinblick auf die Betrachtung von Jugend hat diese Interpretation lange Zeit Bestand, Walter Jaide schrieb noch 1988: „Tüchtigkeit geht vor Problembewusstsein, Integration vor Kritik, Konsens vor Kritik.“<sup>102</sup>

In den langen 50er Jahren, die auch eine Zeit massiver Entproletarisierung war, fand parallel zweifellos eine Ver(klein)bürgerlichung von Lebensformen und Werten statt.<sup>103</sup> In der soziologischen und sozialpsychologischen Forschung ist man sich heute darin einig, dass sich der Wertewandel vor dem sozialgeschichtlichen Hintergrund langfristiger Modernisierungs- und

<sup>99</sup> Thomas Ziehe, Die alltägliche Verteidigung der Korrektheit, in: Wolfgang Bucher/Klaus Pohl (Hrsg.), Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Darmstadt/Neuwied 1986, S. 254-258.

<sup>100</sup> Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, Stuttgart/Mainz 1972, S. 97.

<sup>101</sup> Eine interessante, wenngleich pauschale Beschreibung von Restauration, so wie sie sich in den zahlreichen Zusammensetzungen des Wörtchens „wieder“ im Diskurs der 50er Jahre verdichtet Maase: „Proklamiertes nationales Ziel war die Wiedervereinigung in Freiheit, zu der man den Umweg der Wiederbewaffnung gehen mußte. Kriegsoffer erhielten Wiedergutmachung, und zu Hause gab es wieder die gute Rama in Vorkriegsqualität. Als Fußballweltmeister von 1954 waren die Westdeutschen wieder wer, und alle Italien-Sehnsucht der Schlager lieferte nur die Folie, von der sich das Heimweh und die Erwartung der Wiederkehr abhoben.“ Maase, BRAVO, S. 149.

<sup>102</sup> Walter Jaide, Generationen eines Jahrhunderts, Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Sozialgeschichte der Jugend in Deutschland 1871-1985, Opladen 1988, S. 315.

<sup>103</sup> Vgl. die entsprechenden Passagen in den Jahrbüchern zur Öffentlichen Meinung, subsumiert unter dem Schlagwort „Mentalität“, Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 114-131 bzw. „Geschmack“, Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 164-183.

Individualisierungsprozesse, in der Wiederaufbauphase in Westdeutschland verzögerte. Signifikant ist die Aufwertung der sogenannten Pflicht- und Akzeptanzwerte, also Ordnungsliebe, Fleiß, Gehorsam und Unterordnung.<sup>104</sup> Laut Helmut Klages herrschten bis Mitte der 60er die Pflicht- und Akzeptanzwerte vor, dann dehnten sich bis Mitte der 70er die Selbstentfaltungswerte stark aus. Dazu wäre zu ergänzen, dass zum Beispiel die körperliche Züchtigung in den Familien und Schulen weiterhin praktiziert wurde und auch rechtlich abgesichert war. Die konträren Antworten auf die Frage, welche obersten Tugenden einem Jungen und einem Mädchen vermittelt werden sollen, zeigt die je nach Geschlecht deutlich zweigeteilte Erziehung durch die Erwachsenen.<sup>105</sup>

Die solchermaßen durch zahlreiche Brüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnete Modernität der 50er Jahre sollte nun nicht dazu führen, der Ära Adenauer den ebenfalls einseitigen Titel der „Restauration“ zu verleihen. Es ist aber immer auf die mentalitätsgeschichtlichen Kontinuitäten hinzuweisen, die sämtliche politischen Zäsuren zum Teil stark relativieren.<sup>106</sup> Hinsichtlich der Moralvorstellungen ist dies ebenso zu beobachten wie zum Beispiel in den Einstellungen zur ästhetischen Moderne, also zu avantgardistischen Kunststilen eines Picasso, Strawinsky oder Beckett. Bis auf eine kleine Minderheit von eher jüngeren, gebildeten Stadtbewohnern kann die klare Ablehnung gegenüber neuer Musik, Malerei oder absurdem Theater für die gesamten 50er Jahre als Standard gelten.<sup>107</sup> Als weiteres Indiz wäre zu nennen, dass, im Gegensatz zum heute gängigen Klischee, die meisten Bundesbürger eine traditionelle Inneneinrichtung bevorzugten und es dem „Fifties“-Nierentisch keineswegs gelang, den rustikalen, wuchtigen Esstisch aus den westdeutschen Wohnzimmern zu verdrängen.<sup>108</sup>

Die frühen Jahre der Republik müssen also nicht allein als Kontrastfolie und Vorlauf zum liberalen Mentalitätswechsel nach Adenauer gesehen werden. Sie sind auch eine Reaktion auf die Phase zwischen Kriegsende und Währungsreform. Von vielen Zeitgenossen wurde die unmittelbare Nachkriegszeit nicht nur als „Zusammenbruchsgesellschaft“, politische Fundamentalkapitulation und wirtschaftliche Katastrophe empfunden, sondern auch als eine ungeordnete, rechts- und sitten-

---

<sup>104</sup> Helmut Klages, Werte und Wertwandel, in: Bernhard Schäfers/Wolfgang Zapf (Hrsg.), Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen 1998, S. 698-709; vgl. auch Peter Kmiecik, Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland. Grundlagen einer interdisziplinären empirischen Wertforschung mit einer Sekundäranalyse von Umfragedaten, Göttingen 1976. Wobei die Frage nach dem reflexiven Bewusstsein in der Befragungssituation letztendlich ein unbekannter Faktor bleibt. Man kann ja auch von einer teilweise „subversiven“ Diskrepanz zwischen Antworten, die man mit einem souveränen Gespür für das, „was sich gehört“ gibt, und dem tatsächlichen Verhalten im Alltag ausgehen.

<sup>105</sup> Vgl. Kapitel 2.1.2 im Kontext Familie, zu jugendlichen Erziehungsmaximen: Kapitel 4.1.4.

<sup>106</sup> Vgl. Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hrsg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988; Michael Prinz/Matthias Frese (Hrsg.), Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert, Paderborn 1996 sowie Lutz Niethammers und Alexander von Platos Oral History-Projekte.

<sup>107</sup> Vgl. u.a.: EMNID-Informationen 8 (1959).

<sup>108</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 107-112. Bevorzugt wurden bei Bildern nach wie vor klassische Ölgemälde und Landschaftsbilder, in der Inneneinrichtung dominierte der „Gelsenkirchener Barock“. Vgl. auch: Paul Betts, The Nierentisch Nemesis: Organic Design as West German Pop Culture, in: The Journal of the German History Society, London, Bd. 19, H. 2 (2001), S. 185-217. Das Thema Geschmack in der frühen Bundesrepublik und dessen kultursociologische Analyse via Umfrage wäre eine Untersuchung wert. Es geht bis zu Fragen wie „In letzter Zeit sind die Gartenzwerge wieder mehr und mehr in Mode gekommen. Wie geht es Ihnen selbst: Haben Sie es gern, wenn ein Garten damit geschmückt ist?“ Die Zustimmung liegt bei immerhin 58 Prozent. Vgl. Noelle/Neumann, Jahrbuch 1957, S. 115.

lose Zeit, nach deren Durchleben man sich vor allem nach „Sicherheit“<sup>109</sup> und „Normalisierung“<sup>110</sup> sehnte.

Dass die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ der Bundesrepublik nachweislich keine war, ist bereits häufig nachgewiesen worden.<sup>111</sup> Und doch brachte Schelsky mit dieser Deutung, ähnlich wie wenig später mit seiner „skeptischen Generation“, ein Grundempfinden der Westdeutschen auf den Punkt. Es beschreibt zunächst massenhafte Deklassierungserfahrungen durch Kriegs- und Nachkriegszeit sowie das, was Zeithistoriker retrospektiv als Erosion sozialmoralischer Milieus bezeichneten. Dass es hier in erster Linie um eine „gefühlte“ Angleichung von Lebenslagen auf Ebenen wie der des Konsums ging, räumte Schelsky übrigens selbst ein:

*Der universale Konsum der industriellen und publizistischen Massenproduktionen sorgt auf allen Lebensgebieten dafür, daß fast jedermann seinen Fähigkeiten angemessen das Gefühl entwickeln kann, nicht mehr ‚ganz unten‘ zu sein, sondern an der Fülle und dem Luxus des Daseins schon teilhaben zu können.*<sup>112</sup>

Und bei aller Kritik an der Simplifizierung einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft, die eher soziologischer Kampfbegriff denn exakte Sozialstrukturanalyse war – in der *longue durée* lässt sich doch nicht übersehen, dass es in der ersten Jahrhunderthälfte elementare kollektive Abstiegs- und Aufstiegsszenarien (häufiger noch: Aufstiegswünsche und Abstiegsängste) gegeben hat. Soziale Schranken blieben auch nach 1945 bei gleichzeitiger rhetorischer Aufgabe einer „Klassengesellschaft“ bestehen. Jedoch: „Wo wenig Klasse ist, ist viel Generation.“<sup>113</sup> Zumindest fällt auf, dass der Begriff der „Generation“ ab der zweiten Hälfte der 50er Jahre eine gewisse Konjunktur erfuhr. Weil man erstens bei der Beschäftigung mit Jugend ohnehin nicht um die Auseinandersetzung mit diesem Konzept herumkommt, und zweitens, weil der Verdacht besteht, dass „Jugendbilder“ gerade als „Generationsbilder“ Karriere machen, sind im Folgenden einige Überlegungen zum Potenzial eines klassischen Begriffs von Jugendforschung angeführt.

---

<sup>109</sup> Vgl. Hans Braun, Das Streben nach „Sicherheit“ in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsweisen, in: Archiv für Sozialgeschichte 18 (1978), S. 290-306. „Sicherheit“ ist auch Leitmotiv der politischen Geschichte der Bundesrepublik, wie kürzlich von Eckart Conze dargelegt: Eckart Conze, Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009.

<sup>110</sup> Nicht nur im Hinblick auf Gender schreibt Hanna Schissler den Wörtern „Normalität“ und „Normalisierung“ eine zentrale Bedeutung zu. Vgl. Hanna Schissler, „Normalization“ as Project. Some thoughts on gender relations in West Germany during the 1950s, in: dies., years, S. 359-375.

<sup>111</sup> So bei Ralf Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1985, S. 146-148.

<sup>112</sup> Helmut Schelsky, Gesellschaftlicher Wandel, in: ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965, S. 337-351, hier: 340.

<sup>113</sup> Gustav Seibt, Aussortieren, was falsch ist. Wo wenig Klasse ist, da ist viel Generation: Eine Jugend erfindet sich, in: DIE ZEIT vom 02. März 2000, S. 38: „Wo Klasse ist, herrscht ein gewisses Maß von Tradition und überindividuellem Stil; wo soziale Mobilität überwiegt, kommt leicht der Mechanismus von *Generationen* mit ihren Moden und Subkulturen in Gang.“ [Hervorhebung im Original, P.J.] Ein anderer Zugang, angelehnt an die, letztlich auch immer von einer gewissen generationellen Gleichartigkeit ausgehenden Methode der Kollektiven Biografie hat seit einigen Jahren wieder Konjunktur. Gemeint ist die Beschreibung von ähnlichen Lebensverläufen spezieller Gruppen, z.B. des Führungskorps im NS-RSHA, analysiert von Michael Wildt als die „Generation des Unbedingten“. Vgl. Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.

### 1.3 „Problem“ und Schlüsselkonzept. Zum Begriff der Generation

Beim Begriff der Generation hat man es mit einer semantischen Entwertung zu tun, die in den letzten Jahren durch die inflationäre Verwendung in meist feuilletonistischen Abhandlungen entstanden ist. In immer kürzeren Abständen werden neue Generationen entdeckt und im Hinblick auf ihre gesamtgesellschaftliche und zeitgeschichtliche Bedeutung analysiert und, wenn es passt – auch vermarktet.

Denn die heute meist empirisch kaum abgesicherte Labelisierung von Generationen dient häufig der eigenen Positionierung im wissenschaftlichen oder popkulturellen Diskurs (Generation Golf, Die 89er, Generation Berlin, Generation X, etc.).<sup>114</sup> Man setzt Markierungen aus Marketinggründen oder versucht, den ad-hoc-Zeitdiagnosen im Kulturteil der Tageszeitung einen systematisch anmutenden oder doch zumindest sprachspielerischen Titel zu geben. Die Tatsache, dass die öffentliche Verhandlung von soziologischen Diagnosen zu Vereinfachung tendieren muss, ist nun allerdings kein Phänomen der neuesten Mediengesellschaft, sondern trifft im gleichen Maße auch schon für die frühe Bundesrepublik zu. Helmut Schelskys skeptische Generation kann – neben den sogenannten 68ern – als die bekannteste Etikettierung in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts gelten. Wie die Entstehungshistorie zeigt, war dies auch ein publizistischer Clou, der jedoch auf eine reale Nachfrage stieß.<sup>115</sup> Ein wesentlicher Grund für diese Nachfrage ist sicherlich in dem gefühlten oder tatsächlichen Verschwinden herkömmlicher Sozialstrukturierungskategorien zu sehen, die gleichzeitig immer auch Gefühlswelten und Handlungsnormen vermittelten.

Spezielle Hochphasen für das Ausrufen von Generationstypen müssen jedenfalls auch mit dem Bedürfnis zu tun haben, Zeiten subjektiv empfundener Verkomplizierung gesellschaftlicher Zustände ein nachvollziehbares Ordnungssystem gegenüberstellen zu wollen. So scheint es auch kein Zufall zu sein, dass eine solche Konjunktur zweimal auf das Gefühl traf, in einer „geschichtslosen Zeit“ zu leben, in denen historische Kontinuitäten nur schmerzhaft zu denken waren (unmittelbar nach 1945) oder sich positiv erledigt hatten (das viel zitierte „Ende der Geschichte“ nach 1989).<sup>116</sup>

---

<sup>114</sup> Wobei die unterschiedlichen Motive bei der Ausrufung von Generationen fairerweise auseinandergehalten werden sollten. Florian Illies beschreibt das Primat des Ästhetischen vor dem Politischen und neben dem ironiegetränkten „Weißt du noch...“ auch, wie die „feinen Unterschiede“ in einer voll entwickelten Wohlfahrts- und Konsumgesellschaft funktionieren – was aufgrund der ostentativen Banalität sehr kontrovers rezipiert wurde: Florian Illies, *Generation Golf. Eine Inspektion*, Berlin 2000. Markus Kleins Übersetzung der beschriebenen Pophänomene in die Wertewandel-Forschung: Markus Klein, Gibt es eine Generation Golf? Eine empirische Inspektion, in: *KZfSS* 55 (2003), S. 99-115. Paul Nolte hingegen verknüpft mit der „Generation Reform“ ganz konkrete politische Handlungsaufforderungen: Paul Nolte, *Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik*, München 2004. Bernhard Giesen verweist auf den Unterschied zwischen subkulturellen Generationen, die sich im Verlauf des Erwachsenwerdens verflüchtigen und geschichtlichen Generationen, denen große „erfahrungsentwertende Traumata“ gemeinsam sind. Vgl. Bernhard Giesen, *Generation und Trauma*, in: Jürgen Reulecke/Elisabeth Müller-Luckner (Hrsg.), *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003 (=Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; 58), S. 59-72.

<sup>115</sup> Zur Entstehungsgeschichte dieses publizistischen Clous des Diederichs-Verlags, vgl. Franz-Werner Kersting, Helmut Schelskys „Skeptische Generation“. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerkes, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 50 (2002), S. 465-495.

<sup>116</sup> Genau genommen trifft dies auch für den dritten Peak der Generationen-Konjunkturkurve zu, der Krisenzeit Anfang der 30er Jahre. Zu den Konjunkturen von Generation innerhalb der US-amerikanischen und deutschen Soziologie vgl. Wolfgang Knöbl, *Eine Geschichte des soziologischen Nachdenkens über Generationen*. Vortrag im Ober-

Die für Mitteleuropäer unbehagliche Vorstellung, aus linear gedachter Geschichte und Kausalität herauszufallen, wird durch das Betonen der Generation als grundlegendem Faktor beim Zustandekommen historischer Dynamik stabilisiert. Umso mehr, als das Konzept der Generation historische Dynamik erklärt, ohne streng linear, zyklisch oder wellenförmig zu sein – man könnte das Entwicklungsmodell eher als ein brüchiges „Ziehharmonika-System“ beschreiben.

Der heuristische Gewinn der Kategorie Generation für historiografische Analysen ist allerdings äußerst umstritten. Nicht nur innerhalb der Soziologie können die Konzepte von Jugend und Generation nicht ohne einander.<sup>117</sup> Es gibt seit einigen Jahren intensive Diskussionen über die demografische Schieflage in der Bundesrepublik, der Weg in eine überalterte Gesellschaft mit all ihren Problemen scheint vorgezeichnet. Die Schlagworte sind „Rentenlücke“, das Infragestellen sozialer Sicherungssysteme und das Ende des sogenannten „Generationenvertrages“.<sup>118</sup> Gleichzeitig aber besteht ein breiter Konsens in der Bejahung von Jugendlichkeit als Wert an sich, das Feuilleton schreibt von „Jugendwahn“ und „Jugendlichkeitsgesellschaft“. Wenn vereinzelt Stimmen aus der Jugendforschung selbst den Jugendkult als „das Phantasma der Moderne“<sup>119</sup> bezeichnen, in dessen Folge Jugend aufgrund fehlender Transitionsriten zur Fiktion werde, scheint ein Gegenstand ganz zu entschwinden.

In einer groben soziologischen Definition ist die Kategorie Generation die „Summe aller ungefähr Gleichaltrigen eines Kulturkreises, die auf Grund ihrer gemeinsamen historisch-gesellschaftlichen Situation über ähnliche Einstellungen, Motive, Orientierungen und Wertvorstellungen verfügen“.<sup>120</sup>

Karl Mannheim war der erste, der sich in seinem berühmten Essay „Das Problem der Generationen“ von 1928 systematisch mit der Verknüpfung von biologischen und soziologischen Kategorisierungsschemata auseinandergesetzt hat. Wilhelm Dilthey hatte hierzu die Grundlagen gelegt und v.a. den Zusammenhang des gemeinsamen Jugenderlebens für Generationenbildung betont:

*Generation ist alsdann eine Bezeichnung für ein Verhältnis der Gleichzeitigkeit von Individuen; diejenigen, welche gewissermaßen nebeneinander emporwachsen, d.h. ein gemeinsames Kindesalter hatten, ein gemeinsames Jünglingsalter, deren Zeitraum männlicher Kraft teilweise zusammenfiel, bezeichnen wir als dieselbe Generation. Hieraus er-*

---

seminar des Graduiertenkollegs Generationengeschichte „Positionen der Generationenforschung“ am 1. Juni 2005. Erschienen auf <http://www.generationengeschichte.uni-goettingen.de/kngen.pdf>. Knöbls Quintessenz ist ernüchternd: „Der Generationenbegriff ist eine Notlösung, und vermutlich eine immer wiederkehrende, zumindest dann, wenn sich die festen Begrifflichkeiten der Soziologie auflösen. Und der doch relativ schwer fassbare Generationenbegriff wird immer wieder dann in der Versenkung verschwinden, wenn andere Begriffe sich als stärker erweisen.“ (S. 18)

<sup>117</sup> Vgl. hierzu: Arne Stikrud, Jugend im Generationen-Kontext. Sozial- und entwicklungspsychologische Perspektiven, Opladen 1994.

<sup>118</sup> Eine Diskussion, die interessanterweise eng im nationalen Horizont geführt wird, indem sie gegensätzliche Entwicklungen in anderen Ländern und Bevölkerungsexplosion auf dem Globus meist ignoriert, sodass es auch um Fragen wie „Sterben wir Deutschen aus?“ geht.

<sup>119</sup> Dieter Lenzen, Moderne Jugendforschung und postmoderne Jugend: Was leistet noch das Identitätskonzept?, in: Helsper (Hrsg.), Jugend zwischen Moderne und Postmoderne, Opladen 1991, S. 41-56; S. 48.

<sup>120</sup> Griesse, Jugendtheorien, S. 73. Um diesen historisch-gesellschaftlichen Generationenbegriff und weniger um den genealogisch-familialen oder pädagogischen soll es hier primär gehen.

*gibt sich dann die Verknüpfung solcher Personen durch ein tieferes Verhältnis. Diejenigen, welche in den Jahren der Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus.*<sup>121</sup>

Generation ist nach Mannheim keine konkrete Gruppenbildung, sondern zunächst ein möglicherweise unbewusster bloßer Zusammenhang, eine Potenzialität, die eine ebenso „schicksalsmäßig-verwandte Lagerung“ im gesellschaftlich-historischen Raum ist wie die ebenfalls nicht freiwillig gewählte Klassenzugehörigkeit. Diese Zugehörigkeit beschränkt Individuen auf einen bestimmten „Spielraum möglichen Geschehens“ und damit auf eine „spezifische Art des Erlebens und Denkens“. Entscheidend für die Formierung von Bewusstsein sei, welche Erlebnisse sich als prägende Jugenderlebnisse niederschlagen und welche dann als weitere Schichten hinzukommen. Erste Erlebnisse – so in Anknüpfung an Dilthey und die zeitgenössische Psychologie – setzen sich als natürliches Weltbild fest. Und es ist vor allem dieser „neuartige Zugang“, das „Gegenwärtiger-Sein“ der Jugend, der stetige Kulturschöpfung nach sich zieht.<sup>122</sup> Die gleiche Position im historisch-sozialen Raum, ähnliche Partizipations-, Erlebnis- und Erlebnisverarbeitungschancen, kurz: Die „Generationenlagerung“, reduziert ebenso wie die Eingebundenheit in eine spezifische Kultur die Lebensmöglichkeiten und schaltet eine große Anzahl von möglichen Denk- und Verhaltensweisen aus. Die sozialisationspsychologische Tatsache, dass selbst erworbene, unmittelbare Erfahrungen für die Formierung eines Bewusstseins stärker wirken als tradierte, gilt als Ursache für das Entstehen von Neuerungen und Veränderungen durch die „Kulturneulinge“. Und hierbei setzen die erste Partizipation am sozio-historischen Kulturprozess bzw. die „Jugenderlebnisse“ laut Mannheim den Interpretationsrahmen für alle späteren Erlebnisse. Die Begrifflichkeiten deuten darauf hin: Hier ist die deutsche Jugendbewegung der Bezugspunkt. Der Begriff der Lagerung bedeutet noch nicht die exakte Determinierung der Weltwahrnehmung und des Verhaltens einer Generation, die Lagerung gibt lediglich einen Möglichkeitsraum vor, innerhalb dessen die Generation agieren kann. Innerhalb der Generationenlagerung gibt es immer auch dominierende Tendenzen, sogenannte „Trägergruppen“, die das Bild von einer Generation prägen, indem sie sich entweder selbst zum Sprachrohr der Generation in der Öffentlichkeit machen oder von dieser und den Beobachtern dazu stilisiert werden. So beschreibt das Beispiel der Romantischen Jugend um 1800 genauso eine elitäre Minderheit wie das der „68er“, einer ebenfalls privilegierten Minderheit mit bestimmten bildungsspezifischen Voraussetzungen.<sup>123</sup>

Hier findet sich auch eine zentrale Neuorientierung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg. Während Dilthey und Mannheim bei ihren Analysen die Aussparung großer Bevölkerungsgruppen

---

<sup>121</sup> Wilhelm Dilthey, Ueber das Studium der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat, in: Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. V, Stuttgart/Göttingen 1957, S. 37. Damit sind die intellektuellen Zirkel der Romantik gemeint.

<sup>122</sup> Vgl. Karl Mannheim, Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 7 (1928/29), S. 157-185 und S. 329-330.

<sup>123</sup> Jochen Hörisch geht in dem von ihm herausgegebenen Buch „Mediengenerationen“ der Frage nach, inwieweit es die Medien sind, die Generationen generieren. Mit Blick auf die damals virulente Debatte um den Vergleich zwischen „68ern“ und „89ern“ verneint er dies, trotz nachweislich kollektiver Mediensozialisationen. Vgl. Jochen Hörisch (Hrsg.), Mediengenerationen, Frankfurt a.M 1997.

und die Konzentration auf kleine Gruppen mit dem größten kulturellen Kapital noch ganz selbstverständlich vornehmen konnten, hatte es in einer demokratisierten, pluralisierten Gesellschaft weniger elitär zuzugehen. Tatsächlich hat die umkämpfte, aber zunehmend akzeptierte U-Kultur das exklusive Recht der Hochkulturträger, Generationen zu bilden, nachhaltig erschüttert. Die neuen quantitativ-empirischen Methoden zur Feststellung von Generationengestalten machten diese gleichzeitig auch weniger spektakulär, was dann regelmäßig zu Enttäuschung auf Beobachterebene führte. Mit einer „unauffindbaren Generation“ habe man es derzeit zu tun, beklagt Manfred Faltermaier 1958 in der Zeitschrift „deutsche jugend“.<sup>124</sup>

Am deutlichsten wird die gesamtgesellschaftliche Relevanz für historischen Wandel in dem Gedankenexperiment, demzufolge es keine Generationenfolge gibt und es somit auch

- a) kein stetes Neueinsetzen neuer Kulturträger,
- b) keinen Abgang früherer Kulturträger,
- c) keine Beschränkung, dass Träger des jeweiligen Generationszusammenhanges nur an einem zeitlich begrenzten Abschnitt des Geschichtsprozesses partizipieren,
- d) keine Notwendigkeit des steten Tradierens der akkumulierten Kulturgüter und
- e) keine Kontinuität des Generationswechsels

gibt. Aber, auch dies betont schon Mannheim, nicht jede Generationenlagerung schafft auch neue Kollektiv-Impulse. Sie birgt lediglich einen Möglichkeitsraum in sich: Das Aktivwerden steigt aber mit der Geschwindigkeit gesellschaftlicher Dynamik (gesellschaftlich-geistiger Umwälzungen).<sup>125</sup> Neuer Generationenstil, das heißt „Generationsentelechie“ – heute würde man wohl von Habitus sprechen. Distinkte Generationen wären demzufolge also als ein Indikator für dynamische Gesellschaften zu begreifen, wobei ausdrücklich der von Wilhelm Pinder eigentlich für die Kunstgeschichte gedachte Aspekt der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“, die Parallelität von Generationen auf einem gemeinsamen gesellschaftlichen und zeitgeschichtlichen Hintergrund, mitgedacht wird.<sup>126</sup> Auch Mannheim hatte die Zeit um 1800 im Blick und betonte mit dem Beispiel der romantisch-konservativen gegenüber der liberal-rationalistischen Jugend die Möglichkeit einer Gleichzeitigkeit von gegensätzlichen Generationeneinheiten. Dass die sich polar gegenüberstehenden Generationeneinheiten gerade durch ihren Kampf ständig aufeinander bezogen bleiben und so einen Zusammenhang bilden, erscheint aus heutiger Perspektive als eine der klügsten Punkten von Karl Mannheims Konzept.

Insgesamt kann allerdings sein begriffliches Instrumentarium heute sicherlich nur in begrenztem Rahmen von Nutzen für die Analyse von Jugendgestalten der 50er und 60er Jahre sein. Man muss sich nämlich erstens der Unschärfe von Begrifflichkeiten wie Lagerung, Gestalt oder eines Zusammenhangs bewusst sein. Zweitens führt die Multidimensionalität in der Verwendung dieser

---

<sup>124</sup> Martin Faltermaier, Die unauffindbare Generation, in: deutsche jugend 6 (1958), S. 73-78.

<sup>125</sup> Vgl. Mannheim, Generationen, S. 335-341.

<sup>126</sup> Wilhelm Pinder, Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas, Leipzig 1926. Zentral ist die zeitnahe literaturgeschichtliche Generationenbildung: Julius Petersen, Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft, Heidelberg 1926.

Kategorie im Alltagsdiskurs – konkret der Vermischung von Alter, Geburt und Periode – schnell zu einem missverständlichen Gebrauch.<sup>127</sup> Und drittens ist mit dem Einsatz der Generationen-Folie auch eine fundamentale Implementierung verbunden – dergestalt, dass doch grundsätzlich von einer „Gleichartigkeit der Gleichaltrigen“ ausgegangen wird, die sich zwar in vielen unterschiedlichen Einstellungen und Verhaltensmustern, abhängig vom Geschlecht, von der sozialen Herkunft oder vom Bildungsstand ausdrücken können. Die biologische Voraussetzung der Nachbarschaft von Geburtsjahrgängen aber wird ganz grundsätzlich als bedeutend gesetzt.

Generation wird in dieser Vorstellung als ein Altersgruppen-Aggregat verstanden, dessen „charakteristische Orientierungs- und Verhaltensweisen sich von denen anderer Altersgruppen zum Zeitpunkt T1 unterscheiden“, wobei die Kategorie „Rezeption von Information“ zentrale Basis für generativ unterschiedliche Handlungsmuster, für charakteristische kulturelle Distanzen – und somit für sozialen Wandel darstellt.<sup>128</sup> Ganz grundsätzlich stellt sich aber die Frage: Welches System ist als gemeinsamer Erlebnisraum gedacht? Es geht primär um die politische und kulturelle Sozialisation von Jugendlichen, die laut Mannheim zum einen als „fest“, nämlich geprägt durch den „Schoß von Institutionen“ – zum anderen als „flüssig“, in freien Gruppen (heute wären dies: „Peers“ oder „Szenen“) vor sich geht. Je „flüssiger“ der Jugendliche sozialisiert wird, desto realistischer kann die „inhärierende Tendenz“ zum Ausdruck kommen.<sup>129</sup> Da man den Untersuchungsraum der langen 50er Jahre nicht nur als eine Zeit beschleunigten sozialen Wandels und ökonomischen Wachstums, einer hohen gesellschaftlichen Stabilität, sondern durchaus auch als eine entscheidende Übergangsphase der Sozialisationsformen hin zu Gleichaltrigengruppen sehen kann, müsste es sich diesem Modell zufolge um eine Hochzeit für die Ausbildung einer prägnanten Generationengestalt gehandelt haben.<sup>130</sup>

Der Unterschied zwischen dem Terminus Generationenverhältnis und der Generationenbeziehung bezieht sich auf die Differenz zwischen der mikro- und makrosoziologischen Ebene: die soziale Interaktion und deren kognitive Verarbeitung zwischen verschiedenen Altersklassen innerhalb einer Familie (Verhältnis) einerseits gegenüber den „Zusammenhängen zwischen den Lebenslagen und kollektiven Schicksalen unterschiedlicher Altersklassen und Kohorten“<sup>131</sup> (Beziehung) andererseits.<sup>132</sup> Diese Mikro- und Makrokategorien sind untrennbar miteinander verknüpft, der

---

<sup>127</sup> Vgl. Jürgen Zinnecker, „Das Problem der Generationen“. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text, in: Reulecke u.a., *Generationalität*, S. 33-58, hier: S. 42-43.

<sup>128</sup> Bernd Buchhofer/Jürgen Friedrichs/Hartmut Lüdtke, Alter, Generationsdynamik und soziale Differenzierung, in: *KZfSS* 22 (1970), S. 300-334; S. 308. Schon für Auguste Comte war gesellschaftliche Dynamik/sozialer Wandel der ewige Kampf zwischen konservativem Alter und innovativer Jugend.

<sup>129</sup> Mannheim, *Problem*, S. 174.

<sup>130</sup> Auf diese Frage soll im Rahmen der Diskussion um Schelskys Skeptischer Generation erneut eingegangen werden, vgl. Kapitel 3.4.1.

<sup>131</sup> Franz-Xaver Kaufmann, Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat, in: Kurt Lüscher/Franz Schultheis (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in ‚postmodernen‘ Gesellschaften* (=Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 7), Konstanz 1993, S. 95-108, hier: S. 97.

<sup>132</sup> Nach Fogt sind politische Bewegungen weniger Auseinandersetzungen zwischen sozialen Klassen, sondern eher als Gegensatz verschiedener politischer Generationen zu verstehen. Reulecke hat dagegen den Begriff der „Generationalität“ ins Spiel gebracht – und damit den Aspekt subjektiver Selbst- und Fremddeutungskonstruktion in ihrer Zeit und deren Sinnstiftungen stärker betont. Vgl. Reulecke u.a., *Generationalität*. Und noch allgemeiner Kosellecks



familiäre und historisch-gesellschaftliche Generationenbegriff sind nie sauber voneinander zu trennen.<sup>133</sup> Es stellt sich nur die Frage, ob die Rechnung, dass die Summe aller subjektiv erfahrenen Generationenverhältnisse die – wie auch immer zu messende – kollektive Generationenbeziehung ergibt, tatsächlich aufgeht, also ein Gleichklang von Generationenkonflikt am Frühstückstisch mit gesamtgesellschaftlicher Disharmonie zwischen Jung und Alt besteht. Vermutlich ist ein reziprokes Mikro- und Makroverhältnis viel wahrscheinlicher. Nach nun schon klassischer Ansicht trugen ja die „68er“ ihren familiären Konflikt mit den reaktionären Eltern auf die Straße – oder umgekehrt: vom politisch-gesellschaftlich virulenten Generationenkonflikt wieder ins Private, das als immer schon politisch entdeckt wurde, zurück. Doch Übereinstimmung muss nicht die Regel sein. Man erlebt familiär Solidarität und auswärts Konflikt oder familiär Konflikt, ist aber auswärts independent, familiär segregiert und sozial solidarisch. In ähnlicher Form hat man es auch heute mit zwei Realitäten zu tun: die deutlich positiven Einschätzungen persönlicher Beziehungen zwischen Jung und Alt bei gleichzeitig kritisch-negativer Beurteilung des allgemeinen Generationenverhältnisses.<sup>134</sup>

Diese Unterscheidung kommt auch bei den Meinungsforschern der 50er Jahre bereits vor, und zwar als klar voneinander abgegrenzte Fragekomplexe „Familie“ bzw. „Staat und Gesellschaft“. Sie tendierten aber viel deutlicher als heute dazu, von einer Übereinstimmung auszugehen, so, wenn von den Einstellungen gegenüber den Eltern Rückschlüsse darauf gezogen wurden, wie der Befragte zum Autoritätskomplex Staat stand. Mit Kurt Lüscher kann betont werden, dass Generationenbeziehungen zwar in erster Linie *juristische* Beziehungen sind, in denen aber ökonomische und/oder soziale Machtpositionen definiert, weitergegeben oder vorenthalten werden.<sup>135</sup>

Im Hintergrund steht häufig die Mystifizierung von Jugend mit dem Axiom, demzufolge das Junge naturgemäß gegen das Alte rebelliert oder doch zumindest das Potenzial dazu in sich birgt. Geht man außerdem davon aus, dass Generationenkonflikte v.a. durch Generationenunterschiede begründet werden und sich unter anderem darin äußern, dass die Tradierung von Information der Älteren an die Jüngeren immer schwieriger wird, dann ist eine basale Funktion von Jugend-

---

„Generativität“, die den Anschluss an Heidegger sucht: „In der Generativität liegt jene Endlichkeit beschlossen, die zu den zeitlichen Voraussetzungen gehört, immer neue mögliche Geschichten aus sich hervorzutreiben. Die zwangsläufige Abfolge von Generationen in ihrer sich forzeugenden faktischen und zeitlichen Überlappung führt zu immer neuen Ausschlüssen, zu diachronen Innen- und Außenbestimmungen, zum Früher oder Später der jeweils generationsspezifischen Erfahrungseinheiten.“, in: Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a.M. 2000, S. 107.

<sup>133</sup> So ist Joachim Matthes in seiner strikten Ablehnung einer Reduktion des Begriffs „Generation“ auf innerfamiliäre Verhältnisse grundsätzlich zuzustimmen, wenngleich man die Kausalkette, dass der Makrobereich dann greift, wenn es die Mikroebene nicht schafft, nicht als Gesetzmäßigkeit anerkennen muss. Joachim Matthes, Karl Mannheims ‚Das Problem der Generationen‘, neu gelesen, in: *Zeitschrift für Soziologie* 5 (1985), S. 363-372, hier S. 369.

<sup>134</sup> Shell Deutschland Holding (Hrsg.), *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck*, Frankfurt a.M. 2006, S. 60. Äquivalent ist die Diskrepanz zwischen der relativen Zufriedenheit mit der persönlichen Lage und der immer pessimistischeren Einschätzung der allgemeinen Lage in Deutschland.

<sup>135</sup> Vgl. Lüscher/Schultheis, *Generationenbeziehungen*. Grob einteilen ließe sich das Verhältnis in Konflikt, Solidarität und Unabhängigkeit. Wenn in einer untersuchten Metaphorik des Generationenverhältnisses fünf immer wiederkehrende Semantiken herausgearbeitet wurden: 1. Schöpfung, 2. Kreislauf, 3. Fortschritt, 4. Umbruch, 5. Vertrag – dann wäre zu untersuchen, welche davon in der frühen Bundesrepublik dominierte. Vgl. Johannes Bildstein, *Zur Metaphorik des Generationenverhältnisses*, in: Eckart Liebau/Christoph Wulf (Hrsg.), *Generation. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung*, Weinheim 1996, S. 157-189.

forschung für die Erwachsenengesellschaft sehr offensichtlich: Solange Jugend als ähnlich erkannt und „verstanden“ wird (je wissenschaftlich fundierter, desto besser), verspricht dies Ruhe, wobei neue Sozialisatoren und neue Träger von Informationen, nämlich neue Medien, stets unter besonderer Beobachtung stehen.<sup>136</sup> Und die Gesellschaft nach 1945 ist als eine Gesellschaft auf der Suche nach Stabilität und Sicherheit zu verstehen, deren Erwachsene als führende Altersgruppe um ihre Legitimität und ihren Vorsprung fürchteten: „Normalerweise bleibt immer die Überlegenheit der alten Generation erhalten, weil auch für eine Neuorientierung die Erfahrung wichtig war. Nun aber sind diese Erfahrungen ungeeignet“, so Schelsky-Schüler Rudolf Tartler Mitte der 50er Jahre.<sup>137</sup> Die Jugend, so Tartler, könne der hohen gesellschaftlichen „und ideellen“ Dynamik besser Herr werden, sei anpassungsfähiger, weil sie nicht durch rudimentär-traditionelle Anschauungen und Leitbilder belastet sei. Das Fehlen der „generativen Einheit“ und die Unsicherheit der Erwachsenen veranlasse die junge Generation aber dazu, „sich aufgrund ihrer größeren Anpassungsfähigkeit für zukunftsprägend zu halten“. Vielleicht weniger sie, sondern vielmehr die Jugendforscher selbst sehen dies jedenfalls gerne.

Das Mindeste, was man nach dem bisher Gesagten mit Generation machen kann, ist, „Gruppierungsversuche am Objekt“ vorzunehmen, um kollektive Erfahrungsfolien der verschiedenen Jahrgänge zu beschreiben. Etwas konkreter und auch weniger mythisch aufgeladen, bezeichnet die sozialdemografische Kategorie der Kohorte zunächst nur die reine Altersgleichheit, denn was hier fehlt, ist die Unterstellung eines gemeinsamen Bewusstseins. Die Kohorte ist ein

*Aggregat an Individuen, die in einem bestimmten sozialen System während eines gleichen Zeitraums ein bestimmtes Eingangsereignis gemeinsam erleben und den gleichen zeitlichen Abstand zu diesem Ereignis aufweisen.*<sup>138</sup>

<sup>136</sup> Zur Typologisierung, Generationsdifferenzen und Generationskonflikten vgl. Buchhofer u.a., *Alter*, S. 300-334. Die Tendenz zum gesellschaftlichen Konsens über das Ziel „Leistung“ bewirke, so die Autoren in ihrem Aufsatz von 1970, dass das Alter „als askriptives Merkmal seine Bedeutung verliert, womit wiederum eine Reduktion des Generationskonfliktes verbunden wäre. Generationskonflikt wäre dann nur ein Indiz für eine Phase eines ‚cultural lag‘ in der Beurteilung und den Chancen von Personen.“ (S. 324).

<sup>137</sup> Rudolf Tartler, *Die soziale Gestalt der heutigen Jugend und das Generationsverhältnis der Gegenwart*, in: Schelsky u.a., *Arbeiterjugend*, S. 263-349; S. 330-331. So erscheint die Erwachsenen-Gesellschaft orientierungslos und unfähig, selbst Orientierung zu geben: „Die begonnene Neuordnung (soweit man von einer solchen überhaupt sprechen kann) setzt sich aus einem unentwirrbaren Mischungsverhältnis von restaurativen und progressiven Tendenzen zusammen, wobei die progressiven selbst schon restaurativen Charakter haben, was eine verlässliche Orientierung so gut wie unmöglich macht. Der einzig gültige Maßstab für zweckmäßiges Verhalten ist der der personellen Durchsetzung, des ‚Lebenserfolges‘.“ Tartler erscheint in den Jugendsdiskursen der 50er Jahre als eine singuläre Erscheinung, weil er betont, wie sehr die Diskussionen über Jugend am Gegenstand vorbeigehen und womöglich auf etwas anderes verweisen: „Die Unsicherheit, die sich in der Häufigkeit der Auseinandersetzung über einen Gegenstand offenbart, kann durchaus nur bei denjenigen liegen, die ihn diskutieren.“ Besonderen Wert legt er auf die Frage, in welcher Weise die soziale Gestalt der Erwachsenengeneration die soziale Gestalt der Jugend mitbestimmt, wie also das Generationsverhältnis die Situation jeder jungen Generation prägt. Als seinen besten Trumpf gegen Argumente, wie sie beispielsweise von Muchow oder Bednarik vorgetragen werden, bezeichnet er selbst: Die Umfrageergebnisse. Vgl. Rudolf Tartler, *Die soziale Generationsgestalt und das Generationsverhältnis in der Gegenwart*, Univ.-Diss., Hamburg 1954, S. 3-4.

<sup>138</sup> Kohorte wird von Rosenmayr definiert als ein Aggregat von Individuen oder Gruppen „die in einem identischen Zeitintervall (z.B. während eines Jahres oder Jahrzehnts) geboren werden oder in ein bestimmtes System (z.B. Schule, ein Krankenhaus, einen Betrieb usw.) zu gleicher Zeit ‚eintreten‘ und sich diesem System nach gewissen Veränderungsparametern beobachten lassen.“ Leopold Rosenmayr, *Zwischen Sippe und Modernität*, in: Martin Kohli/Marc Szydlík (Hrsg.), *Generationen, Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000, S. 179-202; S. 181.

Unterteilt man den Untersuchungszeitraum mit erweiterter Perspektive bis Mitte der 60er Jahre in 5-Jahres-Schritte, so ergibt sich folgende Übersicht der 15-24-Jährigen:

	1950	1955	1960	1965
<b>15-17-Jährige</b>	*1933-1935	*1938-1940	*1943-1945	*1948-1950
<b>18-20-Jährige</b>	*1930-1932	*1935-1937	*1940-1942	*1945-1947
<b>21-24-Jährige</b>	*1926-1929	*1931-1934	*1936-1939	*1941-1944

Die Gegenüberstellung der Geburtsjahrgänge macht die Heterogenität der zu untersuchenden Gruppe deutlicher. Die Tatsache, dass der Älteste der frühesten Untersuchungen 1926 geboren und somit potenziell Vater des Jüngsten der 1965 untersuchten Jugendlichen sein könnte, wirft die Frage auf, was diese Jahrgänge überhaupt miteinander zu tun haben. Genauso umstritten bleibt die Antwort auf die Frage nach Realität und Entwicklung von gemeinsamem Generationenbewusstsein – denn hier findet ja wie in wenigen anderen Ordnungsbegriffen eine Vermischung von Objektiv und Subjektiv statt: Dazu ist es für die Beschreibung kollektiver Identitäten zu elementar mit der Einordnung der eigenen Biografie in die Zeit verbunden.<sup>139</sup> Bezeichnungen wie „Kriegs-“ oder „Nachkriegsgeneration“ erscheinen dann zu ungenau – bezeichnen sie doch das Miterleben an zeitgeschichtlichen Ereignissen, was aber unabhängig von der Altersgruppe geschieht. Diese großen zeithistorischen Ereignisse prägen nämlich als „Periodeneffekt“ insgesamt sämtliche Mitlebenden.<sup>140</sup> Dass dies aber je nach Alter auf sehr unterschiedlich starke Weise geschieht, wäre zunächst eine entwicklungspsychologische Behauptung, die es aber immerhin möglich machen würde, von einer „Kriegsjugendgeneration“ zu sprechen; ähnlich, wie dies bei der Definition der „Flakhelfer-Generation“ der Fall ist, die nämlich empirische Komponenten bezeichnet: 1. Das Geburtsjahr liegt ca. zwischen 1926-29, 2. es handelt sich zumeist um Oberschüler und 3. diese waren fast ausschließlich männlich.

Die Flakhelfer-Generation hat es zu einiger Bekanntheit gebracht, nicht zuletzt, weil deren Repräsentanten wichtige Akteure in der bundesdeutschen Politik in ihrer Phase von ca. 1970 bis 1998 wurden. Heinz Bude hat mit einem dezidiert psycho-historischen Ansatz und in Konzentration auf die politischen Eliten zunächst deren Karriereverläufe untersucht – um dann in einem zweiten Schritt den Werdegang der 68er zu beschreiben.<sup>141</sup> Dieser Logik zufolge liegt die skeptische Generation mit den zwischen 1930 und 1938 Geborenen genau dazwischen.<sup>142</sup>

<sup>139</sup> Ulrich Herrmann weist darauf hin, wie notwendig es ist, Typen und ihre Funktionen einer gewissen Systematik zu unterziehen: a) Prägung oder Konstruktion via Selbstbeschreibung („Das junge Deutschland“), soziologische Rekonstruktion („Skeptische Generation“) oder, was die Sache wieder verkompliziert: beides („68er“), und b) durch Konstruktion von Idealtypen/Gestalten („Wandervogel“) oder phänomenologische Deskription („Beat-Generation“). Vgl. Ulrich Herrmann, ‚Ungenau in diese Welt‘ kein Krawall, kein Protest: Der unaufhaltsame Aufstieg um 1940 Geborener in einer „Generationen“-Lücke, in: Reulecke u.a., Generationalität, S. 159-186, insbesondere S. 176.

<sup>140</sup> Wie dies gerade in der großen Bedeutung von „1945“ für viele Kohorten evident ist. Vgl. die empirische Untersuchung von Horst-Alfred Heinrich, Zeithistorische Ereignisse als Kristallisationspunkte von Generationen. Replikation eines Messinstruments, in: ZUMA-Nachrichten 39 (1996), S. 69-94.

<sup>141</sup> Vgl. Bude, Karrieren.

<sup>142</sup> Vgl. Herbert, Wandlungsprozesse.

Betrachtet man lediglich die politischen Trägergruppen der Republik, kann man nach Ulrich Herbert idealtypisch drei Generationen rekonstruieren:

1. Die vom NS-Regime Geprägten (\*1900-1918) wie Heuss, Adenauer oder Schumacher; diese scheiden in den 60er Jahren aus der Politik aus.
2. Die Flakhelfer und skeptische Generation, geboren um 1930 (Genscher, Kohl). Diese haben den Nationalsozialismus noch bewusst erlebt und waren jung genug, um sich 1945 neu orientieren zu können, bewahrten aber eine grundlegende Skepsis gegenüber allen Ideologien. Ihre Kritik an überkommenen Normen und Werthaltungen geht einher mit einer nüchternen, sehr praktischen Orientierung.
3. Die in den 1940ern Geborenen (Schröder, Fischer), die die Ansätze der Flakhelfer aufnehmen und weiterführen, aber ihrerseits durch die Umbruchsituation Ende der 60er Jahre politisch sozialisiert werden.

Die „45er“ werden von Rolf Schörken als besonders wichtige Generation hervorgehoben.<sup>143</sup> Er beschreibt die zwischen 1922 und 1930 Geborenen als Sinnsucher ohne große Zukunftsentwürfe, die sich zurückziehen, weil sie durch Ohnmachtserfahrungen und Betrug allem Ideologischen gegenüber abgeneigt sind. Auch hier bleibt die Grundannahme, der naturgegebene Urzustand des Jugendlichen sei der des Idealisten, unhinterfragt. Zu beachten ist außerdem, dass es in diesen retrospektiven Deutungen von Zeitgeschichte als Generationengeschichte fast immer um die „Trägergruppen“ geht, jene Teile der Kohorten also, die im Verlauf ihres Lebens einen viel größeren Einfluss auf Politik, Kultur und „Zeitgeist“ erlangten als ihre Altersgenossen – und weniger zum Beispiel in Umfragen, als vielmehr in anderen, v.a. publizistischen oder literarischen Quellen ihre Spuren hinterließen. Diese sind es schließlich auch, die in der Konstruktion der Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft eine dominante Rolle spielen.<sup>144</sup> Nimmt man die Prägungshypothese, genauer: den Eintritt des 16-Jährigen in die „formative Phase“, in der Schlüsselerlebnisse gesammelt werden, ernst, dann müsste man in der Übersicht anhand der entscheidenden Jugendjahre anders gruppieren:<sup>145</sup>

---

<sup>143</sup> Rolf Schörken definiert diese Generation (und sich selbst) als diejenigen, „die im Jahre 1945 in den letzten Jugendjahren waren“, Rolf Schörken, *Die Niederlage als Generationserfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft*, Weinheim/München 2004, hier S. 5. Die Rekapitulation der persönlich prägenden Jugenderlebnisse und das emphatische Werben um das Verständnis der Nachgeborenen machen solche als „Erfahrungsgeschichte“ (S. 185) bezeichneten Abhandlungen für eine Analyse problematisch. Sie wären eher als autobiografische Primärquelle zu lesen.

<sup>144</sup> Die „45er“ auf der Ebene massenmedialer Öffentlichkeit bzw. die Wirksamkeit einer generationellen Zugehörigkeit und ihren Einfluss auf Journalisten untersucht Christina von Hodenburg, *Politische Generationen und massenmediale Öffentlichkeit. Die „45er“ in der Bundesrepublik*, in: Jureit/Wildt, *Generationen*, S. 266-294.

<sup>145</sup> Ein ähnliches Differenzierungsschema verwendet Ulrich Herrmann, *Das Konzept der „Generation“*. Ein Forschungs- und Erklärungsansatz für die Erziehungs- und Bildungssoziologie und die Historische Sozialisationsforschung, in: ders. (Hrsg.), *Jugendpolitik in der Nachkriegszeit. Zeitzeugen – Forschungsberichte – Dokumente*, Weinheim 1993, S. 99-117; S. 100.

**I. Jugend 1950 (15-24J.)**

Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr
1926	1940
1927	1941
1928	1942
1929	1943
1930	1944
1931	1945
1932	1946
1933	1947
1934	1948
1935	1949

**II. Jugend 1955 (15-24J.)**

Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr
1931	1947
1932	1948
1933	1949
1934	1950
1935	1951
1936	1952
1937	1953
1938	1954
1939	1955
1940	1956

**III. Jugend 1960 (15-24J.)**

Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr
1936	1950
1937	1951
1938	1952
1939	1953
1940	1954
1941	1955
1942	1956
1943	1957
1944	1958
1945	1959

**IV. Jugend 1965 (15-24J.)**

Geburtsjahr	Im 16. Lebensjahr
1941	1957
1942	1958
1943	1959
1944	1960
1945	1961
1946	1962
1947	1963
1948	1964
1949	1965

Diese Einteilung zeigt noch deutlicher als die vorherige Aufstellung, wie stark sich innerhalb von nur 15 Jahren die Erfahrungshintergründe der fokussierten Jugendlichen wandelten. So haben die 1950 Befragten (**I.**) eine Zeit ihres Lebens in der Hitlerjugend verbracht, den Krieg in jedem Fall bewusst erlebt, und waren zum Teil auch als „Hitlers letztes Aufgebot“ in Kriegshandlungen involviert. In der unmittelbaren Nachkriegszeit waren sie im Überlebenskampf ihrer unvollständigen Familien stark eingebunden, die Schulausbildung blieb oft unvollständig. Angehörige der Gruppe **II.** erlebten den Krieg eher im Kindes- als im Jugendalter. Den 16-Jährigen prägt hier die Währungsreform und die Gründungsphase der Bonner Republik – die ersten, wirtschaftlich noch schweren Jahre bis zur Mitte der 50er. Der Prägungshintergrund der um 1960 Befragten (**III.**) hingegen deckt die kompletten heterogenen 50er Jahre ab, die Erinnerung an Lebensmittelkarten und zerstörte Innenstädte ist deutlich, während die Gruppe **IV.** in ihrer Jugendphase wohl am intensivsten am wirtschaftlichen Aufschwung und den neuen Freizeit- und Konsummöglichkeiten partizipiert hat. Hier sind der Krieg und die unmittelbare Nachkriegszeit höchstens als Kleinkinderinnerung präsent.

Die Tatsache, dass man es innerhalb einer sehr kurzen Zeit mit äußerst verschiedenartigen Erlebnisrepertoires zu tun hat, verbietet es zwar an dieser Stelle noch nicht, von *der* Jugend der frühen Bundesrepublik zu sprechen. Die Heterogenität sollte aber im Folgenden ständig mitbedacht werden, eine Heterogenität, die selbstverständlich nicht lediglich den Erfahrungshintergrund betrifft, sondern auch die ganz realen Zukunftsperspektiven. So konnte wiederholt gezeigt werden, dass die 1929-31 Geborenen in viel höherem Maße von eingeschränkten Bildungs- und Berufschancen betroffen waren als die nachfolgenden Jahrgänge, die Weitergabe sozialer Chancengleichheit höher als beispielsweise bei den 1939-41 Geborenen war, und bei diesen wiederum trotz Bildungsexpansion niedriger als beispielsweise bei den Vergleichsjahrgängen 1949-51.<sup>146</sup>

Ist „Generation“ nun als ein biologischer Tatbestand oder als soziokulturelles Konstrukt zu begreifen oder lassen sich wie bei der Kategorie des Milieus historischer Anfang und historisches Ende der gesellschaftlich begünstigten Herausbildung von Generationen fixieren? Der Generationenbegriff schien doch gerade in Deutschland durch die emphatische Überdetermination bei gleichzeitiger subjektiv empfundener Evidenz oft überstrapaziert.<sup>147</sup> Heinz Bude Grobstrukturierung zufolge soll Deutschland das Land der Generationen sein, während Großbritannien das Land der Klassen sei und Frankreich sein Selbstverständnis sehr stark aus der Idee der Republiken beziehe.<sup>148</sup> Die Kohorte hingegen eignet sich als biologische Tatsache und empirische Basis für eine quantifizierende (oder prognostisch ambitionierte) Sozialforschung wohl besser. Wer aber den Anspruch hat, geschichtlich-gesellschaftliche Strukturen und Prozesse zu beschreiben, muss die Hypothese von einer spezifischen Gruppenmentalität durch die Variable „benachbarte Geburtsjahre“ untermauern – und bleibt dabei dem Konzept der Generation verbunden.<sup>149</sup> Kohortenorientierte Generationsansätze, die die Interpretation historisch-gesellschaftlicher Kontexte mit einbeziehen, haben sich vor allem für Längsschnittuntersuchungen als geeignet erwiesen. Diese sollte dann konsequenterweise auch methodisch mischen und mit quantitativ-empirischen sowie qualitativ-mikroskopischen Methoden forschen. Beschreibbar ist aber vor jeder Interpretation eines Zusammenhangs, einer „synchronen Erlebnisgemeinschaft der Langzeitformation Kultur“<sup>150</sup>, zunächst der konjunktive Erfahrungsraum in der Zeitgeschichte. Wichtig bleibt auch festzuhalten, dass man dem Generationenbegriff seinen Konstruktionscharakter, der sich durch einen zeitgleich, meist aber *ex post* entstandenen Drang zur Gruppenbildung von Gleichaltrigen äußert, nicht absprechen kann, denn im Vergleichshorizont der Generation „findet das Kontingenzerleben der Biographie einen Anker im allgemeinen

---

<sup>146</sup> Karl Ulrich Mayer/Hans-Peter Bloßfeld, Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (=Soziale Welt Sonderband 7), Göttingen 1990, S. 153-188.

<sup>147</sup> Vgl. Bernd Weisbrod, Generation und Generationalität in der Neueren Geschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 8 (2005), S. 3-9.

<sup>148</sup> Vgl. Heinz Bude, Die 50er Jahre im Spiegel der Flakhelfer- und der 68er-Generation, in: Reulecke u.a., Generationalität, S. 145-158; S. 145.

<sup>149</sup> Dies sei im Anschluss an Ulrich Hermann vorsorglich gegen die Pauschalkritik an allen, die mit der Kategorie Generation agierten, vorangeschickt. Vgl. Hermann, Konzept, S. 104.

<sup>150</sup> Weisbrod, Generation, S. 3.

Geschichtsverlauf“.<sup>151</sup> Der implizite Fremd- oder Selbstauftrag, den sich die junge Generation gab bzw. von der „Geschichte“ verliehen bekam, ist dann auch in Deutschland politisch oft einer von übermäßiger Dimension.

Für Erinnerungsgemeinschaften, die dann entstehen, wenn Erlebtes in eine für viele kompatible, nachvollziehbare Erzählung destilliert wird, wird dann möglicherweise auch ein Generationenlabel gesucht und im Diskurs übernommen. Und zwar unter Auslassung wichtiger Determinanten wie der faktischen sozialen Unterschiede. Kaum eine Rolle spielen in Generationenerzählungen auch die regionale Herkunft oder das Geschlecht. Außerdem ist die Tatsache, dass der Generationsbegriff in erster Linie ein relationaler Begriff ist, von Bedeutung: Denn indem man nach dem Verhältnis zwischen Erwachsenen und Jugendlichen fragt, wird ein kontinuierlicher Ablösungsprozess von (Deutungs-)Macht als naturgegeben vorausgesetzt. Dieser Umbruch kündigt sich zumindest symbolisch schon während der Jugendphase an, vollzieht sich aber, jeweils abhängig von der spezifischen historischen Situation, unterschiedlich harmonisch.<sup>152</sup>

Der Zusammenhang mit Jugend als der entscheidenden Prägungsphase, die erstens Generationen generiert und dadurch zweitens sozialen Wandel produziert, war lange Zeit das konstante Erklärungsmodell. Erst heute scheint dieser Komplex aufzubrechen<sup>153</sup>, für die Jugendforscher der frühen Bundesrepublik war dies aber noch eine Selbstverständlichkeit; vielleicht auch deshalb, weil sie sich, zumindest in ihrem engeren Forschungskontext, häufig selbst als Generation begriffen. Im Hinblick auf die westdeutsche Soziologie wird dies vom jungen Erwin K. Scheuch explizit gemacht:

*In der Prägephase der Neuentwicklung des Faches in Deutschland teilte sich das überschäumende Selbstvertrauen einer sich in der raschen Entwicklung befindlichen Disziplin von zentraler Bedeutung für alle Sozialwissenschaften mit. Diese Gewißheit wurde in erster Linie übermittelt durch die ‚Jungtürken‘, vorrangig der Jahrgänge 1926 bis 1930, die im Zuge des Studienaustausches in den Vereinigten Staaten eine Ausbildung als Sozialwissenschaftler erhielten.*<sup>154</sup>

Dieser spezifischen Situation von Jugendforschung, die in der frühen Bundesrepublik auch als ein Gefüge von verschiedenen Forschergenerationen zu lesen ist, soll im Kontext der interdisziplinären Diskurse in Kapitel 3.4 besonders nachgegangen werden.

#### **1.4 Historische Jugendforschung: Methoden, Schwerpunkte, Trends**

Jugendforschung mit historischer Perspektive ist ein vielschichtiges inter-, selten auch transdisziplinäres Unterfangen, das sich auf unterschiedlichste Motivationen, Fokussierungen und Methoden stützt. In den einzelnen Disziplinen selbst ist die Beschäftigung mit Jugend bereits ein

---

<sup>151</sup> Bude, 50er Jahre, S. 148.

<sup>152</sup> Bezüglich der Rentendebatte: Otto Hondrich, Katalysator Katastrophe. Betrachtungen über den Generationenkonflikt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19. Dezember 2002.

<sup>153</sup> Jürgen Zinnecker/Imbke Behnken/Sabine Maschke/Ludwig Stecher, null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrtausends. Ein Selbstbild, Opladen 2002.

<sup>154</sup> Erwin K. Scheuch, Von der deutschen Soziologie zur Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 16 (1990), H. 1, S. 30-50; hier: S. 42.

heterogenes Feld, wie man beispielsweise an der pädagogisch ausgerichteten Jugendforschung sehen kann, die in ihrem methodischen Zugriff und ihrer empirischen Tiefe in sich bereits äußerst uneinheitlich ist, und in der klassisch-hermeneutische wie auch empirische Methoden nebeneinander und miteinander kombiniert eingesetzt werden. Ähnlich verhält es sich bei Historikern, die das Thema mit ihrem jeweiligen subdisziplinären Ansatz beleuchten, wobei sich die meisten einer im weitesten Sinne sozial- und/oder kulturgeschichtlichen Richtung verbunden fühlen. Die genuin zeitgeschichtliche Forschung hat sich ab den 1960er Jahren sehr lange Zeit fast exklusiv für den Schwerpunkt Jugend im Nationalsozialismus, besonders unter dem Paradigma der „Verführung“, später auch des jugendlichen Widerstands, interessiert, hier sind an erster Stelle die Arbeiten Arno Klönnes zu nennen. Oder man hat – deutlich seltener und auch hier mitunter von biografischem Eigeninteresse inspiriert – besonders intensiv die Jugendbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts als antibürgerlichen Impuls, ja als Selbstetablierung von Jugend überhaupt betrachtet.<sup>155</sup> Interessant für unseren Kontext scheint die Geburt der Historischen Jugendforschung aus dem Geist jener Jugendpsychologie und -soziologie zu sein, die in den 50er/60er Jahren mit Epochaltypologien arbeitete. Dafür stehen Walter Hornstein und seine „Jugend in ihrer Zeit“ von 1966 mit dem Appell, zukünftig auch sozialgeschichtliche und sozialpsychologische Analyseperspektiven zu berücksichtigen und diese miteinander zu verknüpfen. Er stellte damit das Bild klassischer Jugendpsychologie in Frage und kann, auch wenn solcherlei Forderungen erst Jahre später in die Tat umgesetzt wurden, als Initiator einer neuen Historischen Jugendforschung zunächst unter strukturfunktionalistischen Vorzeichen gelten.<sup>156</sup>

Zu den wichtigsten Studien der letzten Jahre gehört die Arbeit Winfried Speitkamps, der, trotz eigener methodischer Vorbehalte und eingedenk der schweren Vergleichbarkeit von Jugend im Wandel der Jahrhunderte, einen synthetisierenden langen Verlauf von Jugendgeschichte aufgezeigt hat. Seine „Jugend in der Neuzeit“ gilt zu Recht als luzide Überblicksdarstellung.<sup>157</sup> Er kennt die Probleme von Längsschnittvergleichen, und dennoch gelang eine lesbare, zudem analytisch klare und unideologisch orientierte Zusammenfassung zur Jugendgeschichte mit einer Schwerpunktsetzung im sozial-, politik- und bildungsgeschichtlichen Bereich. Speitkamp fragt, wie der Reifungsprozess der Menschen in Wechselwirkung mit wirtschaftlichen, sozialen, politischen und rechtlichen Bedingungen in den spezifischen historischen Situationen jeweils abgelaufen ist und was aus dieser Phase konkret gemacht wurde; ob die Jugend als „unbezweifelbare Realität“ des Geborenwerdens und Heranwachsens von Menschen überhaupt als besondere Phase erlebt wurde

<sup>155</sup> Vgl. die Forschungsüberblicke bei Kurt Schilde, Jugend als Objekt historischer Forschungen. Eine Bilanz am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Neue Politische Literatur 45 (2000), S. 400-426 sowie Winfried Speitkamp, Zwischen Erinnerung und Geschichte: Jugend im Blick des 20. Jahrhunderts, in: Archiv für Sozialgeschichte 41 (2001), S. 566-592.

<sup>156</sup> Krüger, Handbuch, S. 284 sowie Walter Hornstein, Jugend in ihrer Zeit. Geschichte und Lebensformen des jungen Menschen in der europäischen Welt, Hamburg 1966.

<sup>157</sup> Speitkamp, Jugend. Zu erwähnen sei außerdem der umfangreiche Doppelband, dessen Herausgeber versuchen, den Bogen von der Antike bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts zu spannen, freilich mit Schwerpunkt auf dem italienischen/französischen Raum. Vgl. Giovanni Levi/Jean-Claude Schmitt (Hrsg.), Geschichte der Jugend, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1996/1997.



und wie sie ihrerseits die Lebenswelt prägte: jeweils in der Betrachtung der sozialen Bereiche Familie, Arbeitswelt und Alltag, außerdem Schule/Bildung sowie Jugendpolitik und -organisationen.

Wichtig erscheint, trotz der in einer Überblicksdarstellung notwendigen Verknappung, die durchgängige Betonung von entscheidenden, mittlerweile weithin anerkannten Grundüberzeugungen. Dazu gehören die prozessuale Veränderbarkeit und die innere Differenzierung von Jugend, also der unhintergehbare Einfluss von regionaler Herkunft, Klasse, Schicht, Konfession und Geschlecht, außerdem der Aspekt, dass Jugend nie autonom existiert, sondern immer in ein sozialisierendes und disziplinierendes Sozialgefüge eingebunden ist – was im Übrigen auch für eskapistische Jugendbewegungen gilt, die in sich selbst oft nicht weniger rigoros disziplinieren als die Institutionen der Erwachsenen.<sup>158</sup> Konsequenterweise muss die Analyse jede Einseitigkeit zu vermeiden suchen:

*Jugend umschließt immer Aspekte der Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte, sie ist nicht bloß Folge sozioökonomischer Prozesse, auch nicht nur Objekt und Subjekt politischen Handelns und ebenso wenig allein eine Geisteshaltung und kulturelle Lebensform. Erst in der Wechselwirkung erschließt sich die Gesamtheit der Geschichte von Jugend.*<sup>159</sup>

Diese Wechselwirkung und der Prozesscharakter erscheinen so banal wie bedeutsam und werden noch ergänzt durch Speitkamps Hinweis, dass die Differenziertheit von Jugend über Generationenerfahrungen integriert würden, wobei er hervorhebt, dass eine Jugendgeneration eher als „Problemerkahrungsgemeinschaft“, weniger aber als „Problemlösungsgemeinschaft“ zu begreifen ist.<sup>160</sup>

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wird in Speitkamps Makrogeschichtsschreibung allerdings nur noch kurz abgehandelt und die Darstellung lediglich bis zum „Ende der Nachkriegszeit“ 1960 fortgeführt, wobei sich die Leitbegriffe dieser Kapitel „Entpolitisierung, Demokratisierung und Disziplinierung“ für den Westen sowie „Politisierung, Ideologisierung und Disziplinierung“ für den Osten in den gängigen Interpretationsbahnen bewegen. Gerade aber hier wird es interessant. Speitkamps These, dass in den 50er Jahren „die Verheißung von Wohlstand zur zeitgemäßen Umsetzung des Jugendmythos“ geworden sei, bleibt im Folgenden genauso bedenkenswert wie seine einfache wie plausible Begründung für die historiografische Relevanz des Untersuchungsobjekts. Bemerkenswert sei weniger, dass alle Menschen einen Wachstums- und Reifungsprozess durchliefen, eher wie dieser Prozess in Wechselwirkung mit wirtschaftlichen, sozialen, politischen und rechtlichen Entwicklungen ablaufe und wie er von den Menschen gestaltet würde: „Das macht Jugend erst zu einem historischen Phänomen im übertragenen Sinn, nämlich zu einem Gegenstand der Geschichtswissenschaft“.<sup>161</sup>

---

<sup>158</sup> Speitkamp, Jugend, S. 296-297 und S. 11; ebd., S. 9.

<sup>159</sup> Ebd., S. 12.

<sup>160</sup> Ebd., Jugend, S. 11.

<sup>161</sup> Speitkamp, Jugend, S. 257.

Der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Michael Mitterauer hatte einige Jahre zuvor bereits einen solchen übergreifenden Ansatz noch um eine zusätzliche Makroebene erweitert, als er in der „Sozialgeschichte der Jugend in Europa“ sehr stark auf anthropologische Zugänge setzte, um die Strukturen von Heiratsmustern und Haushaltstypen, von Dienstverhältnissen und erbrechtlichen Regelungen nachzuzeichnen.<sup>162</sup> Es sei die „European marriage pattern“ gewesen, die ganz wesentlich den Charakter der europäischen Jugendphase geprägt habe. Diese sei gekennzeichnet zum einen durch die späte Eheschließung, die eine längere Jugendphase bis zur tatsächlichen „Mündigkeit“ generierte, und zum anderen durch den im Vergleich zu anderen Kulturen viel deutlicheren Bruch im Lebenslauf, der durch Heirat und die damit eng verknüpfte ökonomische Verselbstständigung eingetreten sei. Dass regionale Vergleiche oder Verallgemeinerungen schwierig sind, wenn die partikularistische Welt von „Alteuropa“ wie in seiner Arbeit von Irland bis Bulgarien führt, liegt auf der Hand. Dass Mitterauer darüber hinaus hauptsächlich über Zeiten spricht, in denen, wie er selbst mit Ariès konzidiert, eine geringe Distanz zwischen Kindern und Erwachsenen bestand<sup>163</sup>, unterstreicht die Problematik weit übergreifender Längsschnittvergleiche und macht eine Vergleichbarkeit zumindest mit Jugend nach heutigem Verständnis schwierig. Philippe Ariès hatte ja bereits in seiner „Geschichte der Kindheit“ zu zeigen versucht, wie historisch neu das Phänomen Jugend in Europa tatsächlich ist. Dass es bis ins 18. Jahrhundert einen direkten Übergang von der Welt des Kindes in die des Erwachsenen gab, lässt sich auch begriffsgeschichtlich nachweisen.<sup>164</sup>

Wie deutlich historische Forschung immer auch von ihrer eigenen zeitlichen Bedingtheit abhängig ist, zeigt unter anderem John R. Gillis' Monografie „Geschichte der Jugend“, in der der amerikanische Sozialhistoriker einen Überblick von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis in die 1960er Jahre wagt.<sup>165</sup> Seine Hauptthese lautet, dass Jugend ihre Geschichte selbst mache und sich dies in den jugendeigenen Verhaltens- und Denkmustern, ihrem spezifischen „Brauchtum“ nachweisen lasse. Dieses Brauchtum teile sich aber grundsätzlich in zwei Jugendkulturen auf, nämlich die der „Mittelschicht“ und die der „Arbeiterklasse“. Und diese würden auch zukünftig unterschiedlich, ja fast antagonistisch bleiben, wenn Gillis prognostiziert, dass die Jugend der Mittelschicht und die Jugend der Arbeiterklasse auch weiterhin ihre Geschichte auf verschiedenen Wegen fortsetzen würden, „die von den schreienden Unterschieden im Status, in der Kultur und in ihren wirtschaftlichen Möglichkeiten, die alle westlichen Kulturen charakterisieren, stark beein-

<sup>162</sup> Michael Mitterauer, Sozialgeschichte der Jugend in Europa, Frankfurt a.M. 1986.

<sup>163</sup> Ebd., S. 34. Apodiktisch in diesem Zusammenhang auch Norbert Elias: „Die Distanz zwischen dem Verhalten und dem ganzen psychischen Aufbau der Kinder auf der einen, der Erwachsenen auf der anderen Seite vergrößert sich im Lauf des Zivilisationsprozesses.“ Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation, Bd. I, Frankfurt a.M. 1976, S. LXXIV.

<sup>164</sup> Philippe Ariès, Geschichte der Kindheit, München/Wien 1975 (Original: „L'enfants et la vie familiale l'ancien regime“ von 1960).

<sup>165</sup> John R. Gillis, Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel der Altersgruppen und Generationen in Europa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Weinheim/Basel 1980 (Original: „Youth and History“ von 1974).

flusst wird“.<sup>166</sup> Der politisch-emanzipatorische Ansatz von Gillis ist sicherlich größtenteils dem Aufbruchgeist der späten 60er und frühen 70er Jahre geschuldet. Vor diesem Hintergrund ist auch Gillis' Einschätzung zu sehen, dass mit der Jugend der 50er Jahre das konservative Ideal erreicht worden sei, an dem „Generationen von Schulmeistern und Jugendpflegern gearbeitet“ hatten.<sup>167</sup> Solche Repressions- und Emanzipationsthesen sollen nur dann eine Rolle spielen, wenn im Verlauf der Arbeit gefragt wird, wie historisch bedingt die Spielräume für ein selbst bestimmtes Definieren der eigenen Altersstufe jeweils gewesen sind.

Helmut Fend „Sozialgeschichte des Aufwachsens“ enthält einen stark an Max Weber orientierten Ansatz.<sup>168</sup> Dessen Theorie vom okzidental Rationalismus nimmt Fend als „zivilisatorischen Normalentwurf“ der Existenzbewältigung in der Moderne, von dem aus auch Abweichungen und Gegenentwürfe sichtbar werden. In einem universalistischen Anspruch wird eine idealtypische Einteilung in Vormoderne, Moderne und Postmoderne eingeführt. Der „kulturelle Code der Rationalität“ stellt auch die persönliche Lebensführung in der Moderne unter den Anspruch der disziplinierten, methodisch-rationalen Gestaltung. Für die Bedingungen des Aufwachsens bedeutet dies, dass die „Reproduktion des umfangreichen methodisch-rationalen Wissens der Weltbeherrschung und die Reproduktion der methodisch-rationalen Lebensführung und Selbstvervollkommenung den Kernbereich der angestrebten psychischen Strukturbildungen bei heranwachsenden Menschen bilden“.<sup>169</sup>

Rationale Kompetenz, Leistung und Disziplin, Selbstständigkeit und Eigenverantwortung sollte der Auftrag für die psychische Entwicklung des Menschen in der Moderne sein und dieser wurde langfristig in Bildungs- und Erziehungsinstitutionen organisiert.<sup>170</sup> Fend sieht die Prinzipien des modernen okzidental Rationalismus bis in die 60er Jahre stabil, bevor sie durch eine neue Generation mit ihren neuen Entwürfen in eine fundamentale Krise gestürzt werden: und zwar gleichermaßen über Individualisierung und Gemeinschaftlichkeit, Selbstständigkeit und Selbstverwirklichungsstreben. Demnach sieht er die Jugend der 50er Jahre, darin Schelsky bestätigend, noch als eine nüchterne Generation, die primär an der Entfaltung ihrer eigenen Lebensmöglichkeiten interessiert ist und den politischen Instanzen nicht ablehnend, aber zunächst skeptisch gegenübersteht, die neuen demokratischen Möglichkeiten „zunehmend problemlos benützt und akzeptiert“.<sup>171</sup>

---

<sup>166</sup> Gillis, Geschichte, S. 210.

<sup>167</sup> Ebd., S. 239.

<sup>168</sup> Helmut Fend, Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1988.

<sup>169</sup> Helmut Fend, Bildungskonzepte und Lebensfelder Jugendlicher im sozial-historischen Wandel, in: ders., Jugend – Risikoentwicklung und pädagogische Handlungsmöglichkeiten (=Berichte des Fachbereichs Pädagogische Psychologie I), Zürich 1995; PDF-Dokument: [www.paed.unizh.ch/pp1/forschung/downloads/juteil1.pdf](http://www.paed.unizh.ch/pp1/forschung/downloads/juteil1.pdf), S. 8.

<sup>170</sup> Vgl. Fend, Bildungskonzepte, S. 8.

<sup>171</sup> Fend, Sozialgeschichte, S. 205.

*Im Prozeß der Vervollkommnung der Rationalisierung aller Lebensverhältnisse werden aber gleichzeitig die Spannungen entschärft, die aus der Entzauberung der Welt und aus der ‚Weltherrschaft der Unbrüderlichkeit‘ resultieren.*<sup>172</sup>

Diesen diagnostizierten Paradigmenwechsel in der Sozialisationsgeschichte des 20. Jahrhunderts muss man bei Helmut Fend im Kontext der 80er Jahre, Becks „Risikogesellschaft“ und den wahrgenommenen Ablehnungserscheinungen an den okzidental Rationalismus sehen. Seine Analyse ist sehr stark von einem emanzipatorischen Wissenschafts- und Technikskeptizismus, einer ökologischen Sensibilität und von basisdemokratischen Modellen und Selbstentfaltungskonzepten getragen.

Die Arbeiten von Axel Schildt zählen zu den neueren und kenntnisreichsten Forschungen mit sozialgeschichtlicher Perspektive. Für die „modernen“ Zeiten der 50er wie auch für die „dynamischen“ Zeiten der 60er Jahre untersucht er die besondere und wachsende Bedeutung, die die Freizeit für die Aufbau- und Wirtschaftswundergesellschaft hatte und arbeitet dabei den besonders engen Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Freizeit- und der Jugendkultur heraus.<sup>173</sup> Schildts Synthese, in der er vielschichtiges statistisches Material sowie den schwer operationalisierbaren „Zeitgeist“ der 50er Jahre einfängt und systematisiert, kann hier als ein instruktives Grundmodell angeführt werden. Ähnlich quellen- und methodenplural wie Schildt, dabei ebenfalls den Kontext „Zeitgeist“ nicht vernachlässigend, soll auch in dieser Arbeit an Jugend und die Bilder von Jugend herangegangen werden. Basis von Schildts Untersuchungen sind unter anderem zahlreiche Befunde aus der empirischen Sozialforschung und aus offiziellen Statistiken, verbunden mit einer Analyse zeitgenössischer Publizistik – mit dem Ziel, einen Beitrag zu einer „sich erst herausbildenden sozialhistorisch gesättigten, gegenwartsnahen Zeitgeschichte“ zu leisten.<sup>174</sup> Grob skizziert er dabei die Entwicklung von der „Notdebatte“ über den Jugendschutzdiskurs bis hin zu einer eigenen Teenagerkultur.<sup>175</sup> Schildt sieht an dieser Stelle einen entscheidenden Generationenwechsel von den um 1930 Geborenen zu den um 1940 Geborenen, die den „Wechsel des Aktivierungs- und Kontrollparadigmas“ am intensivsten miterlebten, was nicht zuletzt mit den großen Medienumbrüchen der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte zu tun hatte. Die Tatsache, dass seine Untersuchungen immer einen besonderen Fokus auf das Thema Freizeit legen, kommt auf dem ersten Blick dem Klischee der Musikbox- und Italienurlaub-Gesellschaft entgegen. Dass Schildt dann aber fundiert nachzeichnen kann, dass sich die Freizeitgeschichte in der Bundesrepublik langsamer und weniger spektakulär entwickelt hat – ähnlich wie dies Michael

---

<sup>172</sup> Fend, Sozialgeschichte, S. 73.

<sup>173</sup> Axel Schildt, Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995; ders./Detlef Siegfried/Kai Christian Lammers (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000.

<sup>174</sup> Schildt, Zeiten, S. 37.

<sup>175</sup> Axel Schildt, Von der Not der Jugend zur Teenagerkultur. Aufwachsen in den 50er Jahren, in: ders./Arnold Sywottek (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993, S. 335-348.

Wildt für die westdeutsche Konsumgeschichte nachgewiesen hat – macht diese Studien zu den wichtigsten historiografischen Beiträgen der letzten Jahre.

Auch die kulturhistorischen Arbeiten Kaspar Maases zur frühen Bundesrepublik mit dem Schwerpunkt Jugend haben große Beachtung gefunden.<sup>176</sup> Maase konzentriert sich auf die 50er Jahre und strebt an, zum Teil auch mit populär geschriebenen Büchern den historischen Quellenbegriff für spezielle Fragestellungen deutlich auszuweiten. Da es bei ihm häufig um die Legitimität des „Populären“ selbst geht, ist die Hinzuziehung von passenden Quellen nur konsequent: Maase untersucht unter anderem zeitgenössische Popmusik und Artikel aus der Jugendzeitschrift BRAVO und ergänzt die Befunde mit Ergebnissen aus biografischen Interviews. Seine Hauptthese ist, dass es in jener Zeit einen intergenerationellen „semiotischen Kampf im Alltag“ gegeben habe, in dem sich Jung und Alt, gleichzeitig aber auch E- und U-Kultur antagonistisch gegenüberstanden. Er zeichnet den immer stärker werdenden Druck auf Bildungsbürger und Meinungsmacher nach 1945 nach, wo es um die Legitimität von vormals als niedrig und vulgär beurteilter Massenkultur um des reinen Vergnügens willen ging. Am wichtigsten sind die kulturwissenschaftlich erarbeiteten Hypothesen dahingehend, dass hier für den weiteren Verlauf der westdeutschen Gesellschaft enorme Wandlungsprozesse in Gang gesetzt werden und die angeblich so reaktionäre und im Klischee „muffige“ Adenauer-Ära doch auch ein großes subkulturelles Reform- und Protestpotenzial besaß.<sup>177</sup> Und dieses unangepasste Element steht dann im engen Erklärungszusammenhang mit der „Amerikanisierung von unten“. Populäre Alltagskultur, so Maase, blieb nicht länger in abgegrenzten Unterschichtenmilieus eingeschlossen. Über Medien und Freizeitstile eroberte sie immer mehr Raum in diversen Öffentlichkeiten. Versuche ihrer kulturellen Abwertung stießen dort ins Leere, wo sich die der „Masse“ zugeschriebenen Lebens- und Ausdrucksformen durchsetzten und sich zugleich dem Urteilsspruch „Kultur“ entzogen.<sup>178</sup> Es ist ein unbestreitbarer Zugewinn für die zeithistorische Forschung, dass Kulturwissenschaftler wie Maase die Quellenbasis erweitert und das Untersuchungsgebiet der Kultur um vormals scheinbar nebensächliche Phänomene der illegitimen Popkultur ergänzt haben. Maase folgt damit der mittlerweile weit verbreiteten Tendenz, auch in historischen Darstellungen mit einem kultursoziologischen Blick nach Bourdieu zu arbeiten. Für das Arsenal an brauchbaren Begrifflichkeiten in der Zeitgeschichtsforschung kann dies, zum Beispiel über die verschiedenen Kapitalsorten, produktiv sein. Manchmal allerdings legen solchermaßen angelegte Studien so starke Schwerpunkte auf Lebensstilfragen und Distinktion über Geschmack, dass dies fast einer nachträglichen Anwaltschaft für die Legitimation von Jugendkultur gleichkommt.

---

<sup>176</sup> Unter anderem: Maase, BRAVO; Kaspar Maase, Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850 bis 1970, Frankfurt a.M. 1997; Kaspar Maase, „Gemeinkultur“. Zur Durchsetzung nachbürgerlicher Kulturverhältnisse in Westdeutschland 1945-1970, in: Bollenbeck u.a., 50er Jahre, S. 170-189.

<sup>177</sup> Vgl. Wolfgang Kraushaar, Die Protest-Chronik 1949-1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie, 4 Bde., Hamburg 1996.

<sup>178</sup> Maase, BRAVO, S. 238.

Ohne Übertreibung kann man Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre von einem „Comeback“ der Biografieforschung klassisch-qualitativer Prägung sprechen. Mit der besonders durch Lutz Niethammer und Alexander von Plato geprägten biografischen Methode und der Rekonstruktion der jungen Bundesrepublik, wie es sich in den Zeitzeugeninterviews darstellt, ist ein alltagsgeschichtlicher Zugang benannt, der für die zweifellos lebendigste, wenn auch nicht unumstrittene Form der Zeitgeschichtsschreibung steht. Doch sie ist mehr als das: Die Oral History hat sich innerhalb der letzten dreißig Jahre in den Geschichtswissenschaften etabliert und ist wertvoll nicht allein als Methode in der politischen Bildung. Sie ist vor allem in ihrer Möglichkeit stark, historische Abstrakte über Personalisierung und Narration nachvollziehbarer zu machen. Und sie kommt dabei mitunter zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie klassische sozialgeschichtliche Studien:

*Durch Faschismus und Krieg bedingte soziostrukturelle und soziokulturelle Umwälzungen hatten in der Nachkriegszeit einen Modernisierungsprozeß in Gang gesetzt, der sukzessive zu einer Auflösung klassen- und regionalspezifischer Subsysteme führte.*<sup>179</sup>

Trotz erheblicher Reflexion über kognitive Konstruktionen von Vergangenheit konnte sich die Oral History vom Vorwurf des primär Illustrativen bis heute nicht gänzlich befreien – zu wichtig sind die unbeantworteten Fragen nach Repräsentativität, zu groß sind immer noch die kognitiv-neurobiologischen Probleme, wenn es um das Vergessen und den konstruktiven Charakter des Erinnerns geht. Und dennoch haben die Arbeiten, die im Forschungskontext der Oral History entstanden sind, zum Thema Jugend einiges beizutragen.<sup>180</sup> Punktuell sollen auch in dieser Arbeit immer wieder ausgewählte Ergebnisse aus diesem Bereich einbezogen werden. Auf eine denkbare Erweiterung der eingesetzten Methoden um qualitative Interviews wird hier jedoch zugunsten des umfrage- und diskursbasierten Fokus auf Jugend (als Gruppe) verzichtet.

Eine Spielart aus dem Bereich Oral History ist das, was Ulf Preuss-Lausitz und andere in einer DGS-Sektion als „Sozialisationsgeschichte“ bezeichnen. Basis der Post-45er-Generationeneinteilung über die „Kriegskinder – Konsumkinder – Krisenkinder“ sind Zuschreibungen, Erfahrungsberichte und Gruppendiskussionen mit Angehörigen der jeweiligen Kohorte.<sup>181</sup> Demnach seien die 1939-1945 Geborenen diejenigen, deren Frühsozialisation durch die Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre geprägt war. Die um 1950 Geborenen, geprägt durch „Restauration und Wirtschaftswunder“, noch mehr aber die ab 1960 Geborenen seien als die „Konsumkinder“ zu bezeichnen, die seit Mitte der 70er Jahre schließlich als mit Wachstums- und Sinnkrise konfrontierte „Krisenkinder“.<sup>182</sup> Diese Vorgehensweise ist illustrativ, aber für allgemeine Aussagen problematisch.

<sup>179</sup> Lutz Niethammer, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet (=Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd.1), Bonn 1983, S. 7-29; S. 16. Eins von zahlreichen weiteren Beispielen: Franz-Werner Kersting (Hrsg.), Jugend vor einer Welt in Trümmern. Erfahrungen und Verhältnisse der Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland, München 1999.

<sup>180</sup> Zu diesem Untersuchungsgebiet wäre das beispielsweise Jürgen Kleindienst (Hrsg.), Halbstark und tüchtig. Jugend in Deutschland 1950-1960; 48 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, Berlin 2002.

<sup>181</sup> Ulf Preuss-Lausitz, Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, Weinheim 1983.

<sup>182</sup> Ebd., S. 13-14.

problematisch. Denn die Tatsache, dass in dieser Untersuchung die ausgewählten Mitglieder der jeweiligen Generation fast ausschließlich Akademiker waren, relativiert die Ergebnisse beträchtlich.

Jugendforschung – das war in den 80er Jahren vor allem Sozialisationsforschung, was schon im Ansatz die neue Akzeptanz von Interdisziplinarität zum Ausdruck bringen sollte. Aus historischer Sicht war zu fragen, inwieweit die politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen Erfahrungshorizonte und Handlungsspielräume für die Lebensläufe der verschiedenen Geburtskohorten induziert haben, was im Kern eine Renaissance und Verfeinerung des Generationskonzepts und der These von der zentralen Prägungsphase Jugend darstellt. Abgesehen von der in 1.3 vorgestellten Diskussion, wie man Generationen/Kohorten überhaupt eingrenzen könnte, wenn doch große Umbrüche und Veränderungen der Lebenswelt, wie im 20. Jahrhundert geschehen, in ihrer Prägekraft nicht auf die 15-20-Jährigen beschränkt bleiben, besteht die Gefahr dabei immer in der subjektiven Selektion der für entscheidend gehaltenen Ereignisse und Rahmenbedingungen. Die Erweiterung der Perspektive von Sozialisation über rein politische Zäsuren hinaus (Demografie, Wirtschaft, Kultur/Medien) wird hier jedoch als wichtig festgehalten.

Die frühe Bundesrepublik mit einem besonderen kulturgeschichtlichen Augenmerk auf einige vernachlässigte Kategorien wie weibliche Sozialisation, Kriegsgefangene und Heimkehrer, jüdische Überlebende, Gastarbeiter oder Flüchtlinge untersuchen die Beiträge in Hanna Schisslers Sammelband „The Miracle Years“.<sup>183</sup> Thomas Grotum schließlich zeigt in seiner Studie, in welcher Form sich Einzelphänomene wie das der Halbstarken mit Hilfe einer systematischen Auswertung von regionalen Zeitungen und Prozessunterlagen historisch einordnen lassen, um gleichsam aus der Mikroperspektive das Phänomen einer „medialen Erregung“ nachzuvollziehen.<sup>184</sup> Als regionalperspektivisch auf Westfalen eingegrenzte Studie ist ferner die Monografie von Markus Köster zu nennen, die, vom späten Kaiserreich bis zur frühen Bundesrepublik, die Interdependenzen von „Jugend, Wohlfahrtsstaat und Gesellschaft“ ins Auge fasst.<sup>185</sup> Dabei liegt der Fokus der Längsschnittanalyse eindeutig auf den offiziellen Daten der Fürsorgebürokratie. Außerdem sei auf die vielseitigen Ergebnisse aus Uwe Sanders Sammelband „Jugend im 20. Jahrhundert“ verwiesen, in dem die wachsende Verteilung der „Ressource Jugend“ an immer mehr Heranwachsende nachgezeichnet wird – bis sie schließlich zu einer „universalen Leitfigur“ für Lebensstilfragen wird.<sup>186</sup> Der Fokus liegt auch hier auf dem erweiterten Möglichkeitsraum von

---

<sup>183</sup> Schissler, Years. Die Beiträge zu genderspezifischen Jugendgeschichte sind bis heute immer noch recht selten; eine Ausnahme: Christina Benninghaus/Kerstin Kohtz (Hrsg.), „Sag’ mir, wo die Mädchen sind ...“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999.

<sup>184</sup> Thomas Grotum, Die Halbstarken. Zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre, Frankfurt a.M./New York 1994. Mehr dazu im Kap 3.6.1 „Die Figur des Halbstarken“.

<sup>185</sup> Markus Köster, Jugend, Wohlfahrtsstaat und Gesellschaft im Wandel. Westfalen zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, Paderborn 1999. Zu erwähnen wäre dabei noch der etwas ältere Begleitband zu einer regionalhistorischen Ausstellung zu Jugendkulturen im Ruhrgebiet: Wilfried Breyvogel/Heinz-Hermann Krüger, Land der Hoffnung – Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1987, Berlin/Bonn 1987.

<sup>186</sup> Uwe Sander/Ralf Vollbrecht (Hrsg.), Jugend im 20. Jahrhundert. Sichtweisen, Orientierungen, Risiken, München 2000.

Jugendkultur: So könne Schule zwar als Kristallisationskern von Gleichaltrigenkulturen wirken, daneben werden die Heranwachsenden aber erst zu Jugendlichen, wenn sie von Arbeit, Familie, Ehe und Verantwortlichkeit zumindest teilweise freigestellt sind und über eine gewisse Autonomie der Lebensführung verfügen. Hier liegt aber auch der in der Literatur nicht allzu häufige Fall vor, in synthetisierender Form die wichtigsten Tendenzen wissenschaftlicher Beschäftigung mit Jugend im 20. Jahrhundert nach Disziplinen gruppiert zu haben: Pädagogik, Psychologie, Soziologie und Recht, verstanden als wissenschaftlich-disziplinäre Wirklichkeitskonstrukteure. Die real nie so klar zu unterscheidenden disziplinären Sichtweisen auf Jugend sind als integrale Bestandteile der Jugendgeschichte im 20. Jahrhundert zu begreifen – und dementsprechend, so wie hier unter dem Schlagwort „Jugendbilder“, auch quellenmäßig zu bearbeiten.

Auch die stärker sozialwissenschaftlich orientierte Literatur zum Thema Jugend füllt Bibliotheken. Allerdings ist sie meist stark zeitgebunden, da sie sich naturgemäß immer mit den jeweils aktuellen Wechselwirkungen zwischen Jugend und Gesellschaft befasst. Schon kurze Zeit später werden diese zeitnahen Analysen aber zu historischen Quellen. Drei bekannte Forscher, die sich mit diesen Quellen beschäftigen, seien an dieser Stelle stellvertretend genannt. Paul Nolte ist einer der Protagonisten, die heute die Historizität der Disziplin thematisieren und die Rolle bewerten, die die Soziologie in der Bundesrepublik spielte, konkret: ihre Entwicklung zu einer „Leitwissenschaft“, die sowohl Selbstbeschreibung als auch Selbstentwurf ist. Soziologische Literatur als Zeitdiagnostik mit geringer Halbwertszeit wird dann für den Zeithistoriker zu einer zentralen Quelle. In seiner „Ordnung der Gesellschaft“ spricht Nolte auch an, wie sehr das Thema Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg in den Blickpunkt der Debatten rückte, denn es bündelte „wie ein Brennglas die Erfahrungen aller Generationen“.<sup>187</sup> Gerade auch der Zusammenhang mit dem Diskursfeld „Moderne“, „Masse“ und „Mitte“ ist bedeutsam und wird von Nolte im Kontext einer Art Disziplingeschichte der Soziologie thematisiert. Dies soll auch hier in dieser Arbeit eine Rolle spielen, wenn es um die Stellvertreterdiskurse in der Jugendforschung geht.

Noch etwas ausgreifender, weil transdisziplinär und dabei auf das Thema Jugend fokussiert nähert sich Hans Abels dem Thema.<sup>188</sup> Seine „Jugend vor der Moderne“ zeichnet sich durch einem klaren Ansatz hinsichtlich der Systematisierung von wissenschaftlichen Jugendkonzepten aus. Ausgehend von der Einsicht, dass wissenschaftliche Theorien immer Produkte ihrer Zeit sind und das wissenschaftlich konstruierte Bild von Jugend auch stets das Verhalten der Jugend beeinflusst, untersucht Abels die relevanten Jugendtheorien vor allem aus den Bereichen Psychologie und Soziologie. Die Reziprozität von wissenschaftlicher Theorie und gesellschaftlicher Realität steht unter der Annahme, dass es sich hier um „gesellschaftliche Theorien über die individuelle Ent-

---

<sup>187</sup> Paul Nolte, Die Ordnung der Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000, S. 229. Hervorhebung im Original.

<sup>188</sup> Heinz Abels, Jugend vor der Moderne. Soziologische und psychologische Theorien des 20. Jahrhunderts, Opladen 1993.



wicklung einer normalen Biographie handelt“.<sup>189</sup> Dem Thomas-Theorem folgend, dass, wenn Menschen Situationen als real definieren, deren Folgen auch real sind, reflektiert Abels als einer der wenigen, dass die Jugendforschung der letzten Jahrzehnte ihren Gegenstand nicht bloß begleitet und kommentiert, sondern eben auch produktiv mit geschaffen hat:

*Ansätze zu Einstellungen, die in empirischer Forschung identifiziert worden sind und in den öffentlichen Diskurs – über Medien, Politik oder Erziehungssystem – gelangen, verdichten sich zu konkreten Erwartungen, die dann wiederum zu wirklichen Einstellungen führen und entsprechende Verhaltensweisen nach sich ziehen.*<sup>190</sup>

Das konstruktive Potenzial von Diskursen, der Einfluss der aus der Forschung geronnenen Bilder, ist ein zentral wichtiges Element, das man bei der Analyse von Analysen berücksichtigen muss. Diesem Geflecht von Ansätzen zu Einstellungen, Bildern und Erwartungen soll auch in dieser Arbeit nachgegangen werden – ohne jedoch den unmittelbaren Einfluss von Wissenschaft auf „Realität“ zu überschätzen. Auch Abels konzidiert, dass Jugendsoziologen zwar nicht direkt regulierend in die Biografie der Jugendlichen eingreifen, aber sie „beeinflussen mittelbar den Handlungskontext, in dem Jugendliche ihre Biografie gestalten.“<sup>191</sup>

Sein Kollege Heinz Bude interessiert sich für Jugend, weil sie prägende Kollektiverfahrungen macht und diese in ähnlicher Weise verarbeitet, was dann später in politischen Generationen ablesbar ist. Die durch die Zeit von Weimar und den Nationalsozialismus geprägten Politiker der frühen Bundesrepublik, anschließend die Flakhelfer-Generation der um 1930 Geborenen, die die Zwischenphase prägten und schließlich die Reformgeneration der Jahrgänge 1938-48, für die die rot-grünen Jahre stehen, sind für Bude wichtige Strukturierungsmittel, hinsichtlich politikgeschichtlicher Einordnungen, aber auch individuell in der Funktion für den Einzelnen.<sup>192</sup> „Halt in der Geschichte“ zu finden, sei erst recht nach 1945 wichtig geworden, weil sich dort existenziell erfahrene Widersprüche von Kontinuität und Bruch aufgetan hätten.<sup>193</sup> Bude beschreibt auch die westdeutsche Soziologie als eine Generationengeschichte, wobei er die „Charismatiker des Anfangs“ als ideale Begleiter eines offenen, provisorischen und komplexen Prozesses ohne ein philosophisches Fundament oder die Orientierung an einen historischen Überlieferungszusammenhang sieht. Er stellt auch die Frage, ob in der Abkehr vom angeblich vorher typischen Kulturpessimis-

---

<sup>189</sup> Ebd., S. 13.

<sup>190</sup> Abels, Jugend, S. 18. Zum im Wortsinn „produktiven“ Charakter soziologischer Jugendforschung sonst ähnlich deutlich nur Dieter Baacke, Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung, Weinheim 2007<sup>5</sup> und Hartmut M. Giese: „Die gegenwärtige wissenschaftliche und journalistisch-öffentlich-politische Diskussion (...) zentriert sich dabei um Schablonen, Schlagworte und ideologische Problemreduktionen und produziert so ein ‚Bild von Jugend‘ und ihren Problemen, das auf die Jugendlichen zurückwirkt und die Betroffenen zwingt, darauf zu reagieren und sich damit auseinanderzusetzen; d.h. Jugend reagiert im Zeitalter wachsender Mediatisierung und öffentlicher Diskussion immer auch auf ‚Jugend‘, auf das gesellschaftlich produzierte und als ‚soziale Tatsache‘ wirksam werdende ‚Bild von Jugend‘.“ Hartmut M. Giese, Probleme Jugendlicher oder ‚Jugend als soziales Problem‘? – Thesen zur Vermittlung von Jugendtheorie und Theorie sozialer Probleme, in: Brusten/Malinkowski, Jugend, S. 2-16; hier: S. 2-3.

<sup>191</sup> Abels, Jugend, S. 35.

<sup>192</sup> Heinz Bude, Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation, Frankfurt a.M. 1997 sowie Heinz Bude, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948, Frankfurt a.M. 1995.

<sup>193</sup> Von Machern und Halbstarken. Die Bundesrepublik und ihre Generationen. Interview mit dem Soziologen Heinz Bude, in: DIE ZEIT vom 20. Mai 1999, S. 14.

mus nicht auch Angst vor absoluter Ideologie- und Utopielosigkeit enthalten war.<sup>194</sup> Dies bleibt zu bedenken, wenn es in Kapitel 3.4 und 3.5 um Kongruenzen von soziologischer Jugendbeschreibung, Gesellschaftsanalyse und Selbstanspruch von Soziologie in der frühen Bundesrepublik geht.

Jugendforschung pädagogischer Provenienz mit einer zeithistorischen Perspektive hat ein genuines Interesse an den grundlegenden Veränderungen im Bildungsbereich und im familiären Erziehungsfeld, geht dabei aber längst multimethodisch vor.<sup>195</sup> Heinz-Hermann Krüger, Herausgeber der wichtigsten Handbücher in diesem Bereich, beklagt die Problemlagen seiner Disziplin. Zu strikt sei die Gegnerschaft zwischen quantitativ und qualitativ orientierten Jugendforschern in der historisch-pädagogischen Jugendforschung lange Zeit gewesen. Hinzu kommen Mythen, die vor allem in der Interpretation der Verbindung Jugend und früher Bundesrepublik bestehen. So sei man viel zu lange der Vorstellung von einheitlichen Generationen gefolgt.<sup>196</sup> Vor allem aber erstaune die Tatsache, dass pädagogische Jugendforschung lange Zeit die historische Bedingtheit und Wandelbarkeit der Entwicklung von Jugendlichen viel zu wenig berücksichtigt habe und ihre Konzepte zu lange organismisch angelegt gewesen seien.

Jürgen Zinnecker ist einer der wenigen, die die pädagogische Perspektive konsequent historisieren. Er verknüpft noch systematischer als beispielsweise Kaspar Maase Jugendsdiskurse mit Quellen aus dem Bereich der Jugendkultur selbst. Dabei weist er immer wieder auch auf die Bedeutung der frühen Shell/EMNID-Umfragen der Jahre 1953-1955 hin: „Es ist vorstellbar und zu hoffen, dass die Basiserhebungen aus den fünfziger Jahren für eine Geschichtsschreibung der Jugend einmal eine ähnliche Rolle zu spielen vermögen.“<sup>197</sup> Zinnecker empfiehlt außerdem, „hinter die Kulissen“ zu schauen und neben dem Versuch, realgeschichtliche Substrate zu finden, auch die Frage zu stellen, wer in dieser Zeit mit welchen Motiven und Methoden Jugendforschung betrieben hat. Er selbst hat in zahlreichen Analysen zur Jugend der letzten Jahrzehnte einen „Wechsel des Aktivierungs- und Kontroll-Paradigmas“ ausgemacht, weg von den traditionellen Erziehungsinstitutionen Elternhaus, Schule, Kirche, hin zur Freizeit- und Kulturindustrie.<sup>198</sup> Ähnlich wie Maase argumentiert Zinnecker, dass es vorrangig die Arbeiterjugendlichen waren, die als erste „das Bündnis zwischen Jugend und rasch sich entwickelnder Kultur- und Freizeitindustrie“ ein-

---

<sup>194</sup> Vgl. Heinz Bude, Die Charismatiker des Anfangs: Helmut Plessner, René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky als Gründer einer Soziologie in Deutschland, in: Günter Burkard/Jürgen Wolf (Hrsg.), Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen (=Festschrift für Martin Kohli), Opladen 2002, S. 407-420.

<sup>195</sup> Die hier so klare disziplinäre Zuordnung ausgewählter Protagonisten aktueller Jugendforschung ist nur eine scheinbare. So wäre auf Zwischenbereiche wie die Historische Sozialisationsforschung, die Historische Anthropologie, den transdisziplinären Bereich der Lebenslauf- und Biografieforschung und vieles mehr hinzuweisen.

<sup>196</sup> Vgl. Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), „Die Elvis-Tolle hatte ich mir unauffällig wachsen lassen“. Lebensgeschichte und jugendliche Alltagskultur in den 50er Jahren, Opladen 1985.

<sup>197</sup> Gemeint ist eine ähnliche bedeutsame Rolle wie die Umfragen späterer Jahrzehnte. Jürgen Zinnecker, Die Jugendstudien von EMNID/Shell 1953-1955. Zur Archäologie repräsentativer Jugendforschung im Nachkriegsdeutschland und zugleich zu einigen Schwierigkeiten der Wiederholung solcher Studien, in: Arthur Fischer/Werner Fuchs/Jürgen Zinnecker, Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich, Bd. 3: Jugend der fünfziger Jahre – heute, Leverkusen 1985, S. 409-480; S. 434.

<sup>198</sup> Jürgen Zinnecker, Jugendkultur 1940-1985, Opladen 1987, S. 85.

gehen konnten.<sup>199</sup> Dies bedeute für die Pädagogen eine tiefe Zäsur, sei damit doch das traditionelle Konzept des Schutzraums Jugend endgültig infrage gestellt. Denn:

*(...) während die Erwachsenen noch voll in der Arbeitsaskese des Industriekapitalismus älterer Prägung gefangen waren, besonders in Westdeutschland unter den Bedingungen des beschleunigten Wiederaufbaus, probten Teile der Jüngerer bereits die neuartige Qualität des Dienstleistungs- und Freizeitkapitalismus.*<sup>200</sup>

Jürgen Zinneckers Phaseneinteilung der frühen Bundesrepublik im Hinblick auf Jugendkultur gilt es hier in allen Bereichen, Kontext, Diskurs und Umfragen, zu hinterfragen:

1. Von 1945 bis 1950: Fragen existenzieller Not, der sozialen und politischen Integration der Nachkriegsjugend stehen im Mittelpunkt, Sorge um Jugend ohne festen Familienzusammenhalt, Sorge um Berufsnot der arbeitslosen Jugendlichen, politisches Desinteresse.
2. 1950-55: Restaurierung der sozialen und pädagogischen Institutionen, die eine gesellschaftliche Integration gewährleisten sollen und dann
3. 1955-1965 als der eigentliche Beginn von Jugendkultur im Sinne einer spiel- und stil-schöpferischen kollektiven Handlung.<sup>201</sup>

Als bekanntester Protagonist der zeitgenössischen Jugendforschung steht Klaus Hurrelmann für eine pädagogisch engagierte Jugendforschung, die sich stark auf Umfragen stützt, die öffentliche Diskussion entscheidend mitbestimmt und darüber hinaus als jugendpolitische Beratungsinstanz fungiert. Die Shell-Studien, für die Hurrelmann seit einigen Jahren verantwortlich zeichnet, sind das Herzstück der zeitgenössischen nationalen Jugendforschung. Nach Hurrelmann hat die Lebensphase Jugend in einer 100-jährigen Entwicklung hin zur Eigenständigkeit ihren ursprünglichen Übergangscharakter als ein qualifikatorischer „Zubringerdienst zu den vollwertigen Erwachsenenpositionen“ verloren und stellt sich als „ambivalentes Moratorium“ dar. Prozesse von Individuation und von Integration bergen zwar ein hohes „positives Stimulierungspotenzial“ und eine hohe Dynamik, stehen dabei aber in einem erheblichen und vom Jugendlichen zu bewältigenden Spannungsverhältnis. Umso wichtiger werden die sozialen Unterstützungen durch die entscheidenden Bezugsgruppen.

*Die sozial- und arbeitsmarktpolitisch in die Länge gestreckte Lebensphase Jugend wird eine Zeit des Moratoriums, des quasi zwecklosen Verweilens in der Gesellschaft, ohne eine feste Perspektive und ohne klare Verantwortung für gesellschaftliche Belange. Der Prozess der produktiven Auseinandersetzung mit der körperlichen und psychischen Innenwelt und der sozialen und gegenständlichen Außenwelt kann unter diesen Umständen durchaus in einer intensiven Art erfolgen – aber doch abgekoppelt vom wirtschaftlichen und beruflichen Leben.*<sup>202</sup>

---

<sup>199</sup> Ebd., S. 125.

<sup>200</sup> Zinnecker, Jugendkultur, S. 125.

<sup>201</sup> Ebd., S. 125.

<sup>202</sup> So Klaus Hurrelmann in: Shell, Jugend 2006, S. 35.

Jugendliche avancieren so zu einer Avantgarde, zu den Vorreitern einer „modernen Lebensführung, die auf die ökonomischen, kulturellen, sozialen und ökologischen Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft jeweils eine spontane und intuitive Antwort geben“.<sup>203</sup> Und somit werden heute, laut Hurrelmann, die jugendtypischen Lebensmuster zum „Paradigma der Lebensführung in modernen westlichen Gesellschaften“.<sup>204</sup>

### 1.5 Wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund: Die Umfrageforschung nach 1945

Die retrospektive Bewertung der überlieferten Ergebnisse aus der „Frühzeit“ der Umfrageforschung in Westdeutschland ist vielerorts naiv, wenn diese, ohne nach ihrem Entstehungszusammenhang zu fragen, unreflektiert übernommen werden. An anderer Stelle wird die Kritik an den damals produzierten, mittlerweile historischen Daten überzeichnet, wenn behauptet wird, es habe keine ausgereifte Erhebungsmethode gegeben, was die Daten grundsätzlich wertlos mache.<sup>205</sup> In den meisten Fällen aber werden diese Quellen sozialwissenschaftlicher Provenienz für zeithistorische Analysen schlichtweg ignoriert.

Und dies erstaunt, weil man sich damit einer Analyseebene und Quelle beraubt – bei allen Vorbehalten gegenüber dem Quellenwert der überlieferten Daten. Wenn man aber die Zahlen einer bestmöglichen Quellenkritik unterzieht und sie in zeithistorische Rahmen einbettet, lassen sich Ergebnisse womöglich besser für die Beantwortung der jeweiligen Fragestellung einordnen. Und gerade hier – im Themenfeld von Jugend und Jugendbildern – erscheinen Umfragen unverzichtbar: Denn zu eng erscheint im Untersuchungszeitraum die Interdependenz von Jugenddiskurs und Jugendumfrage. So avanciert diese neue Form der Wirklichkeitserschließung zur Legitimationsgrundlage für die konzipierten Jugendtypen und Generationsbilder. Umgekehrt ist zu fragen, inwieweit Vor-Urteile oder doch zumindest Elemente der noch zu skizzierenden „realen Jugendbedingungen“ (Kapitel 2) und Jugendideologeme (Kapitel 3) selbst Eingang in die Jugendstudien finden. Deshalb seien an dieser Stelle einige Bemerkungen zum Quellenkontext vorangeschickt, beginnend mit einer fundamentalen Klage:

*Früher war es üblich, dass die Kinder fragten und die Eltern antworteten. Ist es heute umgekehrt? Nichts gegen wissenschaftliche Untersuchungen, aber wird diese allgemeine Fragerei nicht allmählich zu einem Gesellschaftsspiel der geistig Sterilisierten? Fast scheint es als würden die Jungen zuweilen damit ihren Schabernack treiben und absichtlich dumme Antworten geben, um die Alten zu foppen. Vielleicht spüren sie auch ein wenig von der Unsicherheit und Ratlosigkeit, die sich häufig hinter einer solchen Fragerei verbirgt.*<sup>206</sup>

Eine solch harsche Kritik an den Umfragen als „Gesellschaftsspiel für die geistig Sterilisierten“ ist 50er Jahren eher die Ausnahme. Über die Medien, die den Wissensfundus der Demoskopie gerne

<sup>203</sup> Klaus Hurrelmann, Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim/München 1994, S. 8.

<sup>204</sup> Hurrelmann, Lebensphase, S. 42.

<sup>205</sup> Scharfe Kritik bei: Henrik Kreuz, Soziologie der Jugend, München 1974.

<sup>206</sup> So Anton Graßl in der seit 1953 vom Bundesjugendring monatlich herausgegebenen Zeitschrift deutsche jugend 7 (1956), S. 326.

aufnahmen, gewöhnte sich die deutsche Gesellschaft nämlich relativ schnell an diese Art der Darstellung von Vox Populi und kollektivem Verhalten. Gerade für Politiker entwickelten sich die Umfrageergebnisse zu einem Rechtfertigungsinstrument ihres politischen Handelns. Problematisch wurde es nur dann, wenn die Meinungsforschung durch uneinheitliche Ergebnisse verwirrte, so wie bei der Debatte um die Wehrpflicht 1956 geschehen, oder wenn die Öffentlichkeit den Eindruck gewann, die Parteien nutzten Umfrageforschung als Instrument im Wahlkampf, wie 1957 vermutet. „Die Herrschaft der 2000“ sei angebrochen, schrieb Paul Sethe in der „Welt“.<sup>207</sup> Und im Grunde kann man solche Debatten im Grenzbereich zwischen Journalismus und Wissenschaft auch als Verhandlung um die Deutungshoheit in der Öffentlichkeit lesen, „codiert als alte und neue öffentliche Meinung“, wie Anja Kruke gezeigt hat.<sup>208</sup> Demoskopisches Wissen ist, auch wenn es von einigen der wichtigsten Meinungsführer gering geschätzt wurde, von Beginn an umstrittenes Herrschaftswissen im parteipolitischen Strategiekampf. Was für die politische Demoskopie in Fragen der Wissens- und Wahrheitsproduktion so offenkundig ist, kann man mit Einschränkung auch für Jugendumfragen gelten lassen:

*Die Wissensproduktion der Umfrageforschung unterscheidet sich so deutlich von anderen Formen der Generierung von Wissen, da sie sich auf Beobachtungen, die auf Grundlage selbst produzierter Kategorien und Unterscheidungen beruhen, stützt und sich dieser Beschreibungsformen annimmt. Die Formen werden wiederum zur Kommunikation und weiteren Beschreibung genutzt (...).*<sup>209</sup>

Schon früh entwickelte sich eine produktive Konkurrenz zwischen den kommerziellen Meinungsforschungsinstituten. Da ist als eines der ersten das EMNID-Institut in Bielefeld zu nennen, das schon seit 1945 Dienstleistungen für die „Erforschung der öffentlichen Meinung, Marktforschung, Nachrichten, Informationen, Dienstleistungen“ anbot und in den 50er Jahren zur wichtigsten Agentur für Umfragen mit der Befragtengruppe Jugend werden sollte. Die später prominenteste Meinungsforscherin und als „Pythia vom Bodensee“ titulierte Elisabeth Noelle gründete 1947 das Institut für Demoskopie Allensbach. Dort führte sie bereits in der Anfangszeit (1947/1948) auch regionale Jugendumfragen durch, unter anderem im Auftrag der Militärregierung in der französischen Zone, nach Selbstdarstellung der „erste Versuch eines solchen Gemäldes in Deutschland“.<sup>210</sup> Allensbach selbst machte dann in den 50er Jahren keine separaten Jugendstudien mehr, sondern ließ diese am Rande in den Jahrbüchern zur Öffentlichen Meinung vorkommen. Eine Ausnahme stellt eine bundesweite Befragung „junger Männer“ im Juli 1956 zum Thema Bundeswehr dar.<sup>211</sup> Infratest wurde ebenfalls 1947 als „Institut zur Erforschung der Wirkung

<sup>207</sup> Paul Sethe, Die Herrschaft der 2000, in: Die Welt vom 19. Januar 1957.

<sup>208</sup> Anke Kruke, Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland – Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949-1990, Düsseldorf 2007, S. 450-451; S. 456. Kruke interessiert sich dabei vor allem für die politische Meinungsforschung und ihren Einfluss auf Parteien und Politik.

<sup>209</sup> Kruke, Demoskopie, S. 16.

<sup>210</sup> Vorwort zu Institut für Demoskopie Allensbach, Die Jugendbefragungen 1947/48. Ein Inhaltsverzeichnis, Allensbach o. J. [1949].

<sup>211</sup> Zudem tauchen vereinzelt Ergebnisse aus den 47/48er-Befragungen auf, Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 127, S. 141, S. 145; „Junge Männer“ antworten in Noelle/Neumann, Jahrbuch (1957), S. 146-161.

publizistischer Mittel“ an der Universität München gegründet und hatte Erfolg mit Aufträgen aus dem Wirtschafts-, besonders dem Medienbereich (Leser- und Radioforschung), zunehmend auch aus der Politik. Als Institut der besonderen Art ist das Deutsche Institut für Volksumfragen (DIVO) zu nennen, das 1951 als eine amerikanische Gründung fortan für die amerikanischen Stellen die Feldarbeit für die Reports übernahm und bereits standardmäßig das Random-Verfahren nutzte, somit sicherlich über die prononcierteste Datenerhebungsmethode verfügte. Dabei interessierte man sich, besonders unter dem Aspekt der politischen Bildung, unter anderem auch für Jugend, wie die Studien von 1957/58 und 1962 zeigen.

Demgegenüber ist auf parallele Entwicklungen für die sozialwissenschaftliche Infrastruktur hinzuweisen, zum Beispiel auf die 1950 gegründete „Arbeitsgemeinschaft sozialwissenschaftlicher Institute“. Schwerpunkte lagen beim UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften in Köln, der Sozialforschungsstelle Dortmund, dem neu gegründeten Institut für Sozialforschung in Frankfurt sowie der Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg.<sup>212</sup> Hinzu kamen Impulse aus der amtlichen Statistik: Das Statistische Bundesamt führte 1950 die erste Volkszählung im Bundesgebiet durch und veröffentlicht seit 1952 die Statistischen Jahrbücher, der Mikrozensus wird seit 1957 erhoben. Neben Flüchtlingsproblematik und Arbeitslosigkeit zählte in den ersten Erhebungen der genannten akademischen und kommerziellen Institute auch Jugend zu einem wiederkehrenden Thema – mit dem Einzug der Umfragen veränderte sich die interdisziplinäre Jugendforschung innerhalb kürzester Zeit so fundamental, dass man später von einer „Demokratisierung in der Blickrichtung“ gesprochen hat.<sup>213</sup> Einher mit dem methodischen Paradigmenwechsel ging eine disziplinäre (Macht-) Verschiebung in Richtung der Sozialwissenschaften. Allgemein und für den Bereich der Jugendforschung ganz zentral kam der Soziologie eine immer größere Bedeutung für die professionelle Gesellschaftsinterpretation zu; gleichzeitig legitimierten deren Protagonisten damit ihr eigenes Tun und waren dabei so geschickt, sich nicht in einem hermetischen Fachdiskurs abzuschotten. Im Gegenteil, in ihrem Bestreben, als eine Leitwissenschaft öffentlich anerkannt zu werden, so Paul Nolte mit Blick auf Begriffskarrieren wie die der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“, trug sie „ihre Themen und ihre Begriffe in die westdeutsche Öffentlichkeit hinein“. Und mehr noch:

*Ihre Hinwendung zur Empirie, zur genauen Beobachtung der eigenen gesellschaftlichen Umwelt, erschloß sogar die Gesellschaftsbilder in der breiten Bevölkerung und wertete sie gegenüber den elitären, den intellektuellen Gesellschaftsdeutungen auf.*<sup>214</sup>

Soziologie als „skeptische Versöhnung mit dem Tatsächlichen“, „Gesellschaft“ als ein im Vergleich zu „Volk“, „Nation“ und „Gemeinschaft“ eher unbelasteter Begriff avancierte zum unideo-

<sup>212</sup> Zum Themenarsenal und Output der ersten Jahre vgl. Braun, Ausgangslage. Zu nennen sind hier exemplarisch: Hilde Thurnwald, Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Eine soziologische Untersuchung an 498 Familien, Berlin 1948; Karl Kurz, Lebensverhältnisse der Nachkriegsjugend. Eine soziologische Studie, Bremen 1949.

<sup>213</sup> Werner Fuchs/Jürgen Zinnecker, Nachkriegsjugend und Jugend heute, in: Klaus Hurrelmann (Hrsg.), Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit. Ausgewählte Beiträge aus fünf Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“, Weinheim/Basel 1986.

<sup>214</sup> Nolte, Gesellschaft, S. 215.

logischen Ersatz, was Heinz Bude mit Blick auf die „Charismatiker des Anfangs“ zuspitzt, wenn er sagt, dass „in der Bejahung des Mittelmaßes und im Bekenntnis zum Pluralismus“ die Bundesrepublik als Gesellschaft ohne Volk und Führer zur Ruhe gekommen sei und dabei in der Soziologie „die Ausdrucksgestalt ihrer postnationalen und posthistorischen Lage“ erkannt habe.<sup>215</sup> Während sich die Zeitgeschichtsforschung zeitgleich mit der unangenehmeren Aufgabe beschäftigte, eine vergessliche Gesellschaft an deutsche Sonderwege, Katastrophen und Schuld zu erinnern, verstand sich die westdeutsche Soziologie der 50er und 60er Jahre in ihren dominanten Ausprägungen als „Wirklichkeitswissenschaft“ und wurde damit in einer Gesellschaft populär, in der für die meisten das Heute und Morgen – und nicht das Gestern im Mittelpunkt ihres Interesses stand. Und hier reüssierte die empirische Sozialforschung ganz der Zeit gemäß in betonter Versachlichungsstrategie, denn „Fragen, die man im Rückgriff auf Ideologien zu entscheiden gewohnt ist, können durch empirische Forschung in einem geschichtsbewegenden Umfang zu Sachfragen gemacht werden.“<sup>216</sup> Ähnlich der Forderung nach der sozialtherapeutischen Rolle durch Otto Neuloh, der die Funktion empirischer Forschung in der „Entstörung sozialen Lebensseins“<sup>217</sup> sah, betonte auch Helmut Schelsky mit seiner „angewandten Soziologie“ ihre Funktion für den „Neubau unserer Gesellschaft“ und die „politische Erziehung“<sup>218</sup>, der besonders für die Jugend ein im Grunde pädagogischer, ja konservativ-moralischer Impuls innewohnte:

*(...) das Klappern der Hollerithmaschine einer sich empirisch adaptierenden Sozialforschung und -technik kann auf die Dauer nicht die Einsicht übertönen, daß zur moralischen Beherrschung der industriell-technischen Gesetzmäßigkeiten unseres Daseins nur ein in den Fundamenten gegenläufiges Handlungs- und Wertsystem imstande sein wird.*<sup>219</sup>

Und gleichzeitig erscheint die Notwendigkeit des Aufzeichnens bzw. Übersetzens von Primärerfahrung als Grundbestandteil von Schelskys Gesellschaftskonzeption, wenn er 1959 in der „Ortsbestimmung der deutschen Soziologie“ schrieb, dass „die Denaturierung der unmittelbar erfahrenen Wirklichkeit durch die empirische Sozialwissenschaft etwa zur Statistik oder zu anderen wissenschaftlichen ‚Fakten‘“ eine der Grundlagen des sozialen Handelns in einer

<sup>215</sup> Bude, Charismatiker, S. 409. „Mittelmaß“ ist allerdings sicher nicht auf Adorno, König, Plessner oder Schelsky bezogen, sondern i.S. einer kollektiven mentalen Disposition, die sich im Großen und Ganzen darauf verständigte, „Mittelschicht“ und „Bündnispartner“ zu sein. Außerdem Ralf Bohnsack/Burkhard Schäffer, Generation als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen, in: Burkart/Wolf, Lebenszeiten, S. 249-274.

<sup>216</sup> Gerhard Schmidtchen, Die befragte Nation. Über den Einfluss der Meinungsforschung auf die Politik, Freiburg 1959, S. 267. Der Gründer der Sozialforschungsstelle Dortmund, Otto Neuloh, skizziert in der „Sozialen Welt“ drei Aufgaben der Sozialforschung: „1. Die Erforschung der Ordnungsgesetze für das Zusammenleben der Menschen. 2. Die Feststellung der Störungsfaktoren und ihrer Ursachen im sozialen Prozeß, vor allem in den kleinsten Einheiten des sozialen Organismus, in der Familie, im Haushalt, im Betrieb usw. 3. Die Findung und Begründung der Mittel zur Beseitigung der Störungen.“ Otto Neuloh, Sozialforschung – eine öffentliche Angelegenheit, in: Soziale Welt 1 (1950) H. 2, S. 10-11.

<sup>217</sup> Neuloh, Sozialforschung, S. 10.

<sup>218</sup> Schelsky, Sozialforschung, S. 679-684. Hier und bei anderen wäre also die historische Bewertung eines „hilflosen Empirismus“ nicht ganz zutreffend, wie bei Braun beschrieben: „Teils verhinderte die mangelnde Vertrautheit mit den Methoden der empirischen Sozialforschung eine theoriefähige Datenauswertung, teils wird im Vertrauen auf die aufrüttelnde Kraft der Fakten auch gar nichts anderes angestrebt als der empirische Aufweis eines Problems.“ Braun, Ausgangslage, S. 790.

<sup>219</sup> Helmut Schelsky, Zukunftsaspekte der industriellen Gesellschaft, in: Merkur 8 (1954), S. 13-28; S. 28.

modernen Industriegesellschaft sei.<sup>220</sup> Die wissenschaftlich-technische Zivilisation verlangte demnach die Empirisierung der sozialen Tatbestände ebenso notwendig, wie sie die Einstellungen der skeptischen Generation als Anpassungsleistung prämierte.

Dass sich die Sozialwissenschaften insgesamt in einer „empirischen Revolution“<sup>221</sup> befanden und darüber, u.a. durch die Messung einer öffentlichen Meinung, auch an politischer Relevanz gewonnen hatten, war den damals Beteiligten sehr bewusst. Deutlicher noch in den Wahlprognosen und Einschätzungen zu politisch aktuellen Themen in der „Massendemokratie“<sup>222</sup>, ging es auch um „Findung, Gründung und Legitimierungen im wirtschaftlichen und politischen Raum“, wie Weischer betont – gerade für die Klärung von Einzelfragen avancierte die Umfrage zu einer immer häufiger eingesetzten Methode, um die objektive Situation einer strittigen Sachlage zu klären.<sup>223</sup> Auf der Metaebene lief bei der Verwendung der Methoden die Diskussion um Aussagekraft und gesellschaftliche Funktion von Umfrageforschung immer mit. Bedenken bis harsche Ablehnung kamen innerhalb der Sozialwissenschaften selbst von zwei Seiten: von konservativer Seite, der die neuen Methoden zu amerikanisch und zu flach vorkamen, teilweise aber auch von links, wo man neben dem plebiszitären Habitus auch das potenzielle autoritäre Kontrollinstrument sah. Gerade Theodor W. Adorno ist hier für seine ambivalente Haltung bekannt. Als Mitautor von „The Authoritarian Personality“ hatte er doch 1951 in Weinheim in Übereinstimmung mit einem der wichtigsten Impulsgeber, Leo Crespi vom Reactions Analysis Branch, das „demokratische Potenzial“<sup>224</sup> empirischer Sozialforschung gerühmt und er war auch an der Darmstadt-Studie von 1950 beratend tätig gewesen. Und doch übte Adorno wenige Jahre später Ideologiekritik, als er die Umfragen als zu positivistisch kritisierte und vor der Illusion warnte, die Gesellschaft „mit Hilfe von Fragebögen“ abbilden zu wollen.<sup>225</sup> Denn diese seien in ihrer bloßen Tatsachenfeststellung nicht nur

---

<sup>220</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 72.

<sup>221</sup> So Harold Dwight Lasswell nach Schmidtchen, Nation, S. 9.

<sup>222</sup> Anja Kruke/Benjamin Ziemann, Meinungsumfragen in der Konkurrenzdemokratie. Auswirkungen der Demoskopie auf die Volksparteien und den politischen Massenmarkt 1945/49-1990, in: Historical Social Research Vol. 26 (2001), No. 1, S. 171-186.

<sup>223</sup> Weischer, Unternehmen, S. 46. Ursula Münch, Familien-, Jugend- und Altenpolitik, in: Günther Schulz, Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 3: 1949-1957, Baden-Baden 2005, S. 597-652; S. 602 nennt den Fall der Besatzungskinder und eine Untergruppe, die sogenannten „Mischlingskinder“. Zu deren Zahl und der Form praktizierter Diskriminierung gab es in der amerikanischen und westdeutschen Öffentlichkeit widersprüchliche Angaben. Zur Überprüfung führte die „Internationale Vereinigung für Jugendliche“ 1952 in Zusammenarbeit mit deutschen Stellen eine Umfrage durch, mit dem Resultat, dass die rund 3.000 Mischlingskinder keiner besonderen Diskriminierung ausgesetzt seien. Vgl. Herman Ebeling, Zum Problem der deutschen Mischlingskinder, in: Bildung und Erziehung 7 (1954), S. 612-630.

<sup>224</sup> Und dies ist schon Teil der Vorgeschichte zum Positivismusstreit. Adorno, Stellung, S. 28. Leo Crespi's Wortbeitrag steht exemplarisch für die amerikanische Auffassung der demokratisierenden Funktion und für den produktiven Einsatz kondensierter öffentlicher Meinung für staatliches Handeln: „Wir meinen, daß die Erforschung der öffentlichen Meinung einen großen Beitrag zum tatsächlichen demokratischen Funktionieren sozialer Institutionen zu leisten hat. Es ist unsere Annahme, daß das Verständnis der Werte, Erwartungen und Konfusionen des durchschnittlichen Bürgers, das durch Meinungsforschung gewonnen werden kann, von großem Wert für jede Regierung ist, die für das Volk und durch das Volk ausgeübt wird.“ Leo P. Crespi, America's interest in German survey research, in: Institut, Sozialforschung, S. 215-217.

<sup>225</sup> „Wir wollen uns hüten, die Menschen, mit denen wir uns befassen, als bloße Quanten zu sehen, deren Denken und Verhalten blinden Gesetzen unterliegt. Wir wissen, dass sie auch dann Menschen mit der Möglichkeit freier Selbstbestimmung und Spontaneität bleiben, wenn sie in ihnen selber undurchsichtige Zusammenhänge eingespannt sind, und dass an diesem Element des spontanen und bewussten das Gesetz der großen Zahl seine Grenze hat.“ Adorno, Stellung, S. 28.



nicht nur zutiefst kommerziell, sondern theorielos, dem Bestehenden verhaftet, ja restaurativ. Und „kruder Empirismus“ wiederum sei lediglich affirmativ, eine sich selbst betäubende Verdoppelung der Wirklichkeit trage das Potenzial zur Sozialtechnologie in sich.

*Die empirischen Methoden, deren Attraktionskraft im Anspruch ihrer Objektivität entspringt, bevorzugen paradoxerweise, wie es ihr Ursprung in der Marktforschung erklärt, Subjektives, nämlich abgesehen von statistischen Daten des Zensutyps wie Geschlecht, Alter, Personenstand, Einkommen, Bildung und ähnlichem Meinungen, Einstellungen, allenfalls Verhaltensweisen von Subjekten. Nur in diesem Umkreis bewährt sich bislang jedenfalls ihr Spezifisches: Als Inventare sogenannter objektiver Tatbestände wären sie von vorwissenschaftlicher Information für administrative Zwecke nur schwer zu unterscheiden.*<sup>226</sup>

Um der Gefahr einer bloßen „Fliegenbeinzählerei“ zu entgehen, müsse die Quantifizierung des Sozialen nicht nur um Methoden und Wissensbestände aus den Bereichen politischer Ökonomie oder Psychoanalyse ergänzt, sondern auch einer gesellschaftlichen Fundamentalkritik untergeordnet sein – ein früher Entwurf einer „kritischen empirischen Sozialforschung“ innerhalb einer antagonistisch strukturierten Gesellschaft scheint hier durch.<sup>227</sup>

Dabei fällt auf, dass die Terminologie bei fast allen Beteiligten in dieser Zeit uneinheitlich ist: Einmal ist von empirischer Sozialforschung, dann wieder verengend von Umfrage- und nochmals eingegrenzt von Meinungsforschung die Rede. Bis heute wird empirische Sozialforschung vielfach mit quantitativer Sozialforschung und dem „Königsweg“ der Umfrage gleichgesetzt, obwohl die Methodologie der Befragung und genauer der Umfrage zwar das wichtigste, aber eben nicht einzige Erhebungsinstrument der empirischen Sozialforschung ist, wie auch Umfrageforschung mehr als nur Meinungsforschung ist. Diese Begriffsverwirrung ist hier immer mit zu bedenken und für die Rezeption empirischer Sozialforschung sicher nicht förderlich gewesen, wie schon früh kritisiert wurde. So stellte René König bereits 1952 bedauernd fest, dass nach dem Zweiten Weltkrieg in der Öffentlichkeit der Eindruck entstanden sei, die praktische Sozialforschung beschränke sich auf reine Meinungsforschung mit der Gefahr, dass „der simpelste (und einfältigste) ‚Pollster‘ als Prototyp der praktischen Sozialforschung“ angesehen würde.<sup>228</sup>

Dabei soll nicht der Eindruck erweckt werden, in den 50er Jahren seien die quantitativen Methoden das Nonplusultra. Viele wichtige, gerade auch die vielleicht prominenteste Studie, nämlich Pollocks „Gruppenexperiment“, arbeiteten mit qualitativen Verfahren der Datenerhebung und -analyse. Das zeigen auch die Curricula in der universitären Ausbildung oder Königs viel studierte Einführung in die „Praktische Sozialforschung“. Im Gesamtkontext weist Lepsius auf die abwehrende Haltung von weiten Teilen der akademischen Soziologie gegenüber der empirischen

---

<sup>226</sup> Adorno, Soziologie, S. 247.

<sup>227</sup> Rolf Wiggershaus, Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung, München 1986, S. 502.

<sup>228</sup> René König, Praktische Sozialforschung, in: ders. (Hrsg.), Praktische Sozialforschung: Das Interview, Köln 1964<sup>4</sup> (1. Aufl. 1952), S. 13-33; S. 19. Umfrageforschung wird in dieser Arbeit verstanden als Forschung *mittels* und nicht methodologisch *über* Umfragen.

Sozialforschung hin.<sup>229</sup> Plakativ könnte man auch innerhalb der Disziplin von einer neuen, den „amerikanischen“ Methoden zugeneigten, und einer alten kulturphilosophischen Richtung „skeptischen“ Generation sprechen – eine bemerkenswerte Analogie zu den Befunden der neuen Jugendforschung, die damals nicht weiter thematisiert wurde. So schrieb René König 1955 in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie in eigener Sache programmatisch:

*Damit ist der Moment gekommen, da sich die sozialwissenschaftliche Produktion in Deutschland von ihren früheren Leistungen und Leitideen in den 20er Jahren trennen kann und wohl auch muß (...) Eine neue Generation ist herangewachsen (...) erhebt sich eine neue Möglichkeit, nämlich die anfallenden Probleme zunächst durch die Tat zu lösen, das heißt durch die unmittelbare empirische Sozialforschung.*<sup>230</sup>

Helmut Schelsky sah den Aufschwung der empirischen Methoden nach 1945 im Gesamtzusammenhang eines antiideologischen Realitäts- und Orientierungsbedürfnisses:

*Das Bedürfnis, die eigenen Tat- und Denkbestände in Formen und Methoden zu überprüfen, die einer unmittelbar persönlichen Erfahrung möglichst angenähert sind, (...) entspringt aus dem Schicksal des deutschen Volkes gegenwärtig als ein Grundverlangen seines sozialen Bewusstseins.*<sup>231</sup>

Ein Dilemma sei es, gleichzeitig „empirische Funktionswissenschaft“ und „sozialphilosophische Deutungswissenschaft“ sein zu wollen.<sup>232</sup> Die programmatische Selbstverortung Schelskys lag demnach irgendwo zwischen Köln und Frankfurt. Wenn man sich jedoch seine Publikationen der 50er und frühen 60er Jahre ansieht, dann hat seine Herangehensweise einen mehr empirischen denn sozialphilosophischen bzw. kultursoziologischen Bezug.

Empirie wird potenziell selbst Ideologie – dies würde Wilhelm Hennis einwenden, der, mit einem normativen Wissenschaftsbegriff arbeitend, sicherlich der wirkmächtigste Kritiker der Umfrageforschung in den 50er Jahren war:

*Ist nicht die Meinungslenkung in den totalitären Staaten nur ein Grenzfall einer in der freien Welt zwar nicht von Staats wegen, aber genau so wirksam betriebenen Lenkung der öffentlichen Meinung? Es ist gerade die von den Ergebnissen der Massenpsychologie orientierte Meinungsforschung, die die Bejahung dieser Frage (....) nahe legt.*<sup>233</sup>

Konformismus der Meinungen wird so durch Druck der modernen Massenmedien hergestellt, und das bedeutet am Ende eine markante Veränderung der Entscheidungsprozesse in der repräsentativen Demokratie und einen Einzug plebiszitärer Elemente quasi durch die demoskopische Hintertür. Als Artikulationsform für diejenigen, die aus verschiedenen Gründen sonst abseits vom Diskurs stehen – dies ist tatsächlich eine Rechtfertigungssäule der Demoskopie, wie bereits an frühen Allensbach-Stellungnahmen deutlich wird: „Das Erregende der Umfrage-

---

<sup>229</sup> Vgl. Lepsius, Entwicklung, S. 42-44; S. 25-70.

<sup>230</sup> René König, Vorbemerkung zu KZfSS 7 (1955), S. 1-2.

<sup>231</sup> Helmut Schelsky, Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf 1959, S. 56.

<sup>232</sup> Ebd., S. 18.

<sup>233</sup> Wilhelm Hennis, Meinungsforschung und repräsentative Demokratie. Zur Kritik politischer Umfragen, Tübingen 1957, S. 53.

methode liegt in ihrem Vermögen, menschliche Gruppen als Gesamtheit – und nicht nur ihre rhetorisch begabten Mitglieder zu Wort kommen zu lassen.“<sup>234</sup>

Das nachweisliche Funktionieren von demoskopischen Vorhersagen kam bei einigen Beobachtern einem Schock gleich: Meinungen erscheinen deshalb messbar, weil sie gleichförmig sind. Und gleichzeitig wurde der Paradigmenwechsel innerhalb der Disziplin bedauert: Der Typ des Befragungstechnikers, so Hennis, beginne den „philosophisch und historisch gebildeten, über umfangreiche Allgemeinkenntnisse verfügenden Soziologen“ zu ersetzen.<sup>235</sup> Dahinter stand also erneut die Herausforderung traditioneller Forschungspraktiken durch die „amerikanischen Methoden“, deren Auswirkungen Hennis kritisierte:

*Der Bruch der empirisch-quantifizierenden Arbeitsweise mit der älteren Tradition muß zur Verdunkelung aller wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge führen. Die Folgen sind Schrumpfung der Probleme auf die mit den neuen Instrumenten zu lösenden einerseits, Fehltritte über die eigene Stellung im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte andererseits.*<sup>236</sup>

Stimmen aus den Reihen von EMNID, DIVO und IfD Allensbach setzten sich nüchtern gegen solche Kritik zur Wehr und untermauerten dabei ihren Anspruch, öffentliche Meinung mittels Umfragen abzubilden.<sup>237</sup> Der Bedeutungszuwachs, den sie in ihrer Funktion als gesellschaftliche Aufklärer und politische Berater schon seit Anfang der 50er Jahre erhalten hatten, schien angesichts des skizzierten wissenschaftlichen Programms nur plausibel. Denn sofern die Sozialwissenschaften ein reflexives Steuerungs- und Legitimationswissen lieferten, „schien ihnen fast zwangsläufig die Aufgabe einer zentralen Begründungsinstanz innerhalb der gesellschaftlichen Selbstthematisierung zuzuwachsen“.<sup>238</sup>

Alles in allem ist es angemessen, die ambivalente Rezeption der Umfrageforschung in den 50er Jahren als „umstrittene Akzeptanz“ zu bezeichnen.<sup>239</sup> Die rasante Entwicklung innerhalb der „Gründungsphase“ 1949-1965 führte ab Mitte der 60er Jahre zu verstärkter staatlicher Förderung der empirischen Sozialforschung.<sup>240</sup> Sie war jedenfalls keine Modeerscheinung, sondern hielt ihre neue Bedeutung trotz der Rückschläge, wenn es um ihre Prognosefähigkeit ging. Als fatal sollte

---

<sup>234</sup> Vorwort zu IfD, Jugendbefragungen.

<sup>235</sup> Hennis, Meinungsforschung, S. 62.

<sup>236</sup> Ebd., S. 15-16.

<sup>237</sup> Rolf Fröhner, Die Rolle der Meinungsforschung in der deutschen Politik, in: Gazette 3 (1957), S. 65-87; ders., Zur Problematik der Meinungsforschung, in: Zeitschrift für Politik 4 (1957), H. 1, S. 39-61; Gerhard Baumert, Bemerkungen zur Entwicklung und gegenwärtigen Stellung der sogenannten Meinungsforschung in Deutschland, in: KZfSS 10 (1958), S. 379-400; Außerdem Schmidtchen, Nation.

<sup>238</sup> Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann, Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse, in: dies. (Hrsg.), Entzauberte Wissenschaft, Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung (=Soziale Welt, Sonderband 3), Göttingen 1985, S. 9-48; hier S. 14-15. Die beiden Autoren warnen aber auch vor disziplinärer Selbstüberschätzung, wenn sie betonen, dass tatsächlich zahlreiche Realitätsbereiche mit sozialwissenschaftlichen Begriffen und Begründungen überformt seien, das Fach nach Erfüllung seiner Initialfunktion aber immer sehr schnell in den Hintergrund trat (S. 15).

<sup>239</sup> Christoph Conrad, Bericht über die Tagung Meinungsforschung in der Geschichte moderner Demokratien – Methoden, Anwendungen, Wirkungen: <http://hsozkult.geschichte.huberlin.de/tagungsberichte/id=1940&sort=datum&order=down&search=meinungsforschung>

<sup>240</sup> Weischer, Unternehmen, S. 36.

sich nämlich der Anspruch gerade an die umfragebasierte Jugendforschung erweisen, Prognosen stellen zu müssen, wie dies ja zunehmend bei Wahlergebnissen möglich war. Adorno hatte bereits 1951 gewarnt, man könne nicht nachdrücklich genug hervorheben, dass die empirische Sozialforschung „kein Zauberspiegel ist, um die Zukunft zu erraten, keine wissenschaftlich solidere Astrologie“.<sup>241</sup> Auf dem Gebiet des Hauptgeschäfts der politischen Demoskopie hatten die kommerziellen Institute ihren Rückschlag bei der Bundestagswahl 1965, als Allensbach und EMNID in ihrer Prognose deutlich neben den Wahlergebnissen lagen. Die empirische Jugendforschung erreichte ihren Tiefpunkt, wie noch zu zeigen sein wird, mit Blüchers Prognose der „Unbefangenen Generation“.<sup>242</sup>

Es gibt die Romanik mit dem Rundbogen, die Gotik mit dem Spitzbogen und die Amerikanik mit dem Fragebogen – so ein gerne zitierter Satz Ende der 40er Jahre.<sup>243</sup> Der unbestritten wichtigste Motor des „Unternehmens Empirische Sozialforschung“ in Westdeutschland ist in den bisherigen Ausführungen nur unzureichend dargestellt worden: Diese und ihr Hauptinstrument der Umfrage war nach 1945 zunächst ein transatlantischer Kulturimport. Im Auftrag der amerikanischen Militärregierung wurden Verhaltensweisen, Grundeinstellungen und Meinungen der Deutschen erhoben, ihre Einstellung zur Demokratie insgesamt, ihre Reaktion auf aktuelle Ereignisse oder konkrete politische Entscheidungen; dies vor dem Hintergrund der Frage, wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte, und in der Erwartung, mittels Umfragen ein Frühwarnsystem bezüglich totalitärer Überzeugungen in der deutschen Bevölkerung installieren zu können. Dass die USA hier Vorbild und Mentor der Entwicklung von Umfrageforschung zunächst in der Trizone, dann in der Bundesrepublik waren, ist unbestritten. Der Begriff „Import“ steht allerdings unter einem gewissen Vorbehalt. Denn man kann gerade auf dem Gebiet der Jugendforschung für die Zwischenkriegszeit auch von einigen zaghaften Anfängen einer Quantifizierung im deutschsprachigen Raum reden, wenngleich diese noch nicht auf repräsentativen Samples beruhten.<sup>244</sup> Die Tatsache, dass nach 1945 methodische Innovationen auch durch Weiterentwicklung von Ansätzen, die in den 30er Jahren im Bereich der „Volkssociologie“ gemacht worden waren, zustande kamen und schließlich in der Sozialforschungsstelle Dortmund um Wilhelm Brepohl fortgesetzt wurden, ist ein in der Soziologiegeschichte bisher vernachlässigtes „ambivalentes Erbe“.<sup>245</sup>

<sup>241</sup> Adorno, Stellung, S. 36.

<sup>242</sup> Vgl. Kruke, Demoskopie, S. 468-470.

<sup>243</sup> Anderson zit. nach Weischer, Unternehmen, S. 201 und Horkheimer, Familie, S. 353-456.

<sup>244</sup> Dominant waren in den 20er Jahren eindeutig die qualitativen Erhebungsmethoden. Als wenige Ausnahmen seien hier genannt: Robert Dinse, Das Freizeitleben der Großstadtjugend, Berlin 1930; Bernhard Mewes, Die erwerbstätige Jugend. Eine statistische Untersuchung, Berlin/Leipzig 1929; Paul F. Lazarsfeld/Käthe Leichter, Erhebung bei Jugendlichen über Autorität und Familie, in: Max Horkheimer u.a. (Hrsg.), Studien über Autorität und Familie, Paris 1936, S. 353-456. So die zeitgenössische Sichtweise eines Herbert von Borch von 1951, der im „Merkur“ schrieb, die deutsche Soziologie befinde sich derzeit zwischen einem geschichtsphilosophischen Pathos (z.B. eines Alexander Rüstow) und der amerikanischen Schule (für ihn personifiziert einzig in René König). Herbert von Borch, Soziologie heute, in: Merkur 14 (1960), S. 291-295; S. 293.

<sup>245</sup> Vgl. Nolte, Ordnung, S. 253-255. Hierzu Jens Adamski, Zur Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946-1969, Essen 2009.

Der Beitrag der amerikanischen Soziologie war Teil des Besatzungsziels Demokratisierung und „surveys“ und „research“ dabei integraler Bestandteil der Re-Education-Politik.<sup>246</sup> Dies hatte nicht zuletzt auch eine institutionelle und finanzielle Förderung der Sozialwissenschaften zur Folge, wie Uta Gerhardt in mehreren Studien gezeigt hat.<sup>247</sup> Hier sind die zahlreichen Umfragen durch die Militärregierung/OMGUS und dann durch die Hohe Kommission/HICOG ebenso zu nennen wie die Förderung über private Stiftungen wie die Ford- oder die Rockefeller-Foundation, die unter anderem 1946 die Gründung der Sozialforschungsstelle Dortmund unterstützte, die das zahlenmäßig größte Institut war und der eine gewisse Katalysatorfunktion für die westdeutschen Sozialwissenschaften zukommen sollte. Das wesentliche Neue in der empirischen Sozialforschung, die statistisch validen Methoden von Datenerhebung, -aufbereitung und -analyse, kam also von außen als Kulturtransfer im Zuge der Re-Orientierung-Politik. Bilanzierend stellt Gerhardt fest: „Die Survey-Forschung (...) war kulturelle Demokratisierung.“<sup>248</sup> Zum Input der USA auf diesem Gebiet gehören ebenso die „Cultural Exchange Programs“, die prägend waren für Studenten und junge Wissenschaftler wie M. Rainer Lepsius, Renate Mayntz, Erwin K. Scheuch und viele andere.<sup>249</sup>

Des Weiteren ist auf die Förderung durch die UNESCO hinzuweisen, die das Institut für Sozialwissenschaften an der Universität zu Köln einrichtete, dessen prägender Nestor Nels Anderson war.<sup>250</sup> Das Projekt in der „German Middletown“ Darmstadt galt als Modell für die fachliche Förderung der westdeutschen Sozialforscher, sein methodologischer Einfluss betreffend Befragtenauswahl mittels repräsentativer Stichproben, hinsichtlich Experteninterviews, Fragebogenkonstruktion und deren ausführlichen Pretests, Interviewerschulung sowie Datenaufbereitung und -analyse sind evident. Als Vorläufer können die Umfragen der „Opinion Surveys-Section“ des OMGUS, später des „Reactions Analysis Staff“ (das ab 1953 als „Evaluation Staff“ firmierte) der HICOG gelten.<sup>251</sup> In den Surveys ging es kontinuierlich um Fragen, die die Einstellung zum Nationalsozialismus, zu Politik, Staat und Besatzungsmacht erhoben, daneben aber

<sup>246</sup> Vgl. hierzu Hans Braun/Stephan Articus, Sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der amerikanischen Besatzungspolitik 1945-1949, in: KZfSS 36 (1984), S. 667-702; Horst Kern, Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, München 1982.

<sup>247</sup> Unter anderem: Uta Gerhardt, Soziologie der Stunde Null. Zur Gesellschaftskonzeption des amerikanischen Besatzungsregimes in Deutschland 1944-1945/46, Frankfurt a.M. 2005; Uta Gerhardt, Denken der Demokratie. Die Soziologie im atlantischen Transfer des Besatzungsregimes, Stuttgart 2007.

<sup>248</sup> Gerhardt, Denken, S. 239.

<sup>249</sup> Alleine das seit 1947 angebotene Fulbright-Stipendium machte bis 1953 für 10.000 junge Deutsche einen USA-Studienaufenthalt möglich. Vgl. Sven Wettach, Was denkt das Volk? Eine Geschichte der Umfrageforschung 1930-1980, Marburg 2007, S. 59.

<sup>250</sup> Vgl. Wolfgang Schaefer/Mungo Miller, Schwierigkeiten in der Umfrageforschung in den fünfziger Jahren in Deutschland: Erinnerungen und Beobachtungen, in: ZUMA-Nachrichten 43 (1998), S. 8-35.

<sup>251</sup> Die umfassende Darstellung schon von Anna J. Merritt/Richard L. Merritt, Public Opinion in Occupied Germany: The OMGUS-Surveys, 1949-1955, Urbana 1970 sowie Anna J. Merritt/Richard L. Merritt, Public Opinion in Semi-sovereign Germany: The OMGUS-Surveys, 1945-1949, Urbana 1980. Sowie Heinz H. Fischer/Franz Bauske, Die Anfänge der Empirischen Sozialforschung nach dem Kriege. Die OMGUS-, HICOG- und EMBASSY-Studien, in: ZA-Information 14 (1984), S. 28-32; Klaus R. Allerbeck, Demokratisierung und sozialer Wandel in der Bundesrepublik Deutschland. Sekundäranalyse von Umfragedaten 1953-1974, Opladen 1976.

auch „factual data“ oder Spezialfragen, wie zum Beispiel die nach dem Züchtigungsrecht für Lehrer.<sup>252</sup>

Explizit quantitativ-empirische Jugendforschung hat also ihren Ursprung in den frühen Umfragen der Besatzungsmächte, über die Gemeindestudien bis hin zu den großen bundesweiten Repräsentativstudien. Parallel wächst das Interesse an Teilgruppen, wie zum Beispiel an der Arbeiter- oder Landjugend. Die erste bundesweite Repräsentativstudie über Jugend wird 1952 vom Deutschen Gewerkschaftsbund initiiert, aber von der HICOG finanziert.<sup>253</sup> Zu Beginn und in der Mitte der 50er Jahre ging es in den Studien noch um die vorsichtige Abfrage von Integrationsfähigkeit und -willigkeit der Jugendlichen, um deren Haltung zu den sogenannten „Erziehungsmächten“ Familie, Schule, Staat und um Vorbilder. Ab Ende der 50er Jahre hatte sich der Themenschwerpunkt deutlich Richtung „Kultur“ verlagert. Nun ging es um Bildungswege und Freizeitverhalten, zunehmend auch um Mediennutzung – eine Entwicklung, die sich auch in den altersübergreifenden Studien beobachten lässt, was nicht allein daran lag, dass EMNID und Allensbach Verlage, Rundfunkanstalten und später Jugendzeitschriften, Gewerkschaften oder die christlichen Kirchen als Auftraggeber halten oder gewinnen wollten. Dass die Bundesrepublik nach 1945 zu einem „Eldorado der empirischen Jugendsoziologie“<sup>254</sup> wurde, mag, betrachtet man alle Vorbehalte und Widerstände, die es von Seiten der klassischen Jugenddisziplinen gerade in Westdeutschland gab, als übertrieben erscheinen. Die Situation der Jugend, so die Kritiker aus sozialpädagogischer Perspektive, lasse sich natürlich nicht „von einigen wenigen Tabellen ablesen wie die Temperatur vom Thermometer“.<sup>255</sup> Und tatsächlich beinhalten die frühen publizierten Umfrageergebnisse in ihren Vorworten häufig Demutsgebärden gegenüber den Etablierten.<sup>256</sup> In einer zum Teil ostentativen Zurückhaltung schickten die Herausgeber ihrer Darstellung empirischer Ergebnisse ganz bescheiden voraus:

*Möge der eine Interessent unsere Ergebnisse in dem einen, der andere sie in dem anderen Sinne deuten. Wir haben uns bemüht, Sachverhalte zu klären und Strukturen herauszuarbeiten. Realitäten des heutigen Soziallebens aufzuzeigen ist allein Zweck unserer Arbeit.*<sup>257</sup>

Genauso wie das Fragetableau ist die Art der Präsentation bzw. der Rechtfertigung für diese Art von Jugendforschung unübersehbar Teil der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik.

---

<sup>252</sup> 65 Prozent waren dafür, 30 Prozent dagegen. Gerhardt, Denken, S. 196.

<sup>253</sup> Deutscher Gewerkschaftsbund/Sozialwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung von Jugendfragen, Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend, erarb. von der Sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung von Jugendfragen. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Helmut Schelsky, 2 Bde., Köln 1952; Vgl. Martin Faltermaier (Hrsg.), Nachdenken über Jugendarbeit. Zwischen den fünfziger und achtziger Jahren. Eine kommentierte Dokumentation mit Beiträgen aus der Zeitschrift „deutsche jugend“, München 1983, S. 124.

<sup>254</sup> Dudek, Jugend, S. 11. Und gegenüber den vielfältigen Studien, die die empirische Jugendforschung in den 70er und vor allem frühen 80er Jahren anstieß, sind die Forschungstätigkeiten (nicht aber der geradezu ausufernde interdisziplinäre Jugendediskurs) geradezu marginal.

<sup>255</sup> Wolfgang Jäger, Jugend im Spiegel. Versuch eines Vergleichs der beiden repräsentativen Jugendumfragen, in: deutsche jugend 2 (1955), S. 7-15; S. 8.

<sup>256</sup> Vgl. Weischer, Unternehmen, S. 205.

<sup>257</sup> Viggo Graf Blücher, Freizeit in der industriellen Gesellschaft, dargestellt an der jüngeren Generation, Stuttgart 1956, S. 6-7.

Grundsätzlich war es so, dass man die Handlung selbst, Umfragen mit Jugendlichen durchzuführen, nicht ohne Argwohn betrachtete. Ein Hauptkritikpunkt aus pädagogisch-entwicklungspsychologischer Sicht: Die Empiriker täten so, „als würde es sich bei ihnen [den Jugendlichen, P.J.] bereits um vollwertige Bürger der Republik handeln“, was vor dem Hintergrund von tendenziell exkludierendem Jugendschutz tatsächlich nicht ohne Brisanz war.<sup>258</sup> In der schon angedeuteten ostentativen Bescheidenheit in den Vorworten richtete man sich bereits auf die Kritik der traditionellen, auf Einzelfälle ausgerichteten Jugendforscher ein. Beispielsweise findet sich solch eine Demutsgeste bei Reigrotzki, der versicherte, dass „die Person“ für die Analyse des Umfrageverfahrens selbstverständlich „unerreichbar“ und „unantastbar“ bleibe.<sup>259</sup> Ähnlich war dies bei EMNID I, wo darauf hingewiesen wird, dass

*(...) selbstverständlich neben dem Wege der repräsentativ-statistischen Befragung noch sehr viele andere Orientierungswege der systematischen Information beschritten werden können, um das höchst komplexe Problem der Jugend jeweils von einer bestimmten Seite zu beobachten.*<sup>260</sup>

Schon deutlich selbstbewusster äußerten sich die Herausgeber in der zweiten EMNID-Studie, der vorangeschickt wurde, dass man nun die „brennende Frage danach, wohin der Weg der Jugend in der Bundesrepublik führt“, schon weitergehend beantworten könne und dass die Untersuchungsergebnisse den Befund der ersten Studie insgesamt „eindrucksvoll“ bestätigten.<sup>261</sup> Dies deutet laut Zinnecker auf den erheblichen Beweiszwang hin, unter dem die frühe Umfrageforschung stand. Sie selbst konnte sich der Verlässlichkeit der eigenen Daten nun sicherer sein.<sup>262</sup> In der dritten Studie schließlich wagte man sich stärker in die Interpretation vor und nahm mit Rolf Fröhner – erstmals wird ein verantwortlicher Autor genannt – die „Kommentierung der Ergebnisse aus sozialwissenschaftlicher Sicht“ vor. In den methodischen Anmerkungen findet sich wieder das an einen Medikamenten-Warnhinweis erinnerndes Mantra, mittlerweile mit leicht enervierter Hervorhebung:

***Während Einzelfallstudien im allgemeinen keine sichere Aussagen über eine größere Gesamtheit ermöglichen, sondern stets auf die untersuchten konkreten Fälle bezogen werden und begrenzt sind, ist es bei Untersuchungen nach repräsentativ-statistischen Methoden ausgeschlossen, irgendwelche Rückschlüsse auf Einzelfälle zu ziehen. Die statistische Behandlung liefert nur Aussagen über Mengen.***<sup>263</sup>

Aus heutiger Sicht skurril erscheint die Anmerkung von Viggo Graf Blücher zu seiner Jugendfreizeit-Studie, es gebe laut der Antwortbögen der Jugendlichen „wohl nicht zwei, die einander auch nur ähnelten. Einzelmenschen von höchster Individualität schienen sich den Interviewern vorzustellen.“<sup>264</sup> Ein Vorbehalt gegenüber der Umfrageforschung war, dass man mit Methoden, die auch

<sup>258</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 440.

<sup>259</sup> Reigrotzki, Verflechtungen, S. 8.

<sup>260</sup> EMNID I, S. 11-12.

<sup>261</sup> EMNID II, S. 5; S. 13.

<sup>262</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 441.

<sup>263</sup> EMNID III, S. 394. Hervorhebungen im Original.

<sup>264</sup> Blücher, Freizeit, S. 118.

für Marktforschungszwecke eingesetzt werden, die „geistige Situation der Menschen in unserer Zeit“ untersucht, ein weiterer, dass diese Form von Analyse nicht tief genug, ja oberflächlich sei. Die Deutschen, so von Bracken, seien zwar darauf eingestellt, „in möglichst dunkle Tiefen der Seele“ vorzudringen, dies sei aber mit der Gefahr verbunden, das Nächstliegende zu übersehen:

*Auch die seelische Oberfläche hat ihre Bedeutung. Ebenso wie es für den Seefahrer sehr wichtig ist, wie die Wasseroberfläche aussieht, wie hoch z.B. der Seegang ist, ebenso können wir in der Jugendarbeit nicht außer acht lassen, welche Meinungen die Jugendlichen beseelen, mit denen wir zu tun haben.*<sup>265</sup>

Die Genese der Vorworte in den veröffentlichten Tabellenbänden ist allein schon ein Befund: Fröhners Vorwort zu EMNID III dokumentiert bereits das gewachsene Selbstbewusstsein der neuartigen Bindestrich-Disziplin: Man hoffe, dass „mit dem vorliegenden Buch ein nützlicher Beitrag in der Reihe der jugendsoziologischen Arbeiten geliefert werden kann.“<sup>266</sup> Das Selbstbewusstsein der Umfrageforscher stieg, die Demutsgesten verschwanden. So formulierte von Stackelberg 1964:

*Mögen diese Unterlagen vor allem denjenigen, die sich mit Jugenderziehung und Jugendbetreuung verfassen und denen, die darum bemüht sind, die junge Generation frei von Stereotypen und Vorurteilen zu verstehen, nützlich sein!*<sup>267</sup>

In der DDR fand übrigens zur gleichen Zeit übrigens ein viel radikalerer Bruch mit den Traditionen „bürgerlicher“ Jugendforschung statt.<sup>268</sup> Die Phasenmodelle der klassischen Jugendpsychologie seien unwissenschaftliche, wirklichkeitsfremde Produkte. Ahistorisch, dadurch reaktionär, stehe die „Verstehensmethode“ als Ausdruck für eine untergehende Gesellschaftsordnung.<sup>269</sup> An die Stelle eines vom einzelnen Forscher als ideal konstruierten subjektiven Bildes von Jugend habe das Ergebnis „exakter empirischer Studien“ zu treten – und die Erklärung der Zahlen aus der Klassenlage heraus.<sup>270</sup> Ein Aspekt sollte in diesem Zusammenhang aber nicht vergessen werden: Auch für die DDR war der „Seismograf“ Jugend von fundamentaler Bedeutung. Die, was die Akzeptanz des politischen Systems betrifft, brisanten Ergebnisse waren allerdings nicht öffentlich zugänglich, sie lagen ausschließlich dem Politbüro vor.<sup>271</sup> Interessant ist die Ost-Berliner Einschätzung zur Entwicklung der westdeutschen Jugendforschung in den 50er Jahren, in der sie einerseits die Wendung von Jugendpsychologie zur Jugendsoziologie wegen der Zurückdrängung des „Bürgerlichen“ begrüßte, und sich andererseits skeptisch zeigte, denn mit den neuen Methoden komme sie im Grunde dem pragmatischen Bedürfnis der herrschenden Klasse entgegen,

<sup>265</sup> Von Bracken, Meinungsforschung, S. 120.

<sup>266</sup> EMNID III, S. 11.

<sup>267</sup> Vorwort zu: Viggo Graf Blücher, Junge Menschen 1964. Lebensbereiche, Denkweisen, Gesellungsformen; tabellarischer Bericht zur Untersuchung „Die Generation der Unbefangenen“, Bielefeld 1966. Ein weiteres Beispiel aus den 60ern im Vorwort der DIVO-Studie 1962: „Nach Ansicht des DIVO-Instituts bieten die Anlage und die methodisch korrekte Durchführung der Untersuchung die Gewähr, daß die dargestellten Ergebnisse in dieser Form bereits ein Bild von den tatsächlichen Verhaltens- und Einstellungsweisen der Jugend in Westdeutschland gibt.“

<sup>268</sup> Vgl. Friedrich/Griese, Jugend.

<sup>269</sup> So bei Adolf Kossakowski, Über die psychischen Veränderungen in der Pubertät, Berlin Ost 1967, S. 11-12; Walter Friedrich/ders., Zur Psychologie des Jugendalters, Berlin Ost 1962, S. 16-17.

<sup>270</sup> Friedrich/Kossakowski, Psychologie, S. 16.

<sup>271</sup> Vgl. beispielhaft Marc-Dietrich Ohse, Jugend nach dem Mauerbau. Anpassung, Protest und Eigensinn (DDR 1961-1974), Berlin 2003.



„finanzielle Quellen öffneten sich zur Unterstützung ihrer Forschungsvorhaben.“<sup>272</sup> Hinzu kamen die Vorbehalte aufgrund der „Theorielosigkeit“, der Unterschätzung von Klassengegensätzen, ja der ökonomischen Zusammenhänge insgesamt. Sowohl Bundesrepublik als auch DDR erlebten hier ihren Quantifizierungsschub, und beide mit dem gleichen Motiv, nämlich die Einstellung zum System, zur Ideologie (Freiheit bzw. Klasse) zu eruieren, was die apostrophierte Koppelung von Umfrageforschung an „demokratisches Potenzial“ zumindest zweifelhaft erscheinen lässt.

Für Westdeutschland ist die von der Hohen Kommission gesponserte Tagung „Empirische Sozialforschung“ vom 14.-16. Dezember 1951 als „Fanal“ zu werten; zumindest zeigt es den gewachsenen Stellenwert und das Selbstbewusstsein an.<sup>273</sup> Die gesamte Elite der westdeutschen Markt-, Meinungs- und Sozialforscher, Vertreter der Universitäten genauso wie Mitarbeiter des „Reaction Analysis Staffs“, des Statistischen Bundesamtes und der kommerziellen Marktforschungsinstitute IfD, EMNID, DIVO, waren mit amerikanischer Unterstützung in Person von Leo P. Crespi in Weinheim versammelt – eine Tagung mit Signalwirkung, trotz der zum Teil äußerst unterschiedlichen Auffassung über die Methoden und Anwendungsbereiche empirischer Sozialforschung. So ging es bei der Tagung u.a. um den Austausch bezüglich Datenerhebung, Fragebogen, Interviewerstil, Vercodung.<sup>274</sup> Zehn Jahre später erschien der erste Band von Königs großem Handbuch der empirischen Sozialforschung (1962) und legt schon Zeugnis davon ab, dass die Bedeutung der empirischen Sozialforschung innerhalb einer Soziologie (die „nichts als Soziologie“ ist, so König, einer der „Brückenschläger“ zu amerikanischen Theorie- und Methodenbeständen) erheblich zugenommen hat – bei gleichzeitiger Weiterentwicklung des internen Differenzierungsprozesses zur Bindestrich-Soziologie. Diese Verschiebungen, alte und neue Machtkämpfe innerhalb der Soziologie, fanden parallel zur ihrem Abgrenzungsprozess als fiktives Ganzes gegenüber anderen Disziplinen statt.<sup>275</sup> In der Regel sind dies Philosophie, Politik-, Wirtschafts- und Geschichtswissenschaften, beim Thema Jugend verläuft dieser Abgrenzungsprozess primär als Herausforderung an Entwicklungspsychologie und Pädagogik. Und in Gestalt der empirischen Sozialforschung geschah dies nun mit einer besonderen, neuen Waffe in der Hand, die den unmittelbaren und exakten Zugang zu sozialen Phänomenen versprach: Den Umfragen, die in der Lage seien, „das subjektive Verhalten in Sinnfragen, Urteilen und Kommentaren

---

<sup>272</sup> Friedrich/Kossakowski, Psychologie, S. 39.

<sup>273</sup> Christoph Weischer nimmt die Tagung „Empirische Sozialforschung“ 1951 als Aufhänger seiner Darstellung des „Unternehmens Empirische Sozialforschung“ und beschreibt die Statements und Debatten ausführlich, vgl. Weischer, Unternehmen, S. 2-18.

<sup>274</sup> Auch hier war auf der Weinheimer Tagung interessanterweise – wie auch in der landläufigen Gleichsetzung von empirischer Sozialforschung mit Umfrageforschung – für andere Themen, etwas Tiefeninterviews oder Dokumentenanalyse, wenig Platz.

<sup>275</sup> Der doppelte Abgrenzungsprozess pointiert durch Peter Wagner: „Jeder beginnende sozialwissenschaftliche Diskurs stand also vor der ambivalenten Situation, sich einerseits von bestehenden Strukturen absetzen zu müssen, um einen eigenen Raum der Distinktion zu erlangen – und dabei in Konkurrenz zu den anderen Akteuren im wissenschaftlichen Feld zu treten – und sich andererseits auf die herrschenden wissenschaftlichen Diskurse zu beziehen und beziehen zu müssen, weil diese das intellektuelle Umfeld bildeten, in dem eine Sozialwissenschaft sich formieren konnte und von dem letztendlich nur wissenschaftliche Anerkennung kommen konnte.“ Peter Wagner, Sozialwissenschaften und Staat: Frankreich, Italien, Deutschland 1870-1980, Frankfurt a.M./New York 1990, S. 478.

zu erfassen und daraus typische Verhaltensweisen der befragten Unternehmer, Verbraucher, Wähler, Flüchtlinge usw. wie in einem Reagenzglas festzustellen“.<sup>276</sup>

Speziell im Kontext der Umfrageforschung gibt es aber die nun schon mehrfach angesprochene Vermischung oder sogar Interdependenz von tatsächlich feststellbaren Fakten und Rahmenbedingungen mit den abgefragten Meinungen und Verhaltensweisen. Das Geflecht von Selbsteinschätzungen und Fremdzuschreibungen wird noch undurchlässiger, bezieht man die zahlreichen Friktionsfelder der medial übertragenen Bilder mit ein, die die Forschungsergebnisse nicht einfach nur transportieren, sondern während des Transports weiter verarbeiten. Umgekehrt ist davon auszugehen, dass in Forschungsprozessen der Gedanke an die spätere öffentliche Wirkung mit einfließt – zumindest scheint dies in den öffentlichkeitswirksameren Forschungsfeldern der Fall zu sein.

Genauso bedeutsam ist, dass Entwicklung der Umfrageforschung für den anvisierten Untersuchungszeitraum inmitten eines grundlegenden Wandels in der öffentlichen Kommunikation stattfindet. Neben der rasanten Entwicklung und der inhaltlichen Ausdifferenzierung der Medien selbst muss auch auf den Wandel im öffentlichen Umgang mit kontroversen Themen hingewiesen werden – der Entwicklung von öffentlichem Diskutieren hin zur viel zitierten westdeutschen „Streitkultur“, für die Werner Höfers „Internationaler Frühschoppen“ emblematisch steht. Dies gilt für wissenschaftsinterne, besonders aber für massenmedial geführte Diskussionen. Das Diskutieren an sich war nach 1945 zwar keine neue Kulturtechnik; seine durchweg positive Konnotation und die Einforderung seiner konkreten Anwendung im Rahmen der Re-Education-Politik hatte aber längerfristige Auswirkungen auf die bundesdeutsche Gesprächskultur.<sup>277</sup>

Es sind hier neben der Kulturtechnik des Argumentierens auch der Beginn einer systematisch geförderten „Expertenkultur“ über Institutionen (Max-Planck, Fraunhofer, DFG etc.) und der Ausbau an Schnittstellen zwischen Politik und Wissenschaft zu konstatieren. Forschen kehrte auch – bei der empirischen Sozialforschung mit erheblichen Konsequenzen – zu internationalen Wissensbeständen zurück und stellte mit der Neuausrichtung gleichzeitig nationale Diskurstraditionen in Frage. Die forcierte „Amerikanisierung“ der Fachkultur und ihre Gegenbewegungen prägten ganz eindeutig die inner- und interdisziplinären Auseinandersetzungen der Soziologie in den 50er und frühen 60er Jahren.<sup>278</sup> Die „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ ist aber auch im Kontext sehr unterschiedlicher Forscherbiografien zu sehen. Denn nach 1945 hatte die übliche Generationen-

---

<sup>276</sup> Vgl. Lenz, Meinungsforschung. Faltermaier überzeichnet wohl etwas, wenn er die Jugendforschung vor 1933 als interdisziplinär beschreibt, demgegenüber die der frühen Bundesrepublik „zumindest soweit sie Berührungspunkte zur Jugendarbeit aufwies und von der Jugendarbeit zur Kenntnis genommen wurde – fast ausschließlich soziologische Jugendforschung. (...) Was war an dieser Jugend vom Nationalsozialismus übrig.“

<sup>277</sup> Vgl. Nina Verheyen, Diskutieren in der frühen Bundesrepublik. Zur Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ zwischen Re-education und Studentenbewegung. Veröffentlichung der Arbeitsgruppe Zivilgesellschaft: Historisch-Sozialwissenschaftliche Perspektiven des Forschungsschwerpunkts Zivilgesellschaft, Konflikte und Demokratie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, Berlin 2003. Ähnlicher Ansatz, anderes Thema: Till van Rahden, Wie Vati die Demokratie lernte. Zur Frage der Autorität in der frühen Bundesrepublik, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 1 (2007), S. 113-126.

<sup>278</sup> Vgl. Weischer, Unternehmen, S. 44-57.

folge in den Wissenschaften selbst einen anderen Stellenwert, hatte man es doch hier mit Jahrgängen zu tun, die in unterschiedlichem Maße mit dem NS-System kooperiert hatten, zum Teil aber auch durch das System in ihrer Karriere behindert waren oder verfolgt wurden bzw. ins Exil fliehen mussten. Die oft unausgesprochene Rolle, die die Protagonisten vor 1945 gespielt hatten, führte zu einem zusätzlichen Riss zwischen ihnen und hat nicht unerheblichen Einfluss auf die fachlichen Auseinandersetzungen. Gleichwohl gilt es, mit wissenschaftsgeschichtlichen, zudem disziplinübergreifenden Zäsuren vorsichtig zu sein. Wenn diese so passend mit politischen Zäsuren übereinander gelegt werden, dann aus pragmatischen Gründen. Dass es eine „Stunde Null“ gerade auch für Prozesse wie „Entwicklung einer Expertenkultur“ und „Verwissenschaftlichung“ nicht geben kann, versteht sich von selbst.<sup>279</sup>

Auf den hier dargestellten wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund wird später noch zurückzukommen sein. Dabei kann man davon ausgehen, dass sowohl die Jugendbilder, wie man sie im interdisziplinären Diskurs konzipierte, als auch vorgenommene Analysen auf Basis der Jugendumfragen damals zur eigenen Selbstpositionierung in einer sich verändernden Wissenschaftslandschaft dienten. Vielleicht kann man sogar noch weitergehen und Analogien von Themen, Methoden und Forscherbiografien vermuten.

## **1.6 Trends sozialwissenschaftlicher Jugendforschung (70er Jahre bis heute)**

Zur wissenschaftsgeschichtlichen Einbettung gehört es auch zu zeigen, wie es nach unserem Beobachtungszeitraum eigentlich „weiterging“, was im Folgenden äußerst komprimiert und dabei eng angelehnt an die Geschichte der Shell-Studien geschehen soll. Welche Fragestellungen standen jeweils auf der Agenda der Jugendumfragen? Welche Themen und Zeitkontexte bewegte die sozialwissenschaftliche Jugendforschung ab den 70er Jahren?

In Folge der Studentenbewegung stehen ab Anfang der 70er Jahre die Themen „Jugendprotest“ und „jugendliche Subkultur“ ganz oben auf der Themenliste der Jugendforscher. So auch in der Shell-Studie 1975, in der die Erkundung der neuen Lebensstile und die Frage nach der Akzeptanz des demokratisch-kapitalistischen Wertesystems im Vordergrund stehen. Bei überwiegender Systemakzeptanz sind eine Politisierung der Jugendlichen und ein latentes Protestpotenzial in dem (methodologisch stark kritisierten) Vergleich über 20 Jahre deutlich ablesbar.<sup>280</sup>

Als „erziehungswissenschaftliche Wende“ kann man die Neuorientierung der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung in den 70er Jahre beschreiben, die auch zunehmend interdisziplinär wird. Es wird Politisierung und Abweichung analysiert, Sozialisationsforschung dominant, Ziehes Theo-

---

<sup>279</sup> Vgl. dazu: Margit Szöllösi-Janze, Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte?, in: Hans-Günther Hockerts (Hrsg.), Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, München 2004, S. 277-305 sowie Lutz Raphael, Das Ende des Deutschen Reiches als Zäsur nationaler Expertenkulturen? Überlegungen zu den Folgen des politischen Umbruchs 1945 für Technik und Wissenschaften in Deutschland, in: Anselm Doering-Manteuffel (Hrsg.), Strukturmerkmale der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, München 2006, S. 181-196.

<sup>280</sup> Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend zwischen 13 und 24. Vergleich über 20 Jahre (Sechste Untersuchung zur Situation der Deutschen Jugend im Bundesgebiet), 3 Bde., o. O. [Hamburg] 1975.

Theorie vom „neuen Sozialisationstyp“ (NST) und der narzisstischen Persönlichkeit sind stark psychoanalytisch motiviert, Inglehardts Postmaterialismus-These wird vielfach an den Werten der jungen Generation festgemacht. Weitere wichtige Interpretationsmuster halten Hornstein mit dem „social-problem“- und Baacke mit seinem sozialökologischen Ansatz bereit. Außerdem werden die Subkultur- und Stilanalysen, geprägt durch die Birmingham-Schule, sehr schnell auch in der westdeutschen Forschung populär. Kritik an den quantitativen Methoden speiste sich nicht allein aus einer gewissen Enttäuschung, was deren prognostische Fähigkeiten betraf. Aus einer neuen emanzipatorischen Sichtweise musste bemängelt werden, dass das Objekt Jugend selbst bis dahin nur unzureichend zu Wort gekommen war und dass sich die nun überall sichtbaren pluralen Erscheinungsformen von Jugend kaum in den Umfragen niederschlugen. Die interaktionistische Erforschung von „Lebenswelt“ als die Erforschung von Selbstperzeptionen ist hier das neue Paradigma. Neue Formen des Qualitativen sind weniger an den traditionellen Selbstzeugnissen wie Tagebuch oder Aufsatz interessiert, als vielmehr an Gruppengesprächen, teilstandardisierten Einzelinterviews und ethnografischen Erkundungen über teilnehmende Beobachtung. Die erste internationale Vergleichsstudie „Jugend in Europa“ von 1977 bleibt zunächst Episode – angesichts ökonomischer Krisenerfahrungen redet man von der „überflüssigen Generation“.<sup>281</sup>

Die 9. Shell-Studie von 1981 betont den ausgeprägten Zukunftspessimismus der jüngeren Generation angesichts atomarer Bedrohung, Umweltzerstörung und individuell schwieriger Bildungs- und Berufsaussichten.<sup>282</sup> Jugendarbeitslosigkeit war zum ersten Mal seit Beginn der 50er Jahre wieder zum Thema geworden, erstmals wird ernsthaft das Phänomen der „Postadoleszenz“ erforscht. Individualisierungstheorie und deren Implikationen für die Jugendforschung werden deutlich bei Olk und Heitmeyer. Gleichzeitig findet hier eine „subjektive Wende“ statt. Selbsterkanntes Ziel war es nun, die Eigenständigkeit der Jugendsubkultur zu akzentuieren – und zum Ausgangspunkt der Befragung weniger die Integrationserwartungen der Erwachsenen zu machen, sondern den Blick für das autonome Jugendleben aus Sicht der jungen Generation zu schärfen.

Ab den 80er Jahren finden somit auch Ansätze von Foucault Eingang in die Jugendforschung: Wenn der Jugendliche im 19. Jahrhundert als Objekt sozialer Kontrolle „erfunden“ werden konnte, so eine Überlegung, dann kann er auch beendet werden: Angesichts einer neuen Vielfalt alternativer Lebenskonzepte gewinnen nicht nur Selbstentwürfe von Jugendlichen an Bedeutung, vom Strukturwandel der Jugendphase im Anschluss an das Individualisierungstheorem Becks und gar vom „Ende der Jugend“ (Trotha) in der Moderne ist die Rede. Verbreitete Auffassung ist, dass eine einheitliche kollektive Statuspassage Jugend in eine „Vielzahl subsystemspezifischer Über-

---

<sup>281</sup> Claus Richter (Hrsg.), Die überflüssige Generation. Jugend zwischen Apathie und Anpassung, Königstein 1979. Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend in Europa. Ihre Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. Eine vergleichende Analyse zwischen der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Großbritannien, bearb. von Viggo Blücher, 3 Bde., Hamburg 1977.

<sup>282</sup> Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Opladen 1981.

gangsphasen mit je eigenen Erscheinungsformen und Zeitstrukturen“ zerfallen war.<sup>283</sup> Integrationsprobleme in die Arbeitswelt und die Gesellschaft („Null-Bock“) werden wichtige Themen, Drogenkonsum zu einer Dauerfrage und weibliche Jugend wird nun endlich als eigenständiges Thema entdeckt. Nicht nur, dass Mädchen bezüglich Schul- und Hochschulbildung mit den Jungen gleichziehen. Die gleiche Teilhabe an traditionell männlichen Jugendprivilegien auch im Freizeitbereich wird nun, nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer selbstbewussten Frauenbewegung, von weiblichen Jugendlichen erfolgreich eingefordert. Außerdem werden die neuen politischen Bewegungen der Umwelt- und Friedensbewegung nicht zuletzt von jungen Bürgern getragen – die Bundesregierung bildet die Kommission „Jugendprotest im demokratischen Staat“. Sinus entdeckt 1983 eine „verunsicherte Generation“,<sup>284</sup> und die Jugendforschung auch in breiter Rezeption das Konzept der Postadoleszenz.

Nach dem Mauerfall 1989 eröffnet sich dann ein neues spektakuläres Feld: der Vergleich von in zwei verschiedenen politischen Systemen sozialisierten Jugendlichen. Der gesellschaftliche Transformationsprozess, wie ihn die gesamtdeutsche Jugend empfindet und die in der Zwischenzeit auch jenseits der Jugendforschung dominant gewordenen Wertevergleichsstudien werden zu den zentralen Beobachtungsfeldern der 90er Jahre. Die Shell-Studie von 1992 stellt fest: Die Jugendlichen in der Wiedervereinigungseuphorie schauen im Vergleich zu den 80er Jahren optimistisch in die Zukunft. Besonders die ostdeutschen Jugendlichen wurden nun auch – und dies ist eine ganz offenkundige Parallele zu den 50ern – auf ihr demokratisches Potenzial hin befragt. Solche Fragestellungen erhielten durch das Phänomen rechtextremer Gewalt noch einen weiteren Schub. Retrospektiv gewannen hier auch die (bis dato geheimen) Studien des ZIJ in Leipzig aus den 60er-80er Jahren eine gewisse Bedeutung, was einen neuen Blick auf die DDR-Jugend eröffnete.<sup>285</sup>

Und das Interesse der Jugendforscher differenzierte sich noch weiter aus: Medienwirkungsforschung wird intensiviert, ebenso Sozialisations- als Risikoforschung und Genderfokus – vielleicht nicht nur aufgrund realer Beobachtungen und im Anschluss an das dominante Individualisierungstheorem und einer der Postmoderne inhärenten Pluralisierung, sondern womöglich auch deshalb, weil es immer mehr Jugendforscher gibt, die sich ihre Themen suchen müssen? Kein „anything goes“ in der Jugendforschung, aber unübersehbar vervielfachen sich in den 90er Jahren die Studien sowohl qualitativer als auch quantitativer Provenienz, die Studien selbst (Shell 1992, 1997) werden immer umfangreicher und differenzierter. Die noch in den 80ern erhitzt geführten methodologischen Debatten über die Frage „qualitativ oder quantitativ?“ weichen einer neuen Methodenvielfalt, die in den verschiedenen Auflagen des maßgeblichen Handbuchs von Heinz-Herrmann Krüger und nicht zuletzt auch an einer Neukonzeption der Shell-Studien

<sup>283</sup> Olk, Jugend, S. 294.

<sup>284</sup> Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel: Ein Bericht des Sinus-Instituts im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Opladen 1983.

<sup>285</sup> Walter Friedrich/Hartmut M. Giese, Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in den achtziger Jahren, Weinheim/München 1991; Werner Hennig/Walter Friedrich (Hrsg.), Jugend in der DDR. Daten und Ergebnisse der Jugendforschung vor der Wende, Weinheim/München 1991.

selbst ablesbar ist.<sup>286</sup> Ebenso wie Teile der Geschichtswissenschaften seit den 70er Jahren verstärkt auf analytische Verfahren quantifizierender Art setzen, stützen sich Arbeiten der historischen Lebenslaufforschung auch auf Sozialstatistiken, Ergebnisse aus Längsschnittuntersuchungen, Replikationsstudien und Retrospektivbefragungen.<sup>287</sup> Ab Mitte der 90er Jahre treten zunehmend Probleme von Arbeitslosigkeit, Lehrstellenmangel, Frustration nach der Wiedervereinigungseuphorie in den Themenschwerpunkt, die 12. Shell-Studie (1997) wendet dies in die jugendsubjektive Perspektive: „Nicht die Politikverdrossenheit der Jugend, die Jugendverdrossenheit der Politik wird hier zum Thema.“<sup>288</sup> Aber gleichzeitig ist auch das Aufwachsen in einer „Erlebnis- und Spaßgesellschaft“ ein publikumswirksames Thema. In die Bezeichnung einer „Generation X“ geht aber auch der Zweifel ein, ob man weiterhin einheitliche Labels für eine Jugend vergeben sollte. Dennoch macht man damit weiter – die Öffentlichkeit verlangt Labelisierung als Mindestleistung von Jugendforschung.

Ost/West-Vergleiche sind dann im 21. Jahrhundert von geringerer Bedeutung in der Jugendforschung. Die 14. Shell-Jugendstudie (2002) verzichtet auf ein einziges Etikett, berichtet von einer Konvergenz von „pragmatischem Idealismus“ und „robustem Materialismus“, die Jugendlichen des neuen Jahrtausends seien vor allem Technik-Optimisten, interessieren und engagieren sich nach einem „Sampling-Prinzip“, was dann in der 15. Shell-Studie von 2006 noch stärker akzentuiert wird, wenn von der „pragmatischen Generation unter Druck“ die Rede ist.<sup>289</sup> Wenn Enttraditionalisierung, Pluralisierung und Individualisierung entscheidende Prozesse der Postmoderne sind, dann müsste auch das Konzept der Generation an Bedeutung einbüßen – doch eine Zunahme an Generations-Etiketten ist der Fall. In einer Betrachtung der letzten Jahre bekommt man außerdem den Eindruck, dass Themen, die bereits „auf der Straße liegen“, medial viel schneller in den Vordergrund katapultiert werden können, worauf Jugendforschung dann einzugehen versucht. Beim Thema Gewalt an Schulen (Rütli) war dies offensichtlich. Dass solche „Top-Themen“ dann aber auch relativ schnell wieder von anderen abgelöst werden können, wurde zum Beispiel in Folge des Weltjugendtags 2005 in Köln sichtbar, als ad hoc, aber nur sehr kurzzeitig, von einer Re-Christianisierung gesprochen wurde.

Dies kann aber nicht die Tatsache verdecken, dass es auch im neuen Jahrtausend konstante Themenschwerpunkte gibt. Mehr denn je werden Fragen nach der Macht alter und neuer Sozialisationsinstanzen und Medien gestellt, insbesondere auch das Leben im „Virtuellen“ untersucht: Mit „Generation @“ und „generation-kick.de“ wird zunehmend auf die Bedeutung der neuen digitalen Erlebniswelt und die Beschleunigung als elementare Erfahrung für die Heran-

---

<sup>286</sup> Heinz-Herrmann Krüger/Cathleen Grunert (Hrsg.), Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung, Opladen 2002.

<sup>287</sup> Darauf wird nachfolgend noch zurückzukommen sein. An erster Stelle sind zu nennen: Klaus R. Allerbeck/Wendy J. Hoag, Umfragereplikation als Messung sozialen Wandels. Jugend 1962-1983, in: KZfSS 4 (1984), S. 755-772 und Fischer u.a., Jugendliche.

<sup>288</sup> Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '97. Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen, 2 Bde., Opladen 1997, S. 17 (Bd. 2).

<sup>289</sup> Shell, Jugend 2006. Für 2010 ist die nächste Studie angekündigt.

wachsenden rekurriert.<sup>290</sup> Hauptuntersuchungsobjekt für die neuen Berufe der Trend- und Zukunftsforscher: Jugend, in Zusammenhang mit Freizeit, Medien und Kommunikation.

Unter anderem findet man die Annahmen, dass neue Kommunikationspraxen Identitätsprobleme nach sich ziehen, simulierte Gewalt zu realer Gewalt mutiert oder zumindest zu Vereinsamung, wie es im Kontext von Computerspielen immer wieder angenommen wird, besonders intensiv in Folge der Amokläufe von Erfurt und Winnenden. Die Frage nach sozialem und politischem Engagement in einer unübersichtlichen, globalisierten Gesellschaft bleibt ebenfalls dominant. Weiterhin geht es um konkrete gesellschaftliche Problemlagen, Arbeits- und Perspektivlosigkeit, Bildungsthemen v.a. spezieller Fokusgruppen wie Migrantenkinder rücken immer mehr in den Vordergrund – letztlich geht es immer auch um die Grundsatzfrage sozialer (Chancen-)Gleichheit, und deren Prädispositionen im Kindheits- und Jugendalter. Als aktueller Trend wäre noch herauszustellen, dass Jugendforschung auch schon als integraler Teil von Altersforschung gesehen wird. Außerdem hat die Nachfrage an wissenschaftlicher Expertise (deren Anfänge, wie noch zu zeigen sein wird, in die frühe Bundesrepublik zurückreichen) eher zugenommen, auch die kommerzielle Marktforschung hat weiterhin viel mit der „werberelevanten Zielgruppe“ zu tun. Eine erstaunliche Tatsache dabei: Jugendforschung ist heute immer noch weitestgehend national strukturiert, internationale Vergleichsstudien noch Mangelware, aber als zukünftiger Trend leicht zu prognostizieren.

## **1.7 Quellenwert und Quellenkritik**

### **1.7.1 Übersicht über das wichtigste Datenmaterial**

Seit nun schon über fünfzig Jahren sind es also die Shell-Studien, die die fast schon offizielle Darstellung der jeweils gegenwärtigen Jugend darstellen – und die mittlerweile selbst Teil der Jugendgeschichte sind. Auch heute noch haben die beteiligten Forscher den Anspruch, mehr als nur Momentaufnahmen und Trends zu liefern. So konzentriert sich die Rezeption zwar oft auf einen spektakulären Ausschnitt der umfangreichen Befragung und stellt meist einen dominanten Charakterzug der aktuellen Jugend als allgemeingültig heraus – die Studien selbst werden ihrem Bestreben, gleichzeitig wissenschaftlich fundierte, öffentlichkeitswirksame und politikberatungsfähige Analysen zu liefern, heute aber weitestgehend gerecht.<sup>291</sup> Das dahinter stehende Erkenntnisinteresse ist dabei meist grundsätzlicher Natur und hat eine lange Tradition: Wie reagieren die Jüngeren auf neue gesellschaftliche Probleme oder Chancen, wie sehen sie ihre Zukunft, wie sehen sie uns, die Erwachsenen? Was bedeutet dies für den Wertehorizont? Wofür interessieren sie sich kulturell, wie stehen sie zum politischen System – kurz: Haben sie Orientierungen für ihr Leben,

---

<sup>290</sup> Horst W. Opaschowski, *Generation @: Die Medienrevolution entlässt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter*, Hamburg 1999; Klaus Farin, *generation-kick.de. Jugendsubkulturen heute*, Bonn 2001.

<sup>291</sup> Die Strategie, durch eine selbst vorgenommene Clusterbildung der Gefahr einer medialen Einebnung auf einen Charakterzug zu begegnen, hatte bei der Shell-Studie 2002 Erfolg. Hurrelmann gelang es, mediale Aufmerksamkeit für die Typen von „selbstbewussten Machern“, „pragmatischen Idealisten“ zu generieren.

und wenn ja, welche? Und auch diese neuere Form der Jugendforschung steht schon traditionell im Grenzgebiet zwischen zwei Bereichen: mit einem Bein im Bereich der akademischen empirischen Sozialforschung, mit dem zweiten Bein im Bereich der privatwirtschaftlichen Markt- und Meinungsforschung. Als getrennt hatten sich diese Bereiche übrigens anfangs nicht unbedingt empfunden, wie gemeinsame Veranstaltungen, z.B. die Weinheimer Tagung, zeigen. Erst mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute (1953) und dem Arbeitskreis für betriebswirtschaftliche Markt- und Absatzforschung (1955) differenziert sich das Feld weiter aus.

Die Tatsache, dass nicht unbedingt regelmäßig, aber doch kontinuierlich gefragt wurde, ist ganz grundsätzlich ein Glücksfall für die Historische Jugendforschung. So könnte man anhand der methodischen Herangehensweise, der Fragestellungen, der Spezialbefragungen und der Probandenauswahl bereits eine kleine Geschichte wissenschaftlich-öffentlichen Nachdenkens über die Jugend schreiben. Die Tatsache, dass die als „Jugend“ definierte Befragtengruppe in den 70er Jahren altersmäßig ausgeweitet wurde, die Tatsache, dass es seit 2000 nicht mehr allein um die deutsche Jugend, sondern um die Jugend *in* Deutschland geht, die Verschiebung von Fragekomplexen in Richtung „Mediennutzung“ – all dies trägt den Veränderungen gesellschaftlicher Wirklichkeit Rechnung. Mehrfache Neudefinitionen des Jugendbegriffs durch die empirische Jugendforschung, methodische Umorientierungen und neue Analysetechniken bringen aber gleichzeitig den Nachteil mit sich, dass Längsschnittanalysen über Jahre oder sogar Jahrzehnte nur sehr begrenzt möglich sind.

Bei den Shell-Studien der Jahre 1953-55<sup>292</sup> hat man es mit dem seltenen Fall von drei aufeinander folgenden, vom Untersuchungsdesign fast gleichen Befragungen zu tun, bei denen Frageformulierung und Antwortvorgaben nur teilweise modifiziert werden. Ursprünglich war sogar angedacht, diese Untersuchungen über „Lage und Entwicklungstrends in der deutschen Jugend“ jährlich zu wiederholen. Doch schon nach dem dritten Ergebnis, das 1956 in einer kommentierten Publikation vorlag, wurden die EMNID-Befragungen mangels Financiers vorläufig eingestellt. Gerade zu diesem Zeitpunkt, dem Beginn der ersten größeren öffentlichen jugendlichen Protestkultur der Nachkriegszeit, wäre eine Weiterführung der Reihe äußerst interessant gewesen. Das Konzept der frühzeitigen und umfassenden Einbindung „von maßgeblichen Stellen und Persönlichkeiten“, die auf dem „Gebiet der Jugenderziehung und Jugendbetreuung“ tätig sind, so wie es im Vorwort heißt, hatte sich aber offenbar nicht in Sponsoring-Maßnahmen ummünzen lassen, zumal in der Zwischenzeit selbst der Mäzen Shell abhanden gekommen war. Bereits die dritte, im Jahr 1955 durchgeführte Untersuchung war nämlich nicht mehr vom Jugendwerk der Deutschen

---

<sup>292</sup> Die Umfrageinstitute, die diese bundesweiten Studien durchführten, wechselten zwar, zunächst war EMNID verantwortlich, in den 80ern psydata und heute Infratest. Hier sollen die drei Pionierstudien mit „EMNID I-III“ bezeichnet werden, da die dritte Studie von 1955 streng genommen keine Shell-Studie ist. Für EMNID IV steht die Erhebung von 1964, publiziert als „Junge Menschen 1964“. Schließlich steht EMNID V für die Umfrage von 1965, auf die in Kapitel 4.3 näher eingegangen wird. Eine Übersicht findet sich im Anhang.



Shell AG, sondern von EMNID selbst finanziert worden.<sup>293</sup> Der spektakuläre Titel „Wie stark sind die Halbstarken?“ hat wenig mit dem Inhalt zu tun, was erneut als ein Indiz für die Bereitschaft der kommerziellen Meinungsforscher gelten kann, Forschungsergebnisse marktgerecht zu etikettieren. Der retrospektiven Analyse dieser frühen Shell/EMNID-Studien sind heute enge Grenzen gesetzt, da die ursprünglichen Datensätze nicht archiviert wurden. Weder das Institut noch die beteiligten Forscher hatten offenbar ein Interesse daran, und das Zentralarchiv für empirische Sozialforschung war zu diesem Zeitpunkt noch nicht gegründet. Und so ist man heute auf die publizierten Tabellenbände und unveröffentlichten Manuskripte angewiesen. Diese enthalten den Original-Fragebogen, unterscheiden sich aber in der Variablenauswahl bei den dargestellten Häufigkeitsauszählungen, sodass man zunächst nur solche Fragen an die Daten stellen kann, die die damalige Jugendforschung für mitteilungswert gehalten hat. Und dies erweist sich auch als das Hauptproblem, sodass man von einer „regulären“ Sekundäranalyse nicht sprechen kann, denn Informationen zu den ausgefallenen Schritten der Entwicklung des Erhebungsinstruments und der Datenerhebung liegen hier kaum vor und können auch nur in Ansätzen rekonstruiert werden. Die mangelhafte Überlieferungssituation hat dabei mit sämtlichen Schritten im Forschungsprozess zu tun. Es beginnt bei den Erhebungsinstrumenten: Die Fragebögen sind zum Teil erhalten, über die Interviewanweisungen und Interviewhilfsmittel ist jedoch wenig bekannt. Es gibt jeweils einige Hinweise zum Stichprobenkonzept, denn die Problematik der diversen Stichprobenverfahren in dieser Zeit ist evident. Zum Erhebungsprozess gibt es aber nur lückenhafte Informationen: Das beauftragte Institut ist bekannt, die Auftraggeber meist auch, die Befragungszeit nur ungefähr, es gibt kaum Informationen zur Ausschöpfungsquote und zum Interviewerprofil. Man erfährt in den Methodenberichten auch wenig darüber, wie die Daten aufbereitet, wie Fehler bereinigt, Variablen gebildet, Imputationen vorgenommen, vercodet und aggregiert wurde.

Die ursprüngliche Motivation zur ersten bundesweiten Befragung liest sich im Nachhinein wie der Wunsch nach einer rationalen Fundierung für eine systematische Jugendarbeit:

*Aus der unmittelbaren Praxis der Jugendarbeit heraus wurde hier das Verlangen nach repräsentativen Unterlagen über Meinungen und Verhaltensweisen der Nachkriegsjugend im Bundesgebiet deutlich, um dadurch zuverlässige Informationen über den derzeitigen geistig-seelischen Standort der deutschen Jugend zu erhalten.*<sup>294</sup>

Die Vorbereitung zur Feldphase wurde laut von Stackelberg von „maßgeblichen Stellen und Persönlichkeiten“, die im Bereich der Jugendarbeit und Jugendbetreuung tätig waren, durchgeführt. Ganz klar wird nicht, wer damit gemeint war. Folgt man den Danksagungen, dann kam der Input sicherlich hauptsächlich vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, dem Bundeskanzleramt („Dienststelle Blank“), der Ständigen Konferenz der Kultusminister, der

---

<sup>293</sup> EMNID III, S. 8. Erst 1964 geht es dann mit der nächsten bundesweiten Studie weiter, diesmal finanziert durch das Bundesministerium für Familie und Jugend, das eine Datenbasis für den längst fälligen ersten Jugendbericht benötigte (Jugend, Bildung und Freizeit). „Panorama“ – das war nun genau das, was für die umfassende „Lage der Jugend“ benötigt wurde.

<sup>294</sup> Aus dem Vorwort des EMNID-Gründers Karl-Georg von Stackelberg zum ersten Tabellenband von 1954, EMNID I, S. 5.

Bundeszentrale für den Heimatdienst, der Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendaufbauwerk sowie dem UNESCO-Institut der Jugend in Gauting. Das muss nicht unbedingt heißen, dass schon bei der ersten Shell-Studie ein dezidiert politisches Interesse im Hintergrund stand, zumal die Versuche, bei den genannten offiziellen Stellen eine Teilfinanzierung zu erhalten, offenbar fehlgeschlagen waren.<sup>295</sup> Vielmehr kann man dies als ein geschicktes Einbinden von potenziellen Auftraggebern lesen – PR in eigener Sache also, die gleichzeitig den seriösen Charakter der Erhebung unterstreichen sollte, weil sie ihr einen quasi-offiziellen Anstrich verlieh.

Der Duktus, in dem sich die EMNID-Forscher vorstellten, ist bescheiden, wenn sie versicherten, dass diese Studien keinesfalls „bereits vorhandene Informationsquellen“ über die Jugend „ersetzen oder gar überflüssig machen“ wollen.<sup>296</sup> In erster Linie sei die unmittelbare Praxis in der Jugendarbeit Ziel ihrer Untersuchung, die Daten sollten zukünftig Grundlage für deren Arbeit werden. Es ging laut Mitinitiator von Stackelberg nicht um die Entwicklung oder Bestätigung soziologischer Theorien oder um Hypothesenbildung, sondern um „erste, ganz praxisbezogene Bestandsaufnahmen“. <sup>297</sup> Dilemma und Vorteil von solch unterschiedlichen Zielgruppen ist naturgemäß die Breite der Themen, so, wie es sich in den Fragebögen widerspiegelt. Wie die Themenzusammensetzung der Studien zustande gekommen ist, wird allerdings zu dieser Zeit noch nicht so offen bekannt, wie dies dann später im Vorwort der Shell-Studie von 1975 geschah:

*Die Frage, welche Stoffe und Themen (...) einzubeziehen seien, entscheidet sich im Prinzip wie seinerzeit in den Untersuchungen aus den 50er Jahren: es wird dasjenige Material erhoben, das der größtmöglichen Zahl von Interessenten an Problemkreisen der Jugendforschung den optimalen Nutzen verspricht.* <sup>298</sup>

Laut Erinnerungen damaliger Protagonisten kam das Sponsoring durch Shell erst im Frühsommer 1953 hinzu. Explizit wies das Institut darauf hin, dass der Mineralölkonzern keinerlei Einfluss auf die Studie genommen habe, Anlage, Durchführung und Auswertung lagen allein in EMNIDs Händen.<sup>299</sup> Und diese Darstellung ist auch plausibel, handelte es sich doch hier um eine PR-Maßnahme der Deutschen Shell AG über ihr Jugendwerk, die im Zusammenhang mit anderen Aktivitäten wie Jugendverkehrsschulen, Studienfahrten oder Kinderverschickungsaktionen zu sehen ist.<sup>300</sup> Shell war allerdings an der öffentlichkeitswirksamen Besprechung der Erhebungsergebnisse interessiert und wirkte somit auch als exogener Faktor zur Popularisierung von Jugendforschung insgesamt. Das Problem der Auftragsforschung ist in diesem Fall also weniger darin zu

---

<sup>295</sup> Andeutungen bei von Stackelberg, ebd., S. 5.

<sup>296</sup> Ebd., S. 11.

<sup>297</sup> Karl-Georg von Stackelberg, Souffleur auf politischer Bühne. Von der Macht der Meinungen und den Meinungen der Mächtigen, München 1975, S. 70.

<sup>298</sup> Jugendwerk, Jugend, Bd. I, S. 5.

<sup>299</sup> EMNID I, S. 5. Wenngleich wenig zur Erhebungs- und Auswertungspraxis nach außen drang und das meiste heute verschüttet ist – das leitende Personal der ersten Großstudien lässt sich immerhin rekonstruieren: Siegfried Drescher war für die Auswertung und Berichterstattung, Karl-Friedrich Flockenhaus für „statistische Anlage und Aufbereitung“ verantwortlich, außerdem war die Psychologen Helmut von Bracken und Sigrid Hild federführend beteiligt. Ab 1954 ist dann Rolf Fröhner in zentraler Position für die „thematische Anlage und Darstellung der Ergebnisse“ zuständig. Vgl. von Stackelberg, Souffleur, S. 72.

<sup>300</sup> Vgl. Zinnecker, Jugendstudien, S. 417-424.

sehen, dass man dem Finanzier zu Gefallen habe sein wollen, sondern eher dahingehend, dass man sich mit den Studien für zukünftige Auftraggeber empfehlen wollte. An der enormen Bandbreite der Fragen ist dies ablesbar; dass dies auch Einfluss auf die Ergebnisse gehabt hätte, erscheint eher fraglich. Dass kommerzielle Institute in ihren Umfrageergebnissen Originalität nachweisen mussten, wird im Grunde durch die Ergebnisse der Jugendumfragen nicht bestätigt, dazu sind die Ergebnisse zu unspektakulär. Die kommerziellen Markt- und Meinungsforschungsinstitute nutzen jedenfalls mehr als nur die „Insignien wissenschaftlicher Arbeit“. Zumindest die leitenden Köpfe wie Elisabeth Noelle-Neumann oder Karl Georg von Stackelberg waren als Kenner der Survey-Forschung anerkannt. Das Manko der Auftragsforschung waren wohl eher der Aktualitäts- und Kostendruck, unter dem die kommerziellen Institute standen, und die Tatsache, dass es „keine scientific Community gab, die als Regulationsinstanz fungierte, entscheidend war vielmehr die Community der Nutzer dieser Forschungsdienstleistungen, die fachliche und öffentliche Reputation dieser Branche“.<sup>301</sup> Die Studien waren sowohl auf Politik als auch die Jugendverbände und das vermutete öffentliche Interesse ausgerichtet. Offiziell als „Materialsammlung“ für eine interessierte Öffentlichkeit gedacht, wird zwar die eigene Bescheidenheit in Sachen Interpretation betont, da Vergleichsmaßstäbe ja für eine Einordnung der Ergebnisse fehlten<sup>302</sup>, auf Kommentare wird dennoch nicht ganz verzichtet. Vorsichtig verteidigt man die konstatierte jugendliche Normalität.

Bei der Datenauswertung via Lochkarte standen Verfahren der deskriptiven Statistik auf dem Programm, als Output dominieren Häufigkeitsauszählungen, allenfalls bivariate Tabellen. Hinzu kam der Zeitdruck der kommerziellen Marktforschungsinstitute, die in der Aufbereitung der Daten auf unbezahlte „Extras“ verzichteten. Jürgen Zinnecker, in den 80er Jahren für die Shell-Studien verantwortlich, stellt den hohen Kosten- und Zeitdruck in den Instituten heraus, wodurch kein Diskursklima aufkommen konnte, „das langfristiger theoretischer Ortsbestimmung günstig wäre“.<sup>303</sup> Die von Zinnecker betonte „Zwitterstellung“<sup>304</sup> der frühen EMNID-Studien zwischen den Disziplinen Pädagogik und Soziologie schlägt sich schließlich auch in den Fragebögen nieder: Item-Batterien zur Vorbildfrage oder zur Einschätzung von Autoritäten und Erziehungsstilen knüpfen an klassische Themen der pädagogisch-psychologischen Jugendforschung an; rückblickend ist sich Blücher sicher, dass die Panoramastudien einer damals weitgehend „orientierungsarmen Jugendarbeit“ erste Hilfe geleistet hätten.<sup>305</sup> Diese frühe Einbindung von pädagogisch-psychologischer Jugendforschung in die Konzeption der Repräsentativstudien blieb allerdings Episode, was hauptsächlich mit den Reaktionen aus diesen Disziplinen selbst zu tun hatte, denn „Fachvertreter der Pädagogik und pädagogischen Psychologie beobachteten die

---

<sup>301</sup> Weischer, Unternehmen, S. 143.

<sup>302</sup> EMNID I, S. 11. Laut Zinnecker Teil der Marketingstrategie von EMNID bzw. dem Jugendwerk der Deutschen Shell, es sich nicht mit zukünftigen Kunden zu verderben. Zeitgenössisch schon Scheuch, Umfragen.

<sup>303</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 432.

<sup>304</sup> Zinnecker, Jahrzehnte, S. 247-248.

<sup>305</sup> So Viggo Graf Blücher in der 75er-Studie, Jugendwerk, Jugend, Bd. I, S. 1-2.

Studien fasziniert – oder mit Misstrauen“.<sup>306</sup> Die frühen Kommentare der federführenden Meinungsforscher zeigen aber, dass die Beziehung zwischen Einrichtungen der Jugendarbeit und Forschergruppen empirischer Ausrichtung in der Anfangszeit durchaus eng sein konnte.<sup>307</sup> Der Fragebogen war wohl in einer Kooperation von Initiatoren und Umfrageinstitut entstanden, wobei der Pädagoge, Psychologe und Publizist Helmut von Bracken eine zentrale Position einnahm. Von Bracken war es auch, der in der Zeitschrift „deutsche jugend“ das Ansehen der Umfragemethode für Jugendarbeit zu steigern versuchte – freilich ohne darauf hinzuweisen, dass er selbst maßgeblich an deren Konzeption beteiligt gewesen war.<sup>308</sup> Darin argumentierte er außerdem vorsichtig gegen die konventionellen Erhebungsmethoden wie die Aufsatzanalyse:

*So interessant die Ergebnisse auch sind – der kritische Leser kann doch insbesondere eine Frage nicht unterdrücken: Wie weit läßt sich das, was da von einigen Jugendlichen geschrieben wurde, wirklich für die gesamte Jugend im Bundesgebiet verallgemeinern?*<sup>309</sup>

Hier, deutlicher aber bei den Spezialuntersuchungen über jugendliche Teilgruppen, waren auch offizielle Stellen früh beteiligt. So wurde z.B. die bekannte Landjugenduntersuchung von Wollenweber und Planck nicht nur von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sondern auch vom Bundeslandwirtschafts- sowie vom Bundesinnenministerium finanziert, der Bund der Deutschen Landjugend unterstützte organisatorisch, DIVO erhob die Daten. Die Zielrichtung war dabei gleichzeitig auch eine explizit pädagogische. Indem man Landjugendgruppen mit in die Planung und Durchführung der Untersuchung einbezog, hoffte man, mit dem Akt der Befragung selbst und anschließend mit den Daten als Diskussionsmaterial Reflexionsprozesse in Gang zu setzen und damit der Landjugend „aus ihrer gesellschaftlichen Isolierung herauszuhelfen“.<sup>310</sup> Dabei, so Planck, sei das Untersuchungsobjekt nicht von der Forschergruppe ausgewählt worden, sondern umgekehrt sei die Landjugend, „vertreten durch verantwortungsbewußte Persönlichkeiten“, also dem BDJ, auf die agrarsoziologischen Forscher zugekommen, sodass man weniger von einer Forscher-Objekt- als vielmehr von einer Arzt-Patienten-Beziehung sprechen könne.<sup>311</sup> Umfrageforschung mit dem emanzipatorischen Ziel, dem Untersuchungsobjekt Lebenslagen bewusst zu

---

<sup>306</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 438.

<sup>307</sup> Als Paradebeispiel für eine solche Zusammenarbeit praxisorientierter Jugendforschung gilt das interdisziplinäre Projekt von Wurzbacher und Jaide zur „jungen Arbeiterin“. Vgl. Gerhard Wurzbacher/Walter Jaide/Renate Wald/Hasso von Recum/Marlis Cremer, Die junge Arbeiterin. Beiträge zur Sozialkunde und Jugendarbeit, München 1958. Eine weitere prominente Auftragsarbeit: Gerhard Wurzbacher/Dieter Kappe (Hrsg.), Gruppe, Führung, Gesellschaft. Begriffskritik und Strukturanalysen am Beispiel der Christlichen Pfadfinderschaft Deutschlands, München 1961. Gegen den Verdacht einer Vereinnahmung durch den jeweiligen Auftraggeber galt in der quantitativ-empirischen Sozialforschung offiziell das Diktum Schelskys: „Die Soziologie sagt, was ist, und nicht, was sein soll.“ Helmut Schelsky, Die Stellung der Jugend in der Gesellschaft, in: Alfred von Brodil (Hrsg.), Jugend in Not (=Schriften zur Volksbildung des Bundesministeriums für Unterricht; Bd. 6), Wien 1957, S. 19-27; S. 19.

<sup>308</sup> Vgl. Helmut von Bracken, Meinungsforschung und Jugendarbeit. Zu der EMNID-Erhebung „Jugend zwischen 15 und 24“, in: deutsche jugend 3 (1953), S. 115-121.

<sup>309</sup> Von Bracken, Meinungsforschung, S. 117.

<sup>310</sup> Hellmut Wollenweber/Ulrich Planck (Hrsg.), Die Lebenslage der westdeutschen Land-Jugend, 2 Bde., München 1956, Bd. 2, S. 6. Erneut mit der schon häufig genannten Flut-/Wellen-Bilderwelt formuliert: „In der stürmischen Entwicklung von Technik und Organisation heißt es gerade für den jungen Menschen auf dem Lande eine bewußte Stellung einzunehmen, um nicht von der Zivilisation als eigenständige Persönlichkeit oder auch als ganze Schicht weggespült zu werden“ (S. 8).

<sup>311</sup> Wollenweber/Planck, Lebenslage, Bd. 2, S. 7.

machen – dies ist ein Motiv, das zumindest die Verantwortlichen der Studien über die Land- und Arbeiterjugend als wichtig hervorhoben. Die Shell/EMNID-Studien hingegen wirkten als „Empirie mit offiziösem Zuschnitt“ und sollten offen für beide Seiten bleiben, „für Politik und Medien-öffentlichkeit einerseits, für den innerwissenschaftlichen Diskurs auf der anderen Seite.“<sup>312</sup> Da man auf Interpretation weitestgehend verzichtete, kam man „dem Status der amtlichen Statistik nahe und blieb dem politisch umkämpften Bedeutungsfeld Jugend fern.“<sup>313</sup> EMNID empfahl sich mit den Jugendstudien zweifellos auch für die Zukunft als verlässlicher Datenlieferant und Berater für Politik und Verwaltung.

Doch bereits die dritte, 1955 durchgeführte Untersuchung war nicht mehr vom Jugendwerk der Deutschen Shell AG, sondern „mangels interessierter Förderer“ von EMNID selbst finanziert worden. Sie erschien 1956 mit deutlich größerem publizistischen Aufwand unter dem Titel: „Wie stark sind die Halbstarken?“

*Wir fanden jedoch so gut wie keine ‚Halbstarken‘ – jedenfalls nicht in dem Sinne, in dem sie in den Massenmedien dargestellt waren. Wir wunderten uns sogar, wie wenig Umstürzlerisches, Revolutionäres, in den Einstellungen und Meinungen dieser Jugendlichen zum Ausdruck kam.*<sup>314</sup>

Diese Überraschung ist dem ehemaligen EMNID-Leiter von Stackelberg kaum abzunehmen, zu sehr wusste er um das Verhältnis von medial interessierenden Randgruppen und den dominanten Mittelwerten in repräsentativen Umfragen. Hinzu kam, dass zum Zeitpunkt der Befragung die Halbstarken noch keine Rolle spielten. Gleichwohl wurde Jugend in ihrer Etikettierung weiter als „Problem“ behandelt. Das Signal aus dem Untertitel: „Beruf und Berufsnot, politische, kulturelle und seelische Probleme der deutschen Jugend“ zielte auf ein breites Publikum, wurde auch – im Gegensatz zu den beiden Vorgängerstudien – nicht einfach nur verschickt, sondern im Buchhandel vertrieben. Doch schon im Vorwort lieferte Rolf Fröhner, typisch für die damalige Umfrageforschung, die Apologie einer „normalen“ Jugend gegenüber der öffentlichen Diskussion um auffällige, aber marginale Sondergruppen. Mit der EMNID-Studie beweise man einen „objektiven Überblick“<sup>315</sup>, ähnlich einem „nüchternen Röntgenbild“.<sup>316</sup> Trotz sachlich-nüchterner Sprache: Die Ergebnisse wurden als spektakulär unspektakulär dargestellt.

Die Ergebnisse einer weiteren großen Repräsentativerhebung gehören gleichermaßen zum Kernbezugspunkt von Jugendsdiskursen in den 50er Jahren: Noch vor den bundesweiten Shell/EMNID-Studien führte der Nordwestdeutsche Rundfunk im Mai 1953 eine breit angelegte Repräsentativ-

---

<sup>312</sup> Zinnecker, Jahrzehnte, S. 249.

<sup>313</sup> Zinnecker, Jugendkultur, S. 431.

<sup>314</sup> Von Stackelberg, Souffleur, S. 63.

<sup>315</sup> Von Stackelberg in EMNID III, S. 7: „Während dieses Buch erscheint, erhitzt sich die öffentliche Diskussion über die sogenannten ‚Halbstarken‘ (...), daß der Eindruck entsteht, als könne man einen großen Teil unserer Jugend im Bundesgebiet mit diesen ‚Halbstarken‘ gleichsetzen. Wenn man versucht, einen objektiven Überblick über die Situation und die Entwicklung der Jugendlichen im Bundesgebiet zu gewinnen, wenn man die Lebensumstände, die Wünsche und Sehnsüchte dieser Jugend, ihre Vorbilder untersucht (...), entsteht ein ganz anderes Bild der deutschen Jugend (...).“ Für EMNID III wurden erstmals auch die West-Berliner in die Untersuchung einbezogen, diese aber erst etwas später, im April 1956 befragt.

<sup>316</sup> Fröhner in EMNID III, S. 10.

umfrage mit insgesamt 959 Jugendlichen zwischen 15 und 24 Jahren durch. Sie bezog sich allerdings nicht auf die gesamte Bundesrepublik, sondern nur auf das Sendegebiet des NWDR, das die Länder Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, also die ehemalige britische Besatzungszone, einschloss. Das Quotensample verzerrt im Vergleich zum Bundesdurchschnitt etwas bei der Ortsgröße (Landgemeinden sind unterrepräsentiert) und beim Beruf (geringer qualifizierte Beschäftigungen sind unterrepräsentiert). Bei der Befragung handelt es sich jedoch keinesfalls, wie man vielleicht vermuten könnte, um eine typische Hörerbefragung mit dem Ziel einer Programmevaluation. Die Jugendlichen wurden unabhängig davon, ob sie NWDR-Hörer waren, befragt. Und das macht diese Daten auch so interessant: Im Vergleich zu den EMNID-Untersuchungen wurde mit einem elaborierteren Fragebogen gearbeitet, dessen besondere Schwerpunkte auf den Bereichen „Freizeitaktivitäten“ und „Mediennutzung“ lagen.

Neben diesen großen Panoramastudien empfiehlt es sich auch, einzelne Befunde aus weiteren Umfragen der 50er Jahre selektiv mit einzubeziehen. Ursprung und lange Zeit Vorbild ambitionierter Surveyforschung in Westdeutschland ist die Darmstadt-Studie von 1950. Das nach dem Modell der amerikanischen Middletown-Studien konzipierte und in Zusammenarbeit mit der amerikanischen Besatzungsmacht durchgeführte stadtsoziologische Projekt hatte als eines von sechs Themen auch „Jugend“ zum Gegenstand. Für die beteiligten deutschen Forscher war dies ganz gezieltes „Training on the job“, denn es war ein erklärtes Ziel, über diese Arbeit den Deutschen die neuen Forschungsmethoden nahe zu bringen.<sup>317</sup> Die Monografie von Gerhard Baumert gibt Eindrücke vom jugendlichen Leben, konkret von Schülern und Lehrlingen zwischen 10 und 20 Jahren um 1950.<sup>318</sup> Andere wichtige Gemeindestudien sind vor allem Renate Mayntz' Studie zu Euskirchen sowie Gerhard Wurzbachers Dorfstudie, aus den Auftragsarbeiten für die UNESCO ging auch Reigrotzkis „Verflechtungen“ hervor – allesamt befeuert vom Kölner „Imperium König-Scheuch“.<sup>319</sup> Bis auf wenige Ausnahmen hatten aber die sich etablierenden inner- und außeruniversitären Forschungsinstitute in Köln wie auch in Frankfurt oder

---

<sup>317</sup> Vgl. Gerhard, Denken, S. 167-239.

<sup>318</sup> Vgl. Baumert, Jugend.

<sup>319</sup> Renate Mayntz, Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Eine soziologische Untersuchung der Stadt Euskirchen, Stuttgart 1958; Gerhard Wurzbacher, Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Untersuchung an den 45 Dörfern und Weilern einer westdeutschen ländlichen Gemeinde. Unter Mitarbeit von Renate Pflaum, Stuttgart 1954. Das Kölner Engagement durch das soziologische Institut sowie die auf Zeit eingerichtete UNESCO-Forschungsstelle hat Folgen für die empirische Forschungslandschaft. Zu nennen sind hier Scheuchs Institut für vergleichende Sozialforschung ab 1965. Weitere Meilensteine sind 1975 die Gründung des IfaS, des Instituts für angewandte Sozialforschung. 1960 war bereits die Initiative zur Gründung des ZA (Zentralarchiv für empirische Sozialforschung) als Nukleus sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen hinzugekommen. Weischer schreibt zum exemplarischen Kölner Forschungsstil: „Er war in der Forschungsfrage weit dezidierter als viele andere Untersuchungen der fünfziger Jahre, die immer auch gesellschaftstheoretische Fragen zu verfolgen versuchten und die damit ihre Stellung als *exemplars* der bundesdeutschen empirischen Sozialforschung erlangten. Forschungsdesign, Erhebungs- und Auswertungsmethoden waren deutlich elaborierter als vergleichbare Untersuchungen, wobei standardisierte Erhebungsverfahren und entsprechende statistische Auswertungsverfahren dominierten; die Erhebungsarbeit wurde in stärkerem Maße durch kommerzielle Befragungsinstitute ausgeführt. Die Untersuchungen wurden eher für einen wissenschaftlichen Markt gefertigt; der Anspruch, die Befunde auch für Praktiker verschiedener Berufsfelder zugänglich zu machen und der damit verknüpfte sozialpädagogische und sozialpolitische Impetus, der sich in vielen Studien der fünfziger Jahre fand, schwand.“ Weischer, Unternehmen, S. 94; Hervorhebung im Original.

Dortmund/Münster insgesamt recht wenig zu Jugendthemen beizutragen. Als Ausnahmen können zum Beispiel die methodisch äußerst angreifbaren Forschungen zu Jugendlichen in einer Zechengemeinde von der 1946 gegründeten Sozialforschungsstelle Dortmund gelten.<sup>320</sup> Vor 1953 waren einige Spezialuntersuchungen durchgeführt worden, die Aufschluss über Teilgruppen von Jugendlichen gaben. Bekannt wurde die Untersuchung zur Landjugend, erinnert sei auch an das viel beachtete Projekt des Deutschen Gewerkschaftsbundes über Arbeiterjugend von 1952.<sup>321</sup> Daneben gibt es die Hörerforschung der Rundfunksender, besonders ausgeprägt beim Südwestrundfunk unter Intendant Fritz Eberhard, beim NWDR federführend der stark von der BBC inspirierte Wolfgang Ernst, auf dessen Engagement die besagte NWDR-Studie „Jugendliche heute“ von 1953 (erst 1955 veröffentlicht) beruht. Die Untersuchung von Elisabeth Pfeil, die 1964 nur einen Jahrgang, nämlich 23-Jährige in Hamburg näher betrachtete, steht dann schon in einer gewissen Tradition an sozialwissenschaftlicher Jugendforschung, die sich für Teilgruppen, Arbeiterjugendliche, Flüchtlinge, Landjugend etc. interessierte.

Bei IfD Allensbach scheint es keine Ambitionen gegeben zu haben, allgemeine Jugendberichtserstattung zu fördern. Hier finden sich lediglich in den publizierten „Jahrbüchern zur Öffentlichen Meinung“ jeweils Teile mit jugendspezifischem Belang. Das DIVO-Institut erhob 1957 – ganz in der Tradition der amerikanischen Reports – die „ideologische und politische Orientierung der Deutschen Jugend und ihrer Führer“, tendierte anschließend eher zur Marktforschung, produzierte 1962 aber noch einmal eine wichtige Studie zur politischen Orientierung der Jugend. Auf diese soll als „Ausblick in die 60er“ genauso wie auf die fünfte EMNID-Studie genauer eingegangen werden; auch, um den Unterschied und die für statistische Auswertungen komfortable Situation ab den 60er Jahren aufzuzeigen, wo es dann plötzlich heißt: „Der Datensatz ist archiviert“. Die computergestützte Re-Analyse von Umfragen ab den 60er Jahren eröffnet viel avanciertere statistische Zugänge. Doch hier geht es auch darum, das Dilemma zu kompensieren, dass neben EMNID 1953-1955 und NWDR 1953 keine großen repräsentativen Jugendstudien vorliegen, die die kurzen, geschweige denn die langen 50er Jahre vollständig abdecken könnten.

Die erwähnten Spezialuntersuchungen über Jugend kamen meist nicht von den sozialwissenschaftlichen Instituten selbst, sondern eher von Seiten der Jugendwohlfahrt, Politik und Hörerforschung, und wurden durchgeführt in Zusammenarbeit mit den Markt- und Meinungsforschungsinstituten.<sup>322</sup> Markt- und Meinungsforschung („opinion-“ und „market research“) kann hier als

---

<sup>320</sup> Kurt Utermann, Freizeitprobleme bei der männlichen Jugend einer Zechengemeinde, Köln/Opladen 1957.

<sup>321</sup> Ein weiteres Beispiel für die Offenheit des Deutschen Gewerkschaftsbunds, Umfragemethoden gegenüber und gleichzeitig ein Musterbeispiel, wie man sich via Umfragedaten für politische Auseinandersetzungen argumentativ munitionierte: Karl-Heinz Sohn, Jugend, Betriebsvertretungen, Gewerkschaften. Eine Untersuchung über das Verhältnis schulentlassener Jugendlicher zu Betriebsvertretungen, Gewerkschaften und politischen Parteien, Köln 1956. Hier ging es darum herauszufinden, inwieweit die Volksschulen junge Menschen über die Gewerkschaften informierten. Die Hilfe von Seiten des UNESCO-Instituts für Sozialwissenschaften in Köln wird im Vorwort dankend erwähnt, hatte das Institut doch u.a. die IBM-„Fachzählmaschine“ zur Auswertung überlassen, S. 9.

<sup>322</sup> Auf die amtliche Statistik, ihr Verhältnis zur Soziologie und insbesondere zur empirischen Sozialforschung kann hier nicht eingegangen werden. Vgl. Weischer, Unternehmen, S. 145-173. Ab Mitte der 50er Jahre gingen dann auch die ersten Unternehmen dazu über, Marktforscher in Vollzeit einzustellen, u.a. der Axel Springer-Verlag. Vgl. Schaefer/Miller, Schwierigkeiten, S. 16.

einheitliches Feld gesehen werden, entscheidend sind ihre kommerziellen Interessen an der Durchführung von Umfragen. Die reine Marktforschung über GfK o.ä. spielte jedoch in diesem Zusammenhang eine marginale Rolle, da die dominierenden Erhebungsagenturen stets beides machten. Diese neuen kommerziellen Dienstleister auf dem Gebiet der Umfrageforschung waren nach 1945, wie skizziert, mit enger infrastruktureller Unterstützung durch die westlichen Besatzungsmächte, v.a. der Amerikaner, entstanden. Sie wuchsen nicht nur über die unmittelbare Gründung bei DIVO, sondern auch über einen vielfältigen personellen Austausch und Wissenstransfer von den amerikanischen Researchern, sodass von einer „Westernisierung der Ideen und Methoden“ in der Sozialwissenschaft, i.S. eines Aneignungs- und Übertragungsprozesses gesprochen werden und deren Rezeption in den Medien auch als eine Geschichte ihrer Popularisierung gelesen werden kann.<sup>323</sup>

So wurde im Vorwort der frühen Hessen-Studie von 1950 als erklärtes Ziel der Jugendwohlfahrt formuliert, die „praktische Arbeit aus Liebe zur Jugend“ benötige „klare Erkenntnis aus der Hand der Wahrheit“.<sup>324</sup> Der Beirat für Jugendfragen zeichnete dafür verantwortlich und verschwieg dabei nicht, dass amerikanische Impulse (und wohl auch finanzielle Mittel) notwendig gewesen waren. Denn die Umfrage war jedenfalls keine „billige Methode“.<sup>325</sup> Umfangreich ist daher die Zahl der beteiligten Institutionen, die Dankesliste reicht von amerikanischer Unterstützung bei der Fragebogenerstellung über die Beratung durch Experten aus dem universitären Bereich, der Unterstützung durch die Statistischen Ämter bis hin zu den politisch verantwortlichen Gremien. In der Erhebung zu Wohnsituation, Zufriedenheit mit dem Beruf, Arbeitszeiten, Freiheit der Berufsentcheidung, Feriengestaltung, Freizeit usw. gehe es um die „gründliche Klärung eines objektiven Bestandes“, die dem Planen und Wirken vorauszuweichen habe – mit deutlich appellativem Charakter.

*Darin aber, daß soziale Vorbedingungen, Einrichtungen sachlicher und personeller Art für eine Befriedigung dieser natürlichen und gesunden, der Jugend zustehenden Bedürfnisse längst nicht im ausreichendem Maße vorhanden sind, liegt eine Aufforderung, in die unsere Umfrage ausmünden will.*<sup>326</sup>

Umfragebasierte Jugendforschung gerierte sich hier als „Anwalt der Jugend“, denn „einen entschiedenen Dank“ sprach Herzfeld vom Beirat für Jugendfragen den Jugendlichen selbst aus für deren Bereitwilligkeit und Sorgfalt, mit der sie antworteten: „Möge ihre Antwort ein Echo finden!“

Seit den 50er Jahren hat sich die Umfrageforschung methodisch zügig entwickelt; mit der auch infrastrukturellen öffentlichen Förderung von Methodenforschung (u.a. ZUMA) und Datenarchivierung (ZA) verbesserten sich die anfangs bescheidenen Möglichkeiten, was Vielfalt und

<sup>323</sup> Zur Entwicklung der großen Meinungsforschungsinstitute vgl. Kruke, *Demoskopie*, S. 31-57 und S. 437-475; hier S. 55.

<sup>324</sup> Erhebung über Lage, Tätigkeiten und Freizeitwünsche der Jugend zwischen 14-21 Jahren. Eine Repräsentativ-Umfrage für das Land Hessen durchgeführt vom Beirat für Jugendfragen im Sommer 1950, o. O., o. J. [1951], S. II.

<sup>325</sup> Beirat, Erhebung, S. III-IV.

<sup>326</sup> Ebd., S. III.



Komplexität der Erhebungsverfahren, aber auch, was die Möglichkeiten zur statistischen Auswertung der Daten betraf.<sup>327</sup> Vieles, dessen sich ein empirischer Jugendforscher in den 50er Jahren noch nicht bewusst sein konnte, hat die Methodenforschung schwerpunktmäßig in den 70er Jahren entwickelt und so zu einer besseren Evaluierung und Vergleichbarkeit von Umfragen beigetragen.<sup>328</sup>

Die Datenlage, hier insbesondere der Mangel an Metainformationen, macht es nicht ganz einfach, die Gültigkeit und Zuverlässigkeit der Umfragedaten genauer zu ermitteln. Denn leider befinden sich in den meisten Umfrageberichten kaum Erklärungen zur Methode, und wenn, dann sind diese äußerst knapp gehalten. So vermied man es in den 50er Jahren, sich in die „Lochkarten schauen zu lassen“ und den Weg zu den eigenen Ergebnissen öffentlich und detailliert darzulegen. Die Schnelligkeit des Geschäfts verlangte offenbar auch eine frühzeitige Kassation der für den Historiker interessanten Zwischenergebnisse, Fragebogenentwürfe oder Projektprotokolle. Allensbach legte dabei im Vergleich etwas mehr Wert auf ein eigenes Gedächtnis als EMNID, das nach mehrfachen Besitzerwechseln heute ein gänzlich anderes Institut ist als das der Frühzeit.<sup>329</sup>

Verzerrungen könnten sowohl bei der Datenproduktion als auch bei der Datenaufbewahrung und Datenauswahl entstanden sein – wobei im Bereich der prozessproduzierten Daten immer noch mehr Friktionsfelder zu umgehen sind: Dazu zählt man im Bereich der Datenproduktion das vermutete Eigeninteresse der Auftraggeber, Meinungsforschungsinstitute und Jugendforscher.<sup>330</sup> Im Bereich der Aufbewahrung ist festzustellen, dass die frühen Umfragestudien nicht als Datensätze archiviert, sämtliche Metainformationen meist verschollen oder kassiert sind. In der Phase vor der Gründung des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung war dies üblich, genauso wie die Archivierung von qualitativen Daten bis heute nicht zentral organisiert ist. Wenngleich für historische Re-Analysen hinderlich, kann diese Tatsache selbst schon als ein interessanter historischer Befund gelten. Nicht nur, dass professionelle Datenarchive fehlten; offenbar gab es kein Bewusstsein für eine mögliche Wiederverwendbarkeit von Umfragen und ihrer Metadaten

---

<sup>327</sup> Vgl. für den Progress, aber auch für die fatale Auseinanderentwicklung quantitativer und qualitativer Methoden: Christel Hopf/Walter Müller, Zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: ZUMA-Nachrichten 38 (1994), S. 28-53. Wichtige Elemente dieses Fortschritts vgl. u.a. Heiner Meulemann/Karl-Heinz Reuband (Hrsg.), Die soziale Realität im Interview. Empirische Analysen methodischer Probleme, Frankfurt/New York 1984; Wendy J. Hoag/Klaus R. Allerbeck, Interviewer- und Situationseffekte in Umfragen: Eine log-lineare Analyse, in: Zeitschrift für Soziologie 10 (1981), H. 4, S. 413-426.

<sup>328</sup> Vgl. Abels, Jugend, S. 335. Schließlich ist aber die Umfrage als „Königsweg der empirischen Sozialforschung“ selbst in die Krise gekommen, seit dreißig Jahren kann man von einem „Comeback“ der qualitativen Methoden sprechen. Das neue starke Paradigma in der Jugendforschung hieß „Sozialisation“, was die Kräfteverhältnisse der Jugendsoziologie als Ganzes zu ihren Nachbardisziplinen erneut verschob.

<sup>329</sup> In den verfügbaren Analysen wird lediglich beschreibende Statistik in der Datenanalyse eingesetzt, der Überlieferungsstatus der Quellen und aller Metaquellen ist schlecht: Bei IfD-Allensbach ist immerhin ein Archiv vorhanden, doch die Überlieferungssituation von EMNID-Daten kann man nach zahlreichen Recherchen nur als äußerst unbefriedigend bezeichnen. Laut EMNID-Auskunft von Klaus-Peter Schöppner sind nach zahlreichen Umzügen und Fusionen des Instituts kein Primärmaterial, keine Projektberichte, keine Methodenkonzepte, Interview-Leitfäden oder ähnliches vorhanden. Laut Information vom Leiter des Hans-Brelow-Instituts, Hans-Ulrich Wagner, sind die Informationen zur wichtigen NWDR-Studie von Wolfgang Ernst persönlich bei dessen Weggang mitgenommen worden und heute unauffindbar. Lediglich das DIVO-Manuskript konnte vom Rundfunkarchiv Frankfurt übernommen werden.

<sup>330</sup> Vgl. Baur, Soziologie, S. 228-232.

oder für ein gesellschaftliches Interesse über den Tagesgebrauch hinaus. Es wäre eine Unterstellung, zu behaupten, die Studienmacher wollten die Nachvollziehbarkeit von möglicherweise unsauberen Erhebungs- und Auswertungsmethoden erschweren.<sup>331</sup> Doch dies ist ein großes Problem schon für die methodische Nachvollziehbarkeit in der Zeit selbst. So stehen die publizierten Ergebnisse aus der Markt- und Meinungsforschung bzw. deren monografische Weiterverwendung auch bei namhaften Sozialwissenschaftlern in der Kritik, weil dort kaum Verweise auf die Erhebungs- und Auswertungspraktiken zu finden sind. Aber dennoch liegen zahlreiche verstreute Hinweise vor, die zur Evaluierung des Quellenpotenzials der Umfragen beitragen können, hier grob geordnet nach der Reihenfolge im Forschungsprozess. In der Summe können diese Einzelaspekte die Validität der Daten aus zeithistorischer Sicht bestätigen, bezweifeln oder ablehnen.

### 1.7.2 Pretests und Konzeptualisierungsphase

Pretests gehörten auch in den 50er Jahren konstitutiv zum Erhebungsprozess. Schon bei den frühen amerikanischen Studien nach 1945 war dies so, und DIVO in jedem Fall, aber auch IfD und EMNID haben diesen zentralen Arbeitsschritt ausgeführt. Durch intensive Schulung deutscher Meinungsforscher war für die Institute der Vorlauf, Fragen hinsichtlich ihrer Eindeutigkeit und Verständlichkeit zu testen und in der Folge den Fragebogen im Ablauf zu optimieren, ganz selbstverständlich. Pretests hat es, so wie im Methodenteil von EMNID III zugesichert, also generell gegeben, unklar ist nur, in welchem Umfang dies geschah.<sup>332</sup> Der damals beteiligte Mungo Miller bescheinigt den westdeutschen Meinungsforschungsinstituten für die Zeit um 1952 ein vergleichbares methodisches Niveau wie den amerikanischen:

*The major agencies engaged in market research in Germany today appear to have good knowledge of techniques and methods as judged by the standards of American agencies doing similar work.*<sup>333</sup>

Bei den Shell/EMNID-Studien der Jahre 1953-55 war aber die Befragtenauswahl die eigentliche Setzung, denn sie bestimmte das, was in Umfragen und zunehmend auch im Diskurs als jugendlich galt, stark mit. Die altersmäßige Auswahl (15-24 Jahre) marginalisierte diejenigen Gruppen, die zuvor als ideal-jugendlich gegolten hatten, nämlich Schüler. Nun kam paritätisch auch der weibliche Jugendliche und dominant der junge Arbeiter und Angestellte vor. Entgegen der entwicklungspsychologischen Grundüberzeugung, dass, bedingt durch das frühere Einsetzen biologischer Reifeprozesse, die Pubertät bzw. Akzeleration je nach Geschlecht verschoben ausfällt, werden in den Studien die Altersgrenzen nicht danach gestaffelt.

---

<sup>331</sup> Das vermutet u.a. Scheuch, Situation, S. 343-344.

<sup>332</sup> Im Methodenteil heißt es: „Vor Beginn der Interviews wurden in mehreren Fragebogen-Entwürfen Probetests durchgeführt, um möglichst objektive, wirksame und störungsfreie Fragen zu entwickeln.“ EMNID III, S. 386. So war u.a. EMNID-Gründer Karl-Georg von Stackelberg bei einer USA-Reise 1950 entsprechend vorbereitet worden.

<sup>333</sup> Vgl. Schaefers u.a., Schwierigkeiten, S. 12.

Etwas zweifelhafter wird die Validität der Daten, wenn man sich vor Augen führt, dass mit der Quota-Stichprobe gearbeitet wurde und man überdies wenig über die Praxis in der Feldphase erfährt, wo ja der Einfluss des Interviewers eine schwer zu kalkulierende Größe darstellt und die Repräsentativität bei häufigen Antwortverweigerungen schwindet. Die Grundgesamtheit muss bekannt sein, um ein maßstabsgetreues Abbild der Zielgruppe in der Stichprobe einzufangen; damals ging man von den Ergebnissen der Volkszählung 1950 aus, doch die Zusammensetzung der Grundgesamtheit änderte sich, nicht zuletzt wegen der vielen Flüchtlinge.<sup>334</sup> Zu vermuten ist ferner das bekannte Problem von Interviews im Bekanntenkreis, das die Maxime, das Interview habe ein „Gespräch unter zwei Fremden“<sup>335</sup> zu sein, desavouiert.<sup>336</sup> Das Problem von Antwortverweigerungen bei der Quota-Stichprobe war auch damals schon bekannt.<sup>337</sup> Der Vorteil ist, dass der einzelne Interviewer zeitsparend eingesetzt werden kann, weil er ja nur angehalten wird, Personen zu finden, die den vorgegebenen Quoten in den vorgegebenen Kategorien wie Alter, Geschlecht, Bildung usw. entsprechen. Zeitersparnis heißt für die Institute nicht nur Kostenersparnis, sondern hatte auch mit dem Druck zu tun, Auftraggeber und Öffentlichkeit die Ergebnisse innerhalb kürzester Zeit vorlegen zu müssen. Die potenziell hohen Verzerrungen der Stichprobe, begründet in dem hohen Spielraum des Interviewers, nahm man dabei meist in Kauf.<sup>338</sup> Eine viel höhere – und dann wieder kostspielige – Kontrolle der Interviewer wäre hier notwendig gewesen, um systematische Fälschungen zu reduzieren.<sup>339</sup> Verteidiger des Quota-Verfahrens versuchten dieser schon früh geäußerten Kritik mit Schulungen und strengen Kontrollen zu begegnen. Voraussetzungen, die – neben zuverlässigen statistischen Unterlagen zur Quotenberechnung – notwendigerweise für den Einsatz von Quota erfüllt sein müssen, sind nach Gerhard Schmidtchen:

1. Mit einer spezifischen Quote sorgt man dafür, dass der Interviewer außerhalb seines eigenen sozialen Milieus tätig wird.
2. Der Fragebogen behandelt verschiedene Themen und führt bei allen Gruppen zu gleichmäßig erfolgreichen Interviews.

<sup>334</sup> Friedrich Tennstädt, Kontrollen des repräsentativen Charakters der Stichproben bei Bevölkerungsumfragen, in: Institut, Sozialforschung, S. 203-206; Vgl. Rainer Schnell, Wer ist das Volk? Zur faktischen Grundgesamtheit bei „allgemeinen Bevölkerungsumfragen“: Undercoverage, Schwererreichbare und Nichtbefragbare, in: KZfSS 43 (1991), S. 106-137.

<sup>335</sup> Erwin K. Scheuch, Das Interview in der Sozialforschung, in: René König (Hrsg.), Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Bd. 1, Stuttgart 1962, S. 136-196. Die Adäquatheit von Alltagsgespräch und Interviewsituation, somit die Gewährleistung, alltägliches Verhalten abzubilden, ist dem zunehmenden methodologischen Zweifel ausgesetzt, dass „Interviews eine sehr künstliche Vorgehensweise unter Benutzung äußerlicher Übereinstimmung zu alltäglichem Verhalten sind.“ (Ausgabe 1973<sup>3</sup>, S. 67).

<sup>336</sup> Hinweise bei Wendy J. Hoag, Der Bekanntenkreis als Universum: Das Quotaverfahren der Shell-Studie, in: KZfSS 38 (1986), S. 123-132. Virulenter als in den Umfragen der 50er und 60er erscheint dieses Problem allerdings ab der Zeit, ab der die Umfrageinstitute vorzugsweise Studenten und Schüler als Befragter einsetzen.

<sup>337</sup> So bei dem auch in Deutschland breit rezipierten Claus A. Moser, An Experimental Study of Quota Sampling, in: Journal of the Royal Statistical Society Series A, Part IV, S. 349-405. Generell galt, dass die Verweigerungsquote bei Frauen höher als bei Männern, bei Älteren höher als bei Jüngeren und bei Städtern höher als bei der Landbevölkerung war. So bereits das Statement von DIVO-Mitarbeiter Alfons Raab auf der Weinheimer Tagung 1951. Vgl. Institut, Sozialforschung, S. 211.

<sup>338</sup> Vgl. Elisabeth Noelle-Neumann, Umfragen in der Massengesellschaft, Reinbek 1963.

<sup>339</sup> Anschaulich beschrieben bei Heiner Dorrosch, Meinungsmacher-Report. Wie Umfrageergebnisse entstehen, Göttingen 1994. So berichtete der SPIEGEL am 23. Oktober 1953, dass bei IfD Allensbach im Durchschnitt angeblich monatlich 13 Interviewer als Fälscher entlarvt werden.

3. Jeder Interviewer führt maximal zehn Interviews.
4. Befragtenaufträge sind so verteilt, dass der Interviewer in der Regel an seinem Wohnort interviewen kann.
5. Der größte Teil der Interviews soll in Wohnungen durchgeführt werden.
6. Eine zentrale Leitung des Interviewernetzes soll Varianzen ausschalten.
7. Langfristig gleichförmige Behandlung, d.h. ausgeglichene thematische Beschäftigung des Interviewernetzes.<sup>340</sup>

Unausgesprochenes Hauptargument für die kommerzielle Markt- und Meinungsforschung waren sicherlich die deutlich geringeren Kosten.

*Die dem Interviewer verbleibende Freiheit verringert zwar die Kosten, sie beläßt aber auch die Möglichkeit erheblicher Verzerrungen. Obwohl sich dieses Verfahren empirisch gewöhnlich bewähren soll, läßt sich theoretisch ein Repräsentationsschluß bei Quotenauswahlen nicht rechtfertigen.*<sup>341</sup>

Es sei denn, die Quote entspräche exakt der Verteilung der Merkmale in der Grundgesamtheit. Vermutlich auch aus Kostengründen bleibt Quota in den 50er Jahren das übliche Auswahlinstrument, Zufallsstichproben mussten sich dagegen erst durchsetzen.<sup>342</sup> Prägend waren für die Schriften W. Edwards Demings, der auch das Statistische Bundesamt beriet – und dringend zu Zufallsstichproben riet. Reigrotzkis „Verflechtungen in der Bundesrepublik“ ist mit seiner auf Zufallsstichprobe basierenden Repräsentativität im Forschungskontext der 50er Jahre eher die Ausnahme – eine Ausnahme übrigens auch im Hinblick auf den Umfang, den die methodischen Erörterungen einnehmen. Bei den kommerziellen Instituten arbeiteten sowohl EMNID als auch Allensbach meist mit Quotensamples. DIVO als amerikanische Gründung war hingegen schon früh auf Zufall eingestellt, so auch bei der Landjugenduntersuchung von 1953/54. Die Verweigerungstendenz ist bei Jüngeren in dieser Zeit zwar geringer als in der Gesamtbevölkerung, aber Jugendliche sind bekanntlich durchweg schwieriger erreichbar als andere Altersgruppen oder zu Tageszeiten, an denen nebenberufliche Interviewer gewöhnlich tätig sind, nämlich am späten Nachmittag oder abends, selbst unterwegs. Zu welchen Verzerrungen dies führen kann – z.B. bei Fragen, die das Freizeitverhalten thematisieren – ist mehrfach gezeigt worden.<sup>343</sup>

<sup>340</sup> Gerhard Schmidchen, Die repräsentative Quoten-Auswahl. Bericht über ein Quota-Random-Experiment des Instituts für Demoskopie Allensbach, Allensbach 1961, S. 46-47.

<sup>341</sup> Erwin K. Scheuch, Meinungsforschung, in: Erwin von Beckenrath (Hrsg.), Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 7, Stuttgart 1961, S. 277-285; S. 279.

<sup>342</sup> Gerhard zitiert hier Hans Kellerers Engagement auf der Tagung in Weinheim 1951, auf der der Statistiker des Bayrischen Statistischen Landesamtes die Meinungsforschungsinstitute aufruft, von der Quota-Stichprobe abzurücken: It would be desirable that also the other agencies in Germany engaged in opinion research seriously endeavor to give preference to random sampling over the quota method. For this purpose it is necessary that knowledge of the theory and technique of this procedure be more widely spread in Germany.“ Gerhard, Denken, S. 230. Hans Kellerer, Wesen, Wert und Grenzen des Stichprobenverfahrens für die empirische Sozialforschung, in: Institut, Sozialforschung, S. 103-116. Außerdem: Hans Kellerer, Theorie und Technik des Stichprobenverfahrens, München 1953.

<sup>343</sup> Leopold Rosenmayr, Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter, Wien 1963.

Wie folgenreich für die Jugenddefinition (und also auch für die Interpretation von jugendlichen Einstellungen und Verhaltensweisen) die altersmäßige Eingrenzung auf 15-24-Jährige war, verdeutlicht bereits eine Aufstellung über die soziale Zusammensetzung der Befragten:

**TABELLE 01 Soziale Zusammensetzung der Befragtengruppe EMNID III (1955)**

<b>Arbeiter / Facharbeiter</b>	<b>21</b>
Anlernlinge, Lehrlinge	6
Hilfsarbeiter, ungelernter Arbeiter	8
Facharbeiter	7
<b>Handwerker</b>	<b>20</b>
Lehrlinge	9
Gesellen	11
Meister	0
<b>Landwirtschaftl. Arbeiter</b>	<b>2</b>
<b>Angestellte</b>	<b>29</b>
Kaufm. Lehrlinge, Anwärter, Volontäre	10
Angestellte, Kaufmannsgehilfen	19
<b>Beamte</b>	<b>3</b>
Beamtenanwärter	2
Beamte	1
<b>Selbständige, Freiberufler</b>	<b>3</b>
Selbständige	2
Freiberufler	1
<b>Landwirt</b>	<b>2</b>
<b>Schüler</b>	<b>11</b>
<b>Student</b>	<b>2</b>
<b>Hausfrau</b>	<b>3</b>
<b>Ohne Beruf</b>	<b>4</b>

(EMNID III, S. 395)

Rosenmayr benannte schon 1969 das Dilemma, dass man sich Jugend „via Geburtsurkunde“, also über demografische Altersjahrgänge, festlegen muss, ohne individuell zu berücksichtigen, ob die Kennzeichen einer vorher aufgestellten Jugenddefinition entsprechen: „Wären nicht soziale Festlegungen, wie aktives Wahlrecht usw., bessere Kriterien für eine Abgrenzung?“ Um dann ganz pragmatisch fortzufahren:

*(...) andererseits werden kalendarische Abgrenzungen benötigt, um die Verteilung solcher sozialer Festlegungen wie Beruf oder Eheschließung beschreiben und solche Daten für die Jugendlichen bzw. die ‚jungen Erwachsenen‘ verschiedener Gesellschaften oder sozialer Großgruppen miteinander vergleichen zu können.*<sup>344</sup>

Ein Problem der Vergleichbarkeit, was die Altersklassifikation betrifft, ergibt sich dennoch immer, wenn man Längsschnittvergleiche anpeilt. So nehmen zwar wichtige Hauptstudien die Altersgruppe der 15-24-Jährigen in den Fokus, andere konzentrieren sich hingegen auf die 16-24-Jährigen (DIVO 1957), wieder andere auf die 17-28-Jährigen (Planck 1955), die 15-20-Jährigen (Jaide 1961) oder die 18-22-Jährigen (Pipping 1950). Längsschnittvergleiche werden dann ab den 70ern noch schwieriger: EMNID nimmt 1975 die 13-25-Jährigen ins Visier (obwohl die Studie „Jugend zwischen 13 und 24“ heißt), 1992 sind es die 13-29- und heute zumeist die 12-25-Jährigen. Die Frage nach der Selbstzuordnung bleibt dabei – selbst wenn sie expliziert wurde –

<sup>344</sup> Leopold Rosenmayr, Hauptgebiete der Jugendsoziologie, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung II, Stuttgart 1969, S. 68.

stets ohne Auswirkung auf die Befragtenauswahl.<sup>345</sup> Allein: Altersgrenzen zu setzen ist operational ohne Alternative, wenngleich den Beteiligten die Schwierigkeit einer solchen klaren Einteilung angesichts der in 1.1 beschriebenen sukzessiven Verleihung von Teilreifen durchaus bewusst ist:

*Eine reich differenzierte Gesellschaft in der die Individualität der Gesellschaftsmitglieder vergleichsweise stark zum Zuge kommen soll, setzt sich in einem gewissen Maße über so formale Kriterien hinweg, wie es ein in Jahren quantitativ gemessenes Lebensalter darstellt.*<sup>346</sup>

Gleichwohl bleibt die in den 50er Jahren meist vorgenommene Obergrenze von 24 Jahren bemerkenswert, wurden doch die meisten Erwachsenenrechte schon mit der Volljährigkeit von 21 Jahren verliehen. Womöglich dienten auch hier die USA als Vorbild, denn in der dortigen Jugendforschung war traditionell die Einteilung „persons aged 15 through 24“ üblich.<sup>347</sup> Den sozialen Status eines Vollerwachsenen mochte man einem 22-24-Jährigen offenbar nicht so recht zuschreiben – die von Jugendforschern damals definierte Zwischenphase des „jungen Erwachsenen“ belegt dies.<sup>348</sup> Diese Einschätzung deckt sich mit den meisten Jugendsdiskursen, die, auch wenn das biologisch oder rechtlich definierte Jugendalter längst vorbei ist, in psychologischer Perspektive die „geistig-seelische Reife“ noch nicht zugestehen. Arnold Gehlen etwa sah den psychischen Reifungsprozess des Mannes erst mit über die 30 abgeschlossen, auch Helmut Schelsky verlegte diesen an das Ende des dritten Lebensjahrzehnts:

*Vielleicht ist diese psychologische Definition der Spanne ‚Jugend‘ die umfassendste, da wir den Abschluß der spezifisch jugendlich-plastischen Charakterentwicklung heute im allgemeinen, insbesondere bei der männlichen Jugend, wohl bis an das Ende der 20er Lebensjahre verlegen müssen.*<sup>349</sup>

Von einigen Beobachtern, allen voran Friedrich Tenbruck, wird dieses Phänomen jedoch bereits als das beschrieben oder angedeutet, was man später im Hinblick auf verlängerte Ausbildungszeiten, späteren Berufseintritt und Familiengründung sowie juvenile Lebensstil noch für die gesamten „20er“ als „Postadoleszenz“ bezeichnet hat.

### 1.7.3 Aufbau, inhaltliche Schwerpunkte und Frageformulierung

Die Fragebogenkonstruktion ist der zentrale Schritt bei der Operationalisierung des Forschungsinteresses. Bei der Rekonstruktion des Forschungsinteresses wäre nun der umgekehrte Weg, über

<sup>345</sup> So liegt im 2000er DJI-Jugendsurvey der Anteil der Befragten, die sich selbst „eher als Erwachsener“ bezeichnen, bei 46 (West) bzw. 31 Prozent (Ost). Vgl. Martina Gille/Winfried Hübner (Hrsg.), Unzufriedene Demokraten. Politische Orientierungen der 16- bis 29-Jährigen im vereinigten Deutschland, Opladen 2000. Zeitnah bei Hans Tietgens, Zwischen 15 und 25: die Heranwachsenden, in: deutsche jugend 8 (1959), S. 362-367. Vgl. auch Zinnecker, Jahrzehnte, der weitere Probleme für die erwünschten Längsschnittvergleiche nennt: Offene Fragen werden in geschlossene transformiert, man wechselt zwischen einfachen und mehrfachen Antwortmöglichkeiten, die Skalierung oder der Filter werden verändert, nicht miteinander vergleichbare Vercodung offener Fragen.

<sup>346</sup> Neidhardt, Generation, S. 14.

<sup>347</sup> Vgl. Henry Pratt Fairchild (ed.), Dictionary of Sociology, Aimes 1944, S. 341.

<sup>348</sup> Leopold Rosenmayr/Henrik Kreutz, Eltern und Gleichaltrige als Faktoren sozialen Einflusses bei Jugendlichen und „jüngeren Erwachsenen“, in: Gerhard Wurzbacher, Die Familie als Sozialisationsfaktor. Der Mensch als soziales und personales Wesen. Bd. III, Stuttgart 1968, S. 201-247.

<sup>349</sup> Vgl. Schelsky, Generation, S. 15.

den Fragebogen zu gehen. Die Begrenzung auf die vorgegebenen Schwerpunkte und die Arbeit mit eben diesen Fragebatterien sind nach Allerbeck ein zentraler Aspekt, der Umfrageforschung aus retrospektiver Sicht begrenzt, denn sie kann im Nachhinein nur das „erfragen, was bereits fraglich ist“.<sup>350</sup> Die thematische Struktur der standardisierten Fragebögen, zu des Sekundäranalysten Leidwesen immer schon vorgegeben, bekommt aber für den Historiker eine ganz eigene Bedeutung – und dies nicht nur dann, wenn andere Unterlagen nicht auffindbar sind, weil sie damals nicht archiviert wurden (Zusammensetzung und Führung des Interviewstabes, Vercodung oder Stichprobendefinition). Zentrale Frage sollte für uns sein: Wer steht hinter der inhaltlichen Konzeption, was steht also im Fokus der professionellen Beobachter von Jugend, was blenden diese aus?

Bei der wegweisenden ersten EMNID-Erhebung soll den Selbstaussagen zufolge nach dem ersten Impuls durch die Personengruppen aus der „Praxis“, durch Erzieher und Jugendbetreuer, bereits 1952 Themenkomplexe zusammengestellt worden sein, die dann im Sommer 1953 zu einem „Arbeitsplan“ weiterentwickelt und nach dem Feedback von einem „größeren Kreis von maßgeblichen Stellen und Persönlichkeiten“ schließlich in die Konzeption der Fragebögen mündeten. Vorausgegangen war hier außerdem noch eine „Literaturvorstudie“, in der die jeweils wichtigsten soziologischen und sozialpädagogischen Arbeiten der vorangegangenen Jahre durchgearbeitet und hieraus eine Themenagenda zusammengestellt wurden. Die nicht unproblematische Eingrenzung des Jugendalters auf den weit bemessenen Zeitraum 15-24 Jahre war offenbar weniger eine gezielte Überlegung als vielmehr ein Kompromiss zwischen den im Jugendhof Vlotho tagenden Pädagogen, Soziologen und Psychologen.<sup>351</sup> Nachfolgende Untersuchungen haben diese Altersgrenzen dann übernommen. Bemerkenswert scheint immerhin, dass auch Erzieher und Psychologen an der Urszene der bundesweiten Jugendumfragen direkt beteiligt waren, die prioritäre Zuständigkeit durch die Jugendsoziologie kam wenig später.

Selbsternanntes Ziel war es zunächst, lediglich Informationen über den geistig-seelischen Standort der deutschen Jugend zu sammeln und diese in verständlicher Form aufzubereiten. Und so standen Anfang bis Mitte der 50er Jahre Fragen zu aktuell thematisierten Problemen von Einsamkeit, Verslossenheit und dem Mangel an Vorbildern und Idealen im Mittelpunkt der Untersuchungen. Außerdem erhoben Fragen die Stärke der Bindung an Erziehungsinstitutionen. Wie hoch ist die Akzeptanz von Schule, Staat und Familie, wie integrationsbereit erscheinen die Jugendlichen? Wer sind die Vertrauenspersonen der Heranwachsenden, wie gestaltet sich die Berufsfindung, und wie verarbeiten sie die Unvollständigkeit der Familien sowie die Vaterlosigkeit? Kurz: Dahinter stand ein psychologisches Modell, nach dem es galt, den seelischen Zustand des „Patienten Jugend“ zu untersuchen und zu prüfen, ob Nachwirkungen dessen, was man in den Nachkriegsjahren be-

---

<sup>350</sup> Allerbeck, Demokratisierung, S. 74.

<sup>351</sup> So der knappe Hinweis bei Viggo Graf Blücher, Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute, Düsseldorf/Köln 1966, S. 11.

obachtet und als „Regression ins Negative“ bezeichnet hatte, weiterhin vorhanden waren. Von Bracken resümiert in Folge von EMNID I beruhigt:

*Die ‚Regression ins Negative‘, unter der die Jugend 1945-1948 litt, ist in der Hauptsache überwunden. Das bedeutet nicht, daß die Jugend nun in Ordnung sei und daß wir sie sich überlassen könnten; es besagt aber ganz klar: Der Patient hat das Schlimmste überstanden.*<sup>352</sup>

In EMNID II (1954) erweiterte sich der Frageumfang augenfällig um den Bereich Sport, sicher, weil der Freizeitbereich insgesamt eine so entscheidende Beobachtungskategorie wurde – vielleicht aber auch, weil eine weitere „maßgebliche Stelle“ bei der Vorbereitung der Untersuchung unterstützend mitgewirkt hat und dies dem Deutschen Sportbund nun gedankt wird. In der thematischen Modifikation der Umfragen zwischen 1953 bis 1955 fällt in erster Linie die wachsende Thematisierung von Freizeit auf, auch wenn diese noch nicht die dominante Stellung einnimmt, wie sie sie in den expliziten Freizeitstudien der 60er Jahre bekommen sollte. „Freizeit“ schafft es dann in der methodisch deutlich anspruchsvolleren und differenzierteren Studie von 1965 gemeinsam mit dem zweiten neuen Zentralbegriff „Bildung“ sogar in den Titel.<sup>353</sup> Des Weiteren finden sich neue Fragen im Bereich Berufsbildung und soziale Beziehungen im Betrieb, wohl als Angebot an den ebenfalls neu in den Kreis der Unterstützer eingetretenen Deutschen Gewerkschaftsbund. Eine Erweiterung der Fragestellung zum Lesekonsum geschieht offenbar mit Blick auf die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, alles Stellen, an die EMNID laut Eigenauskunft „von sich aus“ bei der Vorbereitung der Studie herangetreten war.<sup>354</sup> Auch das primäre Interessengebiet der verantwortlichen Forscher mag eine gewisse Rolle gespielt haben: Von Bracken konzipierte 1953, bei prinzipieller interdisziplinärer Offenheit, aus einem eher pädagogisch-psychologischen Erkenntnisinteresse heraus, später sollte der eigene Forschungsschwerpunkt beim Freizeitforscher Blücher einen deutlichen Einfluss auf die Fragen haben. Außerdem sind Fragen, die sich mit dem Thema Arbeitsethos auseinandersetzen und Fragen, die in Richtung Aufstiegsorientierung zielen, regelrechte Dauerbrenner. Sie prägen bereits die sogenannte Hessen-Studie von 1950.<sup>355</sup>

Aufschlussreich sind auch der Aufbau und die Genese der Fragekomplexe: Die Interviews beginnen im Ablauf wie üblich zuerst mit Warm-Up-Fragen, u.a. zu Freizeittätigkeiten, Medienutzung, danach folgen Batterien zu Schule, Beruf und Gesellung, und erst später im Interviewverlauf wird das „heiße Eisen“ Politik angepackt. „Heikle“ Fragen kommen schulbuchmäßig erst allmählich im Gesprächsverlauf vor. Auch gibt es zahlreiche Kontrollfragen, etwa das Nachfassen

---

<sup>352</sup> Von Bracken, Jugend, S. 156.

<sup>353</sup> Vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend. Bildung und Freizeit, o. O. o. J. [1966].

<sup>354</sup> Von Stackelberg, in: EMNID II, S. 5. Hinweise zum möglichen Einfluss der Unterstützer auf Fragebatterien bei Zinnecker, Jugendstudien, S. 414.

<sup>355</sup> Beirat, Erhebung, S. 218-225. Diese Befragung erfolgte schriftlich mit Hilfe von Kreisjugendpflegern, der IHK und Jugendorganisationen, unterstützt erneut durch amerikanisches Methoden-Know-how. Auch wenn die Stichprobe von 10.000 nur zu 36 Prozent ausgeschöpft wird – das Selbstbewusstsein ist schon da. Denn es zeige sich deutlich, „wie die empirische Tatsachenforschung alles bisherige Subjektive an Meinung und spekulativer Theorie über Jugend, Jugendfragen und Jugendarbeit und Jugenderziehung ergänzt und berichtigt.“ (S. III).



zum Leseverhalten durch Fragen wie „Welches Buch hat Ihnen in der letzten Zeit besonders gut gefallen?“<sup>356</sup> Zum Teil werden Staple-Scales eingesetzt – allerdings mit Problemen für Längsschnittvergleiche: Legte man den Befragten in den 50er Jahren noch ein achsstufiges Skalometer vor, agierte man in den 60er Jahren mit einem 7- oder 10-stufigen. Raffinierter wurde es erst einige Jahre später: Gerade auf dem Gebiet der psychologischen Motivforschung kamen Finessen wie Satzergänzungs-, Assoziations- oder Farbttests hinzu. Es wurde zunehmend mit standardisierten Fragebatterien, immer häufiger mit Skalen oder auch mit Sprechblasen agiert. Allgemein und auch in den Jugendumfragen ist noch ein großer Anteil an Wissensfragen zu beobachten, sodass die Umfrageforschung in den Medien teilweise als „methodisch unhinterfragte Darstellung von Wissensbeständen der Bevölkerung“ wahrgenommen wurde.<sup>357</sup> Nicht weniger interessant sind die Antworten auf offene Fragen, geben sie doch auch einen Einblick in das „semantische Umfeld der Zeit.“<sup>358</sup>

1953 erfolgte im Fragebogen eine klare Aufteilung in die Kategorien Familie, Schule, Beruf, Kultur/Medien, Kirche, Politik und Freizeit, was bereits ein Jahr später um Sportfragen sowie um detailliertere Abfragen zum Freizeitverhalten erweitert wurde. Doch dominant blieb auch 1955 das Thema Arbeit, was bei 80-prozentiger Berufstätigkeit in der Befragtengruppe auch konsequent ist, vielleicht aber auch einfach darin begründet liegt, dass Berufsauffassung und Arbeitseinstellung in Folge der Studien von Schelsky, Kluth u.a. für die bundesdeutschen Arbeitsgesellschaft Mitte der 50er Jahre thematisch auf der Hand lagen, darüber hinaus ein besonderes Interesse beim DGB bestand. Fragen zur Familie nahmen überraschend wenig Platz ein, vermutlich auch, weil diese potenziell mit einem gewissen Tabugehalt belegt waren. Jedenfalls findet sich dann erst in den Umfragen der 60er Jahre eine genaue Evaluation von Väter- und Mutterbildern nach Vorgaben „weich“ über „altmodisch“, „verständnisvoll“ bis „streng“.<sup>359</sup>

Zinnecker ist in der Aussage zuzustimmen, dass die Jugendstudien 1953-1955 an der Schwelle zwischen alter und neuer Jugenddebatte stehen.<sup>360</sup> Die „alte“ wird charakterisiert durch die sozialpolitische Sorge um die konkreten Lebens- und Arbeitsverhältnisse, die Thematisierung der materiellen und psychischen Kriegsfolgen, vor allem über Aspekte wie Vereinsamung oder Vaterlosigkeit. Die „neue“ Debatte ist eher gekennzeichnet durch Fragen nach dem Schutz vor niederen Kultureinflüssen und neuen Sozialisationsagenturen.

Bei genauerem Hinsehen allerdings gibt es Unterschiede in der Art der Befragung, beispielsweise wenn man die Fragebögen mit denen aus Allensbachs jährlichen Befragungen vergleicht: Zum Thema Glück wurde gefragt: „Wenn jemand von Ihnen sagen würde: dieser Mensch ist sehr glücklich! – Hätte er damit recht oder nicht?“. Gesellschaftspolitische Aspekte indizierte man durch

---

<sup>356</sup> NWDR, S. 29.

<sup>357</sup> Kruke, Demoskopie, S. 449.

<sup>358</sup> Gerade im Vergleich zu Antworten in einer Replikationsstudie, wie 1985 geschehen. Vgl. Zinnecker, Jugendstudien, S. 410.

<sup>359</sup> EMNID V, v28-v52.

<sup>360</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 438.

„Halten Sie es für möglich, dass auf dieser Welt, und also auch in Deutschland, ein wirtschaftlicher Zustand erreicht wird, unter dem alle, also auch die Besitzlosen, ohne Not leben?“ oder „Würden Sie sagen, dass wir in Westdeutschland viel oder wenig reiche Leute haben?“ Themen, die man in durchaus ausgefeilter Form und Frageformulierung bei erwachsenen Probanden in die Umfrage einbezog, sucht man in den Jugendumfragen allerdings noch vergebens, man blieb hinter den eigenen methodischen Möglichkeiten zurück. Im Grunde ist dies auch schon ein Statement in Richtung der Befragtengruppe, der man offenbar nicht gänzlich zutraute, sich zu essenziellen Dingen ernsthaft zu äußern. Und dies lag, wenn man sich die EMNID-Informationen der Jahre 1949-1965 ansieht, nicht am „Stil des Hauses“ – gleichwohl bleibt die „Institutshandschrift“ weitestgehend eine gedankliche Residualkategorie, solange Praktiken und Routinen nicht dokumentiert sind.<sup>361</sup> Zinnecker weist darauf hin, dass die sich ändernden Standards der Institute, was Auswahl und Pflege des Interviewerstabs, Intervieweranweisungen, Fragebogengestaltung, Stichprobenqualität, Datenpräsentation etc. betrifft, eher als abhängige Größen anzusehen sind: Treibend sind sozialer Wandel, öffentliche Kommunikation und der sich verändernde Sozialstatus der Interviewten.<sup>362</sup>

Zur „Fragilität des Messens“ sei an dieser Stelle exemplarisch eine ausführlichere methodologische Überlegung über die angewandte Fragetechnik auf einem inhaltlich zentralen Feld angeführt: die Vorgaben dessen, wie man Freizeit misst. Die Einstellungs-Verhaltens-Dimension, also die Überlegung, ob man reales Verhalten oder nur Meinungen der Jugendlichen über ihr eigenes Verhalten oder – was wohl wahrscheinlicher ist – eine Mischung von beidem erhebt, ist bei der Analyse von Umfragen ganz basal zu bedenken und von Beginn an Teil der Diskussion. Denn je nach Fragestellung werden auch unterschiedliche Antworten provoziert. So erhalten offene Fragen in der Regel mehr Nennungen als Listenfragen. In der NWDR- sowie in den EMNID-Studien finden sich drei jeweils offene Fragetypen:

1. Womit beschäftigen Sie sich in der Freizeit am liebsten? / Wofür interessieren Sie sich hauptsächlich?
2. Womit beschäftigen Sie sich in Ihrer Freizeit?
3. Wie haben Sie (den letzten Sonntag, den gestrigen Feierabend etc.) tatsächlich verbracht?

Die Frage „Womit befassen Sie sich in Ihrer Freizeit am liebsten?“ ignoriert zunächst die sozial erwarteten oder erzwungenen Tätigkeiten Jugendlicher in ihrer freien Zeit. Doch: Sind Angebote mit partiellem Pflichtcharakter wie der sonntägliche Kirchgang der Freizeit zuzuschlagen? Die Antworten zeigen jedenfalls, dass die Befragten diese, genauso wie in Fragetyp 2, nicht in Zusammenhang mit Freizeit bringen, auch wenn von den 42 Prozent der Jugendlichen, die „regelmäßig“ oder „häufig“ die Kirche besuchen, den Umfragen zufolge über die Hälfte durch ein „Her-

---

<sup>361</sup> Dies bedauern auch Allerbeck/Hoag, Umfragereplikation, S. 761.

<sup>362</sup> Zinnecker, Jugendstudien, S. 455.

„Herzensbedürfnis“ dazu motiviert werden.<sup>363</sup> Hausarbeit wird dagegen genannt – und zwar v.a. von weiblichen Angestellten. Hier ist weniger davon auszugehen, dass es sich tatsächlich um eine Freizeittätigkeit handelt. Vielmehr haben die Befragten wohl einen ganz anderen Freizeitbegriff vor Augen und setzen ihn mit „freier Zeit“ gleich, sodass notwendige Arbeiten wie Kochen, Waschen, Putzen mit in die Nennung der Freizeitbeschäftigungen einfließen. Und dies ist ein ganz grundsätzliches semantisches Problem, denn alle Umfragen aus dieser Zeit lassen den Freizeitbegriff undefiniert. Bei der Aktivität „Weiterbildung“, die den Besuch von Abendkursen der Volkshochschule und privates Selbststudium einschließt, ist ohne vorherige Klärung ebenfalls nicht ganz klar, ob diese dem Freizeitbereich oder doch eher dem Arbeitsbereich zuzuschlagen sind, da diese Kurse doch meist der Verbesserung einer beruflichen Position dienen.

Der entscheidende Nachteil der Frage nach den Lieblingsbeschäftigungen liegt in der Tatsache begründet, dass sie weitgehend nur die Wünsche erfasst, die ja nicht zwangsläufig mit den wirklichen Aktivitäten übereinstimmen müssen. Blücher deckte in seinem Kommentar die teilweise extremen Diskrepanzen zwischen angegebener Präferenz und realer Tätigkeit auf und deutete sie als unterschiedlich starke Verankerung von Freizeitgebieten im Bewusstsein der Jugendlichen. Er unterteilte daraufhin die Tätigkeiten in einerseits „harte“, bei denen Interesse und tatsächliches Verhalten übereinstimmen – diese seien bewusst, intensiv und somit „innengeleitet“ – und andererseits „weiche“, seiner Meinung nach unbewusste und außergeleitete Verhaltensweisen mit reiner Konsumhaltung:

*An die Stelle dieser von innen her, aus einer ganz bewussten Haltung heraus geleisteten Verhaltensweise ist bei der Masse der Gesamtheit aller Jugendlichen von heute (...) ein Sich-treiben-lassen in der Freizeit getreten, die Akzeption des Angebots der Kultur- und Vergnügungsindustrie.*<sup>364</sup>

Die Verbraucherhaltung des Sich-etwas-bieten-lassens dringe auch in vormalig „aktiver Freizeit-erfüllung und personhafter Selbstbildung“ vorbehaltenen Tätigkeiten ein: Lesen wird Informationskonsum, Sport nur Zuschauertum und echtes Musikinteresse wird durch Rundfunkhören ersetzt.<sup>365</sup> Der Übereinstimmungsgrad der Antworten von Fragetyp 1 und 2 stellt sich folgendermaßen dar:

---

<sup>363</sup> NWDR, S. 91.

<sup>364</sup> Blücher, Freizeit, S. 30. Schelsky stimmt zu und spricht von einem „Brauchtum der Moderne“, „wenn man unter Brauch eben jene habitualisierten Alltagsverhaltensformen versteht, die in ihrer Normalität und Routine überhaupt kaum noch Kräfte der Selektion der Handlung, des Vorziehens oder Ablehnens, zulassen“. Schelsky, Generation, S. 350-365.

<sup>365</sup> Blücher, Freizeit, S. 354. Er agiert also mit allesamt schwer messbaren Kategorien („personhafte Selbstbildung“). Kritik, auch zur Dichotomie „harte“/„weiche“ Tätigkeiten findet sich schon bei Erwin K. Scheuch, Umfragen über die deutsche Jugend, in: KZfSS 9 (1956), S. 643-658, insbes. S. 649-650.

**TABELLE 02 Übereinstimmung Freizeitverhalten mit Interessengebiet 1953**

(in %)

Gebiet	Liebblingsbeschäftigungen, -interessen <sup>1</sup>	Beschäftigung <sup>2</sup>	Übereinstimmung
Sport	32	33	70
Handarbeiten/Basteln	29	31	63
Musizieren	11	9	57
Lesen	37	50	54
Tanzen	5	4	53
Jugendgruppen	2	3	35
Private Weiterbildung	7	6	30
Kulturelle Veranstaltungen	4	5	27
Spazieren/ Wandern	9	24	22
Kino	6	10	19

(Blücher 1956, S. 63; NWDR, S. 135)

<sup>1</sup> „Womit beschäftigen Sie sich am liebsten? Wofür interessieren Sie sich hauptsächlich?“

<sup>2</sup> „Womit beschäftigen Sie sich in Ihrer Freizeit?“

Diese Zahlen überraschen teilweise. Wenn beim Wandern noch davon ausgegangen werden kann, dass man es „einfach so“ tut, ohne die Tätigkeit, zumal sie keine Kosten verursacht oder spezielle Fähigkeiten verlangt, als spezielles Interesse zu reflektieren, könnte man doch beim Kino, vielleicht *dem* Highlight außerhäuslicher Freizeitgestaltung, erwarten, dass die Jugendlichen es an erster Stelle ihrer Liebblingsbeschäftigungen nennen. Das Gegenteil ist der Fall. Die offene Frage provozierte in diesem Falle nur 6 Prozent positive Antworten, während die exakte Nachfrage „Gehen Sie gern ins Kino?“ 88 Prozent bejahten.<sup>366</sup> Die Faktenkontrollfrage „Wie oft waren Sie in den letzten vier Wochen im Kino?“ aus EMNID I bestätigt die Popularität des Films.<sup>367</sup>

Aus der teilweise deutlichen Diskrepanz zwischen Verhalten und Bewusstheit des Verhaltens folgerte Blücher, in Anlehnung an Riesmans „außengeleiteten“ Charakter: „Sie gestalten ihre Freizeit weniger, als daß sie sich diese gestalten lassen.“<sup>368</sup> Bedeutet demzufolge der Kinobesuch eine „Kapitulation“<sup>369</sup> vor den universal angebotenen Freizeitbeschäftigungen im Sinne einer Verbraucherhaltung? Aus der zum Teil nachweisbaren Nichtkongruenz von tatsächlicher Tätigkeit und Liebblingsbeschäftigung ein fremd gesteuertes Verhalten zu schlussfolgern, erscheint doch stark verkürzt. Ein Grund ist sicherlich die Tatsache, dass es sich um eine Aktivität handelt, die mit circa 90 Minuten wöchentlich rein quantitativ nicht die gleiche Rolle spielt wie etwa das Lesen. Ein weiterer Grund für die Unterschiedlichkeit der Antworten besteht in der Tatsache, dass den Befragten der Begriff „Freizeit“ (der nur in Frage 2 auftaucht) nicht gänzlich klar war. Eine andere Vermutung weist erneut in Richtung sozialer Erwünschtheit, zeigt an dieser Stelle aber auch erneut die Problematik beim Umgang mit Umfragematerial. Es könnte mit der bewussten Selbstdarstellung der Jugendlichen zusammenhängen, die in ihren Antworten sehr sensibel auf zeitgenössische Diskurse reagierten. Sie wissen, dass bestimmte Vorlieben wie Kino oder neue

<sup>366</sup> Blücher, Freizeit, S. 64.

<sup>367</sup> Lediglich 17 Prozent der Befragten waren kein einziges Mal im Kino gewesen. Mit einbezogen werden muss bei dieser Frage allerdings, dass sie im November und Dezember, also im kinointensiveren Winter gestellt worden ist.

<sup>368</sup> Blücher, Freizeit, S. 121.

<sup>369</sup> Schelskys Vorwort in Blücher, Freizeit, S. V.

Tanz- und Musikstile unter dem Verdacht der Oberflächlichkeit oder gar Unsittlichkeit stehen, sodass man dann im Interview bemüht ist, einen möglichst normangepassten, unauffälligen Eindruck zu erzeugen. Hinzuweisen ist auf die Kritik aus den Bereichen der Psychologie (Film als „Ersatzhandlung“), der Kriminologie (Zusammenhang von Kinobesuch und Verbrechen) und der Pädagogik (Film als Verdummungsmaschine). Eine weitere Unterteilung in passive und aktive Freizeitaktivitäten, so wie sie Blücher vornimmt, ist mit dem vorliegenden Zahlenmaterial jedoch nicht möglich. Problematisch ist sie auch deshalb, weil es streng genommen eine passive Tätigkeit überhaupt nicht gibt, denn auch beim Zuschauen und -hören finden bekanntermaßen kognitive Verarbeitungsprozesse statt. Die Einteilung in diese Dichotomie wird außerdem nicht überzeugend aufrechterhalten, wenn das Zuschauen beim Sport als passiv deklariert wird, ein Theaterbesuch jedoch nicht.<sup>370</sup>

Das angeführte Beispiel illustriert die intensive Suche der frühen Umfrageforschung nach Validität. Beim heiklen Thema „Einstellung zum Nationalsozialismus“ ist dies ebenfalls zu beobachten. Hier ging es unter anderem darum herauszufinden, was der latent autoritäre Charakter überhaupt mit der Einstellung zum Nationalsozialismus zu tun hat – dies erhoffte man mithilfe einer zweifachen Gruppierung und einer anschließenden Überprüfung des Zusammenhangs erheben zu können:

1. Aus den Antworten zur Skala-Frage „Wenn in einer öffentlichen Diskussion unsere heutige Staatsform angegriffen würde, würden Sie dann zu unserem Staat Stellung nehmen?“ wurden drei Kategorien gebildet: Die Jugendlichen, die dem Staat positiv gegenüberstehen (35 Prozent), diejenigen, die dem Staat negativ gegenüberstehen (19 Prozent) und die Unentschiedenen (46 Prozent).
2. Es wurde eine dichotomische Gruppierung in Bezug auf die Einstellung zum Nationalsozialismus vorgenommen: Denjenigen, die bei der Frage nach den Merkmalen des Nationalsozialismus und Eigenschaften Hitlers positive und eingeschränkt positive Wertungen nannten, wurden „gewisse Sympathien“ unterstellt (13 Prozent), diejenigen, die bei beiden Fragen negative Wertungen abgaben, als entschieden gegen den Nationalsozialismus eingestuft (31 Prozent).
3. Die Frage, die auf das Spannungsverhältnis zwischen politischer Interessiertheit und Engagement sowie autoritären Grundeinstellungen abzielt, wurde mit diesen beiden Gruppen gekreuzt, wobei ebenfalls mit der Vorlage von Skalenkarten gemessen wurde.

---

<sup>370</sup> Vgl. die Kritik zur EMNID-, NWDR- und anderen Studien: Scheuch, Umfragen, S. 643-656.

**TABELLE 03 Politische Einstellung 1953**

*„Wie stehen Sie zu folgenden Aussage bzw. wie weit finden Sie sie richtig oder nicht richtig? Statt daß sich jeder allein für die Politik seines Landes interessiert und sich mit verantwortlich fühlt, sollte man das besser nur dem Mann überlassen, der die Staatsgewalt in Händen hat.“ (in %)*

Einordnung	Insgesamt	Für heutigen Staat	Gegen heutigen Staat	Polit. unentschieden	Gewisse Sympathien mit NS	Gegen den NS
+ 4	12	12	13	12	20	8
+ 3	7	6	9	8	14	6
+ 2	9	9	8	9	11	7
+ 1	9	9	8	10	8	8
Keine Einordnung	6	3	3	9	2	2
- 1	10	8	9	11	7	8
- 2	11	11	13	11	8	13
- 3	9	9	9	8	7	10
- 4	27	33	28	22	23	38

(EMNID I, S. 136; S. 279)

Jetzt könnte man schlussfolgern, dass die Frage nach dem autoritären Charakter der Jugend weniger mit der Einstellung zur aktuellen Staatsform, sondern signifikant mit der Einstellung zum Nationalsozialismus zu tun hat. Allerdings gibt es zwei Einschränkungen: Erstens, dass die „gegen den heutigen Staat“ Eingestellten als diejenigen definiert werden, die auf der Skala die Minuswerte -1 bis -4 angaben, die „für den heutigen Staat“ Eingestellten aber nur die Karten +4 und +3 zugesprochen bekamen, somit wurden die Werte +2 und +1 aus nicht ganz verständlichen Gründen den Unentschiedenen zugesprochen. Zweitens steht die Gruppierung der Pro- bzw. Gegen-NS-Eingestellten auf ziemlich wackeligen Füßen, erzeugen diese offenen Fragen doch eine zwar interessante, aber unübersichtliche Gemengelage. So wurde das Merkmal „ein straff organisierter, zentralgesteuerter Nationalstaat“ in der Rubrik „gute Ideen“ eingeordnet und die Antwort „Überschätzung der eigenen Kraft“ unter „Größenwahn“.<sup>371</sup>

Bei allem Bejahen demokratischer Regeln – zum Ausdruck kommt dies zum Beispiel in der deutlichen Ablehnung eines Ein-Parteien-Systems (90 Prozent) – wurde bei den Jugendlichen auch 1961 noch eine prinzipiell zu geringe Tiefe dieser „erwünschten Einstellung“ bemängelt. In der Tat irritiert das inkonsistente Bild, das bei der „Abfragung des Nationalempfindens“ zutage tritt:

<sup>371</sup> Die Einstellung zum Nationalsozialismus bzw. zum 1-Parteien-System (in HICOG-Befragungen noch Anfang der 50er hohe Zustimmungsquoten, war unzweifelhaft die buchstäblich erste und blieb die wichtigste Frage: 1954 sind 50 Prozent ablehnend, 1962 74 Prozent. Vgl. Jaide aus Sicht einer politischen Psychologie: Walter Jaide, Verhältnis der Jugend zur Politik. Empirische Untersuchungen zur politischen Anteilnahme und Meinungsbildung junger Menschen der Geburtsjahrgänge 1940-1946, Berlin-Spandau 1963, S. 96. Zum Konzept der politischen Kultur, auch zum Politikbegriff in den Umfragen vgl. Peter Reichel, Politische Kultur in der Bundesrepublik, Opladen 1981.

**TABELLE 04 Ausprägung des Nationalempfindens 1961**

„Jetzt eine Frage, die das Vaterland betrifft. Dazu möchte ich Sie bitten, diese drei Sprüche einmal zu beurteilen.“  
(=Nach Vorlage einer zehnstufigen Stapelskala von „größter Zustimmung“ bis „größte Ablehnung“, hier in fünf Gruppen zusammengefasst, in %)

	Starke Zustim- mung	Zustim- mung	Keine Stellung- nahme	Ablehnung	Starke Ablehnung
„Achte jedermanns Vaterland, aber das deinige liebe.“	62	29	4	4	1
„Sicherheit und Frieden findet der einzelne nur in einer größeren Gemeinschaft der Völker.“	49	35	5	8	3
„Privates Glück ist wichtiger als weit- gesteckte Ziele“	35	32	7	14	12

(EMNID 1961, S. 120)

Allein: Was wird hier eigentlich abgefragt? Schon der erste Satz enthält gleichzeitig mehrere Dimensionen: die der positiven Empfindung der Nation gegenüber und die der Toleranz und Weltoffenheit. Der Satz über das private Glück würde vermutlich andere Zustimmungsquoten bekommen, wenn er nicht über den Kontext „Nationalempfinden“ eingeführt worden wäre. Wie leicht ein anderer Fragestil und eine andere Frageformulierung die Antworten beeinflussen können, lässt sich auch in probeweisen Vergleichen, z.B. zwischen der NWDR- und der EMNID-Studie, herauslesen.<sup>372</sup>

Einer der wichtigsten Grundsätze ist, dass die Frage so einfach formuliert sein muss, „wie noch eben mit dem sachlichen Zweck der Fragestellung verbunden“, so Scheuch 1962.<sup>373</sup> Dazu zählt eine verständliche, kurze Formulierung, die nicht anbiedernd oder suggestiv ist, die gleichzeitig möglichst nah an der Alltagssprache ist und den Wissensstand der Befragten nicht überfordert. Der Satz „Jugendliche sollten Vorschriften nicht kritisieren, sondern befolgen“ wurde jedenfalls von 53 Prozent der Befragten bejaht.<sup>374</sup> Suggestivfragen wie „Erfüllen Sie regelmäßig Ihre kirchlichen Pflichten“ kamen vor – allerdings eher in den von Interessengruppen selbst konstruierten und durchgeführten Umfragen. Bei EMNID oder bei IfD findet man dies ganz selten bzw. eher Vorgaben wie: „... soll das erlaubt oder nicht erlaubt/verboten werden?“ – ein Effekt, der bei historischen Umfragen noch höher einzuschätzen ist, als heute.<sup>375</sup>

Daneben findet man auch explizit wertende Formulierungen; Formulierungen, die stark mit sozialen Verhaltenserwartungen verknüpft sind. Es ist bekannt, dass, je heikler eine Frage wahrgenommen wird, desto stärker die Effekte der sozialen Erwünschtheit zum Tragen kommen.<sup>376</sup> Dabei darf man unterstellen, dass zahlreiche Frageinhalte, die aus heutiger Sicht harmlos daherkommen, von 16-Jährigen im Jahr 1953 als heikel wahrgenommen wurden – Fragen also, deren wahrheitsgemäße Beantwortung leicht zur sozialen Erwünschtheit tendieren kann.<sup>377</sup> So steht zu

<sup>372</sup> Vgl. hierzu das Beispiel Mediennutzung Kapitel 4.2.2.

<sup>373</sup> Erwin K. Scheuch, Das Interview in der empirischen Sozialforschung, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung Bd. 2, S. 66-190; hier S. 142.

<sup>374</sup> EMNID III, S. 301.

<sup>375</sup> Weischer, Sozialforschung, S. 239.

<sup>376</sup> Jürgen van Koolwijk, Unangenehme Fragen – Paradigma für die Reaktionen des Befragten im Interview, in: KZfSS 21 (1969), S. 864-875.

<sup>377</sup> Andreas Diekmann, Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek 1995, S. 383.

vermuten, dass die normative Erwartungshaltung als hoch angenommen wurde, sodass hier Fragen im Bereich des Ausgehverhaltens, Freizeitkonsums, der Religion, Politik und Erziehungsideale teilweise schon in die Rubrik „heikel“ fallen. Bei Vorgaben wie in EMNID III (F7a) „Trinken Sie gern alkoholische Getränke, machen Sie sich nicht viel aus Alkohol, oder trinken Sie gar keinen Alkohol?“ dürfte die mehrheitliche Antwort der 15-24-Jährigen voraussehbar sein.

Umso wichtiger wird dann eine neutrale Frageformulierung. Schon früh kritisierte Erwin K. Scheuch den Charakter einer Prüfungssituation, welcher auch durch den Duktus der Fragestellung hervorgerufen wird:

*(...) man ist doch offensichtlich der Tendenz erlegen, die bei den öffentlichen Instituten in Deutschland immer noch als typisch angesehen werden muß: ein penetranter Behörden- und Funktionsstil, eine gewisse Unfähigkeit, eine Untersuchung einmal aus der Blickweite des ‚Konsumenten‘ zu sehen, und ein gewisses herablassendes Wohlwollen in der Tonart.*<sup>378</sup>

Gibt es eine spezielle Sprache, in der Jugendliche angesprochen werden sollten? Im Untersuchungszeitraum erscheint diese wohl etwas zu formell, wie auch Scheuch schon zeitnah bemängelte.<sup>379</sup> Die Antwortvorgaben wurden in der Regel mündlich genannt, was nur dann problematisch wird, wenn die Aufmerksamkeit der Interviewten durch zu lange oder viele Antwortmöglichkeiten beansprucht wird oder falls diese nicht das gesamte Spektrum der möglichen Antworten abdecken. Je länger und komplexer die Antwortvorgaben, desto höher die Wahrscheinlichkeit von „Reihungseffekten“. Auch die Reihenfolge der Antwortmöglichkeiten und ihr Einfluss waren damals bekannt, seit längerem ist dies gerade bei Meinungsfragen belegt, die mit jüngeren Befragten arbeiten. Grob gesagt: Bei zwei bis drei Antwortvorgaben gibt es deutliche Primacy-Effekte bei schriftlicher Befragung und Listenvorgaben, einen Recency-Effekt bei mündlicher Befragung – ein Problem, dem man mit vorangehenden Kontext-Fragen begegnen kann.<sup>380</sup> Bei langen Listen tauchen übrigens beide Effekte zugleich auf – Antwortmöglichkeiten in der Mitte werden hier seltener gewählt. Des Weiteren muss auf die Rolle von Kontrastprozessen hingewiesen werden, also die Auswirkung von „extremen Stimuli“ in der Abfolge von Antwortvorgaben. Nach einem klar zugeordneten Item („unbeliebte Persönlichkeit“) wird das nachfolgende umso positiver bewertet.<sup>381</sup> So konnte gezeigt werden, dass, wenn ein extremer Stimulus voraus-

<sup>378</sup> Hier in einer Besprechung der Arbeiterjugendstudien von 1952 und 1955: Erwin K. Scheuch, Untersuchungen über die heutige Situation der deutschen Jugend, in: KZfSS 8 (1956), S. 124-142; S. 329-346 (S. 335). Und auch sein Lehrmeister René König unterstellt vielen empirischen Untersuchungen „eine ganz ungewöhnliche methodologische und forschungstechnische Ahnungslosigkeit“. René König, Praktische Sozialforschung II., Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung, Köln/Berlin 1956, S. 8.

<sup>379</sup> Scheuch, Umfragen, S. 651.

<sup>380</sup> Vgl. Norbert Schwarz/Hans-Jürgen Hippler/Elisabeth Noelle-Neumann, Einflüsse der Reihenfolge von Antwortvorgaben bei geschlossenen Fragen, in: ZUMA-Nachrichten 25 (1989), S. 24-38. Vgl. Marek Fuchs, Kinder und Jugendliche als Befragte. Feldexperimente zum Antwortverhalten Jugendlicher, in: ZUMA-Nachrichten 54 (2004), S. 60-88. Der Einfluss der Befragungssituation (schriftlich/mündlich) ist bekannt, auch hier gibt es erfahrungsgemäß deutliche Unterschiede im Antwortverhalten. George F. Bishop/Hans-Jürgen Hippler/Norbert Schwarz/Fritz Strack, A comparison of response effects in self-administered and Telephone surveys, in: Robert M. Groves et al. (Hrsg.), Telephone survey methodology, New York 1988, S. 321-340.

<sup>381</sup> Schwarz u.a., Einflüsse, S. 28; S. 34. Wobei bei langen Listen Primacy- und Recency-Effekte gleichzeitig auftreten, die in der Mitte genannten Antwortmöglichkeiten werden also mit geringerer Wahrscheinlichkeit gewählt.



geht (z.B. hinsichtlich Beliebtheit), dies deutliche Auswirkungen auf die Bewertung des nachfolgenden Items hat. Aber die Reihenfolgen-Effekte sind in der Forschung schon lange bekannt.<sup>382</sup> Bei geschlossenen Fragen mit mehreren Antwortmöglichkeiten und der Rubrik „Sonstiges“ hat man außerdem das Phänomen (damals noch mehr als heute), dass der Befragte glaubt, der Fragesteller sei nicht an spezifischen Alternativen interessiert bzw. die eigene Einschätzung fiele aus dem normalen Verhaltens- oder Wertespektrum heraus. Man weiß ex post jedoch nicht, ob eine Randomisierung der Antwortvorgaben stattgefunden hat. Zum Teil wurden Listen vorgelegt, damit die Jugendlichen theoretisch über jede Antwortalternative gleich lang nachdenken können – dennoch treten auch hier Primacy-Effekte auf.

Abhängig von der Fragebogenkonstruktion, treten je nach Reihenfolge „Ausstrahlungseffekte“ bzw. „Fragereiheneffekte“ auf, weil sich der Befragte bemüht, möglichst widerspruchsfrei zu bleiben. Zwei Beispiele aus EMNID III für ungünstige Reihenfolgen: Zunächst wurde gefragt, ob in letzter Zeit eine musikalische Veranstaltung besonders beeindruckt hat, und erst danach, ob man eine Veranstaltung besucht hat. Ähnlich ist eine Ausstrahlung in der Abfolge von Frage 25 auf 26 zu vermuten, als zuerst gefragt wird, wie streng man erzogen worden ist und direkt anschließend, ob man sich auf seinen Beruf genügend vorbereitet fühlt.<sup>383</sup> Außerdem sind gewisse Antwortvorgaben problematisch: Durch die auszuwählenden Kategorien werden Normalität und Extremverhalten bzw. -einstellung als gesetzt empfunden. Bei geschlossenen Fragen gibt es kaum die Möglichkeit eines „anderes, und zwar...“. Ansonsten nutzten die Fragebogenkonstrukteure von EMNID das Prinzip des „Funneling“, also den Übergang von allgemeinen zu spezielleren Themenfragen, und auch das Timing, die inhaltlich wichtigsten Fragen im mittleren Drittel zu platzieren. Selten finden sich Verstöße gegen das Gebot der Eindimensionalität. So wird in der Frageformulierung ein Statement noch einmal in andere Worte gefasst, sodass im Nachhinein nicht mehr zu klären ist, auf welchen Teil der Frage sich die Antwortgeber beziehen.<sup>384</sup>

#### 1.7.4 Fragesituation und Interviewerprofil

Die EMNID-Befragungen fanden Face-to-face und bei den Jugendlichen zu Hause statt.<sup>385</sup> Die Dauer der Befragung wird mit etwa 20-30 Minuten angegeben und läge damit im üblichen Bereich. Es soll aber auch mündliche Einzelbefragungen gegeben haben, die etwa eine Stunde dauerten.<sup>386</sup> Im Gegensatz zur heutigen Vorgehensweise, bei der Jugendliche auch meist von jüngeren

---

<sup>382</sup> Stanley L. Payne, *The Art of Asking Questions*, Princeton 1951.

<sup>383</sup> Vgl. Fragebogen in EMNID III, S. 23-32.

<sup>384</sup> Ähnlich bei „Über welche beiden Punkte Ihrer Zukunft bis zum Jahre 2000 möchten Sie besonders gerne Bescheid wissen?“, EMNID III, F8c.

<sup>385</sup> Zur Auswahl des Erhebungsverfahrens und den möglichen Auswirkungen auf die Ausschöpfung und das Antwortverhalten, hier zur selbst berichteten Delinquenz, vgl. Dietrich Oberwittler/Thomas Naplava, Auswirkungen des Erhebungsverfahrens bei Jugendbefragungen zu ‚heiklen‘ Themen. Schulbasierte schriftliche Befragung und haushaltsbasierte mündliche Befragung im Vergleich, in: ZUMA-Nachrichten 51 (2002), S. 49-77.

<sup>386</sup> Einzelne Hinweise zur Machart und Genese der Shell-Studien finden sich bei Jürgen Zinnecker, Fünf Jahrzehnte öffentliche Jugend-Befragung in Deutschland. Die Shell-Jugendstudien, in: ders./Merkens (Hrsg.), *Jahrbuch Jugendforschung* 2001, S. 243-274.

jüngeren Leuten in möglichst lockerer Atmosphäre befragt werden, galt für die 50er Jahre eine viel formellere Norm, was dem Ideal eines „Gesprächs unter zwei Fremden“ näher kommt. Das Siezen war die gebräuchliche Anredeform und prägte 70 Prozent der Gespräche. Die Interviewer waren deutlich älter als 15-24 Jahre und die Anweisungen für die EMNID-Interviewer deuten auf eine „quasi-pädagogische Beziehung“ zwischen Jugendlichen und Interviewern hin.<sup>387</sup> So warnten die EMNID-Anweisungen die Interviewer, dass „Mißtrauen und Verschlossenheit auf der einen Seite, herausforderndes Benehmen oder ‚Angabe‘ des Jugendlichen andererseits“ die Durchführung des Interviews und die Validität der Ergebnisse negativ beeinflussen könnten. „Wenn Sie den richtigen Ton finden und sich ganz auf den Jugendlichen einstellen“, so der Rat des Instituts, seien diese Probleme erfolgreich zu umgehen.<sup>388</sup>

Als Hintergrundgewissheit bei den Probanden wird einige Jahrzehnte später sehr viel präsenter gewesen sein, dass eine solche Befragung „in irgendeiner Verbindung steht mit Marketing und Jugendmarkt, Medienberichterstattung und journalistischem Interview, Computereinsatz und Datenschutz, politischer Meinungsbildung und Öffentlichkeitsarbeit“.<sup>389</sup> Als ein noch wichtigerer Punkt erscheint außerdem die bei Zinnecker zitierte Veränderung des sozialen Vertrauensklimas. Einem Befragten, der sich heute (oder auch schon in den 80er Jahren) zu einem umstrittenen Thema äußert, würde es weniger schwer fallen, eine extreme Position zu beziehen, weil er, subjektiv gesehen, weniger zu riskieren hätte als ein Befragter in den 50er Jahren. Es bleibt außerdem zu bedenken, dass den damaligen Befragten diese Gesprächssituation noch völlig unbekannt war. Dieser Aspekt wird kaum berücksichtigt, wenn in einem Analogieschluss von den teilweise kargen Auskünften der Jugendlichen auf deren verschlossenen und skeptischen Charakter geschlossen wird.<sup>390</sup> Nicht ohne Einfluss auf die Validität der Antworten ist dabei das Alter der Interviewer. Tendenziell dürften die damals befragten Jugendlichen in Einzelgesprächen mit ihnen unbekannten Erwachsenen dazu geneigt haben, sich als eher erwachsen, ernst- und tugendhaft zu präsentieren, zumindest sah der Verhaltenskodex dies vor.<sup>391</sup> Auf Unverbindlichkeit stießen zum Beispiel Fragen, die direkt auf den geistig-seelischen Zustand der Jugendlichen zielten. So erhielt „Worüber haben Sie sich im letzten Jahr am meisten geärgert?“ die Top-Antwort „Das Wetter“. Zwei Jahrzehnte später wurden als Ärgernisse v.a. schulische und berufliche Probleme oder Misserfolge, persönliche Streitigkeiten und das politische Geschehen genannt.<sup>392</sup> Und dies, obwohl EMNID seine Mitarbeiter in speziellen Hinweisen für die Durchführung der Interviews mit den Jugendlichen nachdrücklich auf den „richtigen Ton“ in den Gesprächen hingewiesen hatte:

---

<sup>387</sup> Zinnecker, Jahrzehnte, S. 266.

<sup>388</sup> EMNID II, S. 315.

<sup>389</sup> Vgl. Zinnecker, Jahrzehnte, S. 263-264.

<sup>390</sup> So bei von Bracken, Jugend, S. 155-158.

<sup>391</sup> Aber auch das Gegenteil ist, in einem anderen historischen Kontext, denkbar. So ist für die Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre durchgeführten Jugendbefragungen von der Überbetonung einer rebellischen Selbstdarstellung in den Antworten auszugehen.

<sup>392</sup> EMNID II, S. 154; Blücher, Jugend, Bd. II: Tabellenteil, S. 4.

„Fragen Sie ohne Strenge in möglichst gelockertem Ton.“<sup>393</sup> Die vom Institut angemahnte neutrale Interviewtechnik und die Versicherung, dass Antworten jeder Art vertraulich behandelt würden und ohne Sanktion blieben, erscheinen in der Frühphase der Umfrageforschung umso bedeutender. Bei reinen Quota-Stichproben ist die jeweils sehr subjektive Befragtenauswahl zum Teil problematisch. So wurden in den frühen Shell-Studien keine Jugendlichen befragt, die in Gemeinschaftsunterkünften, also z.B. in Heimen lebten, die Bewohner West-Berlins wurden ebenfalls selten berücksichtigt. Auch die Befragungszeit ist bekanntermaßen nicht unerheblich. Die erste Untersuchung fand beispielsweise im Winter statt, die Vergleichszahlen mit der im Mai durchgeführten Hörerstudie des NWDR zeigen demgegenüber jedoch kaum die vermuteten Effekte. Doch im Gegensatz zu Situation in den 70er/80er Jahren, in denen die Befragungsausfälle v.a. wegen Unit-Non-Response stark, zum Teil bis zu 40-50 Prozent, anstiegen, waren die Ausfälle in der Frühzeit noch gering. Diese lagen bei den bundesweiten IfD-Befragungen Anfang der 50er Jahre im Schnitt bei lediglich 15 Prozent, bei Jüngeren war die Ausfallquote sogar noch niedriger.<sup>394</sup> Generell ist nicht ganz klar, wie Jugendliche der 50er Jahre, die keinerlei Erfahrung mit dem Erhebungsinstrument Umfrage hatten, überhaupt mit der neuartigen Situation umgingen, einem fremden Interviewer gegenüberzusitzen und ihm Rede und Antwort zu stehen. Es mag ihnen womöglich ähnlich wie in der Schule, vielleicht auch wie in der eigenen Familie vorgekommen sein – beides meist hierarchisch strukturierte Formationen, in denen die eigene Meinung nur bedingt frei vorgetragen werden konnte. Die Strukturähnlichkeit mit einem „Verhör“ und die (zumindest familienintern bekannten) Erfahrungen mit den Fragebögen der Alliierten zur Entnazifizierung spielten daneben sicherlich auch noch eine Rolle.<sup>395</sup> Generell muss gefragt werden, was dies für die Aufrichtigkeit bei deutschen Befragten bedeutete. Überspitzt wurde argumentiert, dass es die Deutschen gewöhnt waren, „den Anweisungen der Obrigkeit zu gehorchen“.<sup>396</sup> Auf der anderen Seite zeigen doch gerade die Befragungen im Zuge der Entnazifizierung die vielfältigen Strategien der Verschleierung, des Verschweigens und der Falschantwort.<sup>397</sup> Zu diesem Problem hat es 1950 einen Test zum „Sponsorship effect“ gegeben, in dem

<sup>393</sup> EMNID I, S. 113.

<sup>394</sup> Ludwig von Friedeburg, Zur Frage der Verweigerungen bei Umfragen mit Quoten-Stichproben, in: Institut, Sozialforschung, S. 190-197; S. 190.

<sup>395</sup> So ist auch der mehrheitlich angegebene Grund bei Interview-Verweigerungen 1951, dass die Befragung als Instrument der Regierung, Besatzungsmächte oder der Kommunisten angesehen wird. Weitere Gründe: Zeitmangel und die generelle Ablehnung von Umfragen als „neumodischen Unsinn“. Einige der Befragten ließen die Interviewer abblitzen, weil sie diese für Zeugen Jehovas oder Staubsaugervertreter hielten. Wolfgang Stiebler, „Sind Sie der Meinung, daß...?“ Empirische Sozialforschung in Deutschland, in: Der Monat 6 (1954), S. 123-139; S. 134. Darin, wie in ähnlichen Beiträgen, die sich Anfang/Mitte der 50er Jahre zu Fürsprechern der Umfrageforschung machten, findet sich auch ein plastischer Vergleich für das Funktionieren einer repräsentativen Stichprobenauswahl: „Ein Arzt, der dem Arm eines Patienten einige Kubikzentimeter Blut entnimmt, um eine Blutuntersuchung vorzunehmen, bedient sich dieser Methode genau so wie der Bauer, der, um eine Vorstellung von der Güte seiner Getreideernte zu machen, einzelne Ähren bricht und die Körner zählt.“ (S. 125).

<sup>396</sup> Schaefer u.a., Schwierigkeiten, S. 10. Dies ist in der Anfangszeit den Erwachsenen ähnlich gegangen, wie Scheuch schon früh herausfand: Erwin K. Scheuch, Ein Interview über das Interview, 2 Bde., geb. Diplomarbeit, Köln 1952/53.

<sup>397</sup> In diesem Zusammenhang könnte ein Vergleich mit den Ergebnissen der Studie Jugend 1955 – Erwachsene 1985 Aufschluss geben. Erwachsene in der Rückschau auf ihre Jugend in den 50ern: Je länger das Geschehen zurückliegt, desto verzerrter die Wahrnehmung, wie man aus der Biografieforschung weiß. Erfahrung mit Befragungserfahrung

zwei identische Fragebögen benutzt wurden, jedoch einer mit amerikanischer Firmierung, der andere mit einem fiktiven deutschen Institutsnamen: Es gab tatsächlich einige Unterschiede im Antwortverhalten und somit den Beweggrund für die Gründung eines deutschen Umfrageinstituts – eben DIVO.<sup>398</sup> Dementsprechend waren die EMNID-Interviewer angehalten, Hinweise auf den Urheber, das EMNID-Meinungsforschungsinstitut, sowie auf die spätere wissenschaftliche Nutzung der Daten und den vertraulichen Umgang mit ihnen zu geben. Als Beispiel für ein Eingangsstatement wurde den Interviewern mit auf den Weg gegeben:

*Wir führen Umfragen durch, die nur für wissenschaftliche Zwecke ausgewertet werden. Wir wollen uns diesmal nur an junge Menschen wenden. Ich möchte mich mit Ihnen über einige Probleme unterhalten, die im Leben eines jungen Menschen vielleicht einmal von Bedeutung sein können.*<sup>399</sup>

Nichtsdestotrotz: Besonders schwierig gestaltete sich die Erhebung politischer Einstellungen. Einerseits war die Mehrzahl der Jugendlichen kaum in politische Diskurse eingebunden, in der Schule wie im Elternhaus war die Meinung der Jugendlichen zu politischen Themen wenig gefragt. Umso mehr musste die Jugendlichen irritieren, nun doch Stellung nehmen zu dürfen bzw. zu müssen. In einer Gesprächssituation mit einem Erwachsenen – so kann bei einem Teil der Befragten vermutet werden – wird zur Unterstreichung der eigenen Ernsthaftigkeit politisches Interesse vorgegeben, selbst wenn dieses nicht oder kaum vorhanden ist. Dieser Bias wird möglicherweise durch eine andere Gruppe ausgeglichen, die politische Abstinenz als Norm bei weiten Teilen des sozialen Umfelds als gegeben sieht, man sich demzufolge auch selbst mit Äußerungen zurückhielt. Und abgesehen von politischen Meinungsäußerungen: Hat man generell bei Einstellungsfragen so geantwortet, wie man glaubte, dass es von Seiten des Interviewers (resp.: der zum Teil anwesenden Eltern) erwünscht sei? Es ist zumindest zu vermuten, dass Normalitätsvorstellungen einen erheblichen Einfluss auf das Antwortverhalten der Jugendlichen hatten. Doch falls die Effekte der sozialen Erwünschtheit wirklich so groß waren, dann sagen die Zahlen etwas anderes Aufschlussreiches aus: die gemeinsamen Vorstellungen politischer, kultureller und gesellschaftlicher Normalität in der frühen Bundesrepublik aus Sicht der Jugendlichen. Öffentliche Meinung würde dann verstanden als diejenigen Anschauungen, die man in umstrittenen Feldern äußern kann oder unter bestimmten Bedingungen sogar äußern muss, will man sich als Individuum gesellschaftlich nicht isolieren.<sup>400</sup>

Auffällig ist, dass sich weibliche Befragte in besonderer Weise auf Antwortmöglichkeiten wie „weiß nicht“, „vielleicht“ und „etwas“ zurückzogen. Dies bestätigt Erkenntnisse aus dem Auf-

---

und Einstellung zur Umfrageforschung haben keinen Effekt auf die Messqualität – das glaubt Köttinger, Gültigkeit, S. 95.

<sup>398</sup> So Schaefer als ehemaliger Interviewer für die Opinion Surveys Section der amerikanischen Militärregierung. Schaefer u.a., Schwierigkeiten, S. 10.

<sup>399</sup> So die Einleitungssätze laut Original-Fragebogen aus einer EMNID-Befragung von 1961. Jaide, Verhältnis, S. 136.

<sup>400</sup> Vgl. die Theorie der Schweigespirale bei Elisabeth Noelle-Neumann, Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut, München 1980, S. 91. Die Beiträge von zeitgenössisch wahrgenommenen Veränderungen vom Begriff und der Produktion von „Öffentlicher Meinung“ sind zahlreich. Vgl. u.a. Hanns Braun, Wandlungen des Begriffs „Öffentliche Meinung“ in Deutschland, in: Publizistik, H. 1 (1957), S. 3-9.

sehen erregenden „Gruppenexperiment“ des Frankfurter Instituts für Sozialforschung von 1950/51. So gab es in der Haltung zu den NS-Verbrechen zwei „Meinungswährungen“, die „öffentliche“ und die „nichtöffentliche Meinung“. Dies macht nicht nur die Konsistenz nationalsozialistischer Denkweisen bewusst, sondern auch die Fragilität der Quelle Meinungsumfrage, gerade in der Zeit ihrer frühen Erfolge. Das Experiment zeigt im Antwortverhalten eine Doppelbödigkeit, die man den unerfahrenen Probanden eigentlich nicht zugetraut hatte. Die jüngste Gruppe der unter 21-Jährigen hatte bei den Frauen insgesamt übrigens weniger antisemitisch und der Demokratie und dem Westen freundlicher gegenüber geantwortet.<sup>401</sup>

Dass Befragte mit formal niedrigerem Bildungsstand häufiger die Antwort verweigern als diejenigen mit hohem, finden wir damals wie heute, außerdem häuften sich Antwortverweigerungen zu vielen, v.a. die Politik betreffenden Fragen bei Mädchen öfter als bei Jungen. Dass diese weibliche Zurückhaltung um ein Vielfaches höher ausfiel als heute, ist selbst schon ein wichtiges Ergebnis im Hinblick auf die wesentliche Gender-Frage. An dieser Stelle erweist sich ein Teil der Legitimationsstrategie der ersten Shell/EMNID-Studien als interessant: Die Tatsache, dass die Jugendlichen, denen prominente Pädagogen und Psychologen das Kennzeichen „Verschlossenheit“ attestiert hatten, offen und auskunftsfreudig an den Befragungen teilnahmen, wurde nicht ohne Stolz als ein Befund „an sich“ verkündet.<sup>402</sup> Tatsächlich sind die Fragen mit dem höchsten Anteil an „k.A.“ neben schwierigeren Wissensfragen zum Beispiel nach bekannten Bildhauern oder dem dialektischen Materialismus bzw. mittelschweren quasi Quiz-Fragen nach Ministern der Bundesregierung diejenigen, die eine eigene politische Einschätzung oder Stellungnahme verlangten („Worin würden Sie für uns Deutsche die wichtigste Zukunftsaufgabe sehen?“) oder eine Reflexion über das eigene Lebenskonzept und persönliche Zukunft („Auf welche beiden Leistungen, die Sie gerne in Ihrem Leben vollbringen möchten, würden Sie besonders stolz sein?“). Auf das Niveau von einem Drittel, bei weiblichen Jugendlichen auf ca. 50 Prozent, stieg die Quote der Antwortverweigerungen, wenn es um die Merkmale des Nationalsozialismus oder kennzeichnende Eigenschaften Hitlers ging. Ganz oben bei den Antwortverweigerungen standen aber auch die traditionellen Fragen nach Vorbildern und bewunderten Persönlichkeiten.<sup>403</sup>

Der Item-Non-Response ist, insgesamt gesehen, im Vergleich zu späteren Shell-Studien enorm hoch, während allerdings die Quote eines Unit-Non-Response von den 50er bis zu den 80er Jahren von 4 auf 16 Prozent stieg ist.<sup>404</sup> Dies hat zum Teil sicher mit dem gestiegenen Bildungsniveau der Befragten zu tun. Man kann dies als Indikator für den temporären sozialen Vertrauensverlust nach dem Zweiten Weltkrieg deuten, die hohe Sprachlosigkeit bei bestimmten Fragen (Politik, deutsche Vergangenheit, persönlich-berufliche Lebensplanung) aber auch in der anerzogenen Zurückhaltung im Gespräch mit Erwachsenen begründet sehen, vor allem, was mögliche Kontroversen

---

<sup>401</sup> Theodor W. Adorno/Walter Dirks (Hrsg.), Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, bearb. von Friedrich Pollock, Frankfurt 1955, insbesondere S. 247-250.

<sup>402</sup> Von Bracken, Meinungsforschung, S. 120.

<sup>403</sup> Vgl. Tabellenteil in EMNID III, S. 157-379.

<sup>404</sup> Richard Költringer, Gültigkeit von Umfragedaten, Wien/Köln/Weimar 1983, S. 125.

und politische Themen betrifft.<sup>405</sup> Aufschlussreich erscheint auch die Analyse, bei welchen sozio-demografischen Gruppen eine besondere Verweigerungshaltung, hier zur Frage nach den Merkmalen des Nationalsozialismus, zu beobachten war. Demnach sind es tendenziell eher die Befragten in kleinen Orten, Kinder aus dem landwirtschaftlichen und dem Arbeitermilieu, eher die Mädchen und eher die jüngere Gruppe der Befragten. Mit gehobener Schulbildung äußert man sich wesentlich eher zu heiklen Themen.

**TABELLE 05 Merkmale zum Nationalsozialismus, Keine Antwort 1954/1955**

	k.A., %
WOHNORTGRÖßE (1954)	
<2000	48
2000- bis unter 10.000	36
10.000 bis unter 100.000	25
100.000 und mehr	30
VATERBERUF (1954)	
Landwirte	43
Arbeiter	39
Angestellte	34
Selbständige / Freie Berufe	30
Beamte / Behördenangestellte	28
GESCHLECHT (1954)	
Weiblich	42
männlich	29
JAHRGÄNGE (1954)	
1937-1939	50
1934-1936	37
1930-1933	20
BILDUNGS-BERUFSABSCHLUSS (1955)	
Berufstätige mit Volksschulbildung	48
Schüler	38
Berufstätige mit gehobener Bildung	21

(EMNID II, S. 241-243; EMNID III, S. 306)

Und selbstverständlich stellt sich auch hier die wichtige Frage nach den „Interviewereffekten“. EMNID selbst spricht davon, dass man eine „zahlenmäßig kleine Gruppe“ an „besonders befähigten Interviewern“ mit der Feldarbeit betraut habe. Bei der Studie 1953 wurden die fast 1.500 Interviews von 93 Befragern durchgeführt, 1954 waren schon 141, und 1955 dann 149 Personen „aus dem ständigen Interviewerstamm des Instituts“ im Einsatz, wobei 1954 33 Interviewer im Team waren, die schon ein Jahr zuvor beteiligt gewesen waren, 25 vom Ursprungsteam machten auch ein Jahr später noch mit.<sup>406</sup> Dies ergibt schon eine gute Quote von 10 bis 15 Interviews pro Mitarbeiter, eine Quote, die mit dazu beitragen kann, Fälschungen zu vermeiden.<sup>407</sup> Wie geschult die Fragesteller waren und ob sie, wie von Allensbach als ideal beschrieben, tatsächlich „kontaktfähige Pedanten“<sup>408</sup> waren, ist nicht zu eruieren.

Die Interviewereffekte müssen also im Nachhinein als hoch taxiert werden. Zu wenig wusste man noch über die Einflüsse, die Geschlecht oder Alter des Interviewers haben konnten, welche Ver-

<sup>405</sup> Elisabeth Noelle-Neumann/Edgar Piel (Hrsg.), Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953-1979, München 1983, S. 93; vgl. Gabriel A. Almond/Sidney Verba, The civic culture. Political attitudes and democracy in five nations, Princeton 1963.

<sup>406</sup> EMNID I, S. 6; EMNID II, S. 6. Vgl. EMNID II, S. 317, EMNID III, S. 384.

<sup>407</sup> Das deckt sich jedenfalls mit den Erfahrungen und Empfehlungen Noelles. Vgl. Noelle, Umfragen, S. 193.

<sup>408</sup> Ebd., S. 165.

zerrungen die Anwesenheit Dritter bewirken.<sup>409</sup> Ein Beispiel findet sich in einer Studie von 1964. Sexuell-moralische Normen sollten über folgende Frage abgefragt werden:

*Wie würde man im Kreise Ihrer Altersgenossen sich zu folgender Geschichte äußern? „Ein junges Mädchen hat ein Verhältnis mit einem Mann und findet heraus, dass er ähnliche Beziehungen zu anderen Mädchen hat. Würde man darüber entsetzt sein und den Mann verurteilen? Würde man sagen, das Mädchen hat selbst schuld, warum lässt sie sich mit einem Mann auf so etwas ein? Würde man es als ziemlich normal hinnehmen, als etwas, worauf ein Mädchen gefasst sein muss?“*<sup>410</sup>

Immerhin erhielt man von 95 Prozent der befragten 23-Jährigen eine Antwort, was bei diesem heiklen Themengebiet sicher ein außerordentlich hoher Wert ist. Fraglich ist aber, wie dieser zustande gekommen ist, wie eigenmächtig zum Beispiel die Interviewer in das Gespräch eingriffen, Antworten beeinflussten oder sogar fälschten. Zuwenig ist über die Interviewsituation bekannt. So wäre interessant zu erfahren, wie gut die Kontaktergebnisse mit dem Profil des Interviewers korrelieren. Immerhin: Eine Betrachtung der Unterschiedlichkeit im Antwortverhalten in Abhängigkeit vom Geschlecht des Interviewers gibt Hinweise auf die vermuteten Interviewereffekte.<sup>411</sup>

**TABELLE 06 Urteil der Altersgenossen nach Geschlecht des Befragten/des Interviewers 1964**

(23-Jährige Hamburger, in %)

		Geschlecht des Interviewers	
Geschlecht des Befragten		Männl.	Weibl.
Männl	Mann verurteilen	13	21
	Frau verurteilen	46	38
	Ziemlich normal	36	36
	k.A.	5	5
Weibl	Mann verurteilen	25	16
	Frau verurteilen	42	46
	Ziemlich normal	26	36
	k.A.	7	2

(Pfeil, S. 174)

Das Vier-Augen-Gespräch gilt meist als Idealfall für das standardisierte Interview.<sup>412</sup> Bei den frühen Jugendumfragen ist dies leider nur eingeschränkt der Fall: So weiß man, dass 80 Prozent der Interviews 1955 ohne und 17 Prozent „in Anwesenheit von Zeugen“, also meist im Beisein der Eltern durchgeführt wurden.<sup>413</sup> Laut EMNID-Selbstauskunft war die Anwesenheit von Familienmitgliedern gerade auf dem Dorf oft unvermeidlich. Immerhin wohnten 1954 85 Prozent der 15-24-Jährigen noch zu Hause. Wie stark aber die Eltern in das Interview eingriffen, ist nicht be-

<sup>409</sup> Karl-Heinz Reuband, Dritte Personen beim Interview. Zuhörer, Adressaten oder Katalysatoren der Kommunikation?, in: Heiner Meulemann/Karl-Heinz Reuband (Hrsg.), Soziale Realität im Interview. Empirische Analysen methodischer Probleme, Frankfurt/New York 1984, S. 117-156. Einflüsse äußerer Interviewermerkmale auf die Ergebnisse schon diskutiert bei Noelle, Umfragen, S. 164-201. Daneben ist bekannt, dass es sogar „Dialekt-effekte“ gibt.

<sup>410</sup> Elisabeth Pfeil, Die 23-Jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtsjahrgang 1941, Hamburg 1968, S. 172.

<sup>411</sup> Dass gleichgeschlechtliche Interviewer die Neigung zu Stereotypen verstärken, wurde schon damals vermutet, aber in der einschlägigen Literatur nicht eigens thematisiert oder als Scheinkorrelationen abgewertet (Noelle-Neumann, Umfragen). Vgl. Hoag/Allerbeck, Interviewer- und Situationseffekte.

<sup>412</sup> Denkbar ist aber auch, dass anwesende Dritte als Kontrollinstanz gegen Falschaussagen, insbesondere bei heiklen Items, wirken.

<sup>413</sup> Vgl. EMNID III, S. 392. 1965 ist dies sogar ein Drittel EMNID V, v474.

bekannt. Dass aber Fragen zu Themen, die Elternhaus, Schule, Staat oder Freizeitbeschäftigungen allein durch die Anwesenheit der Eltern andere Antworten evozierten, liegt auf der Hand, der Einfluss anwesender Dritter war aber zum damaligen Zeitpunkt noch kaum in der Diskussion.<sup>414</sup>

#### 1.7.5 Von der Datenaufbereitung zum Tabellenband

Weniger noch als über die Datenerhebung weiß man über die Datenaufbereitung und Datenbereinigung, zum Beispiel, wie mit fehlenden Werten umgegangen wurde und wie der Vercodungsprozess ablief. Die Antworten auf offene Fragen sind nicht immer rekonstruierbar, man ist auf die korrekte und bei einem Zeitvergleich auch gleiche Vercodung angewiesen. Sicher wurden im Pretest die Fragentexte und Antwortkategorien überprüft. Einige verstreute Hinweise deuten immerhin darauf hin, dass es, zum Beispiel bei DIVO, eine aufwendige Aufbereitung der erhobenen Daten gegeben haben muss, ebenso eine Qualitätskontrolle und sorgfältige Vercodung, so zum Beispiel für den Fall der Vercodung von „illegitimen“ Mehrfachnennungen: Wenn der Interviewer trotz der Vorgabe, nur eine Nennung zu notieren, mehrere Antworten eintrug, wurde in der Datenaufbereitung für die Lochkartenauswertung noch einmal standardisiert.<sup>415</sup>

Das Jugendwerk der Deutschen Shell AG verschickte die Tabellenbände 1954/55 an offizielle Adressen der Jugendarbeit und an Anfragende, versehen mit einem knappen Kommentarteil, der nur wenige Bemerkungen zur Erhebungsmethode enthielt. Interpretationen wurden mittelbar dennoch über die Auswahl der ausgewerteten Befunde vorgenommen. Auch die Aufschlüsselungen von bestimmten Merkmalsausprägungen sind Selektionsprozesse, die die weitere Bewertung mitsteuern, indem sie gewisse Zusammenhänge suggerieren, andere vernachlässigen.<sup>416</sup> Während EMNID für die Datenanalyse und Publikation nur wenige Monate benötigte, waren es beim NWDR gut 1 ½ Jahre. Laut Selbstauskunft waren diese Ergebnisse auch ursprünglich gar nicht zur Veröffentlichung gedacht gewesen, erst der Juventa-Verlag hatte dies angeregt.<sup>417</sup> Die Motivation geht laut NWDR-Selbstauskunft von einem hohen öffentlichen Interesse an den Problemen der Jugend aus. Somit sei die Studie eine Service-Leistung, um jedem Publizisten, der mit und für die junge Generation arbeite, „möglichst sachliche und exakte Unterlagen“ zu liefern.<sup>418</sup>

---

<sup>414</sup> Etwas später als in der amerikanischen Literatur: Hartmut Esser, Der Befragte, in: Jürgen van Koolwijk/Maria Wieken-Mayser (Hrsg.), *Techniken der Empirischen Sozialforschung*, Bd. 4, München 1984, S. 107-145. Dann 1976: Allerbeck/ Rosenmayr, Einführung. Daraus ein Beispiel: Werden Mädchen/junge Frauen in Gegenwart ihres Vaters nach Freunden und Freundinnen befragt, nennen diese seltener männliche Freunde als in der Situation ohne Beisein des Vaters. Außerdem: Hoag/Allerbeck, Interviewer, S. 421-426.

<sup>415</sup> Reigrotzki, *Verflechtungen*, S. 261-271. Dass Interviewerkontrolle beim Zufallsverfahren wegen der festen Adress-Vorgaben leichter ist als beim Quotaverfahren, liegt dabei auf der Hand.

<sup>416</sup> Heute werden die Ergebnisse der jeweils aktuellen Shell-Studie einer „interessierten Öffentlichkeit“ mit einem ungleich größeren Medienaufwand vorgestellt und gelten dann für ein paar Jahre als quasi-offizielles deutsches Jugendbild. Doch selbst hier kann wie damals die appellative Funktion als gering gelten – bis heute bleiben die Erwachsenen im Diskurs über die Jugend weitestgehend unter sich. Die Tatsache, dass die Probanden in den neuesten Studien auch wirklich zu Wort kommen und in Kurzprofilen oder -interviews ihre Sicht auf die Welt vermitteln können, kann noch nicht als eigener Diskussionsbeitrag gelten, sondern ist der Re-Integration qualitativer Methoden geschuldet. Vgl. die Einzelportraits in: Shell, *Jugend 2006*.

<sup>417</sup> Wolfgang Ernst im Vorwort zu NWDR, S. 8.



liefern.<sup>418</sup> Die NWDR-Kommentatoren, von keinem Werbeinteresse geleitet, trauten sich in den Tabellenbänden auch mehr Interpretation zu. Dass sich aber in den groben Tendenzen die Ergebnisse beider Studien ungefähr entsprechen, kann als gutes Zeichen für die Einschätzung der Validität gewertet werden, und das, obwohl sich die Untersuchungsgruppe etwas anders zusammensetzte.<sup>419</sup>

Offen gestand EMNID in den publizierten Tabellenbänden mögliche Fehlerquellen ein und ging unter anderem auf das Problem der sozialen Erwünschtheit ein, auf bewusste oder unbewusste Interviewereffekte und auf Fehler beim Codieren und Auszählen.<sup>420</sup> Deutlich wird, wie stark sich die Auswertungsteile der jeweiligen Studienberichte auf einige der drängenden Fragen konzentrierten. In einer Beruhigungsrhetorik stellen die Kommentatoren eine Normalität von Jugend heraus – eine Normalität vor dem Hintergrund der publizistischen Befürchtungen bezüglich materieller Orientierung, Medienkonsum, politischer Einstellung und Vereinsamung. Der Ton des Kommentars war zwar durchweg nüchtern, doch bemühte man sich, Signale zu senden, denen zufolge man über den Stand der aktuellen Jugends Diskussionen und über die Problematik gewisser Themen im Bilde war und dass man die Sorgen der potenziellen zukünftigen Auftraggeber in Politik und Jugendarbeit verstehe.<sup>421</sup> Konkrete Vergleiche zu anderen Altersgruppen wurden nicht gezogen und damit der Frage ausgewichen, was man denn empirisch als eigentlich jugendgemäß bezeichnen könnte. Selten und – jedenfalls im engen Kontext der Studien – recht vorsichtig versuchten die Kommentatoren, einen Vergleich mit einem Gestern (und das heißt: mit der Jugend der 20er Jahre!) zu ziehen, über das es bekanntermaßen keine entsprechende Datenbasis gibt.

Die NWDR- und die EMNID-Ergebnisse eigneten sich fortan als Munition für Interessenverbände aller möglichen Couleur. So stellte der Arbeitgeberverband 1955 zufrieden fest, dass dies jetzt eindeutig keine Nihilismus- oder Ohne-mich-Jugend sei: „Allensbach und Bielefeld beweisen es!“ In ihrer überwiegenden Mehrheit neige die Jugend nämlich zur „wirtschaftlich tüchtigen Bürgerlichkeit, ist anpassungsfähig, aktiv, gutwillig und aufgeschlossen für alle Neuerungen der Zivilisation“. Letztendlich werde die junge Generation damit „zur großen Hoffnung für die Zukunft des ganzen deutschen Volkes!“, so Arbeitgeberpräsident Paulssen.<sup>422</sup>

Auch der Bundestag rezipierte die Umfrageergebnisse punktuell, doch erst die Zahlen der 1964er-Studie wurden offizielle Basis für die Bundesjugendpolitik. Die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie produzierte EMNID-Untersuchung von 1964 geht in den ersten Jugendbericht der Bundesregierung „Über die Lage der Jugend und die Bestrebungen der Jugendhilfe“

---

<sup>418</sup> NWDR, S. 8.

<sup>419</sup> So hat die Hörerforschung lediglich das Gebiet des Nordwestdeutschen Rundfunks, also die Bundesländer Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein, Hamburg und Niedersachsen im Blick, was im Vergleich zum Bundesschnitt ein Übergewicht der Protestanten nach sich zog.

<sup>420</sup> EMNID I, S. 129.

<sup>421</sup> Manchmal sind dies nur kleine, sprachliche Signale, wie im Unterkapitel zum Thema Film in EMNID II, S. 110: „Das bewegte Bild suggeriert eine Wirklichkeit, es ‚überwältigt‘ und verführt zur Identifikation.“

<sup>422</sup> Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände: Die junge Generation in unserer sozialen Ordnung. Ein Wort der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zu den Problemen der jungen Generation, o. O. [Köln] o. J. [1955], S. 12-13, S. 3, S. 21.

ein. Dies war nach den drei EMNID-Studien 1953-55 auch das erste Mal, dass Analyse- und Tabellenteil separat voneinander publiziert wurden. Expertenwissen für Regierungshandeln oder doch zumindest für die Legitimierung von Politik – die empirisch-quantifizierende Jugendforschung hatte es geschafft und drang in die Politikberatung ein, die Medienaufmerksamkeit stieg. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass die instrumentelle Verwendung von Umfrageergebnissen in der jugendpolitischen Kommunikation häufig nicht mehr als eine Alibi-Funktion hatte. Außerdem gab es Stimmen in der Politik, denen die Umfragedaten allein offenbar zu abstrakt waren, zu wenig konkrete Hilfestellung bei der Beantwortung jugendpolitischer Fragen gaben. Hierzu bemerkte die SPD-Jugendexpertin Irma Keilhack im Zusammenhang mit der Diskussion über die Gründung eines Jugendinstituts vor dem Deutschen Bundestag 1956:

*Ich glaube, daß die ernsthaften Leute in unserem Volke sich nicht mit einer Beantwortung zufrieden geben werden, wie sie durch zweifellos in vielfacher Hinsicht interessante Feststellungen von Meinungsforschungsinstituten und ähnlichen Einrichtungen erfolgte. Wir alle erwarten ein wirklich gutes Bild von Erkenntnissen, die uns sachliche und objektive Hinweise geben, wirklich durchgreifende Hilfen einzuleiten.* <sup>423</sup>

Die traditionelle qualitative Analyse von meist schriftlichen Zeugnissen jugendlicher Innenansicht (Tagebücher, Briefe, Aufsätze) waren durch die repräsentativen Surveys nicht nur ergänzt, sondern zum Teil verdrängt worden.<sup>424</sup> Selbst einer der konservativsten Jugendforscher, Hans-Heinrich Muchow, konzidierte:

*Wir halten sie [die Umfrage, P.J.] nur dann für sinnvoll, wenn sie nach Fakten, also z.B. danach fragt, ob der Befragte ein Musikinstrument spielt, ob er Schallplatten – und aus welcher Periode der Musikgeschichte – sammelt und oder wie er seine Freizeit (...) ausfüllt.* <sup>425</sup>

Gänzlich konnte auch ein geisteswissenschaftlicher Hermeneut „alter Schule“ die neuen Erhebungsmethoden nicht ignorieren. Gleichwohl hat es, wie noch zu zeigen sein wird, von einigen Seiten zum Teil harsche, nicht selten christlich-moralisch motivierte Kritik an der „Fragerei“ gegeben. So heißt es zum thematisch Aufsehen erregenden Kinsey-Report, dieser sei ein Angriff auf die Menschenwürde und „symptomatisch für das Chaos einer enthumanisierten und entgeisteten Welt“.<sup>426</sup> Gerade Fragen zum Thema Religion würden Bekenntnis zur „bloßen Meinung“ degradieren: „Erkennt man darin denn nicht, daß hier die Soziologie den Rang einer alle tragenden Fundamentalwissenschaft beansprucht und damit zu einem ‚Soziologismus‘ entartet?“<sup>427</sup>

<sup>423</sup> MdB Keilhack (SPD) in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 26.10.1956, S. 9179.

<sup>424</sup> Erst in den 70er Jahren kam es dann zu einer Renaissance qualitativer Jugendforschung. Vgl. Hurrelmann, Lebensphase, S. 74.

<sup>425</sup> Hans-Heinrich Muchow, Jugend und Zeitgeist. Morphologie der Kulturpubertät, Reinbek 1961, S. 293-294.

<sup>426</sup> Georg Schückler, Irrwege moderner Meinungsforschung. Zu ‚Umfragen in der Intim-Sphäre‘, Köln 1956, S. 5.

<sup>427</sup> Ebd., S. 8.

## 1.8 Zum Einsatz der Quelle

Besondere Herausforderungen ergeben sich im Fall der Jugendumfragen der 50er Jahre durch deren lückenhafte Tradierung wie durch die Verstreutheit des Quellenmaterials und der Meta-informationen. Die Umfragen selbst erscheinen für die Beantwortung historischer Fragestellungen in ihrer Form zwar nicht unproblematisch, ihre Validität bleibt aber trotz der aufgezeigten Defizite in Sachen Stichprobenauswahl, Interviewsituation oder Frageformulierung handhabbar. Die gezeigten Übereinstimmungen zwischen EMNID und NWDR sprächen jedenfalls dafür. Und die genannten Einschränkungen, beispielsweise der Verdacht, an einigen Stellen lediglich Verbalverhalten zu analysieren, macht die Quelle nicht weniger wertvoll – und die konvergente Analyse über *Umfragen-Kontexte-Diskurse* umso wichtiger. Denn der Befund unterstreicht die Notwendigkeit einer historischen Kontextanalyse. Neben den Spuren, die die Umfrageergebnisse in der zeitgenössischen Publizistik und wissenschaftlichen Literatur hinterlassen haben, würden sich weitere komplementäre Umfragen wie etwa die großen Familien- oder Gemeindeumfragen sowie Kontextstatistiken anbieten. Nicht zuletzt sind es die im Rahmen der jeweiligen Untersuchung entstandenen und heute noch vorhandenen Quellen, die Aufschluss über den Entstehungszusammenhang der Fragen und Zahlen geben.

Trotz aller Skepsis, die im Umgang mit diesem Quellentyp geboten ist, soll schließlich in Kapitel 4 an exemplarischen Themenfeldern versucht werden, noch einmal einen speziellen Fokus auf die Zahlen zu legen:

*Es gab eine Zeit, in der nur in Archiven gefundene Dokumente geeignetes Beweismaterial für den Historiker darstellten. Das bewirkte, dass er sich auf politische Ereignisse konzentrierte; alles übrige war Interpretation. Dann lenkte die „Neue Geschichtsforschung“ die Aufmerksamkeit auf wirtschaftliche und soziale Statistiken. Das vergrößerte wesentlich den Anteil von Erscheinungen, die man als Tatsachen ansah.*<sup>428</sup>

Die Hoffnung Paul Lazarsfelds von 1950, dass gerade das „Zusammenspiel von objektiven Tatsachen und Einstellungen“ einen „großen Fortschritt in der Geschichtsschreibung“ verspreche, wäre hier zuzustimmen; keinesfalls dagegen der Überzeugung, dass die Meinungen und Einstellungen nicht weiter Angelegenheit der Interpretation, sondern auch zu Tatsachen geworden sind; wenngleich Meinungsforschung sozusagen als „Beobachtung zweiter Ordnung“ ein Wissen generiert, das – teilweise ohne Quellenskepsis – in der Gesellschaft zirkuliert und wirkmächtig Gesellschaft mit konstruiert. Systemtheoretisch gesprochen ist die Umfrage (wie auch die Jugend) reziprok – ein Phänomen, das gesellschaftlich bedingt ist, gleichzeitig aber auf sie zurückwirkt.<sup>429</sup>

---

<sup>428</sup> Lazarsfeld, Verantwortung, S. 37.

<sup>429</sup> Nach Luhmann ist auch die Umfrageforschung ein autopoietisches System, in dem die Medien Meinungsforschung als unwissenschaftliche Korrekturinstanz der Realitätskonstruktion der Massenmedien nehmen: „Eine andere Möglichkeit des Tests der Realitätskonstruktion der Massenmedien besteht in der empirischen Sozialforschung. Anders als weithin angenommen wird, liegt der Sinn dieser Forschung weniger im Kernbereich der wissenschaftlichen Forschung, also im Verifizieren und Falsifizieren von Theorien, als vielmehr in der Beschaffung von Daten als Unterlagen für Entscheidungen in Politik und Wirtschaft oder eben in der Korrektur von Stereotypisierungen, die sich durch die Nachrichten und Berichterstattung der Massenmedien entwickelt und festgesetzt haben – etwa über die Demotivierung und die ‚Aussteiger‘-Tendenzen bei Jugendlichen am Ende der 60er Jahre oder über das

*Wenn Verhaltensunsicherheit heißt, dass man das Eine unter spezifischen Bedingungen tut oder bekundet, Gegenteiliges aber bei leichter Veränderung der Bedingungen ohne großen Widerstand auch tun könnte, dann lässt sich alles an der Oberfläche Abgefragte und Beobachtete kaum zu, wonach wissenschaftliche Analyse drängt: Prognosen zu entwickeln.*  
430

Wenn sich Friedhelm Neidhard 1970 dermaßen skeptisch über Meinungsforschung äußert, dann liegt dem auch die herbe Enttäuschung zugrunde, die in dem nicht vorhergesehenen Studentenprotest lag. Und auch wenn man sich dem Anspruch, Wissenschaft habe prognostisch zu sein, nicht anschließen möchte, scheint Vorsicht geboten bei der Quelle Umfrage. Solch traditionelle Skepsis gegenüber der Erhebungsmethode äußerten Bourdieu und andere immer wieder. Dessen Einschätzung der Meinungsforschung als „Wissenschaft ohne Wissenschaftler“ und die Vorbehalte wegen ihrer Suggestion von einfachen, in Zahlen ablesbaren Wahrheiten als Komplexitätsreduktion sind nach wie vor weit verbreitet:

*Die Meinungsumfrage kommt der landläufigen Vorstellung von Wissenschaft entgegen: Sie gibt auf die Fragen, die „alle Welt sich stellt“ (alle Welt oder doch die kleine Welt derer, die Meinungsumfragen finanzieren können: Zeitungen und Zeitschriften, Politiker, Unternehmer), rasche, einfache und in Zahlen fassbare, anscheinend leicht zu verstehende und zu kommentierende Antworten.*<sup>431</sup>

Trotz aller herausgearbeiteten quellenkritischen Vorbehalte und der skizzierten „Störfaktoren“: Wenn im Folgenden die ausgewählte Kontexte zusammengestellt und danach die Bilder der Jugendforschung nachgezeichnet werden, erscheint der Bezug auf die empirischen Daten im Hauptteil 4 zwar nicht unproblematisch, aber sinnvoll. Weniger soll dies in Form einer klassischen Sekundäranalyse geschehen, sondern vielmehr als umfragenbasierter Gegenprobe des bis dahin Gesagten, mit der Vermutung, dass es in den Umfragen weniger um „reale“ Jugend als vielmehr um die Verhandlung und Konstruktion von Jugendbildern geht, die dann als gesamtgesellschaftliche Stellvertreter herhalten müssen.

---

Ausmaß an Unzufriedenheit in der Bevölkerung der neuen Bundesländer. Auch die Absicht, langfristige Änderungen (oder auch nur Schwankungen) sichtbar zu machen, die den Massenmedien entgehen, ist in diesem Zusammenhang zu würdigen. Hier liegen die besonderen Verdienste des Instituts für Demoskopie in Allensbach, mit deren Fortführung sich, wie man hört, keine deutsche Universität belasten wollte. Selbst wenn man aber die Unabhängigkeit dieser Forschungen gebührend in Rechnung stellt: wirken können sie nur dadurch, daß die Massenmedien ihre Ergebnisse aufgreifen. Letztlich handelt es sich also auch in diesem Fall um die Selbstkorrektur eines operativ geschlossenen Systems.“ Niklas Luhmann, *Die Realität der Massenmedien*, Wiesbaden 1996<sup>2</sup>, S. 160.

<sup>430</sup> Neidhardt, Bezugspunkte, S. 33.

<sup>431</sup> Pierre Bourdieu, *Meinungsforschung. Eine „Wissenschaft“ ohne Wissenschaftler*, in: ders. (Hrsg.), *Homo Academicus*, Frankfurt 1992, S. 208-216.

## **2. KONTEXTE – HISTORISCHER RAHMEN FÜR JUGEND IN DER FRÜHEN BRD**

Eine Anfrage an die Literaturdatenbank SOLIS liefert unter dem Schlagwort „Jugend“ 18.279 Einträge, in der Forschungsdatenbank SOFIS sind an laufenden Forschungen 2.268 Projekte registriert.<sup>432</sup>

Mit Fokus auf den anvisierten Zeitraum soll im Folgenden das abgesteckt werden, was von sozialgeschichtlicher Seite als historische Rahmenbedingungen für den Untersuchungsgegenstand erarbeitet worden ist. Zunächst soll ein Jugendprofil sozio-demografischer Art erstellt werden, das dann in die wichtigsten lebensweltlichen Determinanten Familie, Bildung und Arbeit eingerahmt wird, was hauptsächlich auf Quellenbasis aggregierter Daten aus der historischen Sozialstatistik möglich ist. Der später angepeilte Schwerpunktbereich Freizeit verlangt, auch die konkreten Rahmenbedingungen für Freizeit (Geld, Zeit und Raum) zu skizzieren. Als wichtige Einflussfaktoren erscheinen in den 50er Jahren die Reglements durch die Jugendpolitik, von denen die Jugendschutzgesetzgebung die bekannteste ist. Zu deren Verständnis gehört dann wiederum, dass man die groben institutionellen Entwicklungen in der Jugendpolitik sowie bei der Jugendarbeit und den Jugendvereinen nachvollzieht, und zumindest kurz behandelt, in welcher Form im Deutschen Bundestag über Jugend debattiert wurde. In solch einem „faktengesättigten“ Rahmen, so die traditionelle Erwartung, lassen sich Jugendsdiskurs und Umfrage-Daten besser „lesen“. Gleichzeitig wird spätestens hier deutlich, dass eine idealtypische Aufteilung erstens in „reale, objektive, konkrete Bedingungen“, zweitens in „diskursive Formationen“ und drittens in „Umfragedaten“ mangels Trennschärfe nicht ganz unproblematisch ist: Auch Diskurse sind nämlich gleichfalls positiv, materialnah und „real“, während Umfragen in den realen Bedingungen und zeitgenössischen Diskursen fußen, deren Ergebnisse, diskursiv weiterverarbeitet, soziale Wirklichkeit mit konstruieren, selbst zum Kontext werden.

### **2.1 Jugend-Profil im Rahmen von Familie, Bildung und Arbeit**

#### **2.1.1 Sozio-demografischer Rahmen / Die deutsche Familie**

Die Gruppe der Einwohner zwischen 15-25 Jahren zählt zum Zeitpunkt 1957 8,3 Million Personen und damit 18,2 Prozent, während man 1950 erst 14,8 Prozent gezählt hatte.<sup>433</sup> Ein signifikanter Unterschied in der Zusammensetzung der jeweiligen Kohorten ist, dass der Frauenüberschuss infolge des Krieges auf die Erwachsenenengesellschaft begrenzt blieb. Mehr als das: Bei den Geburtsjahrgängen 1930ff. liegt durchgehend sogar ein leichter Männerüberschuss vor, meist in der Relation von etwa 51 zu 49. Der Frauenüberschuss war in den 40er Jahren noch ein öffentlich

---

<sup>432</sup> <http://www.gesis.org/dienstleistungen/fachinformationen/datenbanken-informationssysteme/literaturdatenbank-solis/> <http://www.gesis.org/dienstleistungen/fachinformationen/datenbankeninformationssysteme/forschungsdatenbank-sofis/>

<sup>433</sup> Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Die Jugend im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart/Mainz 1959 (=Statistik der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 220), S. 7.

greifbares Phänomen, die Relationen gleichen sich dann aber durch die Heimkehrer aus Kriegs- gefangenschaft und durch überdurchschnittlich viele Jungengeburten wieder an.<sup>434</sup>

**TABELLE 07 Anteil an der Gesamtbevölkerung 1950-1965**

	1950	1960	1965
< 6 Jahre	8,1	9,5	10,1
6-14 Jahre	13,5	10,2	11,2
15-20 Jahre	10,4	10,0	8,7
21-29 Jahre	13,3	13,8	14,2
30-39 Jahre	12,7	13,7	13,5
40-49 Jahre	16,0	11,7	11,2
50-59 Jahre	12,1	14,0	13,0
ab 60 Jahre	14,0	17,1	18,0

(Statistisches Jahrbuch 1952, S. 26; Statistisches Jahrbuch 1962, S. 44; Statistisches Jahrbuch 1966, S. 38)

Schon zum Ausgangspunkt der Volkszählung 1950 kann man nicht von einer „jugendlichen“ Gesellschaft sprechen. Dies würde eher, zumindest zahlenmäßig, auf die demografische Situation im Deutschen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zutreffen. Im Vergleich zur Gesellschaft des wiedervereinigten Deutschlands aber ist ein deutlich höherer Anteil junger Menschen an der Gesamtbevölkerung zu konstatieren. Zudem waren die Mortalität- und Fertilitätsziffer vergleichsweise hoch, die Lebenserwartung lag bei Frauen bei 68,5, bei Männern bei 64,6 Jahren. Im Vergleich zum westeuropäischen Ausland sank auch die Geburtenrate erst später und ab 1964 dann sehr deutlich; in den Jahren zuvor, ab ca. 1952, gab es hingegen einen regelrechten Babyboom mit Fertilitätsraten von 2,5.<sup>435</sup>

Zwei weitere wichtige Tendenzen in der Bevölkerungsentwicklung der 50er Jahre sind zum einen räumliche Verdichtungs-, vor allem Suburbanisierungsprozesse, die als „Zersiedlung“ kritisiert wurden; zum anderen eine z.T. „erzwungene Mobilität“, unter anderem wegen erhöhter Arbeitsmobilität die stärkere Trennung von Wohnort und Arbeitsstätte, eine durch Massenmotorisierung möglich gewordene millionenfache Pendlerexistenz, bzw. umgekehrt die durch Pendlerexistenz notwendig gewordene Motorisierung.<sup>436</sup> Es gibt messbare Urbanisierungstendenzen in der frühen Bundesrepublik auf der einen Seite<sup>437</sup>, „Urbanität“ als praktizierte (groß)städtische Lebensweise, verstanden als Verfügbarkeit moderner Lebensstile, Mobilität und Kommunikationsformen, verbreitete sich auf der anderen Seite eher unmerklich. Die Stadt-Land-Differenz war in der frühen Bundesrepublik bekanntermaßen enorm.<sup>438</sup>

<sup>434</sup> 1952 waren 53 Prozent der Wohnbevölkerung Frauen. Wirtschaft und Statistik 5 (1953), S. 157; BMWI (Hrsg.), Leistung und Zahlen, Bonn o. J. [1968], S. 16.

<sup>435</sup> Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bundesrepublik und DDR 1949-1990, München 2008, S. 39, heute liegt diese bei 1,45 (2006).

<sup>436</sup> Vgl. hierzu: Thomas Südbeck, Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in der Bundesrepublik Deutschland der 50er Jahre. Umriss der allgemeinen Entwicklung und zwei regionale Beispiele: Hamburg und das Emsland, Stuttgart 1994.

<sup>437</sup> Wohnten 1950 noch 53,7 Prozent in Gemeinden, die weniger als 20.000 Einwohner zählten, waren es 1963 nur noch 50,2 Prozent. Bundesamt, Bevölkerung, S. 94; Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1964, S. 49.

<sup>438</sup> Vgl. dazu exemplarisch Paul Erker, Revolution des Dorfes? Ländliche Bevölkerung zwischen Flüchtlingszustrom und landwirtschaftlichem Strukturwandel, in: Broszat u.a., Stalingrad, S. 367-425.

**TABELLE 08 Wohnbevölkerung des Bundesgebiets\* nach Gemeindegrößenklassen (30.06.1959)**

Gemeindegrößenklasse	Wohnbevölkerung		
	x 1000	%	grupp
< 500	3.136	5,9	
500-1.999	9.415	17,8	{23,7
2.000-9.999	11.568	21,9	
10.000- 49.999	9.087	17,2	{39,1
50.000 – 199.999	7.014	13,3	
200.000 – 499.000	4.017	7,6	{20,9
Ab 500.000	8.579	16,2	16,2
Insgesamt	52.804	100	100

\*einschließlich Saarland (Wirtschafts- und sozialstatistisches Handbuch, S. 28)

Häufig wird in historischen Abhandlungen über die Adenauer-Ära auf die Familienideologie hingewiesen, die konstitutiv für das westdeutsche Selbstverständnis im Kontext einer arbeitsreichen, unpolitischen Wiederaufbaugesellschaft war. Nach allen Umbrüchen und Traumata im Makrobereich schien der private Raum der Kleinfamilie im Mikrobereich Intimität und Sicherheit zu garantieren: „Die Nierentischfamilie bot existentiellen Schutz“.<sup>439</sup> Dabei waren zunächst unvollständige Familien, einquartierte Flüchtlinge und teilzerbombte Wohnungen kennzeichnend für das private Wohn- und Lebensumfeld. Und laut Schätzungen von 1950 lebten im Bundesgebiet 1,3 Millionen Waisenkinder, davon 30.000 Vollwaisen, das Problem von obdachlosen Minderjährigen war ein virulentes in den ersten Nachkriegsjahren.<sup>440</sup>

Das durchschnittliche Erstheiratsalter sinkt innerhalb der 50er Jahre signifikant: Bei den Männern von 28,1 auf 25,9, bei den Frauen von 25,4 auf 23,7 Jahre, ab 1959/1960 stagnieren diese Werte.

**TABELLE 09 Durchschnittliches Heiratsalter (1949-1965)**

Jahr	Männer		Frauen	
	Insges.*	Vorher ledig	Insges.*	Vorher ledig
1949	31,1	28,3	27,4	25,4
1950	30,8	28,1	27,3	25,4
1951	30,4	27,8	27,0	25,2
1952	30,1	27,6	26,8	25,1
1953	29,9	27,4	26,6	25,0
1954	29,8	27,2	26,4	24,8
1955	29,6	27,0	26,0	24,4
1956	29,2	26,8	25,8	24,4
1957	29,1	26,6	25,7	24,1
1958	28,8	26,3	25,4	24,0
1959	28,5	26,0	25,2	23,7
1960**	28,5	25,9	25,2	23,7
1961	28,4	25,9	25,2	23,7
1962	28,3	25,8	25,2	23,7
1963	28,4	25,9	25,3	23,7
1964	28,5	25,9	25,3	23,7
1965	28,5	26,0	25,4	23,7

(Statistisches Jahrbuch 1967, S. 53)

\* inklusive der Zweitheiraten

\*\* ab 1960 einschließlich West-Berlin

<sup>439</sup> Speitkamp, Jugend, S. 253.

<sup>440</sup> Vera Neumann, Kampf um Anerkennung. Die westdeutsche Kriegsfolgengesellschaft im Spiegel der Versorgungsämter, in: Klaus Neumann (Hrsg.), Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001, S. 364-383, S. 371.

Zum Teil hängen dieser „Früheheboom“ und auch der meist kurze Zeitraum zwischen dem ersten Kennenlernen und der Heirat sicherlich mit den beengten Wohnverhältnissen zusammen. Verheiratete Paare hatten eine weitaus größere Chance, eine Wohnung zu bekommen als Ledige.<sup>441</sup> Ob die Entscheidung, die elterlichen vier Wände zu verlassen, dem Wunsch entsprungen war, der elterlichen Kontroll- und Entscheidungsgewalt besonders mit Blick auf sexuelle Autonomie zu entfliehen, bleibt Spekulation. Den Eltern (und selbst Vermietern ohne verwandtschaftliche Beziehung) waren jedenfalls durch den „Kuppeleiparagraf“ und andere Vorschriften die rechtliche Handhabe und der gesellschaftliche Druck zur Überwachung ihrer Kinder bzw. Mieter übertragen. Oder ist das frühe Heiraten Ausdruck des Leitbildes „Streben nach Sicherheit“ auch bei den Anfang 20-Jährigen?<sup>442</sup> Dies – ein früherer Wunsch nach Eingliederung in die Erwachsenenwelt – würde ja dann nicht unbedingt gegen die besondere Attraktivität der Lebensphase Jugend, aber doch zunächst gegen eine zeitliche Extension der Jugendphase sprechen. Gleichzeitig ist dies auch ein Indiz dafür, dass die 50er Jahre noch weit entfernt waren von einer „postmaterialistischen“ oder gar „hedonistischen“ Gesellschaft. Zusätzlich fällt der hohe Anteil der Eheschließungen unter den ganz jungen, minderjährigen Frauen auf:

**TABELLE 10 Eheschließende ledige Frauen auf 1000 ledige Frauen gleichen Alters 1910-1961**

Alter	1910/11	1938	1950	1958	1961
16	2	3	4	6	9
17	7	12	15	20	30
18	21	39	42	56	71
19	45	60	75	96	115
20	75	96	103	138	160

(Heilig, Heiratsneigung, S. 541)

Anders gesagt: 1960 war in der Gruppe der 20 bis unter 24-Jährigen fast jeder Dritte verheiratet, bei den Männern sind es 17,7, bei den Frauen bereits 41,2 Prozent.<sup>443</sup> Trotz rigider Sexualmoral, einer strengen Gesetzgebung und einer hohen Dunkelziffer bei Abtreibungen war ungewollte Schwangerschaft sicherlich ein ganz wesentlicher Heiratsgrund. Der hohe Anteil an unehelich geborenen und vorehelich gezeugten Kindern dokumentiert die Doppelbödigkeit von öffentlicher Moral – Ende der 50er Jahre stand nahezu jede vierte Braut schwanger vor dem Traualtar.<sup>444</sup> Bei den „Frühehen“ – diese sind nur mit Ausnahmegenehmigung erlaubt, wenn die Ehepartner unter-

<sup>441</sup> Rosemarie Nave-Herz, Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: dies. (Hrsg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1988, S. 61-94; S. 65-66. Einschränkend muss aber auch darauf hingewiesen werden, dass dieses Argument zumindest für 1950 noch nicht zutrifft: Die Hälfte der Paare wohnte nämlich angesichts Wohnraummangel und angespannter finanzieller Situation nach Eheschließung weiterhin bei den Eltern oder anderen Verwandten. Rosemarie Nave-Herz, Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik seit 1950, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1 (1984), S. 45-63.

<sup>442</sup> Zum Komplex Sicherheit und Sicherheitsbedürfnis in sozialer, wirtschaftlicher und (verteidigungs-)politischer Sicht, vgl. Braun, Streben.

<sup>443</sup> Gerhard Heilig, Die Heiratsneigung lediger Frauen in der Bundesrepublik Deutschland, 1950-1984, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 11 (1985), S. 519-547; DIVO, Markt, S. 10.

<sup>444</sup> Wirtschaft und Statistik 1959, H. 5, S. 296. Die Unehelichenquote auf 1.000 Lebendgeburten liegt 1946 bei 164, 1950 noch bei 97,3, sinkt dann mit 63,3 (1960) und 46,9 (1965) auf einen Stand, der liegt niedriger als in der Vorkriegszeit. Vgl. Kmiecik, Wertstrukturen, Tab. IX, 1 und Bundesamt, Jugend, S. 8.



halb des gesetzlichen Ehereintrittsalters von 21 (männlich) und 16 Jahren (weiblich) liegen – vermutet man, dass bei neun von zehn Eheschließungen der Grund eine Schwangerschaft war.<sup>445</sup> Die Scheidungsquote bei diesen Ehen war dann auch doppelt so hoch, wie bei den sogenannten „Jungen“ (beide Partner sind unter 25 Jahre), ungefähr jedes dritte Kind, das 1957 geboren wurde, hatte eine Mutter, die unter 25 Jahre alt war.<sup>446</sup> Das Heiratsalter war außerdem deutlich abhängig vom Verdienst und der sozialen Schicht – vor allem aber gab es die vom Gesetz her vorgegebene geschlechtliche Unterscheidung: Von Ausnahmefällen abgesehen durften Männer erst mit 21, Frauen schon ab 16 Jahren heiraten, der durchschnittliche Altersunterschied zwischen Bräutigam und Braut lag 1955 bei 3,6 Jahren.<sup>447</sup>

Dass die starke Familienbindung und Häuslichkeit sowohl in der subjektiven Erinnerung und in der zeitgenössischen Soziologie als auch in der historischen Aufarbeitung unisono als entscheidende Signaturen der Adenauer-Ära angesehen werden würden, hätte man um 1950 noch nicht voraussagen können.<sup>448</sup> Fast jedes fünfte Kind wuchs ohne Vater auf. Diese waren zum Teil gefallen, zum Teil vermisst oder befanden sich noch in jahrelanger Kriegsgefangenschaft. Die Scheidungsraten waren nach 1945 stark gestiegen, was zum Teil mit unerledigten Verfahren und zum anderen Teil auch mit Entfremdung der Eheleute durch die lange Trennung in der Kriegszeit zusammenhing.<sup>449</sup>

Geschieden wurde nach dem „Schuldprinzip“, das erst nach einer Reform des Ehe- und Familienrechts 1975 durch das „Zerrüttungsprinzip“ abgelöst wurde.<sup>450</sup> Außerdem stieg, unter anderem als Folge des Männermangels, die Zahl der unehelich Geborenen, zum Teil sogenannten „Besatzungskinder“, kurzfristig an. Noch 1950 war nahezu jedes zehnte Neugeborene unehelich – doppelt so viele wie 15 Jahre später. Auch das Heimkehrer-Problem, also die schwere Wiedereingliederung der aus dem Krieg oder der Gefangenschaft heimkehrenden Väter, wurde als ebenso große Belastung für die deutsche Nachkriegsfamilie gesehen wie für die Gesellschaft insgesamt die Integration der rund acht Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem ehemaligen deutschen Osten sowie der drei Millionen, die aus der SBZ bzw. DDR „in den Westen übermachten“.

Die Zahlen zu Familienunvollständigkeit, Scheidungsraten, unehelich geborenen Kindern und zur Berufstätigkeit der Frau nährten über Jahre die Zweifel an der Stabilität von Ehe und Familie. Soziologen stritten über die Frage, ob die Familie in Auflösung begriffen sei, wie es Erich

---

<sup>445</sup> Vgl. hierzu grundlegend: Merith Niehuss, *Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960*, Göttingen 2001, S. 334 sowie Dagmar Herzog, *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, München 2005, S. 155.

<sup>446</sup> Bundesamt, Jugend, S. 8.

<sup>447</sup> Ebd., S. 15.

<sup>448</sup> Vgl. hierzu: Merith Niehuss, *Kontinuität und Wandel der Familie in den 50er Jahren*, in: Schildt/Sywottek, *Modernisierung*, S. 316-334.

<sup>449</sup> Sie sinken dann wieder von 1950 (16,9 Scheidungen je 100.000 Einwohner) auf 8,8 (1960), steigen dann auf 10,0 (1965), Statistisches Jahrbuch 1967, S. 50.

<sup>450</sup> Bundesamt, Bevölkerung, S. 114.

Reigrotzki im Umkreis der Darmstadt-Studie nahe legte, oder ob sie, wie Schelsky meinte, der letzte „Stabilitätsrest und sozialer Halt in einer offenkundig sich auflösenden Welt“ sei.<sup>451</sup>

Als Eheideal galt in weiten Teilen der Bevölkerung jedenfalls etwas, das man als „harmonische Ungleichheit“ bezeichnen könnte.<sup>452</sup> Der Ehemann als derjenige, der „das Geld nach Hause bringt“, hatte das „Letztentscheidungsrecht“ in allen das gemeinschaftliche Eheleben betreffenden Fragen. Dazu gehörte die Verfügung über das Vermögen der Ehefrau, das Recht, die Erwerbstätigkeit der Ehefrau zu untersagen und deren Verträge zu kündigen genauso wie die Selbstverständlichkeit, dass Kinder den Nachnamen des Vaters erhielten. Für die Ehe galt dann ab 1958 das sogenannte „Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau“.<sup>453</sup> Reste der „alten Ordnung“ blieben, wie das Letztentscheidungsrecht, wenn es um die Erziehung der Kinder ging. Das Recht auf freie Erwerbsarbeit war verknüpft mit der Einschränkung „soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist“ – der Stichtentscheid wurde erst durch Reformen im Familienrecht 1977 abgeschafft. Wie sehr dann gesellschaftliche Praxis der Gesetzgebung hinterhinkte, ist durch zahlreiche Zeitzeugenberichte zu familiären Machtverhältnissen der 60er und 70er Jahre hinreichend belegt.

Die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit wurde begleitet von entschiedenen öffentlichen Vorbehalten nicht gegen weibliche Berufstätigkeit an sich, sondern explizit gegen die Berufstätigkeit von Ehefrauen und insbesondere von Müttern. Die negativen Folgen für die Beziehung – pejorativ dann als „Partnerschaftsehe“ bezeichnet – und für den Nachwuchs („Schlüsselkinder“) schienen evident.<sup>454</sup> Prägnant auf den Punkt gebracht hat die gestaffelte Akzeptanz bei der Frage nach der Berufstätigkeit der Frau der französische Soziologe Chombart de Lauwe, der für westliche Industrienationen pauschal zusammenfasste: Die unverheiratete Frau *solle* arbeiten, die kinderlos verheiratete Frau *dürfe* arbeiten und die Mutter *dürfe nicht* arbeiten, außer in Ausnahmefällen.<sup>455</sup> Vielsagend der Ausspruch vom Familienminister Franz-Josef Wuermeling, der 1962 propagierte: „Eine Mutter daheim ersetzt vielfach Autos, Musiktruhen und Auslandsreisen, die doch allzu oft mit ihrer Kinder gestohlenen Zeit bezahlt werden.“ Kein Ausrutscher, sondern Bestandteil der Öffentlichkeitsarbeit des Ministeriums gegen die Berufstätigkeit der Frau als „Wohlfahrtsfieber“ und unzulässiges „Geltungsstreben“.<sup>456</sup> Die Quintessenz in der Rückschau René Königs auf familiäre Entwicklungen der ersten 15 Jahre Bundesrepublik hob schließlich zwei Aspekte heraus: die relative Stabilität bzw. Wiederherstellung der primären Sozialisationsinstanz Familie und gleichzeitig die Konkurrenz durch neue Sozialisationsagenturen:

---

<sup>451</sup> Reigrotzki, Verflechtungen; Schelsky, Generation, S. 128.

<sup>452</sup> Hanna Schissler, Normalization as project. Some Thoughts on Gender Relations in West Germany during the 1950s, in: dies., years, S. 359-375.

<sup>453</sup> § 1356 BGB (1).

<sup>454</sup> Vgl. Ingrid N. Sommerkorn, Die erwerbstätige Mutter in der Bundesrepublik: Einstellungs- und Problemveränderungen, in: Nave-Hertz, Kontinuität, S. 115-144; S. 123-124.

<sup>455</sup> Paul Henri Chombart de Lauwe, Images de la Femme dans la Société, in: Revue internationale des Sciences Sociales 14 (1962), S. 23. Vgl. dazu auch Elisabeth Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern. Eine empirisch-soziologische Erhebung an 900 Müttern aus vollständigen Familien, Tübingen 1961 und Pfeil.

<sup>456</sup> Franz-Josef Wuermeling, zit. nach Irene Gerlach, Familienpolitik, Wiesbaden 2004, S. 153.

*Ohne daß die Familie die Funktionen der sozialen Kontrolle aufgibt, wird die Sozialisierung im Jugendalter mehr und mehr unabhängig von der Familie, unter Gleichaltrigen, in der Schule, in Gruppen und Vereinen oder auch mittels Massenmedien durch eine Form von Jugendkultur bewirkt, die stark modisch-aktuellen Tendenzen unterworfen ist.*<sup>457</sup>

Die Kleinfamilie lässt sich als Wunschbild relativ schnell empirisch nachweisen. Die Hälfte der 1954 in einer Familienstudie befragten Eheleute befand zwei Kinder als ideal, jeder zehnte favorisierte die Ein-Kind-Familie und immerhin noch 30 Prozent glaubten, dass mindestens drei Nachkommen geboren werden sollten.<sup>458</sup> Zum letztgenannten Wert trugen maßgeblich die in der Landwirtschaft tätigen Eheleute bei.<sup>459</sup> Kinderlosigkeit in der Ehe war nicht üblich und sah sich gewaltigen Kampagnen gegenüber, besonders weite Teile der christlichen Literatur versahen dies mit dem Verdikt des Egoismus.<sup>460</sup>

Die Haushaltsgrößen betrugen im Jahr 1953 fünf und mehr Personen (28 %); vier Personen (20 %); drei Personen (23 %); zwei Personen (19 %); alleine wohnend (10 %). Und in der geografischen Mobilität liegen die 21-25-Jährigen vorn: Seit 1955 wurden Statistiken geführt, die Aufschluss über Wanderung außerhalb und innerhalb Westdeutschlands geben, welche aus unterschiedlichen Gründen motiviert ist: Da gibt es die Flüchtlingsbewegung aus der DDR, den Umzug zum Studienort, bei jungen Frauen den Wechsel des Wohnorts wegen Eheschließung etc. So zogen von den 21-25-Jährigen 3,1 Prozent von außerhalb des Bundesgebiets zu, 1,5 ab und 6,4 von Bundesland zu Bundesland.<sup>461</sup>

Gerhard Baumert, dessen Studie sich auf die Lebensverhältnisse von Darmstädter Familien zwischen 1949 und 1952 bezieht, stellte bereits die „Normalisierung“ der familiären Verhältnisse im Kontext der wirtschaftlichen Regeneration heraus.<sup>462</sup> Damit war die durchweg positive Einstellung zur Familie gemeint, und eine Normalisierung hinsichtlich der Wiederherstellung sozial differenzierter Einkommens- und Wohnverhältnisse. Eine durch die fehlende Sicherheit nach dem Zusammenbruch und die sozialen Schicksale hervorgegangene „Binnenkonsolidierung“ der Familie als klassischer Schutzraum machte hingegen Schelsky aus.<sup>463</sup> Als nur kurzfristige Reaktion auf die ersten Nachkriegsjahre deutete Baumert die familiäre Stabilitätserhöhung, der bei der Analyse binnenfamiliärer Beziehungen epochale sozialpsychologische Veränderungen feststellte: Demzufolge verliere das väterlich-autoritäre Machtsystem langfristig und unwiderruflich an Bedeutung. Es ist viel diskutiert worden, ob sich innerhalb der Ehe aufgrund langer väterlicher Abwesenheit und mütterlicher Berufstätigkeit das Machtgefüge möglicherweise doch etwas ver-

---

<sup>457</sup> René König/Günther Lüschen, *Jugend in der Familie* (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde; 3), München 1965, S. 55.

<sup>458</sup> Fröhner, *Familie*, S. 51.

<sup>459</sup> Aus: Noelle-Neumann/Piel, *Generation*, S. 93.

<sup>460</sup> Vgl. Herzog, *Politisierung*, S. 149.

<sup>461</sup> Bundesamt, *Jugend*, S. 10-11.

<sup>462</sup> Vgl. Gerhard Baumert, *Deutsche Familien nach dem Kriege*, Darmstadt 1954.

<sup>463</sup> Schelsky, *Wandlungen*, S. 74. Zusammenfassende Ausführungen zu Fragen der Desintegration und zu innerfamiliären Machtverhältnissen vgl. Barbara Willenbacher, *Zerrüttung und Bewährung der Nachkriegs-Familie*, in: Broszat u.a., *Stalingrad*, S. 595-618.

schoben und sich demzufolge das dominante System einer autoritär-patriarchalen Familienstruktur gelockert habe.<sup>464</sup> Ein Paradigmenwechsel hin zur „partnerschaftlichen Gleichberechtigung“ in der Ehe zu einem Aufweichen des mehrheitlich autoritären Eltern-Kind-Verhältnisses kann für die hier untersuchte Zeit jedoch wohl kaum konstatiert werden. Zeitgenössische Umfragen bestätigen, wie groß die Vorbehalte in der Bundesrepublik gerade im internationalen Vergleich gegenüber der rechtlichen und politischen Gleichberechtigung der Frau waren.<sup>465</sup> Zu erinnern ist hier an Inkongruenzen von alltäglicher Praxis und ohnehin wenig moderner Rechtsprechung in Sachen Gleichberechtigung. Auch nach dem Gleichberechtigungsgesetz sah die Praxis in vielen Familien noch ganz anders aus, wie die damaligen Umfragen zu familiären Entscheidungsstrukturen sowie die Ergebnisse zahlreicher Oral-History-Projekte zeigen.<sup>466</sup> Demnach ist eher von einer Konstanz konservativer Geschlechterauffassung mit der dazugehörigen Aufgabenteilung in der Ehe und von der Dominanz permissiver Erziehungsmethoden auszugehen. So gehen auch die Deutungen Schelskys und Wurzbachers und deren Grundtendenz zur „Partnerschaftsehe“ mit skeptischen Einschätzungen der Frauenerwerbsarbeit und ihren antizipierten Folgen für das Geschlechterverhältnis einher:

*Der unersetzbare Verlust, den die Familie damit erleiden kann, wird zu leicht übersehen, weil noch nicht deutlich genug geworden ist, wie die Frau gerade innerhalb der Familie die Gleichberechtigung errungen hat, weil ihre Aufgabe als Heimbewahrerin und Mutter in der modernen industrialisierten Gesellschaft immer wichtiger geworden ist.*<sup>467</sup>

Ein Kinderwagen schiebender Vater? Lange Zeit in der Öffentlichkeit Westdeutschlands eine große Ausnahme. Ein Vergleich über 20 Jahre zeigt jedoch die zunehmende Teilnahme der Väter am Sozialisationsprozess ihrer Kinder:

**TABELLE 11 Spielen der Väter mit ihren Kindern 1950 und 1970**

	1950	1970
Spiele nie, bzw. habe nicht nach Feierabend mit den Kindern gespielt	64	11
Ich habe nie gedacht, dass ich meinen Kindern mehr Zeit widmen müsste	71	38

(Nave-Hertz, Veränderungen, S. 59)

Das EMNID-Institut untersuchte 1954 die „Probleme in den deutschen Familien der Gegenwart“ und fand unter anderem eine signifikante Diskrepanz zwischen Entscheidungsträger und Vertrauensperson heraus. Demnach war es noch bzw. wieder der Vater, der die Autorität verkörperte,

<sup>464</sup> Vgl. Renate Mayntz, Die moderne Familie, Stuttgart 1955. XXX Robert G. Müller

<sup>465</sup> So bei DIVO-Institut (Hrsg.), Umfragen. Ereignisse und Probleme der Zeit im Urteil der Bevölkerung, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1959, S. 112-113. Lediglich 62 Prozent befürworteten 1957, dass Frauen die (laut Grundgesetz ja zugesicherten) gleichen gesetzlichen und politischen Rechte haben sollten wie Männer. Außerdem in Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 207.

<sup>466</sup> Zu den Umfragen zur Familie publiziert bei Fröhner, Familie und Reigrotzki, Verflechtungen eignet sich als Ergänzung der retrospektive qualitative Ansatz: Krüger, Elvis-Tolle oder: Lutz Niethammer (Hrsg.), „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983.

<sup>467</sup> Gerhard Wurzbacher, Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Methoden, Ergebnisse und sozialpädagogische Folgerungen einer soziologischen Analyse von 164 Familienmonographien, Stuttgart 1954<sup>2</sup>. Retrospektiv, selektiv und in Bezug auf Familienschemata aus Sicht der Elterngeneration: Sibylle Meyer/Eva Schulze, Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit, München 1985.

also über die Erziehungsfragen entscheidet, während aber die Mutter eindeutig das Vertrauen der Kinder genießt:

**TABELLE 12 Vertrauens- und Entscheidungsstruktur 1954**

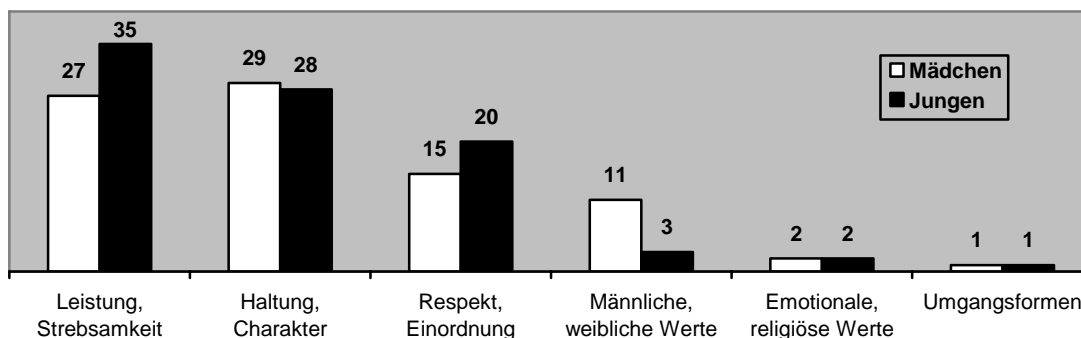
Vertrauensperson der Kinder sind:	In der Kindererziehung entscheiden:		
	Vater	Mutter	Beide
Vater	7	3	1
Mutter	45	23	12
Beide	5	2	2

(Fröhner, Familie, S. 176)

Nicht herausgestellt wurde, dass sich mit höherer sozialer Herkunft auch die Vertrauensbindung an die Eltern erhöhte.<sup>468</sup> Bei der Frage nach der obersten Tugend und den präferierten Prinzipien in der Kindererziehung wird erstens das Fortbestehen traditioneller Werte deutlich – wenngleich diese recht allgemein mit „Haltung“, „Respekt“ und „Einordnung“ bezeichnet wurden. Zweitens fällt die hohe Wertschätzung von Leistungsorientierung und Strebsamkeit auf, die den Kindern vermittelt werden sollen.

**GRAFIK 01 Werte in der Kindererziehung 1954**

*Von 100 Befragten halten für das Wichtigste in der Kindererziehung*



(Fröhner, Familie, S. 189)

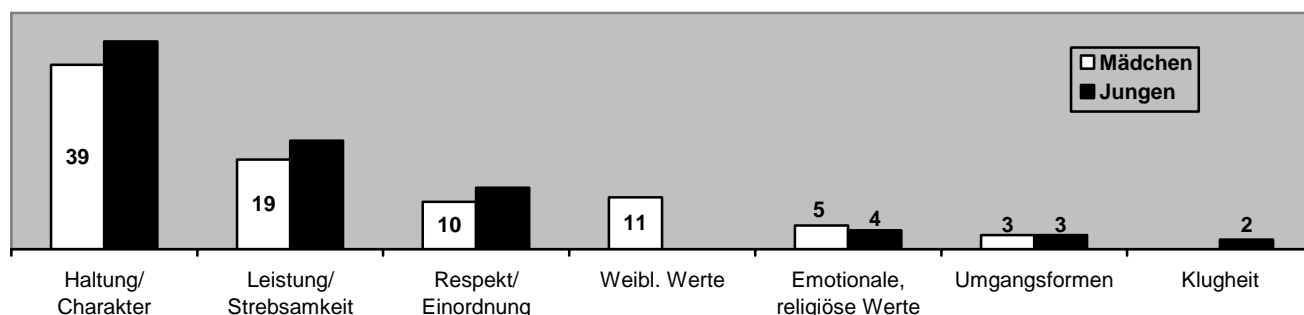
Nicht zu übersehen sind schließlich die unterschiedlichen Erziehungsideale für Mädchen und Jungen. Auch für die bearbeitenden Soziologen waren die nach Geschlecht unterschiedliche Erziehung und Wertevermittlung sowie – wie später zu zeigen sein wird – ein genuin männliches und weibliches Freizeitverhalten eine schlichte Selbstverständlichkeit. Rolf Fröhner schrieb zu diesem Befund, bestimmte Werte entsprächen ja auch dem männlichen Wesen etwas mehr als dem weiblichen und würden „ja auch für die Jungen deutlich häufiger gebraucht als für die Mädchen.“<sup>469</sup>

<sup>468</sup> Darauf findet man jedenfalls Hinweise in EMNID II, S. 149.

<sup>469</sup> Fröhner, Familie, S. 191. Des Weiteren ist auf die dominante Rolle hinzuweisen, die die Eltern bei der Berufswahl ihrer Kinder spielten. Vgl. EMNID II, S. 201-204.

## GRAFIK 02 Tugendideale nach Geschlecht 1954

„Welches ist die oberste Tugend bei einem Jungen/Mädchen?“ (in %)



	Haltung/ Charakter	Leistung/ Strebsamkeit	Weibliche Werte	Respekt/ Einordnung	Emotionale, Religiöse Werte
<b>Jungen</b>	Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit (23) Mut, Tapferkeit (9) Anständigkeit (6) Ehrfurcht (4) Offenheit (2)	Fleiß (19) Ordnung (2) Sparsamkeit(1) Selbständigkeit (1)		Gehorsam (12) Disziplin, Kameradschaft (1)	Treue, Liebe, Güte (3) Christlichkeit (1)
<b>Mädchen</b>	Ehrlichkeit (16) Anstand, Sittsamkeit (15) Bescheidenheit, Zurückhaltung (2) Ehrfurcht (2) Güte (2) Takt, Hilfsbereitschaft (2)	Fleiß (11) Ordnungsliebe, Sparsamkeit (8)	Häuslichkeit (5) Reinheit (3) Weiblichkeit, Mütterlichkeit (2) Anmut (1)		Treue, Liebe (4) Christlichkeit (1)

(Fröhner, Familie, S. 412-413)

Ein grundlegender Wandel der Erziehungs-Leitwerte weg von „Gehorsam und Unterordnung“ – hin zu dem Ideal „Selbständigkeit und freier Wille“ kündigte sich dann in den Umfragen der 60er Jahre an. Die Kardinaltugend der kapitalistischen Industriegesellschaft schlechthin und ganz speziell der Wiederaufbaugesellschaft, nämlich „Ordnungsliebe und Fleiß“, hält sich dagegen konstant auf hohem Niveau:

## TABELLE 13 Erziehungsideale im Wandel 1951-1981

„Auf welche Eigenschaften sollte die Erziehung der Kinder vor allem hinzielen?“ (in %, Mehrfachnennungen möglich)

Erhebungsjahr	Gehorsam, Unterordnung	Ordnungsliebe, Fleiß	Selbständigkeit, freier Wille	Keine Antwort	Gesamt
1951	25	41	28	6	100
1954	28	43	28	6	105
1957	25	48	32	8	113
1964	25	45	31	7	108
1969	19	53	31	5	115
1972	14	37	45	4	100
1974	17	44	53	5	119
1981	8	38	52	2	100

(Fend, S. 114; EMNID-Informationen 6/7 1976; 6/1979; 7/1978; 6/7 1981)

Dass die Mittel- und Oberschichtenfamilien in den Jahren seit 1950 den „endgültigen Niedergang des Patriarchats“ erlebten, muss vor dem Hintergrund solcher Umfragen als übertrieben angesehen

werden. Die elterlichen Befugnisse waren, ausgehend von Grundgesetz und Gerichtsurteilen, weit gesteckt, nicht nur, was die Entscheidung über Ausbildung und Berufswahl der Jugendlichen betraf oder das Recht, ihren minderjährigen Kindern den Umgang mit Dritten zu verbieten. Bis 1957 enthielt das BGB ein ausdrückliches Züchtigungsrecht. Ein Blick in den Strafkatalog der Eltern 1954 fasst die wenig subtilen pädagogischen Maßnahmen zusammen:

**TABELLE 14 Strafkatalog der Eltern 1954**

„Wie strafen Sie ihre Kinder?“ (in %; Mehrfachnennungen möglich; Erwachsene mit Kindern unter 16 Jahren)

Strafmaßnahme	Jungen	Mädchen
Prügel	52	34
Hausarrest/Ecke stehen	23	23
Vorhaltungen, Schimpfe, Krach	16	20
Gewohnheiten verbieten (nicht spielen, lesen, Kino)	14	11
Belehrungen, Ermahnungen	13	16
Nichtachten, Ausschluss	5	7
Muss ins Bett	4	7
Strafarbeiten	4	4
Taschengeldentzug	4	3
Keine Angaben	20	26

(Fröhner, Familie, S. 422-423)

Auffallend ist – neben der noch weit verbreiteten Prügelstrafe und dem hohen Wert für k.A. – die relativ häufige Verhängung von „Hausarrest“. Dies kann als Indiz für die Wichtigkeit der außerhäuslichen Freizeit für die Kinder und Jugendlichen gelten, denen in der elterlichen Wohnung kaum eigener Raum (also individuelle Rückzugsmöglichkeit) und im Gegensatz zu heute eine deutlich geringere Medienausstattung (unter anderem auch als ein Mittel zur Vermeidung von Langeweile) zur Verfügung standen. Entsprechend zielgenau traf das Verbot, nicht auf die Straße, zum Sportverein und ins Kino gehen zu dürfen.

Gleichzeitig etikettierten Soziologen und Pädagogen – das zeigt ein exemplarischer Blick in zeitgenössische Reflexionen über Erziehungsideale – die Erziehungsrealität ganz und gar nicht als konservativ, strikt oder gar autoritär an. Im Gegenteil. In der Diskussion dominierte die Auffassung, dass das Verhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern bereits viel zwangloser geworden sei und sich weiter in Richtung einer Partnerschaft entwickeln werde.<sup>470</sup> Für viele, zumal für Mädchen, hatte es außerschulische Gleichaltrigengruppen und Freizeitgestaltung zuvor kaum gegeben. Der viel beschriebene Rückzug ins Private in der sogenannten Adenauer-Ära erscheint deshalb als ein Aspekt der Entpolitisierung, der eng mit (Re-)Familialisierung nach 1945 zusammenhängt. Die Familie, genauer: die bürgerliche Familie, die in weiten, auch nicht-bürgerlichen Kreisen das Ideal darstellt, reklamierte ihre zuvor von Staat und Partei entzogenen Kinder zurück. Und das, obwohl nach dem Zweiten Weltkrieg noch einiges auf eine rasante „Desorganisation“ der Familie hingedeutet hatte. Die hohen Scheidungsziffern und auch die Anzahl

<sup>470</sup> Baumert, Jugend, S. 309. Bornemann sieht den mangelnden Pubertätstrotz auch in den zumeist beengten Wohnverhältnissen begründet: Ernst Bornemann, Jugendprobleme unserer Zeit, Göttingen o. J. [1958], S. 13. Wurzbacher sieht gar die Wende von einer „Elternbestimmtheit der Kinder“ zur „Kindbezogenheit der Eltern“. Wurzbacher, Leitbilder, S. 84.

unehelicher Geburten irritierten, was dann auch die Prognose „chaotischer Zustände bei der deutschen Jugend“ nach sich zog.<sup>471</sup> Dass es aber im Verlauf der 50er Jahre zu einer gegenläufigen Tendenz, nämlich einer Familialisierung kam, wurde von Familiensoziologen weitestgehend bestätigt, ist aber in ihrer Ursache und Bewertung umstritten. Die wieder große Rolle bei Statuszuweisung (meint u.a. Vererbung sozialer Positionen), Berufsfindung sowie Sozialisierung und soziale Kontrolle vermittelte den Nachwachsenden den „Kreiselkompass“ des „innengeleiteten Menschen“ (Riesman).<sup>472</sup> Dass sich Sozialisierung mittelfristig ausdehnt und sich mit ihr soziale Kontrolle nicht mehr auf die herkömmlichen „Erziehungsmächte“ monopolisieren lässt, wurde dabei zum ambivalent interpretierten Zukunftsentwurf. Interessant ist die positive Rolle, die König und Lüschen der verlängerten Jugendphase zuschreiben, interessant auch, wie unaufgeregt und positiv schon 1965, eine eigenständige Jugendkultur als schon existent vorausgesetzt wird:

*Die sozial offene Jugendzeit mit ihrer vielfältigen Determiniertheit durch Elternhaus, Schule, Beruf, Verbände, Gruppen und Vereine sowie durch eine von Kindheit und Erwachsenen unabhängige Form der Jugendkultur, die stark modisch-aktuellen Tendenzen unterworfen ist, bildet eine wichtige Voraussetzung für die künftige elterliche Rolle des jetzigen Jugendlichen (...).*<sup>473</sup>

Eine lang andauernde Jugendzeit sei also, „trotz der damit für die Jugendlichen verbundenen Unsicherheit“<sup>474</sup>, familiär und gesellschaftlich wichtig, erfolge doch gerade hier die notwendige Aktualisierung von Normen und Werten. Die Überprüfung und Modifizierung der in der Herkunftsfamilie gewonnenen Maßstäbe an der gesellschaftlichen Wirklichkeit erscheint funktional. Noch 1951 hatte René König einen Funktionsverlust der Familie konstatiert und betont, dass andere Erziehungsinstanzen nicht in der gleichen Tiefe auf die Heranwachsenden einwirken könnten. Das Einwirken staatlicher Erziehungsinstitutionen und einer „Unmenge unkontrollierbarer Einflüsse“ bewirke eine „unübersehbare Unsicherheit des Menschen in seinem Verhalten, sind doch zahlreiche Verhaltensregeln mehr äußerlich eingeübt als wirklich innerlich erworben“.<sup>475</sup> Dies gelte laut König umso mehr in der Stadt, in der das Kind von früh an auf den Schutz und den „moralischen Halt der Familie verzichten muss und sich von einer Welt umgeben sieht, die von der Intimität der Familie total verschieden ist“.<sup>476</sup> Selbst hier scheint noch die wertende Dichotomie zwischen „innen“ und „außen“, zwischen „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ durch, wenn auch in weniger kulturkritischer Intention als bei anderen Zeitdiagnosen. Die Beobachtung des Massenphänomens der unvollständigen Familien nach dem Krieg, dessen breite „Skala an Desorganisationsformen“ durch Tod eines oder beider Elternteile, Scheidung, uneheliche Geburten

<sup>471</sup> So der einflussreiche Howard Becker. Vgl. Howard Becker, *German Youth. Bound or free*, London 1946 sowie der frühere König: René König, *Materialien zur Soziologie der Familie*, Bern 1946.

<sup>472</sup> David Riesman, *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky*, Hamburg 1958, S. 32. (Original: *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*, New York 1950).

<sup>473</sup> König/Lüschen, *Jugend*, S. 17.

<sup>474</sup> Ebd.

<sup>475</sup> René König, *Familie und Gesellschaft*, Zürich 1951, S. 187.

<sup>476</sup> Ebd.



oder Verwahrlosung in den Familien trug zur Sorge um die Zukunft der Institution Familie bei.<sup>477</sup> Stabilitätsverlust – zunächst der individueller werdenden Paarverhältnisse – sei durch die „Verflüssigung der modernen Gesellschaft“ entstanden, womit die Zunahme an räumlicher und sozialer Mobilität gemeint ist. Unbestritten ist jedenfalls, dass sich das familiäre Binnenklima langsam veränderte. Die Geschwisterzahl sank, die Erziehungspraxis begann sich zu wandeln, auch wenn das viel beschriebene „partnerschaftliche Verhältnis“ eher die Ausnahme war und mit der neuartigen „psychologischen Nutzenfunktion“ und dazugehörigem lockererem Autoritätsverhältnis sowie sinkender sozialer Kontrolle gerade im Entstehen begriffen.<sup>478</sup>

### 2.1.2 „Das Flüchtlingsproblem“

Bei der Volkszählung 1950 wurden 9,6 Millionen auf dem Bundesgebiet lebende Menschen als Heimatvertriebene registriert, davon waren 1,55 Millionen Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren. Knapper Wohnraum führte dazu, dass 730.000 jugendliche Flüchtlinge in Notunterkünften untergebracht werden mussten.<sup>479</sup> Hinzu kamen die sogenannten „Umsiedler“ aus der SBZ bzw. DDR. Bis zum Mauerbau 1961 verließen 2,7 Millionen die „Zone“ Richtung Westen, wobei die regionale Verteilung sehr unterschiedlich war. Stark betroffen vom Zuzug waren vor allem Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern. Wenn 19,3 Prozent der Bevölkerung 1949 Vertriebene oder Kinder von Vertriebenen waren, zeigt dies schon das trotz der Kriegsverluste beispiellose Bevölkerungswachstum in den ersten Nachkriegsjahren an. Auf dem Territorium der Bundesrepublik, auf dem vor dem Zweiten Weltkrieg noch 43 Millionen Menschen gelebt hatten, lebten Anfang der 50er schon 50, 1961 dann 56 und 1965 sogar 65 Millionen Menschen.<sup>480</sup>

Die massenweise Integration der Flüchtlinge wurde als die zentrale Aufgabe und auch als einer der größten potenziellen Konfliktherde für die junge Republik angesehen. Denn die Neubürger waren zunächst nicht nur heimat-, sondern auch wohn- und arbeitslos. Dass diese kollektiven Deklassierungsprozesse aufgefangen und im Zuge des Wirtschaftswachstums in eine nicht immer konfliktfreie, aber letztendlich gelungene Integration mündeten, wird heute als eine der größten Leistungen der westdeutschen Gesellschaft betrachtet. Erst in letzter Zeit erinnern kritische

---

<sup>477</sup> In der Gefährdung durch Unvollständigkeit der Familien macht König einen Unterschied fest und verweist darauf, dass Waisenkinder glimpflicher davonkämen als Scheidungskinder, denn nach dem Tod eines Elternteils würde ja „die Familie nicht restlos zerstört, da der Verstorbene in der Erinnerung weiterlebt.“ König, Familie, S. 189.

<sup>478</sup> Vgl. Fend, Bildungskonzepte.

<sup>479</sup> Speitkamp, Jugend, S. 254. Der Begriff des „Heimatvertriebenen“ ist dabei in § 2 des Bundesvertriebenengesetzes genau festgelegt. Ein Heimatvertriebener ist, wer am 31. Dezember 1937 oder bereits einmal vorher seinen Wohnsitz in dem Gebiet desjenigen Staates hatte, aus dem er vertrieben worden ist (Vertreibungsgebiet) und dieses Gebiet vor dem 1. Januar 1993 verlassen hat; die Gesamtheit der ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete und die Gebiete außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches nach dem Gebietsstande vom 31. Dezember 1937), die am 1. Januar 1914 zum Deutschen Reich oder zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie oder zu einem späteren Zeitpunkt zu Polen, zu Estland, zu Lettland oder zu Litauen gehört haben, gilt als einheitliches Vertreibungsgebiet.

<sup>480</sup> Manfred Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 1999, S. 161.

Stimmen an die massenhaften Integrationsprobleme, Ausgrenzungen und Schikanen.<sup>481</sup> Die Flüchtlingsjugendlichen standen in der Integrationsdebatte und den Klagen darüber, dass diese Gruppe überproportional von Lehrstellenmangel und Arbeitslosigkeit betroffen war, ständig im Mittelpunkt. Die Tatsache einer schlechteren Ausgangsposition durch stärkere Betroffenheit von Wohnraumknappheit, häufigeren Schulwechsel und familiärer Zerrüttung ließen besorgte Politiker und Pädagogen das Schlimmste vermuten. Mit der viel diskutierten materiellen und ideellen „Jugendnot“ waren in erster Linie Flüchtlingskinder und -jugendliche gemeint. Die Klagen über Flüchtlingsnot und Jugendnot währten noch bis etwa Mitte der 50er Jahre und wurden erst nach und nach durch Debatten mit kultureller Dimension abgelöst.<sup>482</sup> Angesichts der Klagen über verstärkte Anpassungsschwierigkeiten und Kriminalität unter den Jugendlichen aus Flüchtlingsfamilien in den ersten Nachkriegsjahren überrascht es aber, dass diese dann kurze Zeit später in Schelskys Gesamtdiagnose eine zentrale positive, wenn nicht sogar prototypische Rolle einnehmen konnten. Die Flüchtlingsjugendlichen seien

*(...) in ihrer hohen sozialen Mobilität, ihrem Anpassungs- und Durchsetzungswillen, ihrem sozialen und beruflichen Aufstiegsstreben und Leistungswillen von der einheimischen Jugend (...) höchstens durch die Schroffheit und das Tempo unterschieden, mit der sie in diese Verhaltensnotwendigkeiten hineingezwungen wurden.*<sup>483</sup>

So avancierte die Flüchtlingsjugend in der Beschreibung von 1957 schon beinahe zur Avantgarde der Jugend, wenn Schelsky diese als „Vortrupp des industriegesellschaftlichen Gestaltungswandels der Jugend“ einordnete.<sup>484</sup> Der renommierte Pädagoge Wilhelm Roeßler betonte, dass in den Problemen der Flüchtlingsjugend allgemeine Verhaltensweisen der Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg zugespitzt sichtbar würden. Im gemeinsamen Überlebenskampf mit ihrer Familie und in einem „erzieherischen Leerraum“ mussten sie frühzeitig Erwachsenenrollen übernehmen, weshalb die Analyse dieser speziellen Gruppe von ganz besonderem Interesse sei. Hier sei nämlich exemplarisch sichtbar, wie zeitgeschichtliche Umstände den eigentlich altersgemäßen Status auf-

<sup>481</sup> Übereinstimmend beispielsweise Wehler, Gesellschaftsgeschichte sowie, hier in eher volkswirtschaftlicher Perspektive, Ulrich Herbert: „Ohne das ‚Wirtschaftswunder‘ wäre die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen, ohne deren zusätzliches Arbeitskräftepotenzial wäre das ‚Wirtschaftswunder‘ nicht möglich gewesen.“ Herbert, Geschichte, S. 195. Kritischer in der Analyse macht Andreas Kossert auf den „blinden Fleck im Bewusstsein der deutschen Nachkriegsgeschichte“ aufmerksam. Andreas Kossert, Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008. Die wichtigsten zeitgenössischen Studien beginnen mit Elisabeth Pfeil, Der Flüchtling Gestalt einer Zeitenwende, Hamburg 1948, dann Elisabeth Pfeil, Flüchtlingskinder in neuer Heimat, Stuttgart 1951 (=Bedrohte Jugend – Drohende Jugend 16, heilpädagogische Schriftenreihe, hrsg. von Josef Spieler) sowie Helmut Schelsky, Die Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme, Dortmund 1953 und etwas später Wurzbacher, Dorf. Pfeils Vergangenheit als nationalsozialistische Bevölkerungswissenschaftlerin spielte offenbar ebenso wenig eine Rolle wie die personellen Kontinuitäten aus dem Bereich der ehemaligen Volkstumssoziologie in der Sozialforschungsstelle Dortmund. Fatal ist schließlich, wie sich der ehemalige NS-Rasseideologe, „Ostforscher“ und selbst heimatvertriebene Karl Valentin Müller als ordentlicher Nürnberger Hochschulprofessor am Diskurs beteiligen konnte: Karl Valentin Müller, Heimatvertriebene Jugend. Eine soziologische Studie zum Problem der Sozialtätigkeit des Nachwuchses der heimatvertriebenen Bevölkerung, Kitzingen 1953. Wie bei anderen steht die Frage der „Sozialtätigkeit“ der Flüchtlingsjugend im Vordergrund und bildet schließlich Quintessenz und Slogan der Wirtschaftswunderjahre: „(...) wahrhaft freie Bahn dem wirklich Tüchtigen!“ (S. 213).

<sup>482</sup> Erst 1957 wird aber die „Bundesberatungsstelle für jugendliche Zuwanderer“ bei der Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendaufbauwerk gegründet. Vgl. auch Fuchs, Wagnis.

<sup>483</sup> Schelsky, Generation, S. 427.

<sup>484</sup> Ebd.

heben könnten.<sup>485</sup> Diese Einschätzung wird im Zusammenhang mit der suggerierten Altersnivellierung in der skeptischen Generation wichtig – und es zeigt in Ansätzen sogar die Vorstellungen von der „Konstruktion Jugend“.

Ein weiterer wichtiger Aspekt zur Skizzierung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse ist sicherlich auch die Tatsache, dass die Deutschen bis fast Mitte der 60er Jahre „unter sich“ waren, mit den wenigen Ausnahmen der Besatzungssoldaten und der ersten Gastarbeiter.<sup>486</sup> Beginnend eigentlich erst mit dem 1955 abgeschlossenen deutsch-italienischen Anwerbeabkommen, kamen bis 1961 jährlich ca. 20.000 Gastarbeiter in die Bundesrepublik. Mit dem Wegfall der „Umsiedler“ aus der DDR wurde die Anwerbung weiter intensiviert. Doch erst Anfang der 60er Jahre begann langsam der Familiennachzug – und das Phänomen ausländischer Jugendlicher, die die empirische Jugendforschung übrigens sehr spät überhaupt als Probanden aufnahm. Erst in der 13. Shell-Studie im Jahr 2000 gehören sie zu der Befragengruppe „Jugend in Deutschland“.

### 2.1.3 Bildung

Das Schulsystem der Wiederaufbaugesellschaft hatte, den grundsätzlichen Änderungsambitionen der Alliierten zum Trotz, den Krieg fast unbeschadet überstanden. Vor allem die Amerikaner hatten, vermittelt über die Zook-Kommission und gemeinsame alliierte Kontrollratsdirektiven, weitreichende Reformvorschläge in Richtung eines integrierten Schulsystems, eines „comprehensive educational system“, gemacht. Neben der Forderung nach inhaltlichen Veränderungen und personellem Austausch war der Hauptkritikpunkt die scharfe Trennung zwischen der vierjährigen Volksschule und der höheren Schule, die die Grundlagen für Klassengeist, die Herstellung von Unterwürfigkeit einerseits und autoritärem Führerprinzip andererseits gelegt habe.<sup>487</sup> Tatsächlich gab es kaum Durchlässigkeit zwischen den Schultypen, vor allem nicht von der Volksschule auf die Mittel-/Realschule – um von dort gegebenenfalls zur Höheren Schule zu gelangen.<sup>488</sup> Je nach Besatzungszone und Land hatten es die Bildungspolitiker aber auch mit äußerst unterschiedlichen Rahmenbedingungen zu tun. Der alte Kampf zwischen den Vertretern der Bekenntnisschule auf der einen und der Einheitsschule auf der anderen Seite lebte wieder neu auf. In Bayern, Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen wurden die Konfessionsschulen und

---

<sup>485</sup> Vgl. Wilhelm Roeßler, *Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart*, Düsseldorf 1957, S. 459.

<sup>486</sup> In der Statistik zu ausländischen Arbeitskräften finden sich 1955 erst 80.000 ausländische Arbeitnehmer (0,5 Prozent), 1965 bereits 1,2 Millionen (5,7 Prozent). BMWI, *Leistung*, S. 20. Zu diesem Thema vgl. übergreifend Ulrich Herbert, *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*, München 2001; den Sammelband Jan Otte/ Rainer Ohliger/Anne von Oswald (Hrsg.), *50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderung. Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte*. Frankfurt a.M. 1999 sowie Karin Hunn, „Nächstes Jahr kehren wir zurück ...“ Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik, Göttingen 2005.

<sup>487</sup> Vgl. Hans-Georg Herrlitz/Wulf Hopf/Hartmut Titze (Hrsg.), *Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Eine Einführung*, Weinheim/München 1993.

<sup>488</sup> Hinzu kam der Nachteil der nur einklassigen bzw. kaum gegliederten Volksschulen. Vgl. Wolfgang Klafki, *Die fünfziger Jahre – eine Phase schulorganisatorischer Restauration. Zur Schulpolitik und Schulentwicklung im ersten Jahrzehnt der Bundesrepublik*, in: Dieter Bänsch (Hrsg.), *Die fünfziger Jahre. Beiträge zur Politik und Kultur*, Tübingen 1985, S. 131-162.

Gymnasialtypen des 19. Jahrhunderts wieder hergestellt; die Grundschule blieb entgegen anderer Pläne auf vier Jahre beschränkt. Das dreigliedrige Schulsystem mit einer Regelschulzeit von acht Jahren sollte schließlich auch als Modell für die anderen Bundesländer dienen, wie es im Gesetz zur Ordnung des Schulwesens 1952 manifestierte. Für das Erlahmen und schließlich grundsätzliche Scheitern der Reformversuche werden sowohl die pragmatische Fokussierung auf ein schnelles Einspielen von Schulalltag, deutsche Widerstände aus dem konservativen Schulsystem selbst, wie auch eine Strategieveränderung in der, insbesondere amerikanischen, Re-Education-Politik ab 1947 verantwortlich gemacht, wobei hier in erster Linie der dominante Einfluss der Kirchen und ihr erbitterter Widerstand gegen Entkonfessionalisierungs- und Integrationskonzepte hervorgehoben werden muss.<sup>489</sup> Der Verweis auf Entwicklungen in Politik und Bildungssystem in der DDR machte es konservativen Bildungspolitikern in den 50er Jahren leicht, Einheitsschule und Totalitarismus als zusammengehörig zu beschreiben und zu bekämpfen. Nicht unerwähnt bleiben sollen aber auch Lockerungen der Aufnahmeverfahren für weiterführende Schulen, bessere Übergangsmöglichkeiten von der Mittelschule (ab 1964 Realschule) zur gymnasialen Oberstufe und die sukzessive Durchsetzung der vollständigen Befreiung vom Schulgeld – schließlich die Wiederaufnahme der Reforminitiativen v.a. in der nationalen Bildungsplanung durch den Deutschen Bildungsrat ab 1965.

Will man noch einige weitere Schlaglichter auf die ersten Jahre nach 1945 werfen, sind die zum Teil noch zerstörten Schulgebäude sowie die Funktion der Schule als Speiseanstalt (Schulspeisungen gab es etwa solange wie die Lebensmittelkarten, nämlich bis ca. 1950, in einigen Gegenden auch bis 1951) zu nennen; weiterhin sei hier noch das Problem der Kontinuität des zum Teil politisch belasteten Lehrpersonals erwähnt, das nun paradoxerweise für demokratische Erziehung sorgen sollte. Immerhin hatte 1952 über die Hälfte des aktiven Lehrpersonals bereits vor 1945 unterrichtet.<sup>490</sup> Nicht zu vergessen: der getrennte Unterricht für Jungen und Mädchen. Nach einigen Vorläufern der Länder Hessen, West-Berlin, Hamburg und Bremen setzte sich Koedukation erst in den 60er Jahren bundesweit durch.

Nach der Wiederherstellung des sozial selektiven dreigliedrigen Schulsystems verschwanden grundlegende Reforminitiativen von der Tagesordnung, es gab in der Folge wenig neue Impulse, was die Unterrichtsformen und -inhalte betraf. Angesichts des wirtschaftlichen Aufschwungs wurde bis 1965 auch erstaunlich wenig Geld in Bildung investiert. So sank der Anteil der Bildungsausgaben, gemessen am Bruttosozialprodukt von 1950 bis 1962 von 3 auf 2,3 Prozent, während sich gleichzeitig eine deutliche proportionale Verlagerung der Ausgaben zugunsten der Hochschulen zeigt.<sup>491</sup>

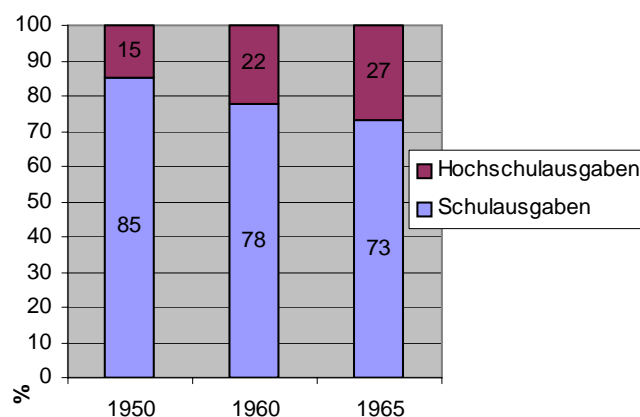
---

<sup>489</sup> Herrlitz u.a., Schulgeschichte, S. 163-164.

<sup>490</sup> Ulrich Chaussy, Jugend, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland. Geschichte in drei Bänden, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1983, S. 35-67, hier: S. 40.

<sup>491</sup> Martin Baethge, Abschied von Reformillusionen, in: *betrifft: Erziehung*, 5 (1972), H. 11, S. 19-28; S. 27.

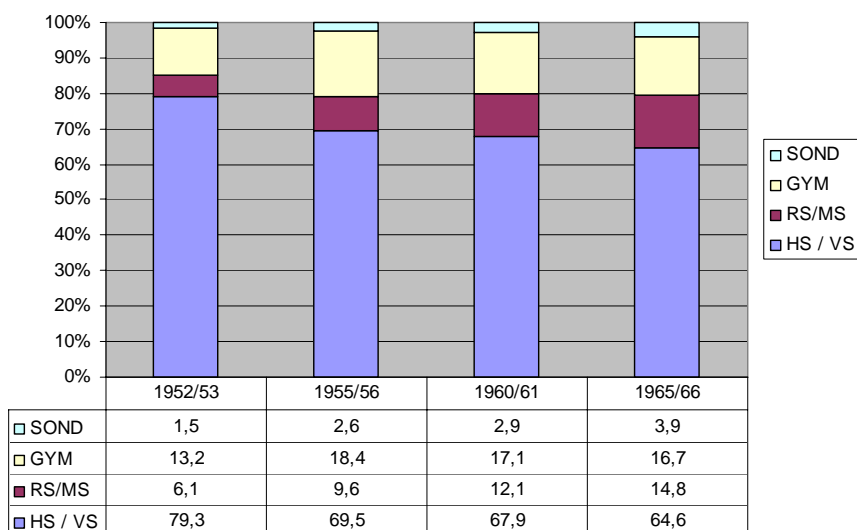
**GRAFIK 03 Investition in Bildung – aufgeteilt nach Schul- und Hochschulausgaben 1950-1965**



(Baethge, Abschied, S. 27)

Zudem gab es Unterricht im Schichtbetrieb und überfüllte Klassen: In den Grund- und Hauptschulen saßen 1950 im Schnitt 44 Kinder in einer Klasse (Gymnasium: 31), 1965 durchschnittlich 34,7 (Gymnasium: 27,7), die Schüler-Lehrer-Relation betrug 1 zu 50,4 (1950) bzw. 1 zu 40,2 (1965).<sup>492</sup> Wenngleich die eigentliche Expansion im Bildungswesen erst nach 1965 erfolgte, zeigt ein Blick auf die Schulverteilung der Siebtklässler, dass sich bis zu den großen Bildungsreformdebatten strukturell bereits etwas verändert hatte und dass der Anteil der Gymnasiasten bundesländerübergreifend leicht angestiegen war. Der deutlichste Trend aber war die Steigerung der Schülerzahlen an den Mittelschulen.<sup>493</sup>

**GRAFIK 04 Verteilung der Schüler im 7. Jahrgang auf die Schulformen 1952-1965**



(Rösner, Abschied, S. 40)

<sup>492</sup> Peter Drewke, Aspekte der Schulentwicklung zwischen 1945 und 1960, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4 (1984), S. 65-78; S. 76.

<sup>493</sup> Ernst Rösner, Abschied von der Hauptschule. Folgen einer verfehlten Schulpolitik, Frankfurt a.M. 1989.

Hinzuzufügen ist hier noch, dass im Verlauf der gymnasialen Mittelstufe noch einmal stark „gesiebt“ wurde, sodass man schließlich in der Gruppe der 19-20-Jährigen nur noch 4,2 Prozent (1950) bzw. 5,5 Prozent (1960) Abiturienten findet. Und die Hälfte der Schüler, die noch als 13-14-Jährige die höhere Schule besucht hatten, verließen diese vor dem Abitur. Der Anteil der Arbeiterkinder an den Abiturienten war bekanntermaßen gering und lag bei etwa 3-4 (1950) bzw. 6-7 Prozent (1960).

**TABELLE 15 Anteil Abiturienten am Geburtsjahrgang 1950-1962**

Winterse- mester	insges.	männl %	weibl %
1950	4,2	5,5	3,0
1951	4,4	5,9	2,9
1952	3,9	5,3	2,4
1953	3,3	4,5	2,1
1954	4,0	5,4	2,5
1955	3,7	5,0	2,5
1956	4,5	5,9	3,0
1957	4,7	6,1	3,2
1958	4,8	6,2	3,3
1959	5,1	6,5	3,7
1960	5,5	6,8	4,0
1961	6,1	7,5	4,6
1962	6,8	8,2	5,2

(Wissenschaftsrat, Abiturienten, S. 53) <sup>494</sup>

Von den Studenten kamen lediglich 5-6 Prozent aus einem Arbeiterhaushalt.<sup>495</sup> Der Gruppe der Studenten unter den 20-24-Jährigen gewann jedoch im längeren Zeitvergleich an Gewicht: Waren es 1900 noch 0,89 und 1930 1,96 Prozent, sind es 1950 bereits 4,39 und 1960 6,31 Prozent. In absoluten Zahlen bedeutet das: Gerade einmal 100.000 Studenten besuchten bei Gründung der Bundesrepublik eine Hochschule, 1960 waren es immerhin schon 247.000. Oder anders ausgedrückt: nur 1,3 Prozent aus der Altersgruppe der 20- bis 30-Jährigen studierte 1950, zehn Jahre später sind es schon 2,5 Prozent, die Frauenquote lag dann bei 22 Prozent.<sup>496</sup> Ab 1957 gab es mit dem „Honnefer Modell“, dem Vorläufer des späteren BAFöG, eine finanzielle Unterstützung an Studierende nach Bedürftigkeitsprüfung.

<sup>494</sup> Wissenschaftsrat, Abiturienten und Studenten. Entwicklung und Vorschätzung der Zahlen 1950-1980, Bonn 1964.

<sup>495</sup> Klafki, Jahre, S. 153.

<sup>496</sup> Schildt, Zeiten, S. 157.

**TABELLE 16 Entwicklung der Studentenzahlen 1950-1963***Deutsche Studenten, ohne Beurlaubte, Gasthörer*

Winterse- mester	Anzahl	männl., %	weibl., %
1950/51	108.823	83,5	16,5
1951/52	110.399	83,7	16,3
1952/53	111.258	83,4	16,4
1953/54	112.381	83,4	16,6
1954/55	117.014	82,7	17,3
1955/56	123.235	81,8	18,2
1956/57	134.234	81,1	18,9
1957/58	146.654	80,5	19,5
1958/59	160.732	79,7	20,3
1959/60	172.670	77,4	21,6
1960/61	186.312	77,1	21,9
1961/62	200.585	77,8	22,2
1962/63	213.031	77,8	22,2

(Wissenschaftsrat, Abiturienten, S. 20)

Eine Auflistung<sup>497</sup> des relativen Schulbesuchs von 1958 macht deutlich, wie stark die Untersuchungsgruppe Jugend, definiert man diese als 15-24-jährig, aus der Schule „herausfällt“, bei den 15-/16-Jährigen, noch mehr aber bei denjenigen, die 17 und älter sind, die Lebenswelt Schule nur bei den Wenigsten überhaupt eine Rolle spielte:

**TABELLE 17 Relativer Schulbesuch männlicher und weiblicher Jugendlicher zwischen 15 und 21 Jahren 1958**

Alter	Anteil der noch zur Schule Gehenden	
	männlich	weiblich
15	36	38
16	23	23
17	16	14
18	11	9
19	9	6
20	6	4
21	6	3

(Edding, Schulbesuch, S. 383)

Außerdem sinkt in Richtung höherer Bildung der Anteil der Mädchen deutlich. Und zwar ab der Ebene der gymnasialen Oberstufe:

<sup>497</sup> Vgl. Friedrich Edding, Relativer Schulbesuch und Abschlußquoten im internationalen Vergleich, in: Ludwig von Friedeburg, (Hrsg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln/Berlin 1965, S. 383-391.

**TABELLE 18 Anteil der weiblichen Schüler und Studenten 1950-1965**

	1950	1955	1960	1965
Grund- und Hauptschulen	49,2	49,2	49,3	49,2
Sonderschulen	38,8	39,0	39,9	40,4
Realschulen	53,6	53,5	52	51,5
Gymnasien	40,8	40,6	39,9	41,3
Klasse 5-10	42,2	42	41	42,2
Klasse 11-13	31,3	34	36,5	37,7
Abendschulen/Kollegs	-	-	16,1	18,9
Berufsschulen	41,6	43,9	44,1	44,1
Berufsfachschulen	73,6	71,9	68,4	63,3
Fachschulen	30,2	33,4	46,4	50,2
Ingenieursschulen, Fachhochschulen	-	-	1,1	1,3
Wiss. Hochschulen u. Kunsthochschulen	24,9	22,4	28,1	28,3

(Köhler, Schul- und Hochschulbesuch, S. 176)<sup>498</sup>

Darüber hinaus existierten Chancenungleichheiten hinsichtlich der sozialen Herkunft sowie auch erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Bundesländern, was nicht zuletzt mit dem traditionellen, immer noch nachweisbaren katholischen Bildungsdefizit zu tun hatte.<sup>499</sup> Komplementäre Untersuchungen zeigen, dass das elterliche Interesse, welche Schule ihre Kinder besuchen sollen, unterschiedlich groß war: So nannten 61 Prozent der höheren Beamten und Angestellten das Gymnasium als Schulziel für ihre Kinder, Arbeiter, von denen jeder Zweite keine Vorstellungen zur Schulkarriere des eigenen Nachwuchses hatte, nennen dies nur zu 11,6 Prozent.<sup>500</sup> Dabei war und ist die Platzierungsfunktion der Schule für den späteren sozialen Status evident. Berufsträger im gesellschaftlich „gehobenen“ Segment (leitende Angestellte, höhere Beamte, freie Berufe, wohlhabende Selbstständige) stammten 1955 lediglich zu 1,5 Prozent aus der Gruppe der Volksschulgebildeten, 16 Prozent waren auf Mittelschulen gewesen; 23,9 hatten Abitur und 65,9 Prozent einen Hochschulabschluss.<sup>501</sup> Im Hinblick auf die „Vollschüler“ ist noch einmal darauf hinzuweisen, dass die schulische Sozialisation der westdeutschen Jugend – auch im Vergleich zu anderen Industrieländern – im Durchschnitt wesentlich früher zu ihrem Ende kam. Von Bildungsexpansion konnte noch keine Rede sein – diese, und damit die eigentliche Verschulung der Jugendphase begann nachweisbar erst ab ca. 1965, sodass heute, in den neuesten Jugendstudien, in erster Linie Schüler und Studenten den Großteil der Untersuchungsgruppe bilden.

<sup>498</sup> Helmut Köhler, Der relative Schul- und Hochschulbesuch in der Bundesrepublik Deutschland 1952 bis 1975. Ein Indikator für die Entwicklung des Bildungswesens, Berlin 1978.

<sup>499</sup> Wie Gerhard Schmidtchen überzeugend und differenziert nachwies: Gerhard Schmidtchen, Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern/München 1973, insbesondere S. 45ff. Aufsehen erregte damals die Studie zum katholischen Bildungsdefizit von Karl Erlinghagen, Zum Bildungsrückstand der deutschen Katholiken, in: Stimmen der Zeit 7 (1964), S. 50-60 und die Erkenntnis, dass sich der protestantische Vorsprung, was die Studentenzahlen betrifft, in den fünfziger Jahren sogar noch vergrößert hatte. S. 50-60.

<sup>500</sup> Vgl. hierzu: Janpeter Kob, Erziehung in Elternhaus und Schule. Eine soziologische Studie, Stuttgart 1963.

<sup>501</sup> Morris Janowitz, Schichtung und Mobilität in Westdeutschland, in: KZfSS 10 (1958), S. 1-38, Tab 10 (S. 20).



**TABELLE 19 Anteil Schüler innerhalb den Altersgruppen im internationalen Vergleich 1958***Relativer Schulbesuch (in %)*

Alter	BRD		Belgien		Frankreich		Niederlande		Norwegen		USA m & w
	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w	
15	36	38	62	52	51	57	65	49	59	59	96
16	23	23	50	40	42	46	53	31	54	46	88
17	16	14	37	26	28	28	40	18	41	26	74
18	11	9	26	16	18	16	29	11	32	22	43
19	9	6	20	11	12	8	19	7	19	16	29
20	6	4	15	7	8	5	12	5	15	10	23
21	6	3	13	7	6	3	9	3	14	8	17

(Edding, Schulbesuch, S. 383)

Reformdiskussionen wurden im Jahr 1959 durch einen Rahmenplan des „Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen“ mit angestoßen, in dem es primär um die Einrichtung von Förderstufen, eine verbesserte Durchlässigkeit zwischen den Schultypen und um die Profilierung einer Haupt- statt der bisherigen Volksschule ging. Die Dreigliedrigkeit des Schulwesens insgesamt wurde jedoch nicht in Frage gestellt.<sup>502</sup> Als ein externer Katalysator ist dabei der Sputnik-Schock und die damit verbundene Angst vor Bildungsrückstand im Kalten Krieg sicherlich nicht zu unterschätzen. Die Bildungsdebatte nahm in Westdeutschland aber erst an Fahrt auf, als Georg Picht 1964 die „Bildungskatastrophe“ ausrief und Ralf Dahrendorf und andere auf die Defizite gerade im Hinblick auf soziale Ungerechtigkeiten aufmerksam machten; der im internationalen Vergleich prozentual sehr geringe Anteil von Abiturienten eines Jahrgangs und die damit verbundenen Rückstände für das volkswirtschaftliche Potenzial traten stärker ins Bewusstsein. Dieser wirtschaftliche Aspekt der Defizite im Bildungssystem, viel mehr womöglich aber noch die Warnung, dass der Status der Kulturnation auf dem Spiel stehe, bewegte die Öffentlichkeit. Die Jugendphase, wenn man sie derart aus Schulperspektive misst, war bis dato kurz gehalten, wenn man bedenkt, dass das Eintrittsalter in die Arbeitswelt 1950 bei 14,2 Jahren lag.<sup>503</sup>

#### 2.1.4 Arbeitsmarkt

Die Bundesrepublik in den 50er Jahren muss als Arbeitsgesellschaft bezeichnet werden – und dies gleich in mehrfacher Hinsicht. Zum einen wegen der extensiven Wochenarbeitszeit und der beinahe erreichten Vollbeschäftigung, zum anderen aber auch wegen der Rolle, die die Teilhabe am Arbeitsleben für das individuelle Selbstbewusstsein und die gesellschaftliche Integration spielte. Die Erwerbsquote lag 1950 bei 45,9 (Männer 63,8; Frauen 30,2) und 1960 bei 47,7 Prozent (Männer 63,8; Frauen 33,4)<sup>504</sup>, wobei der Anstieg der Frauen-Lohnarbeit in einem deutlichen Kontrast

<sup>502</sup> Der „Deutsche Ausschuss für Erziehungs- und Bildungsfragen“ fungierte seit 1953 als Beratergremium für das Bundesinnenministerium und die Kulturministerkonferenz. Der Bildungspolitik war damals im Bund kein eigenes Ressort zugewiesen. Erst 1962 wird aus dem „Bundesministerium für Atomfragen“ das „Bundesministerium für wissenschaftliche Forschung“. Nach einer Grundgesetzänderung, durch die der Bund Zuständigkeiten in der Bildungsplanung und der Forschungsförderung bekam, erhielt das Haus 1969 die Bezeichnung „Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (BMBW)“.

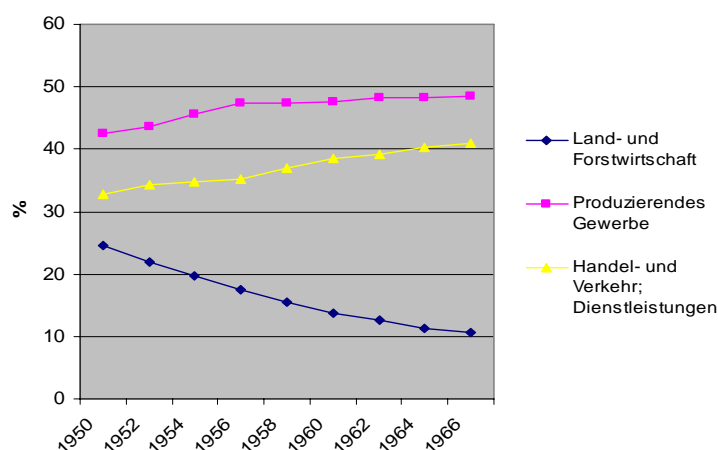
<sup>503</sup> Paul Füllbier/Richard Münchmeier, Jugend im demografischen Wandel – Herausforderungen für die Jugendpolitik. Expertise im Auftrag der Bundesarbeitsgemeinschaft Sozialarbeit, auf: <http://www.bag-jugendsozialarbeit.de/files/kap02-fuellbier-wandel.pdf>

<sup>504</sup> 1965 liegt die Erwerbsquote dann bei 46,1 Prozent (Männer 61,8, Frauen 31,9). Institut der deutschen Wirtschaft (Hrsg.), Zahlen zur wirtschaftlichen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland 1983, Köln 1983, Tab. 7.

Kontrast zu der geringen Wertschätzung steht, die die arbeitende Ehefrau und Mutter in weiten Teilen der Bevölkerung genoss.

Die Bundesrepublik ist im Untersuchungszeitraum eine Industriegesellschaft. Die sektorale Verteilung zeigt den rasanten Bedeutungsverlust des Primären Sektors für die Volkswirtschaft – und dies trotz Technisierung und Effizienzsteigerung in der landwirtschaftlichen Produktion.

**GRAFIK 05 Anteil am Bruttosozialprodukt 1950-1966**



(BMWi, Leistung, S. 19)

Der Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten sank von 1950 bis 1965 von 24,6 auf 10,7 Prozent, die „Dienstleistungsgesellschaft“ deutet sich an:

**TABELLE 20 Arbeitsmarkt 1950-1965**

*Erwerbstätige im Inland nach Wirtschaftssektoren (in %)*

	Insgesamt (in 1000)	Primärer Sektor Land- u. Forstwirtschaft; Fischerei	Sekundärer Sektor Produzierendes Gewerbe	Tertiärer Sektor Übrige Wirtschafts- bereiche, Dienstleistungen
1950	19 570	24,6	42,9	32,5
1951	20 091	23,1	44,2	32,7
1952	20 522	21,9	44,6	33,4
1953	21 074	20,8	45,2	34,0
1954	21 671	19,7	45,9	34,5
1955	22 500	18,5	47,1	34,4
1956	23 154	17,5	47,7	34,8
1957	23 683	16,9	47,5	35,6
1958	23 895	16,2	47,3	36,5
1959	24 171	15,4	47,2	37,4
1960	26 063	13,7	47,9	38,3
1961	26 426	13,1	48,5	38,5
1962	26 518	12,5	48,7	38,8
1963	26 581	11,8	48,6	39,5
1964	26 604	11,3	48,8	39,9
1965	26 755	10,7	49,2	40,1

(Statistisches Jahrbuch 1967, S. 138; Statistisches Jahrbuch 1965, S. 151)

Was für die Gesamtgesellschaft gilt, gilt für die arbeitenden Jugendlichen in korrelierender, zum Teil beschleunigter Art und Weise. Es gab eine kontinuierliche Dominanz des sekundären Sektors, dabei einen Trend zum Dienstleistungssektor, vor allem bei den Frauen und gleichzeitig einen schnellen Rückgang des Anteils der im Agrarsektor Beschäftigten.<sup>505</sup> Exemplarisch sind die Trends für das industriell geprägte Bundesland Nordrhein-Westfalen: Über die gesamten 50er Jahre übten mehr als zwei Drittel der arbeitenden männlichen Jugendlichen unter 25 einen industriellen oder handwerklichen Beruf aus, bei den Mädchen stieg in dieser Zeit der Anteil der im Tertiären Sektor Tätigen auf über 70 Prozent an. Die in der Landwirtschaft beschäftigten Jugendlichen kamen nur noch auf 3,5 Prozent, während der Anteil aller im Primären Sektor Tätigen gemessen an der Gesamtbevölkerung NRWs noch bei einem Anteil von 6,7 Prozent lag. Die Lehrlingsquote, der Anteil der Lehrlinge im Verhältnis zur Gesamtzahl der Altersgleichen, stieg für die Gruppe der 16-Jährigen von 46 (1950) über 55 (1960) bis auf 64 Prozent (1966).<sup>506</sup> Die Lebensphase, in der sich die Gruppe der männlichen 15- bis 18-Jährigen in erster Linie befand, ist demnach die Lehre, wobei sich der weibliche Anteil sich im innerhalb weniger Jahre fast verdoppelte.<sup>507</sup>

**TABELLE 21 Lehrlinge 1950-1959**

Stand Jahre- sende	Anzahl der Jugendlichen von 15 bis unter 18 Jahren (in 1000)			Anzahl der Lehr- u. Anlernlinge			Index 1950 = 100				Anteil Lehr- und Anlernlinge an Jugendl. von 15 - unter 18 J. (%)	
	insges.	Männl	weibl	insges.	männl	weibl	Jugendliche von 15 bis unter 18 J.		Lehr- und Anlernlinge		männl	weibl
							männl	weibl	männl	weibl		
1950	2296	1170	1116	971	729	242	100	100	100	100	62	22
1951	2486	1272	1214	1026	754	273	109	109	103	113	59	22
1952	2536	1296	1239	1036	828	309	111	111	114	128	64	25
1953	2590	1321	1269	1213	868	345	113	114	119	143	66	27
1954	2682	1365	1318	1329	940	389	117	118	129	161	69	30
1955	2780	1411	1369	1424	989	434	121	123	136	180	70	32
1956	2751	1395	1356	1458	995	463	119	122	137	191	71	34
1957	2510	1274	1236	1406	943	463	109	111	129	191	74	37
1958	2280	1158	1122	1310	870	440	99	101	119	182	75	39
1959	2112	1072	1040	1245	620	425	92	93	112	176	76	41

(Wirtschafts- und Sozialstatistisches Handbuch, S. 29)

Die zunächst sehr hohe Arbeitslosigkeit betraf in erster Linie die Jugendlichen und unter der Lehrstellenknappheit litten vor allem die Mädchen. 1957 machte nur knapp die Hälfte aller Mädchen überhaupt eine Ausbildung. Und auch die Wahl des Ausbildungsberufs war eingeschränkter: Es dominierten hauswirtschaftliche Berufe, Berufe im Bereich der Pflege, Verkäuferin, zunehmend

<sup>505</sup> Statistisches Landesamt Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), Die Erwerbspersonen nach der beruflichen Stellung in Nordrhein-Westfalen, Teil 1: Ergebnisse der Berufszählung vom 13. September 1950, Düsseldorf 1952, S. 8. Statistisches Landesamt Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), Die Erwerbspersonen in Nordrhein-Westfalen nach der beruflichen Gliederung – Landesergebnisse. Ergebnisse der Volkszählung vom 6. Juni 1961, Düsseldorf 1965, S. 24-26. Gegenüberstellung bei Köster, Jugend, S. 400.

<sup>506</sup> Zahlen aus: Schildt, Zeiten, S. 62.

<sup>507</sup> Bruno Gleitze / Wirtschaftswissenschaftliches Institut der Gewerkschaften (Hrsg.), Wirtschafts- und Sozialstatistisches Handbuch, Köln 1960.

auch kaufmännische Berufe mit Bürotätigkeit, bei allerdings deutlich schlechteren Aufstiegsmöglichkeiten gegenüber den männlichen Kollegen. In den Jahren zwischen 1950 und 1957 erhöhte sich zwar die Zahl der Mädchen in Lehr- und Anlernberufen um 91 Prozent – der Anteil an weiblichen Lehrlingen jedoch nur von 25 auf 31 Prozent.<sup>508</sup>

Wie akut das Problem der Jugendarbeitslosigkeit in der ersten Hälfte der 50er Jahre war, zeigen die zahlreichen Publikationen zu diesem Thema.<sup>509</sup> Nicht zuletzt ist ja die erste bundesweite repräsentative Jugendbefragung überhaupt, 1950/51 vom DGB angeregt, zu eben diesem Thema durchgeführt worden.<sup>510</sup> Dabei wurde auch herausgestellt, wie schwierig sich die Gestaltung einer ungewollt ausgeweiteten freien Zeit erweist und dass diese mit großen psychischen Belastungen und materiellen Einschränkungen verbunden ist, wie Heinz Kluth auf der Basis empirischer Untersuchungen von 1951 eindringlich beschreiben und damit die klassischen Untersuchungen aus der empirischen Sozialforschung bestätigen konnte. Während die Mädchen im Falle der Arbeitslosigkeit eher wieder in häusliche Tätigkeiten „eingegliedert“ wurden, zog die Arbeitslosigkeit für die jungen Männer noch erheblichere Selbstzweifel, Langeweile und das Abreißen sozialer Kontakte nach sich.<sup>511</sup> Die auch für die Zeitgenossen überraschend schnelle Überwindung der unmittelbarsten materiellen Jugendnot ist eine der vergessenen Erfolgsgeschichten der frühen Bundesrepublik: Schon Mitte der 50er lag die Erwerbslosenquote bei den Unter-25-Jährigen bei nur einem Prozent und damit niedriger als in der Gesamtbevölkerung – mit einer Privilegierung für die männlichen Jugendlichen.<sup>512</sup>

---

<sup>508</sup> Vgl. Hedwig Rudolph, Sozialisierung zum Lohnarbeiter. Die Berufspolitik der fünfziger Jahre, in: Gero Lenhardt (Hrsg.), Der hilflose Sozialstaat. Jugendarbeitslosigkeit und Politik, Frankfurt a.M. 1979, S. 90-134; S. 107. Zur Tatsache, dass außerdem die Berufs-Auswahlmöglichkeiten im Vergleich zu heute viel geringer waren: Renate Haack, Berufswunsch und Berufswahl in familiensoziologischer Sicht, Univ.-Diss., Köln 1958.

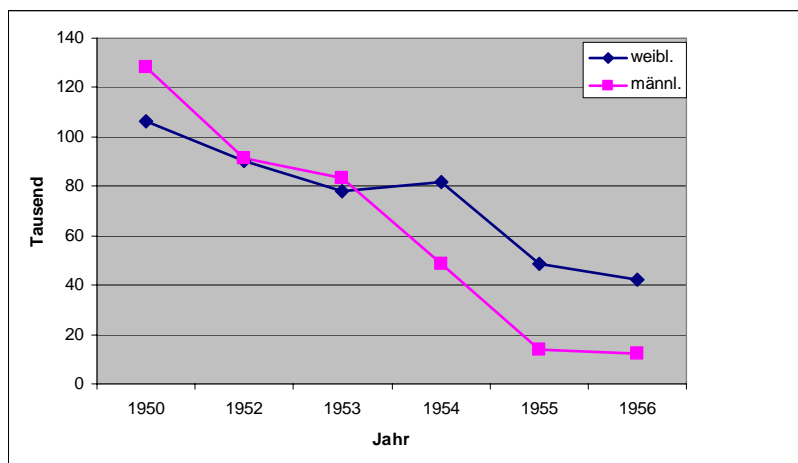
<sup>509</sup> Ulrich Lohmar, Die Berufsnot der Jugend, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 3 (1952), S. 233-261; S. 234. Exemplarisch, in seiner empirischen Sättigung und psychologischen Tiefe herausragend, ist die Dissertation des Schelsky-Schülers Heinz Kluth, Der arbeitslose Jugendliche in seinen Bindungen an die außerfamiliäre Umwelt, Univ.-Diss., Berlin 1952.

<sup>510</sup> Die Studie, in Auftrag gegeben vom Deutschen Gewerkschaftsbund, basierte auf der Befragung von 2.278 Jugendlichen: Gewerkschaftsbund, Arbeitslosigkeit.

<sup>511</sup> Heinz Kluth, Die Gemeinschaftsfähigkeit der arbeitslosen Jugendlichen, in: Gewerkschaftsbund, Arbeitslosigkeit, S. 61-126.

<sup>512</sup> Bundesamt, Jugend, S. 38-39.

**GRAFIK 06 Arbeitslose unter 25 Jahren 1952-1957**



(Statistisches Jahrbuch 1959, S. 39)

### 2.1.5 Jugendliche Freizeitrahmen

Wenn heute in historischen Ausstellungen oder Fernsehserien die Jugend der 50er Jahre beleuchtet wird, ist im Rückblick immer viel von Milchbars, Teenager-Musik und Kino die Rede. Und zeitnah wird, wie noch zu zeigen sein wird, in Politik und Kulturkritik von einer nicht zuletzt von den Jüngeren geprägten „Freizeitgesellschaft“ gesprochen. Bevor hier im dritten Hauptkapitel im Rahmen der Diskurskontexte unter anderem auch über Teenager und Halbstarke zu sprechen sein wird, soll vorab kurz umrissen werden, wie sich die zentralen Rahmenbedingungen für Freizeit, die im Geld-, Zeit- und Raumbudget zu sehen sind, darstellten, wie es um die realhistorische Basis für eine eigenständige Jugendkultur überhaupt bestellt war. Im Verbund mit wachsender finanzieller Potenz, der Ausweitung der Freizeitzone und neuer medialer Möglichkeiten entstanden neue Sozial- und Kommunikationsräume, die als exklusiv jung gelten bzw. dahingehend umdefiniert wurden.

Der beispiellose Prozess, in dem sich die Nettolöhne zwischen 1950 und 1963 verdoppelten, ist vielfach beschrieben worden.<sup>513</sup> Dass das Konsumverhalten in der frühen Bundesrepublik aber differenzierter zu beschreiben ist als durch die Abfolge von „Fress-“, „Kleidungs-“ und „Urlaubs- wellen“, hat Michael Wildt gezeigt, als er den Wandel von der Grundbedarfsdeckung hin zum massenhaften Konsum von frühen Luxusprodukten nachzeichnete.<sup>514</sup>

Die finanziellen Möglichkeiten waren in den ersten Jahren der Bundesrepublik jedenfalls bescheidener, als es zeitgenössisch geprägte Begriffe wie „Wirtschaftswunder“ und „Konsumgesellschaft“ suggerieren. Der private Pro-Kopf-Verbrauch kam erst 1951 wieder an das Niveau von 1936 heran, erst 1953/54 erreichte der Kaloriengehalt der Nahrung pro Einwohner den Stand von

<sup>513</sup> Zapf, Lebensbedingungen, S. 82-83.

<sup>514</sup> Michael Wildt, Am Beginn der „Konsumgesellschaft“. Mangelersfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg 1995. Im erweiterten Beobachtungszeitraum vgl. das Handbuch von Heinz-Gerhard Haupt/Claudius Torp (Hrsg.), Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch, Frankfurt a.M. 2009.

1935/36.<sup>515</sup> Anschaulich wird die bescheidene Lebenshaltung in den monatlichen Haushaltsbüchern über Einnahmen, Ausgaben und Verbrauch, die das Statistische Bundesamt von 1949 an von 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten mit mittlerem Einkommen führen ließ.<sup>516</sup>

Demnach dominierten noch bis 1957 die Ausgaben für den „starren“ jene des „elastischen“ Bedarfs.<sup>517</sup> Michael Wildt unterscheidet nach detaillierten Untersuchungen von Wirtschaftsrechnungen für die Nachkriegszeit zwei Phasen des Konsums: Ging es Anfang der 50er Jahre in erster Linie darum, mit einem hohen Anteil der Nahrungsmittel an den Lebenshaltungskosten den Grundbedarf der Familie zu decken und durch den Krieg beschädigte oder verloren gegangene Dinge im Hausrat zu ersetzen sowie dringend benötigte Kleidungsstücke anzuschaffen, wurde es mit dem steigenden Einkommen seit dem Ende des Jahrzehnts möglich, sich darüber hinaus auch neue, zusätzliche Konsumartikel anzuschaffen, sich also „ein Stück Wohlstand“ zu leisten.<sup>518</sup> Mit dem Umschwung zu massenhaftem Konsumgüterverbrauch Ende der 50er/Anfang der 60er Jahre wird Pluralität eine entscheidende Signatur für „gutes Leben“. Etwa hier ist laut EMNID-Umfragen auch erstmals eine Mehrheit der Westdeutschen davon überzeugt, dass es ihnen im Vergleich zu der Zeit vor dem Krieg besser ginge.<sup>519</sup> Von „Wohlstand“ in den 50er Jahren ließe sich demnach also nur relational im Vergleich zu den kargen Jahren davor sprechen. Selbst wenn die viel zitierten „Wellen“ vereinfachende Metaphern für die Konsumententwicklung der frühen Bundesrepublik sind, im Bewusstsein der Zeitzeugen sind diese Wellen ganz real und reflektieren die „Revolutionierung des Alltags“, die sich durch Massenmotorisierung, Technisierung der Privathaushalte sowie Vervielfältigung der Auswahlmöglichkeiten manifestierte. Und auch Veränderungen in den Distributionsformen (Selbstbedienung, Supermarkt) sowie die wachsende Bedeutung der Warenästhetik vollziehen sich innerhalb weniger Jahre.

Leider lassen sich die Ausgaben für den Bereich „Freizeit“ mit Hilfe der Haushaltsbücher nicht ganz genau beziffern. Unter die Rubrik „Bildung/Unterhaltung“ werden verschiedene Ausgaben für Schule, Bücher und Zeitschriften, für Urlaub, Theater, Kino und Konzerte, aber auch Vereinsbeiträge sowie Telefon- und Rundfunkgebühren subsumiert. Diese Ausgabeposten stiegen zwar von durchschnittlich 20 auf 34 DM (1955) und dann sogar auf 43 DM (1960) an; der Anteil an den gesamten Lebenshaltungskosten blieb jedoch etwa gleich hoch und schwankte zwischen 7 und 8,6

---

<sup>515</sup> Vgl. Werner Abelshauser, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945*, München 2004, S. 337-341. Ähnlich bei den Genussmitteln: Der Pro-Kopf-Vorkriegsverbrauch an Zigaretten (1936) wurde erst 1952, der an Bier, Schnaps und Zucker 1954, der an Kaffee 1956 erst übertroffen.

<sup>516</sup> Vgl. Michael Wildt, *Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963*, in: Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Arbeiter im 20. Jahrhundert* (=Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, hrsg. von Reinhart Koselleck und M. Rainer Lepsius, Bd. 51), Stuttgart 1991, S. 573-610.

<sup>517</sup> Als „starrer Bedarf“ wurden die Ausgaben bezeichnet, die für die Lebenshaltung unumgänglich waren: Nahrungsmittel, Wohnung, Heizung/Beleuchtung, während mit „elastischem Bedarf“ Ausgaben für Genussmittel, Hausrat, Kleidung, Körper- und Gesundheitspflege, Bildung/Unterhaltung und Verkehr bezeichnet wurden.

<sup>518</sup> Michael Wildt, *Privater Konsum in Westdeutschland in den 50er Jahren*, in: Schildt/Sywottek, *Modernisierung*, S. 275-289; S. 282. So kommt Wildt zu dem Schluss: „Nicht Nivellierung, sondern Pluralität war die Signatur jener Konsumgesellschaft, die sich in Westdeutschland Ende der 50er Jahre zu entfalten begann.“ Ebd., S. 289.

<sup>519</sup> EMNID-Informationen 12,3 (1960), S. 4.

Prozent.<sup>520</sup> Vorsichtig geschlussfolgert heißt das: Für Freizeit wurde zunehmend mehr Geld ausgegeben – aber immer nur im Verhältnis zur Einkommensverbesserung. Daneben ist aber zu beachten, dass auch noch die Ausgaben für Kleidung und Verkehr zumindest teilweise dem Freizeitbereich zuzurechnen sind, welche in dieser Rechnung aber unberücksichtigt blieben, in anderen Erhebungen dazuzählten (s.u.). Die Sparquote, also der Anteil des Gesparten an der Summe des verfügbaren Einkommens, stieg insgesamt schneller an als die Einkommen selbst.<sup>521</sup> Neben dem äußerst beliebten Bausparen sparte man auf langlebige Konsumgüter, auf Einrichtungsgegenstände und Autos. Insofern waren ausufernden Freizeit- und Urlaubsaktivitäten schon durch die private Ausgabepolitik enge Grenzen gesetzt, da mögliche Freizeitvergnügungen gegenüber Anschaffungswünschen zunächst zurückgestellt wurden.<sup>522</sup> Wenn aber die Haushalte schließlich mit diesen Gütern ausgestattet sind – und dies ist für den Großteil der Bevölkerung erst seit dem Ende der 50er Jahre der Fall – dann hat dies einen direkten oder mittelbaren Einfluss auf die Länge der Freizeit und auf das Freizeitverhalten. Der Erwerb von beispielsweise Wasch- und Spülmaschinen zog eine enorme Arbeitserleichterung und Zeitersparnis im Haushalt nach sich, ein Fernsehapparat veränderte die häusliche, ein PKW die außer Haus verbrachte Freizeit. „Erkauft“ worden sind diese Güter sowie die Erfüllung des Traums vom Eigenheim durch rigides Sparen, aber auch durch zusätzliche Arbeit in den ersten Jahren der Bundesrepublik. Zusätzliche Arbeit meint die Überstunden im jeweiligen Betrieb, die Mithilfe beim Hausbau oder den Zweitjob am Feierabend und nicht zuletzt die konstant hohe Erwerbstätigkeit der Frauen. Insgesamt ist dann ab 1960 ein starker Anstieg des Besitzes an Gütern, die reine Freizeitobjekte sind, zu verzeichnen. Hierzu zählen unter anderem die Foto- und Filmausrüstung, die Campingausstattung oder Phonogeräte.<sup>523</sup>

Einem Jugendlichen standen im Jahre 1953 monatlich durchschnittlich 61 DM zur freien Verfügung. Dies geht zumindest aus der NWDR-Frage „Wieviel Geld von Ihrem Einkommen können Sie für sich (mtl.) ganz persönlich verbrauchen?“ hervor. Die Fragen nach Einkommen und Geldverwendung sind die „härtesten Nüsse“, die die Umfrageforschung zu knacken hat. Es gibt neben der Sexualität keinen anderen Bereich, in dem so viele Antworten nachweislich falsch gegeben werden wie auf die Frage nach den persönlichen finanziellen Möglichkeiten. Deshalb kann hier die relativ hohe Auskunftsfreudigkeit verwundern, die ermittelten Beträge sind ob der Sensibilität des Themas „Verdienst“ aber mit Vorsicht zu behandeln – und realistischerweise etwas tiefer einzuschätzen. Die weniger auskunftsfreudigen Gruppen sind die Hausfrauen, Schüler und Studenten. Bei diesen kann eine gewisse Scham über ihr nicht oder kaum vorhandenes Geld unterstellt werden. Die zeitprivilegierten Studenten mussten in zwei von drei Fällen neben dem Studium noch

---

<sup>520</sup> Wildt, Ende, S. 578-579. Leider ist diese Untersuchung „schichtennaiv“, das heißt, man sollte davon ausgehen, dass im Bereich „Bildung/Unterhaltung“ extreme Unterschiede in der Ausgabenstruktur bestehen, je nachdem, ob es sich um einen Arbeiter-, Beamten- oder Selbständigenhaushalt handelte. Dieser Vergleich fehlt leider.

<sup>521</sup> Im Durchschnitt von 3,2 (1950) über 6,7 (1955) auf 8,7 Prozent im Jahre 1960. Vgl. Reinhold Exo, Die Entwicklung der sozialen und ökonomischen Struktur der Ersparnisbildung in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1967, S. 334-337 (Tabellen 56 und 57).

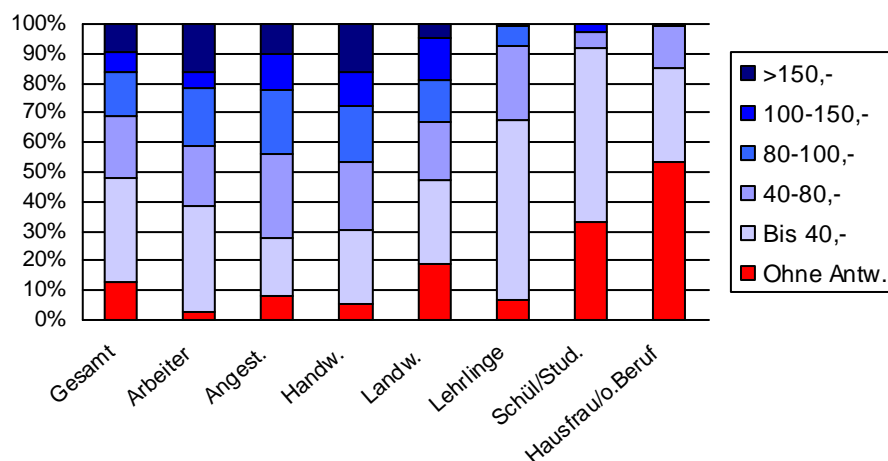
<sup>522</sup> Vgl. dazu ausführlich Schildt, Zeiten.

<sup>523</sup> Vgl. die zeitlich entgrenzte Untersuchung: Uttitz, Rahmenbedingungen.

jobben, Schülerarbeit in der Ferienzeit und während des Schuljahrs ist als verbreitetes Phänomen ebenfalls zu berücksichtigen.<sup>524</sup>

#### GRAFIK 07 Finanzielles Budget nach Beruf 1953

„Wie viel Geld von Ihrem Einkommen können Sie für sich (mtl.) ganz persönlich verbrauchen?“ (15-24 Jährige)



(NWDR 1953, S. 128)

Auf zwei methodische Probleme ist bei der Fragestellung „Wie viel Geld von Ihrem Einkommen können Sie für sich (mtl.) ganz persönlich verbrauchen?“ jedoch hinzuweisen. Erstens skizziert der Ausdruck „persönlich verbrauchen“ nicht exakt das für den Freizeitbereich vorhandene Geld, sondern beinhaltet sicher auch notwendige Ausgaben für Kleidung, Hygieneartikel oder Fahrtgeld. Die Ergebnisse wären also nach unten hin zu korrigieren. Blüchers Fazit, dass die ermittelte Höhe des so definierten Taschengeldes der großen Mehrzahl einen „weiten Spielraum für die Beliebigkeit der Freizeitbeschäftigungen läßt“<sup>525</sup>, wäre zumindest zu relativieren. Und wie ließen sich die 19 Prozent der Befragten, die „finanzielle Sorgen“ als ihr drückendstes Problem bezeichneten, mit dieser positiven Schlussfolgerung vereinbaren?<sup>526</sup> Zweitens verdeckt die nicht detailliert genug durchgeführte Ausdifferenzierung der Berufsgruppen einige interessante Tendenzen in dieser Zeit. So weiß man, dass Teile der jungen Arbeiterschaft in bestimmten Branchen und bestimmten Boomregionen – wie im Bergbau und der Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets – die eindeutigen Spitzenverdiener unter den Jugendlichen waren und sich dementsprechend einen expressiveren Freizeitstil leisten konnten, welcher durch die Merkmale „Leben in der Stadt“ und „ledig sein“ noch begünstigt wurde. Gerade die Montanindustrie holte in den 50er Jahren viele junge Männer aus allen Teilen der Bundesrepublik zur Arbeit ins Ruhrgebiet. Die meisten von ihnen wurden in Lehrlingsheimen untergebracht.<sup>527</sup> Die altersunabhängige Entlohnung der Arbeiter

<sup>524</sup> Sörgel, Zeit. Ein Vergleich mit der Phase ab 1960 zeigt die fulminanten Veränderungen in den zeitlichen Rahmenbedingungen EMNID V, v450, v475, v464.

<sup>525</sup> Blücher, Freizeit, S. 48.

<sup>526</sup> Ebd., S. 45.

<sup>527</sup> Vgl. Utermann, Freizeitprobleme.



führte dazu, dass viele junge männliche Arbeiter wesentlich mehr verdienen konnten als gleichaltrige junge Angestellte.

Zumindest für die ersten Jahre nach der Währungsreform war es üblich, dass ein beträchtlicher Teil des Verdienstes in die familiäre Haushaltskasse abgegeben wurde, als ein inoffizielles Wohn- und Haushaltsgeld sozusagen. Für die jungen Frauen spielte außerdem das Sparen für Aussteuer und Hochzeit eine große Rolle.<sup>528</sup>

**TABELLE 22 Jugendliche Sparpolitik 1950**

*„Worauf sparen Sie?“ (18-22-Jährige; in %, von den 31,3 Prozent der Befragten, die angaben zu sparen)*

Sparen für	Insges.	Jungen	Mädchen
Ohne Spezifikation	5,1	4,1	6,2
Berufsausbildung	2,1	4,1	-
Sport/Liebhabereien	33,8	52,7	12,3
Weiterbildung/Studium	7,9	12,2	3,1
Heirat	38,9	8,1	43,8
Unterstützung Eltern beim Wiederaufbau	7,2	10,8	3,1
Sonstiges	1	8	1,5

(Pipping, Gespräche, S. 256)

Die Antworten auf die 1953-1955 wiederholt gestellte Frage, was man mit geschenkten 1000 DM tun würde, bestätigen in ihrer Fixiertheit auf das Sparen und den Erwerb von Einrichtungsgegenständen einerseits den Eindruck rationaler Einstellungen; ein Drittel der Wünsche weiblicher 21-24-Jähriger zielt in diese Richtung. Andererseits zeugen die Wünsche nach Motorrädern (eher von den Volksschulgebildeten, Arbeitern und Handwerkern) und nach Reisen (eher von Angestellten, von weiblichen und Jugendlichen mit gehobener Bildung) bereits von einem vorsichtig sich artikulierenden „Sehnsuchtpotenzial“. Reisen, weniger um der Erreichung eines Ziels willen, als um des Unterwegs-Seins als Wert an sich, als ein Wunschziel für Jugendliche, hat Tradition. Man denke an die (ökonomisch notwendigen, in der Literatur idealisierten) Gesellenwanderungen, an die Fahrten und Lager der deutschen Jugendbewegung und an die in den 50ern beginnende Zeit des Trampens und den ostentativen „on the road“-Habitus der Beatniks bis hin zum Interrail-Boom der 80er und 90er Jahre.

<sup>528</sup> Pipping, Gespräche, S. 256. Stark einschränkend zur Aussagekraft von Pippings Befunden muss erstens auf die mangelnde Repräsentativität und zweitens auf die geringe Fallmenge von nur 444 hingewiesen werden.

**TABELLE 23 Konkrete Wünsche 1955**

„Wenn Sie 1000 DM zu ihrer freien Verfügung geschenkt bekämen, was würden Sie damit tun?“ (in %)

Wünsche	Insges.	Männl.	Weibl.	Schüler*	B.VS.*	B.gS.*
1. Materielle Wünsche						
a) Kleidung und Wäsche	16	14	18	10	17	15
b) Kraftfahrzeuge und Fahrräder	10	16	3	7	12	7
c) Einrichtungsgegenstände, Aussteuer	9	3	17	1	10	13
d) Anschaffungen allgemein	6	5	6	6	5	3
2. Existenz und Leben						
a) Sparen, Schuldentilgung	19	20	18	14	21	19
b) Berufsförderung, Ausbildung, Existenzförderung	7	10	4	13	7	5
c) Wohnung	4	4	5	2	4	6
3. Reisen						
a) Reisen, Urlaub	12	11	14	19	10	18
4. Ideelle und Kulturelle Werte						
a) Geben und Helfen	8	6	9	11	6	9
b) Bücher, Musikinstrumente	2	1	2	7	1	1
5. Sonstige Wünsche	3	4	2	2	3	2
6. Keine Angabe	4	6	2	8	4	2

(EMNID III, S. 279-280)

\*Schüler = Schüler, Studenten,

B.VS. = Berufstätige mit Volksschulbildung,

B.gS. = Berufstätige mit gehobener Schulbildung

Die vom NWDR 1953 noch allgemeiner und ohne den direkten finanziellen Bezug gestellte Frage „Welches ist ihr größter Wunsch?“ erhob ebenfalls überwiegend materielle Wünsche, die je nach Geschlecht zum Teil recht unterschiedlich ausfielen:

**TABELLE 24 Wünsche 1953**

„Welches ist ihr größter Wunsch?“ (in %)

	insges.	männl.	weibl.
Gute Stellung, mehr Verdienst	31	37	25
Motorrad	13	21	5
Urlaubsreise	11	5	16
Viel Geld/Totogewinn	11	13	10
Heiraten/Kinder	9	4	13
Eigenes Heim	8	6	8
Gesundheit	4	2	6
Guter Schul-, Berufsabschluss	4	5	3
Rückkehr in die Heimat	2	3	1
Sonstiges	12	11	13
K.A.	2	2	3

(NWDR, S. 112)

Fast überflüssig zu erwähnen, dass „Rückkehr in die Heimat“ ein exklusiver Wunsch der Flüchtlingsjugendlichen war und der Wunsch nach einem guten Schul- bzw. Studienabschluss situationsgemäß überwiegend von Schülern und Studenten genannt wurde. Nachvollziehbar auch, dass bei den Ledigen Urlaubsreisen, Motorräder und eine gute berufliche Stellung, bei den Verheirateten eine eigene Wohnung und Gesundheit die größten Wünsche waren.<sup>529</sup> An dieser Stelle wird sehr offensichtlich, dass die jeweiligen Vorstellungen nicht zuletzt durch den spezifischen

<sup>529</sup> NWDR, S. 113.

Lebenszyklus geprägt sind, in dem sich die unter der Kategorie „Jugendliche“ subsumierten 15-24-Jährigen gerade befinden.

Die Entwicklung im Verlauf der 50er Jahre ist deutlich: Nach einer Marktforschungsstudie im Jahr 1960 hatten zur monatlichen „freien Verfügung“: 14-Jährige (17,60 DM), 15-Jährige (31,15 DM), 16-Jährige (50,30 DM), 17-Jährige (70 DM), 18-Jährige (102,50) und 19-Jährige (141,45 DM) – alles in allem etwa doppelt so viel wie noch 1953.<sup>530</sup> Wie weit sich diese Entwicklung schon von den akuten Nachkriegssorgen und -hoffnungen entfernt hatte, zeigt ein Blick zurück ins Jahr 1947: Die Hälfte der befragten Schüler und Studenten konnte sich 1947 nicht vorstellen, dass „man in fünf Jahren in Deutschland wieder Schuhe oder Kleidungsstücke im Laden frei kaufen kann.“<sup>531</sup>

Es mag banal anmuten, wenn als wichtigste Voraussetzung dafür, dass Freizeit überhaupt stattfinden kann, eben die Verfügung über genügend Zeit genannt wird. Doch differieren gerade Zeitbudget und Wochenstruktur in den unterschiedlichen Phasen der bundesdeutschen Geschichte derart, dass hier die spezifische Situation der zu Untersuchenden deutlich herausgestellt werden muss. Zunächst lässt sich feststellen, dass das Zeitbudget der schließlich in die Arbeitsgesellschaft der Wiederaufbauzeit integrierten Jugendlichen gegenüber dem der erwachsenen Bevölkerung recht ähnlich war. Die erste Hälfte der 50er Jahre war bestimmt durch eine signifikante Verlängerung der Arbeitswoche, parallel zur wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung der Bundesrepublik erreichten die Wochenarbeitszeiten in der Industrie 1955 mit 49,8 Stunden den absoluten Spitzenwert der Nachkriegszeit, die in der Retrospektive schwer zu kalkulierenden Überstunden sind dabei noch nicht berücksichtigt.<sup>532</sup> Abhängig von der jeweiligen Branche und vom jeweiligen Betrieb geht man für die gesamten 50er Jahre von durchschnittlich drei Überstunden pro Woche aus.<sup>533</sup> Dazu kam oft die arbeitsintensive Beanspruchung der freien Zeit durch das weitverbreitete Projekt des Eigenheimbaus. Die Jugendlichen waren Teil dieser Arbeitsgesellschaft, wenngleich sie sicherlich weniger von ihrer freien Zeit auf häusliche Tätigkeiten, Fürsorgepflichten oder Hausbau verwendeten. Die Arbeitszeiten der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung, die damals noch ein Viertel der Erwerbstätigen ausmachte, dürften noch erheblich höher gelegen haben; 10 Stunden täglich in den Wintermonaten und 14 bis 15 Stunden – und damit weitgehende

<sup>530</sup> Scharmann, Konsumverhalten, S. 24. Ähnliche Zahlen finden sich in einer DIVO-Erhebung mit dem Schwerpunkt Konsumgewohnheiten für die BRAVO 1961 – verantwortlich für diese Studie zeichnete vielsagend die Anzeigenleitung des Verlags: Helmut Ehrmann/Klaus Landgrebe (Hrsg.), Bravo-Leser stellen sich vor, München 1961. Eine Schlussfolgerung klingt fast schon wie eine Aufforderung, in der Zeitschrift Anzeigen zu schalten: „Der Bravo-Leser ist ein Mensch, der sich betont dem zuwendet, was von außen an ihn herangetragen wird. In seinem Verhalten und in seinem Geschmack orientiert er sich weitgehend an Personen und Dingen, die ihn in irgendeiner Weise beeindrucken (...) Der Bravo-Leser ist ausgesprochen konsumfreudig und verfügt über ansehnliche Geldmittel. Er hat einen fast unerschöpflichen Katalog an Wünschen und strebt danach, sie so schnell wie möglich zu verwirklichen.“ S. 141-142.

<sup>531</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 141. Der Jugendliche als neuer, wichtiger Konsument findet Aufmerksamkeit besonders in den Veröffentlichungen in der ersten Hälfte der 60er Jahre, zum Beispiel bei Münster, Geld und zusammenfassend Scharmann, Konsumverhalten, aber auch die Berichte aus der kommerziellen Marktforschung; u.a. GfM – Gesellschaft für Marktforschung, Die Teenager 1960. Ergebnisse einer Repräsentativ-Erhebung bei 1.500 Jugendlichen im Alter von 14 bis 19 Jahren, o. O. 1960.

<sup>532</sup> Martin Osterland (Hrsg.), Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industriearbeiter in der BRD, Frankfurt a.M. 1973<sup>3</sup> (Tabelle 61).

<sup>533</sup> Axel Schildt, „Mach mal Pause!“ Freie Zeit, Freizeitverhalten und Freizeitdiskurse in der westdeutschen Wiederaufbau-Gesellschaft der 1950er Jahre, in: Archiv für Sozialgeschichte 33 (1993), S. 357-406; S. 359.

„Freizeitlosigkeit“ – während der Erntezeit waren dort völlig normal. Somit war bei den in landwirtschaftlichen Betrieben arbeitenden jungen Menschen das Ausmaß der Freizeit noch stark von den Jahreszeiten abhängig.

Erst in der zweiten Hälfte der Dekade sank die durchschnittliche tarifliche Wochenarbeitszeit und es setzte sich – für die Freizeitentwicklung von eminenter Bedeutung – die Fünf-Tage-Woche durch. Der freie Samstag, an dem nun angeblich „Vati mir gehört“, wurde zwar mit Mehrarbeit in der Woche kompensiert, aber das lange Wochenende eröffnete den Bundesbürgern völlig neue Möglichkeiten der Freizeitgestaltung, die sich dann insgesamt noch stärker auf den Samstag und den Sonntag konzentrierte, denn dies bedeutete gleichzeitig eine Erhöhung der Arbeitszeit innerhalb der Woche.<sup>534</sup> Zulässig war nach dem Jugendarbeitsschutzgesetz von 1938 eine wöchentliche Höchstarbeitszeit von 48 Stunden.<sup>535</sup> Doch nicht selten mussten die Jugendlichen erheblich länger arbeiten. Gerade dann, wenn man sich im damals stärker autoritär strukturierten Lehrlingsverhältnis befand, hatte man als Jugendlicher oft keine andere Wahl als dem Willen der Vorgesetzten nach Mehrarbeit zu entsprechen. Eine Totalerhebung unter den 142.000 Berufsschülern in Hessen ergab 1952, dass ein gutes Drittel innerhalb des Geltungsbereichs des Jugendschutzgesetzes die zulässige Wochenarbeitszeit überschritt. Außerhalb dieses Geltungsbereichs, also v.a. in der Land- und Hauswirtschaft, arbeiteten nahezu neun von zehn Jugendlichen mehr als 48 und fast zwei Drittel über 60 Stunden in der Woche:

**TABELLE 25 Wochenarbeitszeiten 1952**

*Arbeitszeiten jugendlicher Berufsschüler in Hessen*<sup>536</sup>

Wochenarbeitszeit	Stunden- durchschnitt	% im Geltungsbereich	% außerhalb Geltungsbereich
Bis 48 Stunden	8	60,8	12,8
48-54 Stunden	9	26,5	7,3
54-60 Stunden	10	8,5	16,7
Über 60 Stunden	>10	4,2	62,3

(Blücher, Freizeit, S. 19)

Aufgeteilt nach Berufsgruppen fällt die starke Mehrbelastung der in der Landwirtschaft tätigen Jugendlichen deutlich auf.<sup>537</sup> Angestellte und Handwerker mussten im Durchschnitt länger arbeiten als junge Arbeiter. Die zahlenmäßig kleine Gruppe der Schüler und Studenten besaß mit durchschnittlich 6,1 Stunden eine relativ privilegierte Stellung, wenngleich hier noch Hausarbeiten und Nebenjobs – so gingen circa zwei Drittel neben dem Studium einer Nebentätigkeit nach – hinzu-

<sup>534</sup> Vgl. Dietrich Wachler, Das verlängerte Wochenende und seine Wirkungen auf Familie und Haushalt. Eine erziehungssoziologische Analyse, Düsseldorf 1972.

<sup>535</sup> Dem „Gesetz über Kinderarbeit und über die Arbeit Jugendlicher“ zufolge, das erst 1960 novelliert wurde, galten 14-18-Jährige als Jugendliche. Vgl. Kapitel 2.1.1.

<sup>536</sup> Dem Bundesland Hessen wird repräsentativer Charakter zugeschrieben, weil seine Wirtschafts- und Sozialstruktur dem Bundesdurchschnitt sehr ähnlich war.

<sup>537</sup> Zu den engen freizeitlichen Rahmenbedingungen der Jugend auf dem Land vgl. die empirische Untersuchung von Wollenweber/Planck, Lebenslage.

gerechnet werden müssen.<sup>538</sup> Einen Sonderfall stellt bei solchen Berechnungen immer die Gruppe der Hausfrauen dar. Ihre Arbeitszeit ist nicht nur deshalb schwer festzustellen, weil sie nicht durch strikten Arbeitsbeginn und eindeutiges Arbeitsende festgelegt ist. Der Aufwand konnte sich schließlich auch von Familie zu Familie extrem unterschiedlich gestalten. Wenn man aber alle hausfraulichen Tätigkeiten summiert, kommt man auf ca. 50-70 Stunden und eine 7-Tage-Woche.

**TABELLE 26 Werk tägliche Arbeitszeiten 1953**

„Von wann bis wann sind Sie tagsüber beschäftigt?“ (in %, inklusive Arbeitsweg; ohne 10% der Befragten, die ohne Beruf oder arbeitslos sind)

Stunden	Ges.	Arbeiter	An- gestellte	Hand- werker	Land- wirtschaft	Lehrlinge	Studenten/ Schüler	o. Beruf, Hausfrau
6 h	11	3	9	1	-	4	78	1
7 h	2							
8 h	18							
9 h	24	74	59	74	-	80	6	3
10 h	14							
11 h	5							
12 h	4	10	18	16	95	12	1	4
> 12 h	5							
k.A.	17	13	14	9	5	4	15	92

(NWDR, S. 131)

Um jetzt allerdings die „reine“ Freizeit zu erhalten, reicht es nicht aus, wenn man, wie Blücher in seinem Kommentar zu diesen Zahlen, vom Tag lediglich weitere acht Stunden für den Schlaf subtrahiert. Auch wenn er für morgendliche Tätigkeiten eine weitere Stunde berechnet, sind die bei Blücher als Freizeit deklarierten Budgets zu hoch gegriffen; ebenso, wenn bei Schülern lediglich der Unterrichtsbesuch zählt und sich demnach neun Stunden Freizeit ergeben.<sup>539</sup> Von der ermittelten Feierabendlänge muss nämlich noch die für die sogenannte „Reproduktion“ notwendige Zeit, also Essen und Körperpflege, abgezogen werden. Dazu kommen evtl. noch das Einkaufen und diverse Tätigkeiten im Haushalt. Daraus ergibt sich, dass der freizeitliche „Spielraum“ zumindest an den Werktagen zunächst äußerst begrenzt war. Des Weiteren muss Müdigkeit in Betracht gezogen werden, die einer aktiven und kreativen Feierabendgestaltung im Wege steht. Bis zur Änderung des Jugendarbeitsschutzgesetzes 1960 arbeiteten die Jugendlichen mit Ausnahme der Sondergruppe der Schüler und Studenten ähnlich extensiv wie ihre Eltern, nicht selten sogar noch mehr. Andererseits belasteten weniger zusätzliche Verpflichtungen den Feierabend und das Wochenende (Hausbau, Kinder versorgen).<sup>540</sup>

<sup>538</sup> Vgl. Werner Sörgel, Freie Zeit statt Muße, in: deutsche jugend 4 (1956), H. 5, S. 218-225.

<sup>539</sup> Blücher, Freizeit, S. 56. Die höchst unterschiedlichen Arbeitszeiten in den verschiedenen Ortsgrößen sowie Berufen und Branchen verunmöglichen es, einen idealtypischen Werktagessablauf zu erstellen. Deshalb ist der Rechnung im Anschluss an die NWDR-Studie, nach der die arbeitstätigen Jugendlichen durchschnittlich um 17.23 Uhr wieder zu Hause sind, nicht allzu viel Bedeutung beizumessen.

<sup>540</sup> Auch die Jahresurlaubslänge war höchst unterschiedlich. Für die berufstätigen Jugendlichen betrug sie meist zwei bis drei Wochen, während die in der Landwirtschaft Tätigen und die dort „mithelfenden Angehörigen“ mit wenigen Tagen auskommen mussten. Schildt, Zeiten, S. 158. Ausführlicheres zum Thema Urlaub/Reisen vgl. Kap. 4.2.1.

Raumverhältnisse im engeren Sinne bezeichnen die konkrete Wohnsituation der Jugendlichen und stellen eine ganz wesentliche Determinante für die Ausgestaltung der Freizeit dar. Einerseits bestimmen die Wohnverhältnisse die Verteilung von häuslicher und außerhäuslicher Freizeit. Andererseits lassen sich über die Betrachtung der personellen Haushaltsstruktur Rückschlüsse für Entscheidungs- und Kontrollverhältnisse ziehen, obwohl konkrete Studien zu Selbstbestimmtheit und Rechenschaftspflicht in der Freizeit leider gänzlich fehlen. Das Problem der beengten Wohnverhältnisse der unmittelbaren Nachkriegszeit blieb noch bis weit in die 50er Jahre bestehen, besonders in den Großstädten. Aber immerhin: Kamen 1950 noch 5,0 Personen auf eine Wohnung, waren es sechs Jahre später nur noch 3,9 – womit nun lediglich die Wohndichte der 20er Jahre wieder erreicht worden war.<sup>541</sup> Noch lange waren die sogenannten „Ausgebombten“ und Flüchtlinge in Lagern, Notunterkünften oder Behelfsheimen untergebracht oder wurden im Zuge der „Wohnungszwangsbewirtschaftung“ bei anderen Familien einquartiert – Untermieterdasein oder Untermieterbeherbergung war Massenschicksal. Noch 1955 lebten etwa 780.000 Haushalte mit 2,5-3 Millionen Menschen in Lagern, Baracken und Behelfsheimen.<sup>542</sup> Und so hatten 53 Prozent der Bevölkerung – Bad und Küche mitgerechnet – im selben Jahr nicht mehr als drei Räume zur Verfügung.<sup>543</sup> Erst die großen Neubausiedlungen konnten die unmittelbare Wohnungsnot lindern, wenngleich in den zwei bis zweieinhalb Zimmer umfassenden, durchschnittlich 50 m<sup>2</sup> großen Wohnungen für die Entfaltung einer eigenen Jugendkultur kaum Platz bestand, wie rückblickend festgestellt wurde.<sup>544</sup> Dem ist entgegenzuhalten, dass die elterliche Wohnung üblicherweise auch gar nicht der Ort für die Entfaltung von Jugendkulturen ist. Die Größe der Wohnung hat aber Einfluss auf den Autonomiegrad und die Entfaltungschancen des Jugendlichen innerhalb des Familiengefüges und auf die Möglichkeiten, seinen ganz eigenen (häuslichen) Freizeitinteressen nachzugehen und z.B. seine bevorzugte Musik zu hören. Nach einer repräsentativen Erhebung für Hessen im Jahr 1950 schiefen etwa 40 Prozent der 14-21-Jährigen im Raum der Eltern bzw. des Elternteils, 20 Prozent teilten sich das Zimmer mit Geschwistern und nur 40 Prozent übernachteten in einem eigenen Raum; dieser wurde wohlgerne als Schlafzimmer genutzt, ist aber noch keineswegs identisch mit dem vergleichsweise sehr viel größeren Freiraum des späteren Jugendzimmers, oft fehlte sogar noch das eigene Bett.<sup>545</sup> Dabei fällt eine deutliche geschlechtsspezifische Ungleichbehandlung auf, dergestalt, dass die Söhne eher als die Töchter ein eigenes Bett (bei den Unterschichten) und eher ein eigenes Zimmer (bei den Mittel- und Oberschichten) besaßen. Die Wohnungsnot spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass der Großteil der Jugendlichen im Untersuchungszeitraum noch zu Hause lebte. Insgesamt wohnten 1954 noch 85 Prozent der 15-24-

<sup>541</sup> Adelheid von Saldern, Von der „guten Stube“ zur „guten Wohnung“. Zur Geschichte des Wohnens in der Bundesrepublik Deutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 227-254; S. 234. Vgl. Niehuss, Familie.

<sup>542</sup> Tilman Harlander, Wohnen und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik, in: Flagge, Geschichte, S. 233-417; S. 238.

<sup>543</sup> Lenz, Wirklichkeit, S. 31.

<sup>544</sup> Katrin Pallowski, Wohnen im halben Zimmer. Jugendzimmer in den 50er Jahren, in: Bucher/Pohl, Schock, S. 284-290, S. 285.

<sup>545</sup> Beirat, Erhebungen, S. 54; Baumert, Jugend, S. 32; Kurz, Lebensverhältnisse, S. 116.

Jährigen in ihren Herkunftsfamilien, in der Gruppe der 21-24-Jährigen, obwohl überwiegend berufstätig, waren es immerhin noch drei Viertel.<sup>546</sup> Selbst in der Großstadt lebten zahlreiche, auch bereits erwerbstätige Jungarbeiter bis zur Eheschließung bei ihren Eltern<sup>547</sup> und noch Anfang der 60er Jahre waren laut einer Münchner Studie die Zimmer in den Familienwohnungen nicht selten doppelbelegt:

**TABELLE 27 Benutzung der Räume 1961**

(200 Industriearbeiter- und 100 Angestelltenfamilien, in %)

Schlafzimmer	
Eltern allein	77,3
Eltern und Kinder gemeinsam	22,7
Wohnzimmer	
Als Wohnzimmer	31,5
Als Schlafzimmer	30,1
Als Wohn- und Schlafzimmer	16,4
Als „gute Stube“	21,9
Küche	
Nur als Kochküche	10,5
Als Wohnküche	51
Zum Kochen und Schlafen	9,0
Zum Kochen, Wohnen und Schlafen	29,5

(Niehuss, Familie, S. 161)

Jugendliche Räume als neue Plattformen, die ausschließlich Jugendlichen vorbehalten sind, wie zum Beispiel die Clubs, aber auch traditionelle Nischen wie die Kirmes änderten ihre Angebote, vor allem musikalisch. Als Raum im übertragenen Sinn kann außerdem eine sich entfaltende Zeitschriftenlandschaft gelten, die sich nicht mehr eigens an eine konfessionelle oder politische Gruppe wandte, sondern offen kommerziell war: Die „Rasselbande“ seit 1953 und die „BRAVO“ seit 1956 waren hier die auflagestärksten. Schließlich: Mobile Tonbandgeräte und Transistorradios erweiterten die Räume eines distinktiv jugendlichen Musikkonsums.<sup>548</sup>

## 2.2 Jugend vor dem Hintergrund einer reglementierten Jugendpolitik

Wie ein Blick in die Literatur der Historischen Jugendforschung zeigt, ist das starke Bestreben totalitärer Staaten, Einfluss auf die Jugend und die Produktion von Jugendbildern zu bekommen, nur zu evident und auch schon häufig beschrieben worden. Doch auch in einem demokratisch verfassten Gemeinwesen stellt Jugendpolitik eine wichtige Einflussgröße dar, wenn es darum geht, ganz grundsätzliche, nicht nur rechtliche Rahmen abzustecken, in der Jugend stattfinden kann, darf oder soll. Nun wäre das Thema „Jugendpolitik in der frühen Bundesrepublik“ eine, oder besser

<sup>546</sup> EMNID II, S. 178.

<sup>547</sup> Ein guter Einblick in die Wohn- und Arbeitsverhältnisse der großstädtischen Arbeiterjugend in den 50ern, v.a. was den Prozess von der Berufsnot zum auf dem Arbeitsmarkt Umworbenen, den Qualifizierungsprozess sowie Lohnzuwachs betrifft, findet sich bei Harald Schlüter, Zur Lage der Arbeiterjugend in Hamburg 1950-1960, in: Tenfelde, Arbeiter, S. 629-649.

<sup>548</sup> Dies an dieser Stelle nur als knappe Hinweise. Zu den erweiterten medialen Räumen, vgl. in Kapitel 4.4.2 Medienutzung.

noch: mehrere Einzeluntersuchungen wert und soll hier nicht im Mittelpunkt stehen.<sup>549</sup> Doch für den historischen Kontext und auch zum Gesamtverständnis von „Zeitgeist“ dürfen die Hauptprotagonisten in der Jugendpolitik als gesetzgebende Akteure und Diskursteilnehmer, etwas verzögert auch aktive Förderer von empirischer Jugendforschung und ihrer Politik beratenden Nutzbarmachung nicht ganz fehlen. Die Darstellung bleibt im Folgenden auf die Herausarbeitung der wichtigsten Hintergründe beschränkt, zur Rahmung des Themas ist es notwendig, einige Tendenzen zu skizzieren, die es im Untersuchungszeitraum auf dem Gebiet der Jugendpolitik und der Jugendfürsorge gab.

Der Kontext ist hier der auffallend rasante Verplanungs- und Ausdifferenzierungsprozess von Jugendpolitik bei gleichzeitiger Institutionalisierung wissenschaftlicher Jugendforschung: 1953 entstand eine eigene Abteilung Jugend im Innenministerium, 1957 wurde diese ins neue Bundesministerium für Familien- und Jugendfragen integriert. Ab 1961 gibt es die in der Novellierung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes vorgeschriebenen Jugendberichte der Bundesregierung, die als Basis für jugend(hilfe-)politische Begegnung von wahrgenommenen Jugendproblemen dienen sollten.<sup>550</sup>

Die übergeordnete Organisation von Jugendarbeit leisten seit 1949/1950 der Bundesjugendring und die Bundesjugendpläne. Das Deutsche Jugendarchiv wurde 1956 durch das Studienbüro für Jugendfragen ergänzt und 1961 schließlich durch das Deutsche Jugendinstitut weiter professionalisiert. Daneben sind Konstanten und Veränderungen im Jugendrecht zu verfolgen, wobei nicht so sehr die Bereiche Jugendwohlfahrt und Jugendstrafrecht, sondern eher die Diskussionen um den Jugendschutz im Vordergrund stehen sollen – insbesondere die Auseinandersetzungen um das „Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften“ und das „Gesetz zum Schutze der Jugend in der Öffentlichkeit“. Ein Exkurs zu exemplarischen Bundestagsdebatten soll abschließend die Brücke zum Diskurs schlagen und zeigen, mit welchen Schwerpunkten, vor allem mit welchem Habitus im höchsten politischen Plenum über das Thema Jugend debattiert wurde.

### 2.2.1 Prozesse der Ausdifferenzierung und Verplanung in Jugendhilfe und Jugendfürsorge

Jugendpolitik ist in den ersten 10 bis 15 Jahren Bundesrepublik vor allem Jugend*hilfe*politik, in der es hauptsächlich darum ging, Maßnahmen gegen die Berufsnot zu treffen oder Teilgruppen wie die Flüchtlingsjugend in ihrer sozialen Integration zu unterstützen. Demgegenüber trat die eigentliche Jugendhilfe – im Sinne einer individuellen Förderung in der Erziehung als Jugendarbeit, damals mit „Jugendpflege“ bezeichnet – zurück. Der Begriff der „Pflege“ ist in Anbetracht

---

<sup>549</sup> Maßgeblich für diesen Zeitraum ist nach wie vor Bruno W. Nikles, Jugendpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Entwicklungen, Merkmale, Orientierungen, Opladen 1976.

<sup>550</sup> Die aber gleichwohl in der Anfangszeit noch auf Expertisenbasis im Ministerium selbst erarbeitet worden sind, und erst in den darauf folgenden Berichten tatsächlich das Ergebnis der Arbeit von Sachverständigen-Kommissionen wurde. Vgl. Walter Hornstein, Jugendpolitik und Jugendforschung im Spiegel der Jugendberichte der Bundesregierung, in: Wolfgang Edelstein/Dietmar Sturzbecher (Hrsg.), Jugend in der Krise. Ohnmacht der Institutionen, Potsdam 1996, S. 11-40.



der Unterschiedlichkeit in den Grundkonzepten von Jugendarbeit vielsagend: Pauschal trafen hier, zumindest für kurze Zeit, die deutsche Jugendpflege aus der Tradition obrigkeitsstaatlicher Einbindung bzw. Betreuung auf Vorstellungen von Besatzungspolitikern, die das Prinzip der Eigeninitiative und -verantwortung propagierten.

Im Verlauf der 50er Jahre aber nahm die Förderung von Erholungs-, Sport- und Bildungseinrichtungen, meist in Form von Beihilfen für deren Träger, wieder stark zu.<sup>551</sup> Wohlfahrtsstaatliche Leistungen und gerade Jugendhilfe sind jedoch ambivalent zu bewerten und changieren stets zwischen sozialer Sicherung und sozialer Disziplinierung.<sup>552</sup> Hier muss man einschränkend auf das Subsidiaritätsprinzip hinweisen, das sich der Bund in jugendpolitischer Hinsicht zur selbst beschränkenden Prämisse auferlegt hatte. Dementsprechend sah er sich im Bereich der Jugendförderung also primär in der Verantwortung, die freien Träger in ihrer Jugendarbeit finanziell zu unterstützen. Ausgehend von Art. 6, Abs. 2 GG, in dem es heißt: „Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und zuvörderst ihnen obliegende Pflicht“, setzt das Jugendwohlfahrtsgesetz in §1, 3 fort: „Insoweit der Anspruch des Kindes auf Erziehung von der Familie nicht erfüllt wird, tritt, unbeschadet der Mitarbeit freiwilliger Tätigkeit, öffentliche Jugendhilfe ein.“<sup>553</sup>

1949 wurde mit dem Zusammenschluss von 14 Mitgliedsverbänden der Deutsche Bundesjugendring gegründet.<sup>554</sup> Es ging um einen gezielten Lobby-Schulterschluss der Verbandsrepräsentanten und konkret um die Mitwirkung an der Jugendgesetzgebung und um die finanzielle Förderung der Verbände durch den jährlichen Bundesjugendplan, der durch Landesjugendpläne und kommunale Zuschüsse ergänzt wurde. Die Bundes- und Landesjugendringe sind nicht als direktes Sprachrohr der Jugendlichen zu verstehen, waren es doch erwachsene „Jugendführer“, die, wie in der Satzung beschrieben, nicht nur die Jugendverbände, sondern auch allgemein die „Interessen der Jugend“ vertreten sollten:

*Der Bundesjugendplan soll der Jugend helfen, sich körperlich, beruflich, geistig und sittlich in gesunder Weise zu entwickeln, sich in ihren eigenen Jugendgemeinschaften zu entfalten und sich vorzubereiten auf die künftige Verantwortung in Volk und Staat.*<sup>555</sup>

---

<sup>551</sup> Vgl. Münch, Familienpolitik, S. 634ff.

<sup>552</sup> Vgl. Detlev Peukert, Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Fall der deutschen Jugendfürsorge 1878-1930, Paderborn 1993. Staatliche oder vom Sozialmilieu getragene Jugendhilfe und -fürsorge sind in dieser Arbeit von vergleichsweise marginalem Interesse, geht es doch hier weniger um die Betreuung und Konstruktion der Jugend durch traditionelle Autoritäten, sondern eher um die Jugendbilder, entstanden im Grenzbereich zwischen interdisziplinärem Wissenschaftsdiskurs, Öffentlichkeit und Umfrage. Zu verweisen wäre hier auf die hervorragende regionalhistorische Studie von Markus Köster. Vgl. Köster, Jugend.

<sup>553</sup> Zum Streit um das Subsidiaritätsprinzip, also um die Frage, wie das Verhältnis zwischen freier und öffentlicher Jugendhilfe aussehen sollte, vgl. Nikles, Jugendpolitik, S. 55-57.

<sup>554</sup> 1951 erfolgte dann der Zusammenschluss der Nachwuchsorganisationen der politischen Parteien zum Ring politischer Jugend (Jusos, JU, Jungdemokraten), sowie das Verbot der FDJ, dem zahlreiche Diskussionen im Bundestag vorausgegangen waren.

<sup>555</sup> Franz Ernst, Grundlagen der politischen Gegenwartskunde, Essen 1957, S. 170.

Zu Beginn war der Bundesjugendplan weniger eine detaillierte Planung, sondern eher ein gesetzessfreier Fonds im Budget des Innenministeriums. Nach einem Rechenschaftsbericht des Ministeriums 1956 hatte sich dieses auf folgende Bereiche beschränkt:

- Maßnahmen im Zusammenhang mit den auf den Bund nach Art. 120 GG übergegangenen Kriegsfolgenlasten;
- Politische Bildung der Jugend als wirksame Maßnahme eines positiven Verfassungsschutzes;
- Internationale Jugendbegegnung als Bestandteil der Außenpolitik;
- Förderung der gesamten Jugendarbeit in Notstands- oder Zonenrandgebieten als Folge der Teilung Deutschlands;
- Förderung von zentralen Verbänden der Jugendhilfe für Bundesaufgaben.<sup>556</sup>

Von systematischer jugendpolitischer Konzeption kann nicht die Rede sein. Nach Nikles ist diese mangelnde strategische Durchdringung im Politikverständnis der 50er Jahre begründet, das bewusste Zurückhaltung in der Praxis von Jugendarbeit und Jugendhilfe gepredigt habe. Und der Bundesjugendplan ist Ausdruck für das Bestreben, Jugendarbeit zu rationalisieren und nicht zuletzt angesichts der neuen Staatsjugend in der DDR auch dauerhaft an die freiheitlich-demokratische Grundordnung anzubinden.<sup>557</sup> Dass es sich aber auch um langfristige Kontinuität in Planungsstrukturen und -prioritäten handelte, sollte dabei nicht übersehen werden.<sup>558</sup> Politische Bildung wurde allerdings erst in den 60ern zu einem dominanten Programmpunkt; in erster Linie war der Bundesjugendplan das zentrale Förderungsinstrument für Jugendarbeit, wobei der Schwerpunkt auf der Förderung der Jugendheime lag.<sup>559</sup>

**TABELLE 28 Mittelaufgliederung des ersten Bundesjugendplans 1950, in Mio DM**

Ausgabenbereiche	1950
Jugendheime	7,5
Berufsförderung	2,0
Jugendverbände, staatsbürgerl. Bildungsarbeit, internat. Austausch	3,3
Jugendschrifttum	1,2
Jugendarbeit in Grenzgebieten	2,0
Zentrale Einrichtungen und sonstige Maßnahmen	1,5
Summe	17,5

(Steitz, Bundesjugendplan, S. 120)

<sup>556</sup> Sieben Jahre Bundesjugendplan, zit. nach Christa Hasenclever, Jugendhilfe und Jugendgesetzgebung seit 1900, Göttingen 1978, S. 164.

<sup>557</sup> Vgl. Nikles, Jugendpolitik, S. 52-53.

<sup>558</sup> Exemplarisch bei Sven Steinacker, Der Staat als Erzieher. Jugendpolitik und Jugendfürsorge im Rheinland vom Kaiserreich bis zum Ende des Nazismus, Stuttgart 2007.

<sup>559</sup> Walter Steitz, Der Bundesjugendplan 1950 bis 1990, in: Jahrbuch für Jugendsozialarbeit 14 (1993), S. 49-133; S. 120.

**TABELLE 29 Mittelaufgliederung des Bundesjugendplans 1960, in Mio DM<sup>560</sup>**

Ausgabenbereiche	1960
Sozialpädagogische Ausbildung	6,34
Soziale Jugendhilfe:	
Jugendfürsorge und Jugendschutz	1,82
Jugendwohnheime/Jugendberufshilfe	7,67
Hilfen für Studenten	7,3
Jugendgemeinschaftsleben und Jugendbildung:	
Zentrale Jugendverbände	5,49
Maßnahmen außerhalb zentraler Jugendverbände	6,7
Jugendschrifttum, Film, Funk etc., musische Bildung,	6,9
Landjugend, Mädchenbild., Erz. zu Ehe und Familie	
Jugendherbergen, Stätten der Jugendarbeit, Bildungs- und	7,5
Freizeitstätten	
Sonderaktionen:	
SBZ, Aussiedler, Zuwanderer, Flüchtlinge	9,0
Bundesjugendspiele	0,45
Allg. Maßnahmen	12,65
Kinder- und Jugenderholung	5,0
Eingliederung junger Zuwanderer	15,3
Bundesjugendplan Berlin	2,9
Summe	83,93

(Steitz, Bundesjugendpläne, S. 126f.)

Das im Bundeshaushalt – zunächst im Innenressort, später im Familien- und Jugendministerium – vorgesehene Budget für die Bundesjugendpläne vervielfachte sich nicht nur in den ersten zehn Jahren, es differenzierte sich auch immer weiter aus. Schließlich umfasste es Ausgabenposten für berufsbezogene Jugend- und Studentenwohnheime, (staats-)politische Bildung, Berlinfahrten, Unterstützung der Verbände wie z.B. des Rings politischer Jugend oder studentischer Verbände, Sondermaßnahmen für die Landjugend ebenso wie Förderung internationaler Jugendbegegnungen und Kriegsgräberbetreuung. Die Mittelverteilung lässt sich dabei in der Tendenz als ein Wandel vom „Sozialplan“ zum „Bildungsplan“ beschreiben.<sup>561</sup>

### 2.2.2 Prozesse der Informalisierung: Jugendvereine und -verbände

Möglichkeiten, die außerhäusliche Freizeit außerhalb von Jugendorganisationen zu verbringen, ohne dabei auf kommerzielle Angebote zurückgreifen zu müssen, gab es zunächst wenig. Intensive Debatten ranken sich um die neu errichteten Heime der Offenen Tür. Als deren Vorbild könnte man die von der US-Armee eingerichteten German Youth Activity-Heime (GYA) bezeichnen, die tatsächlich über eine politische Agenda verfügten, nämlich den Jugendlichen auf spielerische Art und Weise demokratische Grundregeln zu vermitteln. Dort hatte tatsächlich organisatorische und inhaltliche Mitbestimmung stattgefunden, unter anderem sollten „Jugendparlamente“ Mitbestimmung und Diskussionen trainieren. Noch 257 gut ausgestattete Heime wurden im Herbst 1950 gezählt. Die GYA-Heime verloren aber an Bedeutung, nachdem diese an die Gemeinden bzw. Jugendringe übergeben worden waren. Ein großes Plus, die permanent gute materielle Ausstattung – und aus Sicht der Jugendlichen die im Vergleich zu deutschem Erziehungspersonal

<sup>560</sup> Steitz, Bundesjugendplan, S. 126ff.

<sup>561</sup> So auch Münch, Familienpolitik, S. 594.

lockeren Umgangsformen – waren dahin.<sup>562</sup> Die Häuser der Offenen Tür (analog auch: „Jugendclubs“, „Jugendfreizeitzentren“ und ähnliche Bezeichnungen) waren zwar viel diskutiert – zahlen- und budgetmäßig den traditionellen Jugendverbänden aber deutlich unterlegen.<sup>563</sup> Von vielen Verbandsfunktionären waren diese neuen Konzepte einer offenen Jugendarbeit ohnehin von Anfang an mit Argwohn beobachtet worden. Die Absichten seien löblich und doch wirklichkeitsfremd sowie im Kern ohne das richtige Verständnis der deutschen Jugend von dem Gedanken durchdrungen, den traditionellen deutschen Jugendverbänden etwas entgegenzusetzen, wie es in einer offiziellen Schrift der Träger der Jugendarbeit 1958 süffisant heißt:

*(...) etwas sehr ‚freiheitliches‘, sehr ‚demokratisches‘, sehr ‚tolerantes‘. Das Programm war Teil der Umerziehungsbemühungen der Amerikaner, die so rührend und nobel wie zugleich penetrant waren. Viele dieser Heime scheiterten daran, daß es ihnen an verantwortungsvoller Führung mangelte, auch an jenem Minimum von Verbindlichkeit und Disziplin, das Jugendlichen gegenüber nun einmal notwendig ist, auf die es ankam. Die amerikanische Armee rechnete mit einer Jugend, die gar nicht vorhanden war, oder die doch nicht zu ihr kam.*<sup>564</sup>

Ein Zurückdrängen des sozialintegrativen Mitbestimmungsgedankens zugunsten des klassischen fürsorgerischen Denkens war die Folge. Die „Gautinger Beschlüsse“ als Resultat einer Tagung der „Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge“ von 1953 sind Ausdruck der Wahrnehmung der Jugend als „gefährdet“ und der Versuch, den Freizeiteinrichtungen der Jugendpflege und -hilfe eine neue Orientierung zu geben.<sup>565</sup> Den Heimen der Offenen Tür wurde dort durchaus die Aufgabe zugesprochen, als freier Raum die Erziehung in Elternhaus, Schule und Beruf ergänzen zu können. Sie vermittelten demnach

*(...) dem jungen Menschen das Gemeinschaftserlebnis und weist ihm Wege zur Welt der Erwachsenen (...) hat die Aufgabe, im jungen Menschen die Kräfte zu wecken, die zu einer freien, selbständigen und selbstverantwortlichen Persönlichkeit führen.*<sup>566</sup>

Tatsächlich war die Reichweite einer solchen offenen Jugendarbeit trotz guter Nachfrage sehr gering und wenn, dann in Form einzelner Pilotprojekte erfolgreich: Von insgesamt nur 110 Heimen (1953) lagen 74 in Städten mit über 100.000 Einwohnern. Demgegenüber verfügten nur 10 von insgesamt rund 22.000 Gemeinden mit unter 3.000 Einwohnern über eine solche Ein-

<sup>562</sup> Vgl. Heinz Kluth, Die „Offene Tür“ und ihre Besucher, in: Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge (Hrsg.), Das Heim der Offenen Tür. Eine Untersuchung westdeutscher und Westberliner Freizeitstätten, München 1955, S. 53-54. In der Broschüre der HICOG wirken die Vorbehalte nach, gerade nachdem die Homes zu regulären Jugendheimen umgeformt worden waren. Dort heißt es: „Manchen Eltern gefällt es nicht, daß ihre Kinder lernen, eine eigene Meinung zu haben und diese durchsetzen. ‚Man amerikanisiert unsere Kinder‘, sagen sie. Das stimmt nicht. Aber sie gewöhnen sich daran, die Ansicht des anderen zu achten.“ Verlagshaus der Amerikanischen Hochkommission (Hrsg.), Jugend in Westdeutschland, o. O. o. J. [1951], S. 28.

<sup>563</sup> Vgl. Arbeitsgemeinschaft, Heim.

<sup>564</sup> Hans Heigert/Werner Wirsing, Stätten der Jugend, München 1958, S. 106.

<sup>565</sup> Die Wurzeln so verstandener Jugendpflege liegen zu Beginn des 20. Jahrhunderts beim staatlichen Paradigmenwechsel von Zwangserziehung zur Fürsorgeerziehung „verwahrloster“ Jugendlicher. Freizeiterziehung wird als eine nationale Aufgabe definiert und budgetiert, die Kontrolllöcher schließt. Gleichzeitig wird präventiv gegen unliebsame Bestrebungen der jungen Industriearbeiterschaft vorgegangen, z.B. indem man 1911 die Zuschüsse zu- ungunsten sozialdemokratischer Jugendorganisationen verteilte. Vgl. Dudek, Jugend, S. 340ff. sowie Herrmann, Jüngling, S. 214.

<sup>566</sup> Gautinger Beschlüsse von 1953, zitiert nach Arbeitsgemeinschaft, Heim, S. 22.

richtung. Außerdem wurde in dieser empirischen Untersuchung von 1955 festgestellt, dass diese Einrichtungen Besucher hatten, für die diese Heime ursprünglich gar nicht vorgesehen waren, nämlich Kinder aus der Mittelschicht.<sup>567</sup> Außerdem war die angepeilte Altersgruppe weit gefasst: Man richtete sich an die 10-25-Jährigen. Zudem sorgten die teils strikten Aufforderungen an die Besucher, ihre in den Heimen verbrachte Freizeit unbedingt an ein bestimmtes Angebot zu knüpfen (Bastelwerkstätten, Fotolabors, Nähstuben, Bibliothek etc.), dafür, dass die spontane, unverbindliche, als „ungestaltet“ bezeichnete Freizeit in diesen Orten an Bedeutung verlor, was wiederum zur Folge hatte, dass die anvisierte Gruppe der Volksschüler und Lehrlinge die Angebote offener Heime im Verlauf der 50er Jahre immer weniger, Jugendlichen aus bürgerlichen Mittelschichten diese aber immer häufiger nutzten – verbunden mit einer Umfirmierung vom „Heim“ zum „Club“.<sup>568</sup>

Mit der Krise und dem abnehmenden Zuspruch zu den Vereinen und Verbänden seit der zweiten Hälfte der 50er Jahre mehrten sich die Diskussionen über die der Jugendarbeit zugrunde liegenden pädagogischen Maximen, die immer noch stark auf jugendbewegten, zivilisationskritischen, aber eben auch hierarchiebetonten Konzepten fußen.<sup>569</sup> Offene Konzepte gewannen nun erst richtig an Bedeutung – wie so häufig mit der überdeutlichen Argumentation, dass es nicht allein um Jugend, sondern übergreifend um die Frage der angemessenen Beziehung von gesellschaftlicher Entwicklung und Jugendarbeit gehe. Vertreter, die für offene Arbeit argumentierten, taten dies im Rückgriff auf das Ideal der „Offenen Gesellschaft“. Ältere Konzepte einer straff organisatorischen Verfasstheit seien zum Scheitern verurteilt, da diese gesetzten Normen nicht aus den Lebensbezügen herausgewachsen seien, sondern als Verhaltensmuster aus der Vergangenheit aufgestülpt würde: „Die Unechtheit solcher Normen aber bleibt auch dem Jugendlichen – und gerade ihm! – nicht verborgen. Die Folge ist, daß er sich gegen sie wendet und ihnen gefährlich wird.“<sup>570</sup>

Widerstand gegen solche Alternativ-Konzepte kam zunächst von den traditionellen Jugendverbänden, die aufgrund der bundespolitischen Zurückhaltung in einer starken Position waren, in den 50er Jahren auch einen gewissen Professionalisierungs- und Bürokratisierungsprozess durchliefen, aber eben auch durch eine zum Teil starre Abwehrhaltung gegenüber den vermuteten Einmischungen und Kompetenzbeschneidungen gekennzeichnet sind. Dass sich dieser scharfe Gegensatz zwischen den öffentlichen Trägern und den traditionellen Verbänden schließlich entspannte, liegt wohl nicht zuletzt an der zunehmenden Subventionierung; dadurch, dass diese über ihre Mit-

---

<sup>567</sup> Vgl. Arbeitsgemeinschaft, Heim, S. 31-32.

<sup>568</sup> Vgl. Herrmann Giesecke, Die Jugendarbeit, München 1980<sup>5</sup>, S. 49.

<sup>569</sup> Diese starke Prägung von Jugendarbeit durch die ehemaligen Jugendbewegten und deren Definitionsmacht des „Jugendgemäßen“ betont für die 50er Jahre auch Faltermaier in seinem Rückblick: Faltermaier, Nachdenken.

<sup>570</sup> Lutz Rössner, Jugend in der Offenen Tür – zwischen Chaos und Verartigung, München 1962, S. 30. Hier aus Platzgründen nur marginal behandelt, birgt die Geschichte der Jugendarbeit und die Geschichte der Jugendpflege noch viel Stoff für die wissenschaftliche Aufarbeitung. Die 60er Jahre sind dabei das Jahrzehnt, in dem Diskussionen über neue Konzepte überhaupt erst aufkommen und sich gegen Ende verstärken – die 70er avancieren dann u.a. zum Jahrzehnt der Reformen – besonders intensiv im Bereich Jugendheime als Anstaltserziehung. Diesen Wechsel im „Verwahrlosungs-Diskurs“ weg von der gestörten Individual-Ebene einer „Veranlagung“ hin zu den „Umwelteinflüssen“, mit den bekannten linken Aktionen der „Heimkampagnen“ beschreibt Julia Ubbelohde, Der Umgang mit jugendlichen Normverstößen, in: Herbert, Wandlungsprozesse, S. 402-435; S. 426-430.

gliedschaft in den Jugendringen und anderen Gremien immer stärker in die Verteilung der Fördermittel einbezogen wurden, war letztlich ein „quasi-korporatistisches Verbundsystem öffentlicher und freier Trägerschaft“ entstanden.<sup>571</sup>

In der politischen Bildung zeigt sich zu diesem Zeitpunkt ein uneinheitliches Bild: Die Alliierten waren im Zuge ihrer Re-Education-Konzepte zunächst sehr darauf bedacht, politisches Interesse schon in der Schule zu wecken und die Grundregeln der Demokratie in zum Teil spielerischer Art einzutüben sowie auch in der kommunalen Öffentlichkeit mit Unterstützung neuer Lernformen und -orte Politik mit Kulturarbeit zu verbinden. Die regionalen Jugendausschüsse und -parlamente, in denen Demokratie trainiert werden sollte, existierten allerdings nur relativ kurze Zeit. Erfolgreicher waren da schon die Zusammenschlüsse von Jugendverbänden zu Landesjugendringen und zum Bundesjugendring, womit zumindest formal eine Interessenvertretung gegenüber den politischen Gremien geschaffen worden war, auch wenn es sich letztlich weniger um ein jugendliches Artikulationsforum als primär um Funktionärstreffen handelte. Die von amerikanischer Seite initiierte und protegierte Gründung von Schülerzeitungen und ihr bundesweiter Zusammenschluss als „Junge Presse“ war ebenso nachhaltig wie die Einrichtung von Amerikahäusern und den mehr als 1.300 neuen Jugendheimen. Auf der anderen Seite war die Verbreitung alternativer Bildungsangebote außerhalb der Schule – ähnlich wie bei der offenen Jugendarbeit – weitaus überschaubarer, als es die theoretische Beschäftigung mit deren prophezeiten Folgen vermuten lässt. Nur in 27 westdeutschen Städten gab es 1951 überhaupt Amerikahäuser.<sup>572</sup> Und auch die westdeutsche Unterrichtspraxis sah in der Folge, hauptsächlich aufgrund des alten Personals, ganz anders aus, als es ambitionierte Re-Education-Politik ursprünglich vorgesehen hatte. Mit Gründung der Bundesrepublik ging die Verantwortung für die politische Bildung an die Länder über. Als deutscher Beitrag (bzw. in anderer Interpretation: als Entgegensetzung) zur Re-Education wurde schließlich 1952 die Bundeszentrale für den Heimatdienst installiert. Die Ausrichtung dieses 1963 umbenannten Vorläufers der Bundeszentrale für politische Bildung ist bislang noch kaum erforscht und heute einigermaßen umstritten. In der offiziellen Lesart war dies eine Institution, die ihrem Auftrag gemäß die Westdeutschen allmählich mit der parlamentarischen Regierungsform und den demokratischen Spielregeln vertraut machte.<sup>573</sup> Andere Forschungen heben die stramm antikommunistische Stoßrichtung hervor, die die Bundeszentrale zu Beginn gehabt habe, betonen aber auch die Zurückhaltung des Instituts in seinem öffentlichen Auftreten

---

<sup>571</sup> Köster, Jugend, S. 500.

<sup>572</sup> Axel Schildt, Die USA als „Kulturation“. Zur Bedeutung der Amerikahäuser in den 50er Jahren, in: Alf Lüdtke/Inge Marssolek/Adelheid von Saldern (Hrsg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhundert, Stuttgart 1996, S. 257-269; S. 260.

<sup>573</sup> So der Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung, Thomas Krüger, im Jahr 2006. Thomas Krüger, Wirtschaftswunder, Wohlfahrtsstaat und Wiederbewaffnung – Geschichten aus der Geschichte der 50er Jahre. Vortrag im Rahmen des Journalisten-Workshops. Auf: [http://www.bpb.de/presse/KNXDGK.0.Wirtschaftswunder\\_und\\_-\\_Wiederbewaffnung\\_%96\\_Geschichten\\_aus\\_der\\_Geschichte\\_der\\_50er\\_Jahre.html](http://www.bpb.de/presse/KNXDGK.0.Wirtschaftswunder_und_-_Wiederbewaffnung_%96_Geschichten_aus_der_Geschichte_der_50er_Jahre.html)

und die Tatsache, dass es Konzentration sich anders als heute in erster Linie an die Multiplikatoren und nicht an die Jugendlichen selbst richtete.<sup>574</sup>

Man kann in der frühen Bundesrepublik eine plurale Vereins- und Verbändelandschaft feststellen, die recht stabil und im Vergleich zu den 20er Jahren auch kooperativ war, was eben nicht zuletzt an der permanenten Zusammenarbeit auf Funktionärsebene in den Bundes- und Landesjugendringen lag.<sup>575</sup> Und die Bereitschaft, sich zu organisieren und die Freizeit in einem Verein zu verbringen, war bei den Jugendlichen zunächst ausgesprochen hoch, ging dann aber ab Mitte der 50er Jahre signifikant zurück.<sup>576</sup> Das zunehmende Desinteresse wurde begleitet von Diskussionen um strukturelle und inhaltliche Reformen. Ein Grund für den Rücklauf war dabei sicherlich das oft starre Festhalten an traditionellen Ein-Punkt-Konzepten. Unabhängig davon, dass neben einem offiziellen Programm ganz nebenbei immer auch noch weitere Funktionen erfüllt werden (andere Jugendliche treffen, Freunde finden, flirten etc.), blieben die meisten Vereine in ihren Angeboten an die Jugendlichen recht einseitig auf ihre Kernaufgabe beschränkt. Überspitzt gesagt, ging es im Sportverein ausschließlich um Leibesübungen, die Pfadfinder führen ins Pfadfinderlager, und bei der kirchlichen Jugend standen primär Bibelstunden, Gemeindearbeit und karitative Aufgaben auf dem Programm.

Die Vereine und Verbände klagten über zunehmendes Desinteresse, obwohl Mitte der 50er laut Umfragen ungefähr die Hälfte der 15-24-Jährigen männlichen und ein Drittel der weiblichen Jugendlichen in Vereinen organisiert waren – keine geringe Quote angesichts der Debatten über eine „bindungslose Jugend“.<sup>577</sup> Im Vergleich zu der geschätzten Einbindung der Jugendlichen in der Weimarer Zeit war eine tendenziell höhere Organisiertheit zu verzeichnen, auch wenn Mitgliedschaft ja nicht immer aktive Teilnahme bedeutet.<sup>578</sup> Das Problem: Es existiert keine Vereinsstatistik für die 50er Jahre. So bringen die Jahrbücher des Deutschen Sportbundes und die Jugendumfragen leicht widersprüchliche Zahlen. Der NWDR sah jeden Zweiten, EMNID jeden Vierten organisiert, letztere Annahme wurde von DIVO 1957 bestätigt.<sup>579</sup> Der Umgang mit den Selbst-

---

<sup>574</sup> Die Politologin Gudrun Hentges, die derzeit über die Geschichte des Heimatdienstes forscht, weist in diesem Zusammenhang vor allem auf die Rolle des sogenannten „Ostkollegs“ hin, dessen offizieller Auftrag es war, „durch Studientagungen zur geistig-politischen Auseinandersetzung mit dem internationalen Kommunismus“ beizutragen. Aus einem Interview mit der Kölner Stadtrevue 11/2002, online auf [http://www.stadtrevue.de/index\\_archiv.php3?tid=328&bid=2](http://www.stadtrevue.de/index_archiv.php3?tid=328&bid=2)

<sup>575</sup> Vgl. Franz Josef Krafeld, Geschichte der Jugendarbeit. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Weinheim/Basel 1984, S. 137.

<sup>576</sup> Bei der Recherche zu Fragen nach dem Organisationsgrad der Jugendlichen stößt man unweigerlich auf das Problem, kaum verlässliche Zahlen zu haben. Das Handbuch der Jugendarbeit von 1955 schweigt sich über Teilnehmerzahlen aus, die Zahlen in der 2. Auflage von 1961 basieren auf Eigenangaben der Jugendverbände selbst, denen jeweils völlig unterschiedliche Altersspannen (6-35 Jahre!) und Doppelmitgliedschaften zugrunde liegen. Für einen proportionalen Eindruck genügt es. Demnach ergeben sich für 1961 folgende Zahlen: BDKJ 1,4 Mio, Deutsche Sportjugend 1,2 Mio, Arbeitsgemeinschaft Evangelische Jugend 1,1 Mio, Gewerkschaftsjugend 780.000, Landjugend 200.000, Pfadfinder 150.000, Deutsche Jugend des Ostens 155.000, Falken 100.000, parteipolitische Jugendorganisationen 200.000, die restlichen Jugendorganisationen kommen auf insgesamt 600.000.

<sup>577</sup> EMNID I, S. 31; zu den Motiven: Ebd., S. 155-157; Blücher, Freizeit, S. 105-107.

<sup>578</sup> Vgl. Martin Zwerschke, Jugendverbände und Sozialpolitik. Zur Geschichte der deutschen Jugendverbände, München 1963, S. 246.

<sup>579</sup> DIVO, Zur ideologischen und politischen Orientierung der westdeutschen Jugend und ihrer Führer. Materialien einer Untersuchung in der Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 1957.

angaben der Verbände ist auch deshalb so schwierig, weil sich die Mitgliedskriterien so stark unterscheiden. Während die einen auf offiziellem Beitritt und regelmäßiger Beitragszahlung fußten, galt bei anderen die sporadische Teilnahme an einzelnen Veranstaltungen schon als Mitgliedschaft. Insgesamt dürften die Selbstangaben, sofern es überhaupt welche gibt, fast immer zu hoch greifen. Deutliche Tendenz ist aber, dass die weltanschaulichen Bindungen gegenüber den sportlichen zurückgingen, auch wenn man von „Abstinenz“ bei weitem nicht sprechen kann. Die Sportvereine verzeichneten einen regelrechten Boom, was aber primär auf die männliche Beteiligung zurückzuführen ist. Erst ab den 60ern setzte ein „Verweiblichungsprozess“ ein, der schließlich zu der hohen Beteiligung von Mädchen in den 70er/80er Jahren führte.<sup>580</sup> Aus der Mitgliederstruktur des DSB von 1955 geht hervor, dass über 40 Prozent der weiblichen Mitglieder unter 14 Jahre alt war, Turn- und Sportverein somit für Mädchen in hohem Maß organisierte Kinderfreizeit darstellte.<sup>581</sup> Das korrespondiert mit der Beobachtung, dass die Beteiligung an Vereinen und Organisationen bei jungen Frauen mit zunehmendem Alter viel deutlicher abfiel als bei jungen Männern. 1953 gab noch fast die Hälfte der 15-17-jährigen Mädchen eine Mitgliedschaft an, bei den 21-24-Jährigen nur noch jede Fünfte.<sup>582</sup> Offenbar ist dies ein Indiz für einen schnelleren Rückzug bzw. eine Rück-Bindung aus dem öffentlichen Freizeitraum und einen frühen Eintritt in den Status der häuslichen Frau. Die weiblichen Befragten waren auch insgesamt weniger außerhäuslich unterwegs, allenfalls marginal stärker in den kirchlichen Jugendgruppen vertreten. Die Zahlen jedenfalls sprechen für einen klaren Prozess hin zur Hausfrau innerhalb des Verlaufs der weiblichen Jugendphase. Mit der Gründung des DBJR im Oktober 1949 kann, wie gezeigt, die Reorganisation der Jugendverbands-Landschaft als abgeschlossen gelten, wobei sich dieser dem Selbstverständnis nach zwar als Vertretung aller, nicht nur der organisierten Jugendlichen sah. Die tatsächliche Einflussmöglichkeit der Jugendlichen blieb allerdings äußerst gering: Die Gremien waren altersmäßig ähnlich zusammengesetzt wie die der Erwachsenenverbände und wiesen eine erhebliche Kontinuität bei den Funktionsträgern vor 1933 auf.<sup>583</sup> Dominierend ist auch die traditionelle Typologie aus den 20ern:

1. Die Arbeiterjugendverbände, verteilt auf Gewerkschaftsjugend, DAJ und DGB-Jugend sowie die politischen Jugendorganisationen: Jusos, Junge Union, Jungdemokraten, SJD/Falken. Die FDJ wurde 1951 verboten. Nur für die Älteren und schließlich zahlenmäßig ohne Bedeutung: die Studentenbünde wie SDS, RCDS und andere.
2. Sportvereine, im Deutschen Sportbund zusammengeschlossen: Insgesamt gibt man 1954 1,3 Millionen Mitglieder im Alter zwischen 15 und 25 Jahren an; die mit Abstand beliebtesten Sportarten sind Turnen und Fußball.<sup>584</sup>

---

<sup>580</sup> Zinnecker, Jugendkultur, S. 216ff.

<sup>581</sup> Ebd., S. 227.

<sup>582</sup> EMNID I, S. 153. Bei den männlichen Jugendlichen sinkt der Anteil der Organisierten von 51 auf 43 Prozent.

<sup>583</sup> Vgl. Krafeld, Geschichte.

<sup>584</sup> Bundesamt, Jugend 1959, S. 20; S. 96.



3. Konfessionelle Jugendverbände, wie z.B. der katholische Dachverband BDKJ.<sup>585</sup> Traditionelle Freizeitgestaltung lebt hier noch aus dem Ideal, das aus den 20er Jahren stammt. Dieses hielt sich noch einige Zeit, v.a. bei den Mädchen als Wertegemeinschaft, die nicht selten als erste Freizeitagentur auf dem Land genutzt wurde. Zahlen, die für Nordrhein-Westfalen vorliegen, deuten aber auf einen dramatischen Erosionsprozess hin, vor allem, was die Einbindung der katholischen Mädchen betrifft: Waren 1953 noch 255.335 junge Frauen und Mädchen in katholischen Jugendorganisationen registriert, waren dies 1959 nur noch 148.917. Und dies ist umso schwerwiegender, da sich gleichzeitig aufgrund des Zuzugs und starker Jahrgänge die Gesamtzahl der Jugendlichen erhöht hatte.<sup>586</sup> So geht Michael Klöckner von 1,5 Millionen und Martin Schwab von 1 Millionen Mitgliedern aus.<sup>587</sup> Die CAJ als ambitionierte Neugründung hatte es laut Ruff gegenüber der Kolpingjugend (offiziell als eigene Gruppe innerhalb des Kolpingwerks ab 1957) und der KLJB (Katholische Landjugendbewegung, allerdings erst 1962 im BDKJ institutionalisiert) schwer, der Schwerpunkt liegt in der engen Anbindung der Jugendgruppen an Pfarrei und Diözese.<sup>588</sup> Außerdem gab es die Sportjugend („DJK“) und deren Integration in überkonfessionelle Verbände (DSB). Die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend (AEGJD) fungiert als Gesamtverband der evangelischen Jugend, darin u.a. der CVJM, Johanniter-Jugend oder Christliche Pfadfinderschaft (CPD).

4. Daneben verfügten noch verschiedene kleinere Gruppen über eine gewisse Bedeutung: die nichtkonfessionellen Pfadfindergruppen, die Naturfreundejugend, der akademisch geprägte Bund Europäischer Jugend und nicht zuletzt die bündische Jugend, die aber nicht nur als Trendsetter, sondern auch zahlenmäßig an Bedeutung verloren hatte und schließlich 1963 bei lediglich ca. 12.000 Mitgliedern lag.<sup>589</sup> Als zwei weitere bundesweite Organisationen sind zum einen die mitgliederstarke, 1951 gegründete „Deutsche Jugend des Ostens“ (djo) zu nennen, als Auffangbecken für Kinder und Jugendliche mit Flüchtlingshintergrund; zum zweiten der „Bund der Deutschen Landjugend“ als selbstständige Jugendorganisation im Deutschen Bauernverband.

Trotz zunächst stabiler Mitgliedszahlen war allerorten schon bald von einer Krise der traditionellen Jugendvereinsarbeit besonders in qualitativer Hinsicht die Rede, einen frühen Individualisierungstrend bekamen offenbar auch die Jugendorganisationen zu spüren: Erosion der

---

<sup>585</sup> Mark Edward Ruff untersucht die nur scheinbar „paradoxe“ Erosion des katholischen Milieus in Westdeutschland angesichts des gewachsenen Einflusses der katholischen Kirche in der Bonner Republik. Vgl. Mark Edward Ruff, *The wayward flock. Catholic youth in postwar West Germany 1945-1965*, Chapel Hill 2005. Speziell zum Dachverband vgl. Martin Schwab, *Kirchlich, kritisch, kämpferisch. Der Bund der deutschen Katholiken (BDKJ) 1947-1989*, Würzburg 1994.

<sup>586</sup> Vgl. Ruff, *flock*, S. 86.

<sup>587</sup> Michael Klöckner, *Katholisch von der Wiege bis zur Bahre. Eine Lebensmacht im Zerfall*, München 1991, S. 291.

<sup>588</sup> Vgl. zur BDKJ-Geschichte auch, wenngleich z.T. mit „hagiografischer“ Sichtweise: Martin Schwab, *Kirche leben und Gesellschaft gestalten. Der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) in der Bundesrepublik Deutschland und der Diözese Würzburg 1947-1989*, Würzburg 1997, insbes. S. 25-81.

<sup>589</sup> Zwischen 12.000 und 15.000 vermutet Giesecke, *Jugendarbeit*, S. 21. Zu folgenden Zahlen kommt die HICOG für 1950. Sportjugend: 1,1 Mio, Katholische Jugend 852.000, Evangelische Jugend 531.000, Gewerkschaftsjugend 483.000, Falken 124.000, Naturfreunde 43.000, FDJ 37.000, Pfadfinder 22.000 und sonstige 310.000. Die Zahlen basieren zwar auf Selbstauskünften der Landesjugendringe und Jugendämter und umfassen jeweils unterschiedliche Altersgruppen, immerhin zeigen sie Proportionen an. Verlagshaus, *Jugend*, S. 36.

jeweiligen Bindung an den Verein oder Verband, mangelnde Beteiligung an den angebotenen Veranstaltungen, kein vollständiges Aufgehen in der Gemeinschaft, sondern selektives Nutzen der Angebote – plötzlich war von einer „Freizeit-Verbraucherhaltung“ die Rede, wobei mehrfach darauf hingewiesen wurde, dass die Ausrichtung in der organisierten Freizeit eng mit den Erfordernissen des jeweiligen Berufs kongruierte.<sup>590</sup>

*Der Jugendliche sucht heute in seinem Verband nicht mehr vornehmlich ein ‚Gemeinschaftserlebnis‘ – etwa in den Formen gemeinsamer Wanderungen, Liederabende oder Volkstänze –, sondern will in seinen Interessen als Individuum angesprochen werden. Mitarbeit bei Jugendverbänden wird vor allem gesucht, um zuerst die eigene berufliche Position zu verbessern, das Prestige des Einzelnen unter seinen ‚Peers‘ zu erhöhen oder auch genau abgegrenzten Hobbies nachzugehen (...).*<sup>591</sup>

Drei Entwicklungen stellte Scheuch 1956 heraus: 1. Die als antiquiert wahrgenommenen Freizeitangebote in den Vereinen/Verbänden; 2. Individualisierungsprozesse auch und gerade im Freizeitverhalten; 3. Bedeutungszunahme von Gleichaltrigengruppen, mit der Besonderheit der Geschlechterheterogenität, die in den meisten organisierten Angeboten nicht vorgesehen war.

Die Verbandslandschaft sah zwar nach der Reorganisation ab 1945 weitestgehend genauso aus wie vor 1933, doch die Verantwortlichen signalisierten, dass die Bindung der Jugendlichen an den Verein im Vergleich zu den 20er Jahren eine losere war, und die aufkommende Konkurrenz offener Jugendarbeit und neuer ungebundener Freizeitmöglichkeiten eine ernstzunehmende.<sup>592</sup>

Dies war sicher auch deshalb so, weil sich diese neuen Möglichkeiten im Gegensatz zu den traditionellen, von Jugendbewegung, Kirchen und Arbeiterbewegung geprägten Vorstellungen (Askese, Sparsamkeit, Selbstdisziplin) auch dezidiert konsumorientiert gestalteten. Bevor die Mitglieder verloren gingen, kam den meisten Jugendverbänden offenkundig das Selbstverständnis abhanden, bzw. anders gesagt: Das Selbstverständnis schien mit den Vorstellungen der Jugendlichen weniger vereinbar, auch wenn es Versuche gab, „moderne“ Angebote wie Tanztees, Film- und Musikabende in die Vereins- und Verbandsarbeit zu integrieren. Als Reaktion auf die veränderte Situation und theoretische Selbstthematisierung wird in den Grundsatzgesprächen des Deutschen Bundesjugendrings von St. Martin 1962 Jugendverbandsarbeit neu in Richtung einer „vergesellschafteten Jugendarbeit“ positioniert. Die Thesen von St. Martin markieren einen Meilenstein der Reflexion über Jugendarbeit in den 50ern. Unter anderem heißt es im Ergebnisbericht:

---

<sup>590</sup> EMNID I, S. 155-157. Ähnlich im Hinblick auf einen Vergleich mit vorausgegangenen Generationen: Helmut Croon/Kurt Utermann, Zeche und Gemeinde. Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet, Tübingen 1958, S. 229-230. Damit übereinstimmend aufgrund qualitativer Erhebungen: Walter Grosse-Hartlage/Karl Rauch (Hrsg.), Zwanzigjährige haben das Wort. Selbstaussagen junger Menschen, München 1959, S. 316. Ähnlich Ulrich Lohmar, Die arbeitende Jugend im Spannungsfeld der Organisation in Gesellschaft und Staat, in: Schelsky, Arbeiterjugend, S. 175-262. Freizeit ist demnach primär dazu da, die eigene Lebensposition auszubauen (S. 204).

<sup>591</sup> Scheuch, Situation, S. 340-341.

<sup>592</sup> Als neu in der Binnenstruktur nennen die damaligen Protagonisten: Konzentration und Entideologisierung. Außerdem eine vorher unübliche Zusammenarbeit über weltanschauliche und politische Grenzen hinweg. Vgl. Faltermaier, Nachdenken, S. 17.

*Die Jugendverbände verstehen sich als Glieder der Gesellschaft. Sie sehen ihr Aufgabenfeld im außerschulischen Bildungs- und Erziehungsbereich. Sie erfüllen bewußt eine ergänzende Erziehungsfunktion neben Elternhaus und Schule und isolieren sich dabei nicht vom gesellschaftlichen Leben. Ein ‚autonomes Jugendreich‘ wird nicht angestrebt.*<sup>593</sup>

Gerade diesen letzten Satz kann man fast als Antwort bzw. Konzession an eine soziologische Kritik gegenüber dem traditionellen Selbstverständnis der Jugendverbände, v.a. gegenüber dem Ideal der Jugendbewegung lesen. Wenn also Schelsky in der neuartigen Einstellung der Jugendlichen zur organisierten Freizeit eine Verbraucherhaltung diagnostizierte, ist dies weniger als Kritik an den Jugendlichen selbst zu verstehen. Es geht vielmehr gegen die seines Erachtens überholten jugendbewegten Vorstellungen der organisierten „Gruppe“ als Sinnstiftungs- und Sozialisationsagentur vor dem Hintergrund nicht zu leugnender Individualisierungstendenzen.<sup>594</sup>

Aus dem „Führer“ wurde nun nach St. Martin ein „Leiter“ und „Bildung“ das neue Schlagwort. Gleichzeitig bemüht man sich, neue pädagogische, zunehmend emanzipatorische Konzepte von „Mündigkeit“ zu integrieren, ohne dass dies unmittelbaren Einfluss auf die Praxis gehabt hätte, wie rückblickend festgestellt wurde.<sup>595</sup> Jugendarbeit verpflichtete sich dem neuen Selbstbild nach auch einer engagierten kritischen Aufklärung. So bestehe eine neue Aufgabe darin, die Gesellschaft herauszufordern, „sich zur Bildungsgesellschaft zu konstituieren, zu einer Gesellschaft, der es wesentlich um die Steigerung der Freiheit und damit um die Mündigkeit des Menschen geht“.<sup>596</sup> Klarer sollte auch die Trennung nach Altersgruppen werden, dergestalt, dass nun die 10-16-Jährigen mehr an „interpersonell gerichteten Aufgaben“ teilhaben sollten, die Älteren über nach außen gerichtete Aktivitäten „in die Verantwortung staatsbürgerlicher Lebensführung“ hineinwachsen sollten.<sup>597</sup> Man hat diesen Weg, den die Jugendverbände von den 50er in die 60er Jahre gingen, als „Vergesellschaftung“ beschrieben.<sup>598</sup> Damit sind gleichzeitig zwei Veränderungen verbunden: zum einen die Änderung im Selbstverständnis, Hinwendung zur Gesellschaft, weg von einer privat-partikularen Organisationsform, und zum anderen zunehmende Integration der Jugendverbandsarbeit in sozial- und jugendhilferechtliche Regelungen, also die Institutionalisierung der Jugendarbeit als öffentliche Aufgabe.

Im Mai 1949 hatte sich bereits die AGJJ, die Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, gebildet, in der sich Vertreter aus behördlichen Trägern und freien Organisationen ver-

---

<sup>593</sup> Heinz-Georg Binder, Der Strukturwandel in der Jugendarbeit, in: deutsche jugend 10 (1962), S. 453-459. Als ein Teil von: Selbstverständnis und Wirklichkeit der heutigen Jugendverbandsarbeit, in: deutsche jugend 10 (1962), S. 449-462.

<sup>594</sup> „Zugehörigkeit und Teilnahme an den Veranstaltungen einer Jugendvereinigung oder -gruppe sind für sie nur eine sinn- und zweckvolle Ergänzung ihres privaten Lebensraumes, dagegen keineswegs eine ‚soziale Heimat‘, ein totaler Lebensbereich echter Jugendlichkeit.“ Schelsky, Generation, S. 469.

<sup>595</sup> Benno Hafener, Jugendverbandsarbeit von der Nachkriegszeit bis in die achtziger Jahre, in: Diethelm Damm/Jörg Eigenbrodt/Benno Hafener (Hrsg.), Jugendverbände in der BRD, Neuwied 1990, S. 20-32; S. 25-26.

<sup>596</sup> Helmut Kentler, Jugend in der Industrielwelt (=Schriften des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes e.V., 18), Frankfurt a.M. 1964, S. 46.

<sup>597</sup> Giesecke, Jugendarbeit, S. 29ff.

<sup>598</sup> Richard Münchmeier, Die Vergesellschaftung der Jugendverbände. Von den fünfziger Jahren bis zur Politisierung, in: Lothar Bönisch/Hans Gängler/Thomas Rauschenbach (Hrsg.), Handbuch Jugendverbände. Eine Ortsbestimmung der Jugendverbandsarbeit in Analyse und Selbstdarstellung, Weinheim/München 1991, S. 86-92.

schiedener weltanschaulicher und fachlicher Richtung zusammentaten, um als gemeinsame Plattform für Erfahrungsaustausch und Unterstützung auch die Fortentwicklung des Jugendrechts zu begleiten. Nicht zuletzt personell war eine Verknüpfung zum Kuratorium beim Bundesinnenministerium gegeben. Dessen Einfluss auf die inhaltliche und organisatorische Ausgestaltung, insbesondere aber die Koordination der Zuständigkeiten in der Jugendpolitik, war enorm.<sup>599</sup>

### 2.2.3 Prozesse der Institutionalisierung: Vom Innen- zum Jugendministerium

Weite Teile der Jugendpolitik blieben traditionsgemäß in der Zuständigkeit der Länder. Auf Bundesebene oblag das Jugendthema zunächst dem Innenministerium, genauer der Abteilung „Öffentliche Fürsorge und Leibesübungen“. Doch innerhalb des Bundestages fällt schon in der ersten Legislaturperiode der ständige Jugendausschuss unter Leitung von Franz-Josef Strauß durch einen hohen Aktionsradius auf. Bezeichnenderweise – und typisch für die priorisierten Probleme – nannte sich dieser zunächst „Ausschuss für Fragen der Jugendfürsorge“, ab der zweiten Periode bereits „Ausschuss für Jugendfragen“. Auf seiner Agenda standen im Wesentlichen zwei Punkte: erstens Maßnahmen für die berufs- und arbeitslose Jugend und zweitens Kampf gegen „Schmutz und Schund“.<sup>600</sup> Als wichtigste „Zelle des Staates“, die dem gesellschaftlichen Ganzen Stabilität und den Heranwachsenden Orientierung gibt, fungiert die Familie, wie Innenminister Gerhard Schröder 1952 betonte:

*Wo die Familien auseinanderbrechen, da wird der Staat in Gefahr sein, und keine noch so geniale Politik wird den Bestand des Volkes sichern können. Wo aber in der jungen Generation der Wille zur Familie lebendig ist, und wo sich dieser Wille, die Aufgaben der Familie zu erfüllen, täglich bewährt, da wächst aus solchen Familien ein junges und lebensfähiges Volk.*<sup>601</sup>

<sup>599</sup> Nikles spricht in diesem Zusammenhang von „Jugendhilfelobby“, vgl. Nikles, Jugendpolitik, S. 61.

<sup>600</sup> Fuchs, Wagnis, S. 50. Als hilfreiche Quelle erweist sich in diesem Zusammenhang übrigens die Petitions-Sammlung des Deutschen Bundestages, in der zum Beispiel sichtbar wird, dass essentielle Jugendnotprobleme die „Menschen draußen im Lande“ noch lange beschäftigten. Vgl. Fuchs, Wagnis, S. 68. Dennoch sollte man, auch wenn zahlreiche Ergebnisse oder auch nur Schlagworte der Jugendforschung Eingang in politische Diskurse fanden, die wissenschaftliche Einflussnahme auf die Politik in den 50er Jahren auch nicht überschätzen. Lepsius bilanziert für die Soziologie, dass, entgegen ursprünglicher Hoffnung, die entscheidenden gesellschaftlichen und politischen Fragen ohne soziologische Expertise gelöst wurden. Höchstens seien diese Problemlösungen von deskriptiven Untersuchungen der Soziologie begleitet worden. Vgl. M. Rainer Lepsius, Ansprache zur Eröffnung des 17. Deutschen Soziologentages: Zwischenbilanz der Soziologie, in: ders. (Hrsg.), Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages, Stuttgart 1976, S. 4.

<sup>601</sup> Deutlich ist hier wie in zahlreichen anderen Statements verantwortlicher Jugendpolitiker – das Innenministerium war bis 1953 das für die Jugend zuständige Ressort – der immer wieder propagierte Gesamtzusammenhang zwischen Staat, Familie und Jugend: „Uns ist gemeinsam die Aufgabe gestellt, das aus den Trümmern neu aufgebaute Haus des deutschen Staates zu einer Heimstätte zu machen, in der man sich wirklich zuhause fühlt und die vor allem von der Jugend als ihr Vaterhaus betrachtet werden kann. Wir sind uns sicher einig darin, dass der Geist jedes Hauses wesentlich mitbestimmt wird von dem Geist der Jugend, der in diesem Haus wohnt.“ Der Bundesminister des Innern, Dr. Gerhard Schröder, Was erwartet der Staat von der Jugend?, in: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung vom 20. November 1953, Nr. 222, S. 1841. Zit. nach Ina Fuchs, Wagnis Jugend. Zur Geschichte und Wirkung eines Forschungsinstituts 1949-1989, München 1990, S. 92-93.

Zu Beginn der zweiten Wahlperiode richtete Adenauer dann auch das Familienministerium ein.<sup>602</sup> Der streitbare erste Familienminister der Bundesrepublik Franz-Josef Wuermeling verfügte zwar über ein vergleichsweise geringes Budget und geringe Kompetenzen, entfaltete aber dennoch eine enorme öffentliche Wirkung. Seine familienpolitische Einstellung gestaltete sich als eine Mischung aus katholischer Morallehre und kompromisslosem Antikommunismus. Die Familie sah er als bedeutende staatliche Funktionsträgerin im Bollwerk gegen den Bolschewismus: „Millionen innerlich gesunde Menschen mit rechtschaffenen erzogenen Kindern“ seien als Sicherung gegen die drohende Gefahr der kinderfreudigen Völker des Ostens mindestens so wichtig wie „sämtliche militärischen Sicherungen“.<sup>603</sup> Der politisch forcierte „Wille zum Kind“ und damit Familienpolitik als Bevölkerungspolitik gingen einher mit der strikten Ablehnung einer Erwerbstätigkeit der Frau. Ab 1954 stand dem Familienministerium auch ein wissenschaftlicher Beirat zur Seite – namhafte öffentliche Persönlichkeiten sollten die „Sache der Familie“ nach außen hin vertreten und demonstrieren, dass das Ministerium in engem Kontakt mit Wissenschaft und Forschung stand, die an der Klärung familienpolitischer Probleme mitwirkten. Womöglich zunächst auch als eine Abfederung der regelmäßigen verbalen Eskapaden Wuermelings gedacht, war dies doch gleichzeitig ein erstes Signal, auf diesem Gebiet mit externen Experten zusammenarbeiten zu wollen. Auch Helmut Schelsky gehörte dem Gremium an: Einige Vertreter der Soziologie schickten sich an, zu wichtigen familienpolitischen Beratern der Bundesregierung zu werden.

Auch in der zweiten Legislaturperiode blieb der Bereich „Jugend und Sport“ im Ressort des Bundesinnenministers, bis dann 1957 das Familienministerium zu seinen fünf Referaten (Grundsatzfragen, Sozialpolitik, Wirtschaftsfragen, Wohnungsfragen, Familien- und Eherecht) ein sechstes hinzubekam: das Referat für Jugendfragen, wenngleich wichtige Teile, wie die Prüfstelle für jugendgefährdende Schriften und das Studenten- und Sportreferat, im Ressort des Innenministers verblieben.<sup>604</sup> Die Umstrukturierung begründete Adenauer in seiner Regierungserklärung nur knapp damit, dass die „Sorge für die Jugend“ nun auf das Familienministerium übertragen werde, um das Innenministerium zu entlasten. Doch auch die öffentlichkeitswirksamen Auftritte Wuermelings können kaum verdecken, dass der finanzielle Spielraum des Ministeriums auch weiterhin, zumindest bis 1961, sehr eingeschränkt blieb.

---

<sup>602</sup> Die Begründung des Familienministeriums – das zeichnet Merith Niehuss nach – war weniger auf der drängende sozialpolitische Fragen bezogen, sondern eher aus koalitionstaktischen Aspekten und gerade über die Personalie Wuermeling als Zugeständnis an die Katholische Kirche gedacht. Niehuss, Familie, S. 180. Mit Skepsis betrachtet die Opposition diesen Coup, so warnt Ollenhauer „Wir würden es bedauern, wenn das Ministerium seine Aufgabe in erster Linie darin sehen würde, durch eine Art von moralischer Aufrüstung den Familiensinn zu stärken und die Familiengründung zu fördern.“ Genau so kann aber die Zielrichtung des neuen Familienministers beschrieben werden. Die SPD und Teile der Regierungspartei FDP lehnten die familienpolitische Programmatik Wuermelings ab – bei den Haushaltsberatungen zwischen 1954 und 1957 stellte die SPD jeweils den Antrag, das komplette Budget für das Bundesfamilienministerium zu streichen. Zum allgemeinen Überblick über sämtliche familienpolitische Maßnahmen der Bundesregierung in den 50er Jahren, deren dominante Themen Familienausgleich und Kinderbeihilfen waren, vgl. Münch, Familienpolitik, S. 549-610 und S. 597-652.

<sup>603</sup> Franz-Josef Wuermeling, Das muß geschehen! Die Familie fordert vom Bundestag, in: Kirchenzeitung des Erzbistums Köln vom 6. Dezember 1953, S. 781.

<sup>604</sup> Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 39, S. 19.

Ein wesentliches Etappenziel stellte aus Regierungssicht die Novellierung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes (RJWG) von 1922 dar: „Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit.“ 1953 schließlich verabschiedete der Bundestag zeitgleich mit dem Jugendgerichtsgesetz (JGG) die Novelle, dessen wichtigster Punkt die Konstituierung der Jugendämter ist.<sup>605</sup> Was im Kern die Stärkung der freien Wohlfahrtsverbände bedeutete, gab zu ernsthaften politischen Auseinandersetzungen Anlass, in denen die SPD letztlich vergeblich gegen die Schwächung der öffentlichen Wohlfahrtsfürsorge ankämpfte.<sup>606</sup> Die eigentliche Novelle zum Jugendwohlfahrtsgesetz erfolgte ohne grundlegende Änderung in Aufbau und Grundprinzipien erst 1961. Als die zentralen Punkte gelten Differenzierung des Aufgabenkatalogs, Übertragung der wirtschaftlichen Minderjährigenfürsorge auf die Jugendämter, Einführung der freiwilligen Erziehungshilfe und der Heimaufsicht. Die Novelle schrieb im Grunde die familienorientierte Position der Union noch einmal fest, und beschränkte – unter Protesten von FDP und SPD – die Rolle des Staates in Erziehungsfragen weiterhin nur auf ein „Wächteramt“, den freien Trägern nachgeordnet. Das Subsidiaritätsprinzip blieb also weiterhin Leitbild von Jugendpolitik.<sup>607</sup>

In der Selbstauskunft des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung von 1959 wird noch einmal die Familienorientierung als konstitutiv für die Jugendpolitik betont: Die Aufgabe des Familienministeriums sei, „eine zeitgerechte Jugenderziehung“ sinnvoll mit den Bemühungen um eine Stärkung der Familie zu verbinden und gleichzeitig in der Jugendpolitik „die Grundauffassung des Vorranges familienhafter Erziehung zu fördern“.<sup>608</sup> Die dominante Zielrichtung: eine normgerechte Sozialisation. Das Jugendwohlfahrtsgesetz organisierte „öffentliche Ersatz-erziehung“ für die Abweichler und „Verwahrlosten“, für die von pathologischer Psyche und/oder krimineller Aktivität Bedrohten. Erst Ende der 50er, Anfang der 60er gerieten solche Fürsorgekonzepte stärker unter Druck.<sup>609</sup> Ein besonderes Schicksal, das erst in letzter Zeit gebührend Aufmerksamkeit findet, ist das der vielen Heimkinder in der frühen Bundesrepublik. In den teils staatlichen, teils kirchlichen Heimen waren repressive Erziehungsmethoden an der Tagesordnung,

---

<sup>605</sup> BGBl. I, S. 1035.

<sup>606</sup> Zu dieser Thematik vgl. Münch, Familienpolitik, S. 643-645. Die Tendenzen im Bereich Jugendwohlfahrt und Jugendhilfe in Rechtsprechung und Praxis sind hier bewusst kurz gefasst, liegt der Fokus doch, wie bereits ausgeführt, auf dem Bereich von Jugendkultur. Als Überblick eignet sich Hasenclever, Jugendhilfe.

<sup>607</sup> Entscheidend die Passage in § 5, 1,1, das die Aufgaben der Jugendämter um „erzieherische Maßnahmen des Jugendschutzes und für gefährdete Minderjährige“ erweiterte (BGBl. I, S. 1193).

<sup>608</sup> Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.), Leistung und Erfolg 1949-1959. Die Bundesregierung berichtet, Bonn 1959, S. 139.

<sup>609</sup> So zitiert Julia Ubbelohde den bekannten Jugendpsychiater Werner Villinger, Herausgeber der Zeitschriften „Jahrbuch für Jugendpsychiatrie“ und „Zeitschrift für Kinderforschung“, der die Ausprägungen von Verwahrlosten charakterisiert: „(...) Frechheit, Widerspenstigkeit, Aufsässigkeit, Ungehorsam, Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, Unordentlichkeit, Arbeitsscheu, Hang zur Bequemlichkeit und zum Bummelleben, Herumtreiben, häufiger Stellenwechsel, ferner Neigung zur Unehrlichkeit, zu sexuellen Entgleisungen – bei Mädchen zur Prostitution – in allen Gradabstufungen und schließlich ein Abgleiten in die Dauerkriminalität.“ Zitiert nach Ubbelohde, Umgang, S. 413.

körperliche Züchtigung normal, zum Teil wurden die „Zöglinge“ systematisch erniedrigt oder als billige Arbeitskräfte ausgebeutet.<sup>610</sup>

Eine ganze Reihe an Institutionen im universitären und außeruniversitären Bereich war in den 50er Jahren mit Jugendforschung beauftragt. Neben dem UNESCO-Institut für Jugendfragen in München war das 1956 gegründete Studienbüro für Jugendfragen e.V. von seinem Zuschnitt her nicht das erhoffte und seit Jahren geplante Großinstitut, dazu war es zu schwach besetzt und lediglich mit der Aufgabe betraut, Forschungsarbeiten anzuregen, zu sammeln und auszuwerten.<sup>611</sup> Das Studienbüro wird schließlich 1961 mit dem Deutschen Jugendarchiv formal fusioniert. Das Deutsche Jugendarchiv war seinerseits aus der AGJJ-Gründung 1949 „Arbeitsstelle für Schrifttum, Presse und Archiv“ hervorgegangen und hatte die Aufgabe, alle Äußerungen zu Fragen der Jugendpflege und Jugendfürsorge zu sammeln. Dazu gehörten auch Fragebogenaktionen, z.B. zum Thema „Was erwartet die Jugend von einer Jugendzeitschrift“, um auf Basis der Ergebnisse eine Tagung mit Jugendschriftleitern durchzuführen.<sup>612</sup> So entstand de facto erst mit dem Deutschen Jugendinstitut in München 1963 das erste unabhängige Jugendforschungsinstitut der Republik. Finanziert weitgehend aus den Mitteln des Bundesjugendplans, steht das DJI auch für den politischen Willen zur Verwissenschaftlichung der Jugendpolitik, das direkt über die 18-bändige Edition „Überblick über die wissenschaftliche Jugendkunde“ ein starkes öffentlichkeitswirksames Signal aussandte und gleichzeitig ein weit beachtetes Fazit der interdisziplinären Jugendforschung für die frühe Bundesrepublik zog.<sup>613</sup> Der neuartige Umgang der politischen Praxis mit sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen kündigte hier schon eine spätere Entwicklung der 70er Jahre an: die einer zunehmend „reflexiven“ Gesellschaft, die selektiv, situationsgebunden und interessenbezogen mit empirischen Ergebnissen, der Beobachtung von Beobachtung umzugehen gelernt hat.<sup>614</sup>

---

<sup>610</sup> Ausgelöst hat die Beschäftigung mit diesem lange Zeit tabuisierten Thema der Journalist Peter Wensierski. Vgl. Peter Wensierski, *Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik*, München 2006.

<sup>611</sup> Fuchs, Wagnis, S. 95-96. Die nachträglich etwas unsystematisch anmutende Institutspolitik in Sachen Jugendforschung sieht Fuchs in Differenzen zwischen den Volksparteien begründet. So war die Initiative für eine „große Lösung“ schon 1954 aus den Reihen der SPD gekommen, wo offenbar ein stärkerer Wille für die Schaffung eines großen, unabhängigen Jugendforschungsinstituts vorhanden war. Vgl. auch Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 26. Oktober 1956, S. 9179.

<sup>612</sup> Fuchs, Wagnis, S. 89-90.

<sup>613</sup> Und dabei ist bis 1965 kein Band erschienen, der nicht zumindest teilweise auf Basis von Umfragedaten über Gesellschaftsformen, Vorbilder, Freizeit und Konsumverhalten, gesundheitliche oder psychische Situation der Jugend etc. argumentiert. So kann auch der erste Direktor des DJI, Werner Küchenhoff, in seiner Einführungsrede betonen, dass moderne Jugendforschung überwiegend empirische Forschung ist, „d.h. methodisch abgesicherte, beobachtende, messende, wägende, registrierende, analysierende, experimentelle Wirklichkeitserhellung.“ Veröffentlicht als Werner Küchenhoff, *Die Bedeutung der Jugendforschung für die Jugendarbeit*, in: *deutsche jugend* 6 (1964), S. 257-265; S. 258. Zahlreiche, eine „moderne Jugendarbeit“ reflektierende Beiträge werden in der Zeitschrift „deutsche jugend“ publiziert, dort sind immer wieder die Auseinandersetzungen über disziplinäre Zuständigkeiten in der frühen Bundesrepublik Thema. Ein Beispiel: „Der Jugendarbeit bot sich ein neuer wissenschaftlicher Gesprächsfreund an, die Soziologie. Vielleicht war das ganz gut und heilsam, vielleicht half das der Jugendarbeit, ihre Stellung und ihre Aufgaben in der modernen Gesellschaft besser zu verstehen und sich nicht noch einmal in einem romantisch zurechtgebastelten Getto anzusiedeln.“ *deutsche jugend* 9 (1962), S. 386.

<sup>614</sup> Vgl. Walter Hornstein, *Jugendforschung und Jugendpolitik in der Bundesrepublik Deutschland – Probleme und Perspektiven eines schwierigen Verhältnisses*, in: Lucien Criblez/Claudio Spadarotti (Hrsg.), *Jugendpolitik und Jugendforschung. Beiträge aus der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt a.M. 1987, S. 49-62.

Etwa Anfang bis Mitte der 60er Jahre entstanden dann eine Vielzahl neuer Initiativen, die über reine Jugendförderung hinausgingen, wie beispielsweise musische Jugendwettbewerbe, das Deutsch-Französische Jugendwerk oder Jugendbildungsstätten, vormals „Jugendhöfe“ bzw. „Jugendgruppenleiterschulen“. Schließlich wurde 1965 der erste Jugendbericht der Bundesregierung veröffentlicht, auch schon in den Jahren zuvor hatte es eine sichtbare Verwissenschaftlichung der Jugendpolitik gegeben. Der „Lage der Jugend“ basierte jetzt auf wissenschaftlichen Gutachten und Umfrageergebnissen, der Bericht wurde aber aus Sicht vieler im Bereich der Jugendhilfe Tätigen als konzeptlos und unscharf, von anderen wahlweise als zu negativ oder als zu positiv kritisiert. Innerhalb der Bundesregierung wurde unter anderem bemängelt, dass nicht die positiven Seiten der Jugend, sondern zunächst lediglich Ausführungen über behinderte Jugendliche und Jugendkriminalität zu finden seien. Demgegenüber kritisierten Teile der Öffentlichkeit die vermeintlich beschönigenden Teile des Jugendberichts; die Jugend werde braver dargestellt, als sie tatsächlich sei – so tauchte zum Beispiel ein Umfrageergebnis, nach dem 54 Prozent der 18-24-Jährigen vorehelichen Geschlechtsverkehr haben, zwar in der Urfassung des Jugendberichts auf, nicht aber in seiner Endversion. Die publizistische Wahrnehmung des Jugendberichts ist dagegen wieder eine ganz andere, der SPIEGEL spitzt zu:

*Verhalten und Vorstellungen der Jugend von heute spiegeln die Normen der westdeutschen Wohlstandsgesellschaft. Auf Zerstreuung bedachte Freizeitgestaltung wie liberale Sexualbräuche, besessenes Besitzstreben und Scheu vor dem geistigen Engagement kennzeichnen gleichermaßen das Wesen der Väter und Söhne.*<sup>615</sup>

In der Folge wird die Frequenz der Berichte erhöht, die Expertenmeinung aus Wissenschaft und Praxis findet zunehmend Gehör. Und trotz der deutlichen Verspätung: Das JWG 1961 hatte die Verpflichtung zu regelmäßigen Lageberichten durch die Bundesregierung – für viele, die dies über Jahre gefordert hatten, längst überfällig – fixiert. Außerdem wurde im Anschluss an das JWG der Trend zur Empirisierung verstärkt: Zukünftig sollten Statistiken auf dem Bereich Sozialhilfe, Kriegsopferfürsorge und der Jugendhilfe den Informationsstand der Jugendpolitik verbessern.

#### 2.2.4 Prozess der Reglementierung: Schutz vor „Schmutz“, „Schund“ und der Öffentlichkeit

Als dritte Säule der Jugendhilfe etablierte sich ab 1949 neben Jugendpflege und Jugendfürsorge der Jugendschutz. Tatsächlich ist ein zentrales Element in der kollektiven Erinnerung an die Adenauer-Ära ihr konservativer, wenn nicht reaktionärer Zeitgeist, der viel mit dem aus heutiger Sicht einengenden Jugendschutz zu tun hatte. Eine grobe Analyse der Presseberichterstattung zum

---

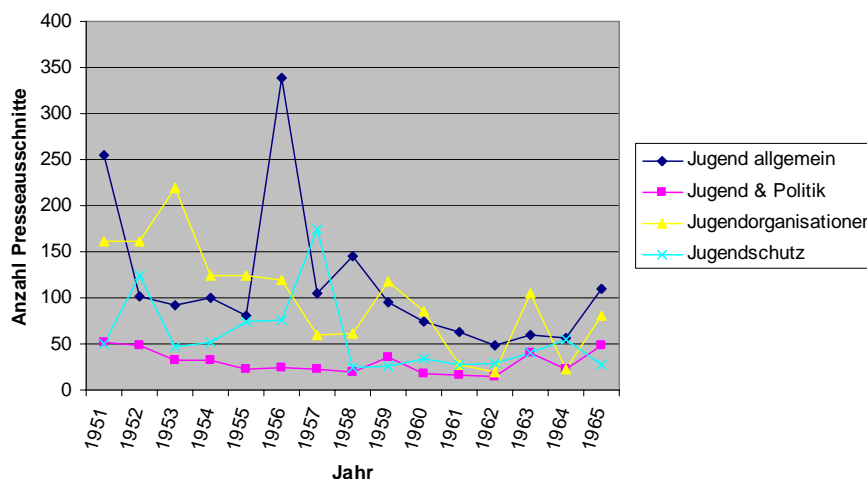
Dazu zählt dann zeitweise auch: „Verwissenschaftlichung der Gesellschaft“ als Destruierung traditioneller Handlungsmuster und Politisierung der Wissenschaft, denn „indem sie Muster der Orientierung auflöst, fällt die Aufgabe der Orientierung an sie selbst zurück.“ Ebd., S. 56. Ein Beispiel für den neuartigen „Gebrauchswert“ sozialwissenschaftlicher Forschung wäre die Herabsetzung des Volljährigkeitsalters von 21 auf 18 Jahre, die politisch gewollt war. Die wissenschaftliche Begründung wurde erst a posteriori eingeholt.

<sup>615</sup> DER SPIEGEL 28 (1965), S. 22-23.



Thema Jugend in der frühen Bundesrepublik deutet zumindest die Relationen zwischen den Themenfeldern an, soweit sie sich in den Zeitungen und Zeitschriften wieder finden:

**GRAFIK 08 Presseberichterstattung 1950-1965<sup>616</sup>**



Die erste bundesweite Regelung auf diesem Gebiet war zunächst das seit 1949 diskutierte und am 4. Dezember 1951 verkündete „Gesetz zum Schutze der Jugend in der Öffentlichkeit“ (JöSchG)<sup>617</sup>, das am 1. Januar 1952 in Kraft trat. Vorausgegangen waren in diesem Fall nicht nur Diskussionen im Bundestag, sondern auch in den Besatzungszonen und Ländern vor 1949, galt es doch, die „Reichspolizeiverordnung zum Schutze der Jugend“ vom Juli 1943 (und die dort festgelegten strikten Ausgangsbeschränkungen) abzulösen, was aber erst mit dem JöSchG und damit dem Wechsel von „Straf-“ zum „Erziehungsgesetz“ gelang.<sup>618</sup> Eine Novelle des JöSchG gab es bereits fünf Jahre später: unter anderem mit der genaueren Definition für Kinder (bis 14 Jahre) und Jugendliche (bis 18 Jahre) und den neuen Altersfreigaben für Filme (12, 16 und 18 Jahre). Bemerkenswert ist dabei die sozialräumliche Perspektive: Im §1 dieses Gesetzes wird festgelegt, dass sich die Jugendlichen nicht an solchen Orten aufhalten dürfen, an denen ihnen „eine sittliche

<sup>616</sup> Die Daten stammen aus dem seit 1951 existierenden Pressearchiv des Deutschen Bundestages. Als weitere Kategorien sind dort aufgenommen: „Bundesjugendplan“, „Jugendaustausch“, „Jugendherbergen“, „Ausländische Jugendliche“ sowie das 1958 eingeführte „Jugend und Ausschreitungen“. Der Wert einer solchen Auszählung darf freilich nicht überschätzt werden, Vergleiche sind in Anbetracht des zunehmenden Umfangs und der Ausdifferenzierung der Medienlandschaft schwierig. Unzweifelhaft findet aber die eigentliche Inflation von Jugendthemen in den Printmedien ab 1979/1980 statt. Zählung nach Werner Rüther/Wolfgang Plum, Zur Thematisierung von „Jugend“ als soziales Problem in der Presse, in: Manfred Brusten/Peter Malinowski (Hrsg.), Jugend – Ein soziales Problem? Theoretische Positionen, empirische Forschungen und kritische Analysen zu einer immer dringlicheren gesellschaftspolitischen Frage (=Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, 54), S. 169-181; S. 172-173. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt eine Kategorisierung der Artikel vom wichtigsten Organ für die Jugendarbeit, der „deutschen jugend“ und der Frankfurter Rundschau: Erst Mitte der 50er Jahre beginnt sich die Berichterstattung für kulturelles Freizeitleben (Film, Musik) der Jugendlichen zu interessieren. Vgl. Zinnecker, Jugendkultur, S. 91-94.

<sup>617</sup> BGBl I, S. 936. Vgl. Münch, Familienpolitik, S. 640; S. 641-642.

<sup>618</sup> Doch auch im Erziehungsgesetz kommt die Polizei ins Spiel, so heißt es im Kommentar von 1957: „Beim Erlass des neuen Gesetzes vertrat man auch den Standpunkt, daß die Jugend nicht zum Objekt pädagogisch unwirksamer polizeilicher Maßnahmen gemacht werden sollte (...) Inzwischen hat man erkannt, dass die Polizei stark an den Aufgaben des Jugendschutzes mitarbeiten muss.(...) Ohne die Polizeiorgane kann ein wirksamer Polizeischutz nicht verwirklicht werden.“ Walter Becker, Kleines Handbuch des Jugendschutzes, Berlin 1957, S. 23.

Gefahr oder Verwahrlosung droht“ – eine diffuse Definition, die aber in den Ausführungsbestimmungen der Länder konkretisiert wurde:

*Rummelplätze, unübersichtliche Ruinengrundstücke, Nachbars, Nachtclubs, Eingänge vor Kasernen, Unterkünften und Unterhaltungsstätten für Truppen und deren nähere Umgebung, unbeleuchtete, dunkle Plätze und Hauseingänge, Bahnhofsgebäude, Wartehallen sowie solche Lokale, Straßenzüge, Straßenecken und sonstige Sammelpunkte, wo kriminelle, sittenlose und sexuell abwegige Personen verkehren.*<sup>619</sup>

Dies ist immerhin konkreter als die im Bundestag umstrittene Formulierung aus dem ersten Gesetzentwurf (fast wortwörtlich der Polizeiverordnung von 1943 entnommen), wonach Jugendliche unter 16 Jahren sich auf öffentlichen Straßen und Plätzen „während der Dunkelheit nicht herumtreiben dürfen“. Dass keine konkreten Veranstaltungen aufgeführt wurden (so waren Catcher-Kämpfe zum Zeitpunkt der zweiten Fassung 1957 als besonders gefährdend eingestuft), begründeten Jugendschützer mit der Schnelllebigkeit der Zeit und der Tatsache, dass durch die „Phantasie der Vergnügungsindustrie immer neue Arten von Vergnügen erfunden werden können“.<sup>620</sup> Des Weiteren ging es gegen den frühzeitigen Konsum von Alkohol und Nikotin – wobei nicht der Gesundheitsschutz, sondern die „sittlichen“ Gefahren unter den Schlagworten „Genusssucht“ und „Triebbefriedigung“ als Argument dienten. Bei öffentlichen Filmveranstaltungen galten die Altersgrenzen 6, 10 und 16 Jahre, öffentliche Tanzveranstaltungen durften von unter 16-Jährigen generell nur mit erwachsener Aufsicht, ab 16 Jahren bis 24 Uhr besucht werden, jedoch ab 22 Uhr nur in Begleitung eines Erziehungsberechtigten; keinen Zutritt zu Spielhallen und zu Glücksspielen hatten Unter-16-Jährige. Dies war die rechtliche Grundlage für die Streife der sogenannten „Sittenpolizei“ in den 50er Jahren. Die Novelle von 1957 erweiterte die sozialräumliche Perspektive konsequenterweise noch um „Veranstaltungen“, die „ihrer Art nach geeignet sind, auf Kinder und Jugendliche einen verrohenden Einfluss auszuüben“.<sup>621</sup>

Über zwei Jahre nach einem ersten Regierungsentwurf wurde vom Deutschen Bundestag am 17. September 1952 das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften (GjS)<sup>622</sup> verabschiedet, nach einigen Änderungen durch den Bundesrat am 9. Juni 1953 verkündet. Definiert wird „jugendgefährdend“ in §1 als „unsittliche sowie Verbrechen, Krieg und Rassenhaß verherrlichende Schriften“ – in der Novelle von 1961 noch etwas erweitert: „unsittliche, verrohend wirkende, zu Gewalttätigkeit, Verbrechen oder Rassenhaß anreizende sowie den Krieg verherrlichende Schriften.“ Gerade die Kriegs-Passage hatte schon beim ersten Entwurf wiederholt zu kontroversen Diskussionen im Bundestag geführt. Die SPD, KPD und auch Teile von FDP und DP stimmten schließlich gegen den überarbeiteten Entwurf. Der inoffiziell sogenannte „Schmutz- und

<sup>619</sup> Wilhelm Tillmann/Karl Göke, Das Gesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit. Kommentar, Münster 1952, S. 6.

<sup>620</sup> So die Einschätzung in einem der wichtigsten Periodikum zum Jugendschutz, dem Ruf ins Volk 9 (1957), S. 58.

<sup>621</sup> BGBl I, 11058.

<sup>622</sup> BGBl. I, S. 377. Der traditionellen Kampfbegriffe „Schmutz und Schund“ entstammten übrigens dem Vorläufergesetz von 1926 und kamen – bei aller Ähnlichkeit im Gesetzestext – im GjS nicht vor. Erst 1973 wird das GjS durch eine Reform abgelöst.

Schund-Paragraf“ polarisierte inner- und außerhalb des Bundestages: Seine Befürworter, z.B. die Kirchenvertreter, sahen in ihm eine legitime Abwehrmaßnahme gegen zynische Geschäftemacher, seine Gegner, wie z.B. Autorenverbände, sahen die künstlerische Freiheit in Gefahr und sprachen von Zensur.

Dieses Gesetz war Grundlage für die Einrichtung der „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften“, die 1954 als zentrale Zensurbehörde ihre Arbeit aufnahm, um das „Schmutzige“ vom „Sauberen“ zu trennen. Diese hatte ihren Vorläufer in der Weimarer Zeit (die 1926 eingesetzte Oberprüfstelle zur Erhaltung eines Gesetzes der Wahrung der Jugend vor Schmutz- und Schund) und war zusammengesetzt aus Vertretern der Kirchen, Jugendwohlfahrts- und Lehrerverbänden, Verlegern und Schriftstellern. Sie prüfte auf eigene Initiative oder Anzeige hin bereits erschienene Schriften und führte laut Gesetz eine Liste mit Publikationen, die „geeignet sind, Jugendliche sittlich zu gefährden“ – eine Definition, die schon von zeitgenössischen Kommentatoren als sehr auslegungsbedürftig beschrieben wurde.<sup>623</sup> Der erste Vorsitzende der Prüfstelle, Robert Schilling, begründete den Verzicht auf die Terminologie aus den 20er Jahren damit, dass die Behörde nun nicht mehr genötigt sei, ihre Entscheidungen mit dem objektiven Wert bzw. Unwert einer Schrift zu begründen; es genüge, deren mutmaßliche Wirkung auf Jugendliche zu beurteilen.<sup>624</sup> Buch- und Zeitschriftenhändler wurden regelmäßig über die verbotenen Artikel informiert. Etwas schwieriger gestaltete sich die Kontrolle des Verleihs.

Die ersten beiden Werke, die indiziert wurden, waren am 9. Juli 1954 zwei Tarzan-Comics. Sie würden auf Jugendliche „nervenaufpeitschend und verrohend wirken“ und sie in eine „unwirkliche Lügenwelt versetzen“, so die Begründung; derartige Darstellungen seien „das Ergebnis einer entarteten Phantasie“.<sup>625</sup> Darin findet sich auch der Hinweis auf den zumeist christlich-konservativen Wertehintergrund bei den Entscheidungsträgern: „Die Bundesprüfstelle geht aus von einer verbindlichen Sittlichkeit, die den ethischen Kern der abendländischen Kultur darstellt.“<sup>626</sup> Vor allem die zahlreichen Kirchenvertreter verfolgten eine Strategie der Tabuisierung von Körperlichkeit und propagierten eine nahezu asketische Lebensführung. Das in diesem Zusammenhang verwendete Vokabular gegen die „Abgründe des Triebes“, den „Sumpf der Großstadt“ oder die „Schnelllebigkeit der Massengesellschaft“ war indes nicht neu, sondern entstammte dem beachtlichen Arsenal älterer konservativer Stadt- und Modernekritik der 20er und 30er Jahre sowie Sauberkeitsvorstellungen und Darstellungen von Sexualität als „Zerfetzung des Menschlichen“.<sup>627</sup> Oft

---

<sup>623</sup> So lautet die Definition im ersten Abschnitt des Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften (BGBl. I, S. 377). Ein kritisches Feedback unter anderem in der ZEIT vom 23. September 1952, S. 1.

<sup>624</sup> So Robert Schilling, der Vorsitzende der Bundesprüfstelle von 1954-1966, im Handbuch und Kommentar zum GjS, zit. nach Petra Jäschke, Produktionsbedingungen und gesellschaftliche Einschätzungen, in: Klaus Doderer (Hrsg.), Zwischen Trümmern und Wohlstand. Literatur der Jugend 1945-1960, Weinheim/Basel 1988, S. 209-503; S. 383.

<sup>625</sup> Aus der Urteilsbegründung der Bundesprüfstelle. Zitiert nach Senta Krasser, Das saubere Dutzend. Seit 50 Jahren prüft eine Behörde in Bonn, welche Medien die Deutschen verderben – es geht immer weniger um Sex, in: Süddeutsche Zeitung vom 23. Juni 2004. Online-Ausgabe: <http://www.sueddeutsche.de/deutschland/artikel/993/33960/>

<sup>626</sup> So Robert Schilling in der Begründung für die erste Indizierung; zit. nach Jäschke, Produktionsbedingungen, S. 368.

<sup>627</sup> Eine interessante historische Linie, wenn auch nicht vollständig plausibel und aus der Zeit (1985) zu verstehen, zieht Charlotte Heinritz. Demnach seien die Jugendschützer der frühen Bundesrepublik auch die ersten, die auf die

wurde in der Publizistik ein direkter kausaler Zusammenhang zwischen dem Konsum neuer Medien und jugendlicher Delinquenz suggeriert, wobei Kino und Leseheftchen gleichermaßen eine kriminogene Wirkung zugesprochen wurde.<sup>628</sup> Ein Versuch der Kategorisierung von Schmutz und Schund veranschaulicht die Abwehrhaltung gegen Körperlichkeit und Sex, Gewalt und gegen nicht-christliche Inhalte per „Wegweiser“:

- a) die erotisch, sexuell-aufreizenden Schriften und Abbildungen
- b) die typisch verrohenden Schriften, die zu einer Fehlentwicklung eines jungen Menschen führen können
- c) die zu strafbaren Handlungen aufreizenden Schriften, in denen Verbrechen verherrlicht werden, und in denen Methoden der Verbrechensbegehung dargestellt werden
- d) die mystischen, unwissenschaftlichen Schriften nichtreligiöser Art, die eine seelische Fehlentwicklung zur Folge haben können.<sup>629</sup>

„Sittliche Gefährdung“ wurde 1955 vom Bundesgerichtshof definiert, dort war es in einer Anklage gegen einen Zeitschriftenhändler gegangen, der die Comic-Reihe „Tom Mix“ und „El Bravo – das rote Haus“ vertrieben und in seinem Schaufenster ausgestellt hatte:

*Eine Schrift oder Schriftenreihe gefährdet Jugendliche dann sittlich, wenn sie nach ihrer mutmaßlichen Wirkung in jungen Menschen den Aufbau der unserer christlich-abendländischen Ordnung entsprechenden sittlichen Wertvorstellungen und der ihrer Verwirklichung zustrebenden Willenskräfte erschwert und dadurch die Jugendlichen der Gefahr sittlicher Verwahrlosung aussetzt.*<sup>630</sup>

Im Fall der „bunten Jugendpest“<sup>631</sup> Comic ist es gerade auch die Form, die Widerstand hervorruft:

*Welche Schäden gerade durch diese neue Art der Literatur an empfänglichen Gemütern angerichtet werden kann, ist vielleicht noch nicht hinreichend erforscht. Fest steht aber, daß die systematische Wegführung vom Wort und die Hinführung zum primitiven Bild die Fähigkeit zum Lesen und zum gedanklichen Durchdringen des Stoffes überhaupt gefährdet, so daß ein Menschentyp von erschreckender geistiger Leere und seelischer Öde heranwachsen muß.*<sup>632</sup>

Es gab tatsächlich eine fast unübersichtliche „Heftchen-Kultur“, die aber in sich äußerst heterogen war und in der die viel umkämpften Comics nur ein Bestandteil von mehreren war.<sup>633</sup> US-

---

Risiken und Nebenwirkungen von kapitalistischer Industriegesellschaft hingewiesen hätten: Umweltzerstörung, Schnelllebigkeit und Hektik, Folgen des Massentourismus, Reduzierung des Lebens auf Leistungsorientierung und Konsum, der wachsende Einfluss der Medien. Ähnlich angelegte Kritik am existierenden Gesellschafts- und Wirtschaftssystem (inklusive des asketischen Ideals, exklusive der rigiden Sexualmoral) findet sich später bei Teilen der Grünen. Vgl. Charlotte Heinritz, „Bedrohte Jugend – drohende Jugend“? Jugend der Fünfziger Jahre im Blick des Jugendschutzes, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 293-320; S. 314-316.

<sup>628</sup> Zum Schmutz- und Schundkampf im literarischen Bereich, ihren Akteuren, Motiven und Phasen vgl. Jäschke, Produktionsbedingungen.

<sup>629</sup> Walter Becker, Wie schützen wir unsere Kinder vor Schund und Schmutz? Ein Überblick über die gesetzlichen Handhaben nebst Anhang (=Kleiner Wegweiser für die Jugendhilfe 3, hrsg. vom Evangelischen Erziehungsverband Münster), o.O., o. J. [1956].

<sup>630</sup> So eine Entscheidung des Bundesgerichtshofes von 1955, vgl. Entscheidungen des Bundesgerichtshofes in Strafsachen, hrsg. von den Mitgliedern des Bundesgerichtshofs und der Bundesanwaltschaft, Bd. 8 o. O. o. J., S. 80.

<sup>631</sup> Jürgen Wickmann, Comics, die bunte Jugendpest, in: Echo der Zeit 51, vom 19. Dezember 1954, S. 3.

<sup>632</sup> Becker, Jugend, S. 7.

<sup>633</sup> Zu den Argumentationslinien gegen die „Bildergeschichten“ und deren Bedeutung als Indikator einer spezifischen Mentalität vgl. Björn Laser, Heftchenflut und Bildersturm. Die westdeutsche Comic-Debatte in den 50ern, in: Bollenbeck/Kaiser, 50er Jahre, S. 63-86. Dass die Comic-Kultur es relativ schnell geschafft hat, als Kunstform

amerikanische Populärkultur von Disney und militaristisches Gedankengut wie im „Landser“ sowie „Jerry Cotton“, „Silvia“, „Tarzan“ und „Sigurd“, „Fix & Foxi“ und die Aufklärungshefte der Kirchen koexistierten an den Kiosken. Die Zahlen sind beeindruckend: 1954/1955 wurden je nach Jahreszeit monatlich drei bis fünf Mio Hefte produziert und erreichten durch umfangreiches Verleihen untereinander ein Vielfaches an Lesern. Laut einer Untersuchung von 1955 beginnt der Konsum im Alter von 9 Jahren mit durchschnittlich einem Heft pro Woche und steigt bis zum 14. Lebensjahr auf 2-3 pro Woche an. Nach dem 14. Lebensjahr, insbesondere nach der Schulentlassung, lässt das Interesse jedoch schlagartig nach.<sup>634</sup> Tatsache ist also, dass die meisten Konsumenten dieser Groschenhefte und Comics noch im Kindesalter waren, man also hier eher vom „Kinder-“ als vom „Jugendschutz“ reden muss. Bemerkenswert ist übrigens, dass bei einem Zuwiderhandeln nicht die Jugendlichen selbst, sondern die Erziehungsberechtigten bestraft wurden – und dies war auch die wichtigste Neuerung bei der Wiederauflage des Gesetzes von 1922.<sup>635</sup>

Als ein zentraler Akteur stellte sich der katholische Volkswartbund heraus, welcher eine besonders rege Tätigkeit im Kampf gegen Schmutz und Schund entwickelte, nicht zuletzt über die zahlreichen Rundbriefe und gratis verschickten Broschüren.<sup>636</sup> Schon der erste Entwurf Innenminister Gustav Heinemanns zum Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften war auf Grundlage einer Expertise vom Volkswartbund entwickelt worden. Bei den Überprüfungen verdächtiger Schriften arbeiteten die „Moralwächter der Volksseele“<sup>637</sup> den Mitgliedern der Bundesprüfstelle mit ausgearbeiteten Indizierungsanträgen regelmäßig zu. Die in Köln ansässige „Bischöfliche Arbeitsstelle für Fragen der Volkssittlichkeit“ hatte in ihrem Einsatz für den literarischen Jugendschutz bereits eine bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende Tradition. Der Volksbund entwickelte in den 50er Jahren parallel zur Bundesprüfstelle eine eigene Prüfungstätigkeit, machte Indizierungsvorschläge und erstattete in mehreren Hundert Fällen Strafanzeige gegen Vertreiber von aus ihrer Sicht jugendgefährdenden Schriften. Der Bund richtete sich gegen Zeitschriften, Aufklärungsschriften, Comics und Filme, aber auch gegen Romane – umstritten war 1960 der Antrag, Nabokovs „Lolita“ zu indizieren.

---

akzeptiert und kanonisiert zu werden, beweist die Tatsache, dass gerade die konservative FAZ kürzlich eine mehrbändige „Klassik-Edition Comics“ herausgebracht hat. Nicht verschwiegen werden soll auch die scharfe und fundierte Kritik an den strikten Vorgaben und Praxen der Jugendschützer. So Kurt Werner Hesse, Schmutz und Schund unter der Lupe. Bericht über eine Untersuchung des Gesamtproblems der Jugendgefährdung, Frankfurt a.M. 1955.

<sup>634</sup> Vgl. Theodor Spitta, Jugendzeitschriften und Zeitschriftenhandel, in: Jugendliteratur 2 (1955), S. 57-68; S. 61.

<sup>635</sup> Und doch eroberten sich die Comicstrips schnell ihren Platz in der Alltagskultur auch der Erwachsenen: In Zeitschriften wie der Hörzu und Quick sowie in der Werbung lief viel über „Bildgeschichten“.

<sup>636</sup> Vgl. Volkswartbund. Schwarze Sehnsucht, in: DER SPIEGEL 43 (1962), S. 48. Die Beziehungen zur Prüfstelle sind eng. Nicht allein, dass zwei Leiter aus dem Bund Beisitzer in dem Gremium sind. Die Bitte um Mitwirkung des Publikums bei der Bekämpfung jugendgefährdender Schriften samt Handlungsanweisung lässt Robert Schilling, Vorsitzender der BPrSt über die Schriftenreihe des Volkswartbundes verkünden und ruft darin dazu auf, Neuansträge über den Bund laufen zu lassen. Robert Schilling, Das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften in der Praxis, Köln-Klettenberg 1954. Auch Familienminister Wuermeling spricht auf den Mitgliederversammlungen des Volkswartbundes: Franz-Josef Wuermeling, Demokratie und Jugendschutz, Köln-Klettenberg o. J. [1959].

<sup>637</sup> Gero von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart 1969<sup>5</sup>, S. 838.

Die „Freiwillige Selbstkontrolle der deutschen Filmwirtschaft“ (FSK) hatte bereits früh die Praxis der alliierten Militärzensur, bei der der Jugendschutz noch keine Rolle gespielt hatte, abgelöst. 1948 wurde von den westdeutschen Kultusministern die „Kommission zur Prüfung der Frage: Gefährdung der Jugend durch Filme“ installiert, an deren Ende 1949 die Freiwillige Selbstkontrolle stand. In den Ausschüssen wirkten Vertreter von Bund, Ländern, Kirchen und Bundesjugendring gemeinsam. Neben den erwähnten Altersgrenzen für den Filmbesuch<sup>638</sup> konnte sie auch Schnitte verlangen oder die Aufführung an Feiertagen untersagen.<sup>639</sup> Die bis heute bekanntesten Fälle öffentlicher Erregung sind zweifellos Hildegard Knefs einsekündiger Nacktauftritt in „Die Sünderin“ (1950), das Filmplakat zu „Bonjour Tristesse“ (1958) und später Ingmar Bergmanns Skandalfilm „Das Schweigen“ von 1963.<sup>640</sup> Daneben spielten auch Bündnisse wie die „Aktion saubere Leinwand“ eine Rolle, ein loser Zusammenschluss von konservativen Politikern, Kirchenleuten und Rechtsanwälten. So deutlich wie nirgendwo sonst entwickelten sich bei dieser Aktion, ausgehend von einer „moralischen Standfestigkeit“, ein über Ausgrenzungsmaschinerien ins Extreme getriebener Sauberkeitswahn und eine Suche nach „Brunnenvergiftungen“ und „Nestbeschmutzern“.<sup>641</sup> „Jugend und Gefahr sind voneinander nicht zu trennen“ – sodass der Jugendschutzgedanke nicht bloß Verbote (die sich eher an Eltern oder Kioskbesitzer richten), sondern auch doppelt erzieherisch gleichzeitig als Gefahrenabwehr und Prophylaxe wirken sollte.

Eng verknüpft mit der Jugendschutzdebatte waren dabei Debatten um Zerfall oder Revitalisierung der Familie, in denen Mütterarbeit häufig als Gefahr für „gesundes Familienleben“ dargestellt wird, die die Kinder und Jugendlichen aus der Geborgenheit in eine sittliche Gefährdung hinein treibe. Häufige Reaktionen des vernachlässigten Kindes: „Trotzhandlungen, Lügen oder Diebstahl, Haltlosigkeit und Verwahrlosung“.<sup>642</sup> Und die Sexualpädagogik der frühen Bundesrepublik propagierte Verzicht – in den meisten Anweisungsbüchern und -broschüren für Eltern und Erzieher sowie den Aufklärungsbüchern für Jugendliche findet sich eine Mischung aus „Ablenkungs-, Abhärte- und Kältetherapie“<sup>643</sup> gegen das frühzeitige Aufkommen von sexuellen Kontakten und Onanie; Triebbekämpfung – gleichzeitig Schutz vor „seelischen Infektionen“.<sup>644</sup> In

<sup>638</sup> Die Altersgrenzen lagen bei bis 10 Jahre, von 10 bis 16 Jahren und ab 16 Jahren. Die Selbsteinschätzung der FSK auf ihrer eigenen Homepage drückt es aus: „Die Geschichte der FSK und ihrer Freigabeentscheidungen lässt sich auch als eine Sittengeschichte der Bundesrepublik lesen.“ Die FSK konnte im Übrigen anknüpfen an das „Reichslichtspielgesetz“ von 1920, demzufolge 6-18-Jährige nur Filme sehen durften, die zuvor durch die Filmprüfstellen genehmigt worden waren.

<sup>639</sup> So sind 20 Prozent (700) der zwischen 1949 und 1955 eingereichten Filme nicht ohne Schnittauflage freigegeben worden. Martin Osterland, Gesellschaftsbilder in Filmen. Eine soziologische Untersuchung des Filmangebots der Jahre 1949-1964, Stuttgart 1970, S. 23.

<sup>640</sup> Vgl. Philipp von Hugo, „Eine zeitgemäße Erregung“. Der Skandal um Ingmar Bergmanns „Das Schweigen“ (1963) und die „Aktion Saubere Leinwand“, in: Zeitgeschichtliche Forschungen 3 (2006), H. 2. Online-Ausgabe unter URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-vHugo-2-2006/>

<sup>641</sup> Vgl. Angela Vogel, Familie, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2: Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1983, S. 98-126; S. 112.

<sup>642</sup> Aloys Becker, Berufstätige Mütter – gefährdete Jugend, in: Jugendschutz, I (1956), H. 7-8, S. 23-25; hier S. 23-24.

<sup>643</sup> Peter Kuhnert/Ute Ackermann, Jenseits von Lust und Liebe? Jugendsexualität in den 50er Jahren, in: Krüger, Elvistolle, S. 43-83; hier: S. 51.

<sup>644</sup> Becker, Jugend, S. 3. Neben dem sexuell Aufreizenden stand das Reißerische der Wildwest- und Krimi-Hefte als potenzieller Verursacher von Jugendkriminalität im Zentrum des Interesses vom Jugendschutz. Wie MdB Kemmer

einer Befragung von 1949 bejahte die übergroße Mehrheit von 82 Prozent die Frage, ob sie es für notwendig hielten, „dass die Jugend rechtzeitig über Fragen des Geschlechtslebens aufgeklärt wird“ – Erinnerungen von damals Jugendlichen können dies nicht bestätigen.<sup>645</sup>

Die Publikationen Hans Seidels stehen exemplarisch für die Rezeption von als doppelt gefährlich wahrgenommenen zeitgeschichtlichen Umständen, bedingt erstens durch die ungeordneten Nachkriegsverhältnisse, auch durch die Auflösungserscheinungen der Familie, und zweitens durch neue Zivilisationseinflüsse. In Art und Ausmaß der Gefährdung müsse man die „normale“ Gefährdung, die nicht zeitbedingt ist und sich aus der Tatsache des jugendlichen Daseins ergibt, unterscheiden von den besonderen Verhältnissen der Zeitperiode, die heute aus der Nachkriegszeit und dem ganzen zivilisatorischen Milieu entspringt.“ Lebensentscheidende innere Werte würden dann durch Surrogate ersetzt,

*(...) das Lebendige durch das Rationale, das Naive durch das Zweckhafte, die natürliche Lebensfülle durch die Sucht. Die moderne Technik führt zur Übersteigerung im Materiellen und im Tempo und erzeugt Überhebung einerseits, Angst andererseits.*<sup>646</sup>

Und so werde der einer jungen Generation eigentümliche, ja natürliche Idealismus durch eine Ersatzhandlung verdrängt – was aber auch positiv gewendet werden könne. Denn gerade diese realistische Einstellung biete wertvolle, praktische Anknüpfungspunkte, wovon „mancherlei Ansätze in den Jugendverbänden in Richtung auf die soziale und staatsbürgerliche Arbeit Zeugnis ablegen.“<sup>647</sup>

Waren die „Jugendschutzwochen“, initiiert von der vom Bundestags-Fachausschuss gebildeten Hauptarbeitsstelle „Aktion Jugendschutz“, noch flächendeckende „PR-Veranstaltungen“ für das neue Jugendschutzgesetz 1952 mit der Zielrichtung, Erzieher und Eltern mit dessen Handhabung und Ausführungsanweisungen vertraut zu machen, finden sich in der Folge sich verselbstständigende Formen des öffentlichen Eintretens für Jugendschutz. Die Beispiele für die in erster Linie von den Kirchen gesteuerten öffentlichen Kampagnen gegen „Schmutz und Schund“ sind zahlreich und reichen von Umtauschaktionen, Inszenierungen aus „Schmökergräbern“ bis hin zu öffentlichen Bücherverbrennungen. Dabei blieb man nicht allein auf Abweichung in schriftlicher Form fixiert. So führte der BdKJ in Duisburg 1957/58 eine Aktion „Frische Luft“ durch, bei der unter den Jugendlichen 2.000 Fragebögen verteilt wurden, um das „Ausmaß seelischer Vergiftung durch Zoten und schmutzige Witze“ zu messen.<sup>648</sup> Die Resonanz auf solche Aktionen und auch auf die Berichte über Ortschaften, die sich nach Kampagnen u.a. gegen Kioskbesitzer als „schundfrei“

---

im Bundestag herausstellt, gehe von diesen Publikationen „eine zersetzende Wirkung auf die geistige Entwicklung“ aus, bei zahlreichen Verbrechen habe die Lektüre solcher Hefte eine Tatbereitschaft zumindest gefördert. 1.WP, S. 10545. Bd. 13.

<sup>645</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 16.

<sup>646</sup> Hans Seidel, Jugendgefährdung heute, Hamm 1953<sup>5</sup>, hrsg. von der Hauptarbeitsstelle Aktion Jugendschutz, S. 3; S. 5-6.

<sup>647</sup> Ebd., S. 10.

<sup>648</sup> Demnach hörten 92 Prozent der Jungen und 74 Prozent der Mädchen mehr oder weniger häufig schmutzige Reden. Heinz Hunger, Das Sexualwissen der Jugend, München/Basel 1960<sup>2</sup>, S. 222.

ausriefen, ist retrospektiv als ambivalent zu bewerten. Dass von den massenweise konsumierten „unterwertigen“ Literatur- und Filmerzeugnissen eine Gefahr für die Jugend ausgehe und diese deshalb zu bekämpfen sei, war, von Ausnahmen abgesehen, breiter Konsens. Die Tatsache aber, dass nur ein überschaubarer Anteil an kämpferisch-engagierten Jugendschützern aktiv daran beteiligt war, es auch viel Befremden über die Methoden solcher Jugendschutzkampagnen gab, der Großteil der Bevölkerung diese Auseinandersetzungen offenbar ignorierte, macht es unzulässig, die Jugendschutzgesetzgebung der 50er Jahre als Standardargument für eine restaurative mentale Grunddisposition zu benutzen. Außerdem sind die raffinierteren Strategien, Schundliteratur, jenseits der Gründung von „Bücher- und Lesestuben“ und der Verleihung von Gütezeichen durch das „Deutsche Jugendschriftenwerk“ zu bekämpfen, weniger bekannt sind: So versuchte man beispielsweise im Genre zu bleiben und die Jugendlichen mit nach Selbsteinschätzung wertvolleren, aber von der Aufmachung der Trivialliteratur nachempfundenen Publikationen zu ködern („Schwarze Hand“ bzw. die „Contra“-Reihe).<sup>649</sup> Später versuchte die „Aktion Jugendschutz“, ähnlich wie viele Einrichtungen der Jugendarbeit, Jugendtanzveranstaltungen mit modernem Touch als Konkurrenz zu den schon etablierten „Kellerlokalen“ zu veranstalten – ohne Alkohol und Zigaretten, dafür mit Aufsichtspersonal.<sup>650</sup>

Zweifellos war aber die Jugendschutzgesetzgebung und -praxis prohibitiver als in jeder anderen Phase der Bundesrepublik. Sie ist aber nicht unbedingt als Auseinandersetzung Alt gegen Jung zu sehen, sondern vielmehr als Kampf zwischen Hoch- und Popkultur, zwischen E und U, zwischen Bildung und Entertainment, und ganz generell geht es um die Frage nach der Akzeptanz von nicht-kanonisierten Literaturformen als „geistiger Nahrung“. Nach Adelheid von Saldern ging es bei der Schmutz-und-Schund-Debatte ja auch weniger um die Jugend als um Familienordnung und öffentliche Sittlichkeit und um die Einschränkung der Pressefreiheit unter dem Deckmantel des Jugendschutzes.<sup>651</sup> Es ging schließlich beim Kampf gegen Schund (Trivialität) und Schmutz (triebhafter Sexualität) implizit auch um die Frontstellung gegen Geschäftemacherei und Kapitalismus, gegen Gewaltdarstellung und neue Frauenbilder, gegen Vermassung, Verflachung und Konsumorientierung auf dem Feld der Kultur, kurz: um „die Krise unserer Zeit“, und die ist

*(...) von innen her gekennzeichnet durch den historischen Prozeß der Abtrennung des modernen Menschen von entscheidenden Lebenswerten, den wir mit Schlagworten wie Materialismus und Nihilismus bezeichnen. Diese Abtrennung, die zugleich den Verlust naturgegebener Bindungen, vor allem die Gemeinschaft, mit sich bringt, bedeutet sowohl Spaltung wesentlicher Kulturgehalte als auch ihre Entartung. So entarten die Liebe zur*

---

<sup>649</sup> Vgl. Jäschke, Produktionsbedingungen, S. 332-343. Aufmachung, Titelgebung und Vertrieb ähnelten komplett den „Schundheften“. Signifikant die Beobachtung, dass in den nachgeahmten Heftchen anstelle eines Einzelhelden eine Gruppe von Spezialisten trat, die mit technisch-wissenschaftlichen Methoden Menschheitsgefahren aufdeckten und Verbrechen bekämpften; S. 340-341.

<sup>650</sup> Selbstverständlich waren solche Anpassungsversuche des Jugendschutzes an popkulturelle Realitäten nicht ohne Diskussion, vgl. beispielsweise Franz Metzger, Die Musikbox als aktuelles Freizeitangebot der Jugendpflege?, in: deutsche jugend 8 (1960), S. 124-128.

<sup>651</sup> Adelheid von Saldern, Kulturdebatte und Geschichtserinnerung: Der Bundestag und das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften (1952/53), in: Bollenbeck/Kaiser, 50er Jahre, S. 87-114.



In dieser umfassenden Gefährdung, so Seidel und andere, müsse die Jugend besonders anfällig sein, steigende Jugendkriminalität und Verwahrlosung würden es beweisen.

Das eigentlich Neue an der Gesetzgebung war die Tatsache, dass im Falle einer Übertretung die Eltern und nicht ihre Kinder zur Rechenschaft gezogen wurden, wie überhaupt in der ganzen Debatte Jugendliche kaum als Akteure, sondern meist als Opfer (der zerrütteten Familienverhältnisse, der schlechten Erziehung, a-religiöser Zeiten und des Mangels an Vorbildern, der Vergnügungsindustrie etc.) dargestellt wurden. Daneben wurde im Diskurs das Problem der Akzeleration herausgehoben, also die im historischen Vergleich nachweislich frühere körperlichen Entwicklung, die frühere Erlangung der Geschlechtsreife. Diese hat sich innerhalb von hundert Jahren um mehrere Jahre noch vorne verschoben.<sup>653</sup> Zahlreiche Jugendschützer vermuteten eine parallele geistig-charakterliche „Retardation“, eine verspätete geistige Reife, die wiederum bewirke, dass Jugendliche selbst nicht rechtzeitig Schutzmechanismen gegenüber den ständigen Außenreizen entwickeln könnten. Diese Schutzmechanismen müssten nun, wenn schon derangierte Familien und abwesende Väter nicht handlungsfähig seien, vom Staat übernommen werden.<sup>654</sup> Dass die Konsumkritik und Tabuisierung von Körperlichkeit besonders an die Adresse der Kinder der Mittel- und Oberschicht gerichtet war, bzw. an deren Eltern, zeigt folgendes Zitat:

*Die größte Schwierigkeit (...) liegt in der sexuellen Verwilderung und Zügellosigkeit weiter Kreise (...). Die Tatsache, daß diese Zügellosigkeit und Genußsucht, die die Sexualität als Genuß- und Reizmittel wie Zigaretten und Lippenstift sucht – die Tatsache also, daß diese Erscheinung in allen, und nicht zuletzt in den sozial am besten gestellten Kreisen daheim ist, zeigt, daß es sich hier um eine Bedrohung handelt, die sehr viel tiefer geht, als man gemeinhin annimmt. Sie ist u. E. nichts anderes als ein Symptom der Bedrohung des Menschen an sich.*<sup>655</sup>

Eine zentrale Bilderwelt, die den oben genannten Objektcharakter unterstreicht, ist die Metaphorik des Rauschgifts. Durch jugendgefährdenden Medienkonsum süchtig geworden – das kann durch das „Opium in der Kinderstube“<sup>656</sup>, den Comic passieren, das kann auch durch die Groschenhefte und sexualisierte Massenpublikationen geschehen, mit der Folge: „Die jugendlichen Leser greifen von Heft zu Heft – wie Süchtige zu Drogen.“<sup>657</sup> Die Rauschgift-Analogie findet sich in der Typen-

---

<sup>652</sup> Seidel, Jugendgefährdung, S. 2.

<sup>653</sup> Vgl. dazu Oertler, Jugendalter.

<sup>654</sup> Das Setzen auf staatliche und verbandliche Erziehung bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung eines konventionellen Familienideals erweist sich tatsächlich als ein Paradox der beflissenen Jugendschützer. Vgl. Heinritz, Jugend, S. 305-306.

<sup>655</sup> Hermann Josef Kreutz, Die sexualpädagogischen Aufgaben von Elternhaus und Schule in unserer Zeit. Sozialpädagogische Vorträge der Jugendschutztage Mainz, Mainz 1955, S. 38; zitiert nach Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 305.

<sup>656</sup> So der SPIEGEL 1951. Zitiert nach Kaspar Maase, Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970, Frankfurt a.M. 1997, S. 244. Für den Bereich Jugendliteratur vgl. Jäschke, Produktionsbedingungen. Jäschke sieht in ihrer Untersuchung eine Zäsur um 1955. Etwa dort fände die „Klimaveränderung“ in der jugendliterarischen Szene zugunsten einer Entkrampfung statt. Ebd., S. 439-440.

<sup>657</sup> Paul Sackarndt, Jugend und Unterhaltungspresse (=Beiträge zum Jugendschutz, 12), Hamm 1962, S. 23.

beschreibung des „Freizeitstüchtigen“ wieder, bei dem eine abnorme Intensivierung der Verbraucherhaltung diagnostiziert wurde.<sup>658</sup>

Dabei fußen die Gesetzgebungsmaßnahmen auf den Vorläufern aus den 20er Jahren. Und es gab doch einen ganz wesentlichen Unterschied zu den Debatten im Kaiserreich und der Weimarer Republik: Man brachte 1949 „Schmutz und Schund“ nicht in einen direkten Argumentationszusammenhang zum Wesen der Demokratie oder diskreditierte diese gar mit dem direkten Verweis auf ein undeutsches politisches System. Der Nationalsozialismus selbst und seine sozialisatorischen Implikationen wurden dabei seltener in der Ursachenforschung für eine „orientierungslose“ Jugend ins Feld geführt als die allgemeinen Zeitumstände, Zivilisations- und Medienkritik, übermäßiges Wohlstandsstreben, Sexualisierung der Gesellschaft, Vermassung – demgegenüber erscheint die Zeit vor 1945 fast wie eine überstandene Naturkatastrophe.<sup>659</sup> Schließlich hat nicht die Jugend Schuld, „sondern die Zeit“.<sup>660</sup>

Und doch muss in diesem Kontext herausgestellt werden, dass im Vergleich zum nationalsozialistischen Jugendschutz von 1943 als reine Gefahrenabwehr mit polizeilichem Charakter jetzt polizeiliche Maßnahmen von den meisten abgelehnt, für Jugendliche allein erzieherische Maßnahmen, auch „positiver Jugendschutz“<sup>661</sup> vorgesehen waren, was sich nicht nur im beträchtlichen Einsatz staatlicher Mittel zur Unterstützung des Jugendschrifttums in den Bundesjugendplänen ablesen lässt; ein zunehmendes Gewicht erhielten pädagogische Konzepte, vermittelt zum Beispiel über Jugendschutzwochen, Fördermaßnahmen für gute Filme und Jugendliteratur, Bücher-Omnibusse oder subventionierte „gute“ Jugendkioske. Zahlreiche kommunale und kirchliche Arbeitskreise bereiteten nicht nur Umtauschaktionen vor, sondern auch Bücherringe, Vorträge und Lesungen. Die Tatsache, dass auch die Aktionen des „positiven Jugendschutzes“ von Eltern, Lehrern, Vertretern der Kirchen und Kommunen getragen wurden, die Jugendlichen selbst aber in den Arbeitskreisen keine Stimme hatten, unterstreicht einmal mehr ihren Objektcharakter: Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern war zutiefst autoritär geprägt.

---

<sup>658</sup> So auch bei Schelsky, *Generation*, S. 358-361: „(...) die triebhafte und ausschließliche Hingabe an ein Freizeitangebot in einer jedes konventionelle Maß überschreitenden Form, bei der aber prinzipiell die passive Konsumentenhaltung gewahrt wird (...) etwa in der Form von Tanzwütigkeit, der Kinobesessenheit oder Lesebesessenheit von Groschen- und Kriminalromanen, als Rummelplatzjugend oder in – sehr seltenen – jugendlichen Alkoholexzessen usw.“

<sup>659</sup> Der Topos, aus der Zeit gefallen zu sein, ist ein immer wiederkehrender in den frühen 50er Jahren. Ein Beispiel: „Unsere Zeit ist wie ein irrer Wanderer zwischen zwei Welten. Die Welt von gestern ist zusammengebrochen. Ist nicht mehr da: ein Komet, der über uns hinweggezogen ist, und dessen langer Schweif nur noch in der Ferne leuchtet. Die Welt von gestern gehört uns nicht mehr. Die Welt von morgen ist aber noch nicht da. Ist noch Wunschtraum, Sehnsucht und geheime Angst. Sie gehört uns noch nicht. So hat unsere Zeit kein Daheim, hat keinen festen Boden unter den Füßen und irrt ruhelos zwischen Erinnerung, die Trauer ist und zwischen Hoffnung, die Furcht ist. Und der Mensch in ihr ist wie ein verflogenes Blatt vom Baum: weiß gar nicht mehr, woher er gekommen ist, und weiß noch nicht wohin er soll ...“ Hans Wirtz, „Weh dem, der keine Heimat hat!“ in: *Jahrbuch für Volksgesundheit* 1952/53, S. 13-127; S. 113, zit. nach Heinritz, *Jugend?*, S. 297.

<sup>660</sup> Genauer: „eine Zeit der Reizüberflutung und fast planmäßigen Züchtigung Süchtiger, eine immer mehr erotisierte, sexualisierte und vor allem verkommerzialiserte Atmosphäre, in der es schwerer fällt denn je, eine geheime Mitte des Lebens zu errahnen oder gar die verlorene Mitte wiederzufinden, weil sie immer heillosen vom Rauch der dem Götzen Lebensstandard dargebrachten Opfer eingenebelt wird.“ *Blätter für Wohlfahrtspflege* 133 (1956), S. 99, zitiert nach Heinritz, *Jugend*, S. 301.

<sup>661</sup> MdB Franz-Josef Strauß (CSU), *Verhandlungen des Deutschen Bundestages*, 1. WP, Bd. 1, 01.12.1949, S. 533.

Ohne die antidemokratischen Implikationen konnte sich der Schmutz- und Schundkampf bei Weitem nicht so entfalten wie in den 20er Jahren, der Kampf gegen die kulturelle Moderne drohte schnell, sich auch gegen die lieb gewonnenen materiellen Errungenschaften zu richten.

*Im Zeichen des Wirtschaftswunders, im Zeitalter der Kühlschränke, Fernsehtruhen und Automobile werden die Mahner, die ständig von einer Gefährdung der Jugend reden, langsam lästig (...) Sind nicht die Mittel im Bundesjugendplan erst kürzlich um etliche Millionen erhöht worden: Was soll denn noch alles für die Jugend geschehen?!<sup>662</sup>*

Beiträge solcher Zielrichtung nahmen ab, vielleicht auch deshalb, weil deutlicher wird, dass mit der Ächtung bestimmter neuer Kultureinflüsse nicht allein die Jugend gemeint sein konnte, sondern dass die Stoßrichtung der Jugendschützer gegen die Moderne an sich und damit gegen viele neue und schnell lieb gewonnene Konsumgewohnheiten der Erwachsenenwelt zielte. Wenn Siegmund Silbereisen in der Zeitschrift „Jugendschutz“ 1956 schrieb:

*Die Gesellschaft wird nicht weniger als ihre Gruppen und der Einzelne dadurch bedroht, daß Jugendliche sich nicht in ein soziales Gefüge einzuordnen, geistige Werte nicht anzuerkennen vermögen(...).<sup>663</sup>*

dann zielte dies auf den Kern der Kontroll- und Strafactionen: Integration in tradierte Werte, Kulturtechniken, Hierarchie-Systeme. Und darum ging es – aus der analytischen Beobachterperspektive – auch in den Jugendumfragen.

#### 2.2.5 Prozess der Politisierung: Jugend in exemplarischen Bundestagsdebatten

Das erste offizielle Statement, das im Bundestag<sup>664</sup> zum Thema Jugend fiel, stammt von Konrad Adenauer, der in seiner Regierungserklärung am 20. September 1949 unverbindliche Hilfszusagen machte: Den Jugendlichen, namentlich denjenigen, denen die Erziehung und gute Ausbildung während der Kriegszeit und Nachkriegszeit gefehlt habe, werde man zu Hilfe kommen, was eine Pflicht gegenüber der jungen Generation sei, denn „die junge Generation, dessen wollen wir uns immer bewußt bleiben, trägt die Zukunft Deutschlands in ihren Händen“.<sup>665</sup>

Man kann aber nicht behaupten, dass Jugend fortan ein zentrales Thema im Parlament gewesen wäre. Exemplarische Debattenbeiträge aus den ersten vier Wahlperioden zeigen allerdings eine gewisse Entwicklung. Die unterschiedlichen Phasen im öffentlichen parlamentarischen Jugendidkurs lassen sich grob in drei Phasen einteilen: a) Besprechungen der Maßnahmen gegen die „Jugendnot“ (1. Wahlperiode), b) Erweiterung um das Gebiet der Kultur (1.-3. WP) c) Nüchterne Parlamentsroutine und Versachlichung (4. WP). Einige exemplarische Blicke in den Bonner

---

<sup>662</sup> Hans Klutmann, Die jungen Liebenden, in: Jugendschutz, H. 1 (1958), S. 19-20.

<sup>663</sup> So Siegmund Silbereisen in der Zeitschrift „Jugendschutz“ 1956. Zit. nach Ubbelohde, Umgang, S. 402.

<sup>664</sup> Im Rahmen einer Historischen Kontextanalyse erscheint ein Einblick in jugendpolitische Debatten dringend erforderlich. Dennoch kann im Rahmen dieser Arbeit nicht der Anspruch bestehen, sämtliche jugendpolitische Debatten und Maßnahmen der frühen Bundesrepublik nachzuzeichnen, was gleichwohl ein Forschungsdesiderat ist. Unabdingbar für eine solche Studie wären neben den Bundestagsprotokollen auch die detaillierte Auswertung von Ausschussprotokollen, Landtagsdebatten und jugendpolitischen Periodika.

<sup>665</sup> Bundeskanzler Adenauer (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 1, 20.09.1949, S. 27.

Plenarsaal mögen illustrieren, auf welche Art und Weise im Deutschen Bundestag über die Jugend „verhandelt“ wurde.

Grundsätzlich zielte die Rhetorik in den frühen Debatten im Parlament darauf ab, dass man sich angesichts der unmittelbar drängenden Aufgaben mit dem Konkreten befasste, vielleicht verbunden mit einem „Mangel an Zukunftsorientierung“, in jedem Fall aber mit einer sichtbaren Abneigung, über Mögliches oder sogar erst langfristig Einlösbares zu diskutieren.<sup>666</sup> Die Jugendschutzdebatten sind mitnichten nur als Abwehrreaktion gegen neue kommerzielle Freizeitangebote lesen; sie hatten ihren Ursprung im politischen Diskurs über „geistige, sittliche und kulturelle Not“ als Bestandteil der sozial und ökonomisch problematischen Situation der Nachkriegsjugend. Der Argumentationszusammenhang, dass kultureller Jugendschutz aus sozialen und ökonomischen Notmaßnahmen hervorgeht, ist offensichtlich, zum Teil sicher auch Strategie, wie von Münch beschrieben: Demnach war der in der parlamentarischen und öffentlichen Debatte stets allgegenwärtige Verweis auf die Jugendnot auch dazu da, die Prioritätensetzung der Regierungsparteien zugunsten des Jugendschutzes zu rechtfertigen und andere Appelle, die beispielsweise forderten, den Heranwachsenden mehr Möglichkeit zur Partizipation zu gewähren, abzuwehren.<sup>667</sup>

Von Beginn an war auch kultureller Jugendschutz Thema und wurde, je wirtschaftlich entspannter sich die Situation darstellte, immer wichtiger. Schon bei der ersten Beratung des Gesetzes zum Schutze der Jugend in der Öffentlichkeit am 13.7.1950<sup>668</sup> ging die Argumentation der Linken dezidiert gegen die als politische Zensur eingeordnete Zielrichtung der Jugendschutzgesetzgebung und den rein abwehrenden Impuls einer solchen Jugendpolitik. Breiter Konsens war allerdings: Es existieren sittliche Gefährdungen, denen die Jugend als Ganzes ausgesetzt ist, man muss Gegenmaßnahmen ergreifen. Allein welche, das war heftig umstritten. Die SPD befürwortete mantra-mäßig die „positiven Maßnahmen“, zum Beispiel die Förderung des „guten Buches“. Die Freidemokraten hielten das JöSchG für überflüssig, da ja inzwischen der Bundesjugendplan greife. Schärfste Kritik kam aus den Reihen der KPD, die das Gesetz als reine „Verbotstafel“ kritisierte, was angesichts der erdrückenden sozialen Probleme eine „Provokation“ sei.<sup>669</sup> Auch am 18.10.1950, in der zweiten Beratung über den Gesetzentwurf zum JöSchG, findet sich die thematische Verknüpfung von Hilfspaketen materieller Art mit Schutzmaßnahmen auf kulturellem Gebiet. Und es geht auch um sprachliche Feinheiten: So wurde darüber gestritten, ob man in dem geplanten Gesetz „sich herumtreiben“ schreiben dürfe, oder ob „sich aufhalten“ angemessener wäre.<sup>670</sup> Hintergrund ist das vom Jugendausschuss ausgearbeitete Soforthilfe-Programm, das die Not der arbeits-, berufs- und heimatlosen Jugend beheben sollte – durchgängiger Topos: Jugend als Problem. Es war am 4. Mai bereits, unter anderem im Kontext von Jugendkriminalität und

---

<sup>666</sup> So Nikles, Jugendpolitik, S. 49.

<sup>667</sup> Münch, Familienpolitik, S. 638.

<sup>668</sup> Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 13.07.1950, S. 2664-2074.

<sup>669</sup> MdB Thiele (KPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 1, 01.12.1949, S. 535; in der Debatte um die Denkschrift Arbeitsgemeinschaft für Jugendfürsorge.

<sup>670</sup> Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 5, 18.10.1950, S. 3424-3425.

Verwahrlosung, diskutiert worden und wurde nun auf Antrag der FDP-Fraktion ein weiteres Mal Thema im Bundestag. Innenminister Heinemann warnte in der ersten Beratung des Gesetzesentwurfs über jugendgefährdende Schriften, die Jugend benötige „positive Hilfen“, nämlich „Ausbildung, Arbeit, Wohnung, Sport, das gute Buch und manches andere“<sup>671</sup>. SPD und FDP artikulierten rechtliche Bedenken, die KPD hingegen agitierte gegen den „reaktionären“ Charakter des Gesetzesentwurfs. Wer der Jugend wirklich helfen wolle, der müsse „den Kampf gegen den Amerikanismus“ aufnehmen und das heißt: „gegen die Hollywood-Kitschkultur, das heißt gegen die Gangster- und Atombombenkultur“.<sup>672</sup> Der Hinweis auf die vorbildliche DDR-Jugend, der Vorwurf, die Schutzgesetze dienten dazu, die Jugend auf einen neuen Krieg vorzubereiten, führten schließlich zu Tumulten.

Das „Programm für die Betreuung der deutschen Jugend“ war ein Antrag Erich Mendes als Antwort auf die FDJ-Veranstaltungen in der DDR, der darauf abzielte, gesamtdeutsche Jugendtage auszurichten – hier wie in anderen Sitzungen fungierte Jugend als Vehikel für die deutsche Frage. Auch Bundesjugendspiele, die mit vom Bundespräsidenten unterschriebenen Urkunden enden sollten, könnten dazu beitragen, die Jugend schon „früh an den Staat heranzuführen“, dazu zählte auch die Einrichtung eines freiwilligen Landdienstes oder die Erleichterung des Wanderns durch Fahrpreismäßigungen.<sup>673</sup> Weitere Ergänzungen aus allen Fraktionen folgten, wie der Vorschlag zur Gründung eines Jugendwerks über die bessere Förderung von Jugendherbergen und internationalem Jugendaustausch bis hin zur Stärkung der Jugendverbände. Das Jugendbild, wie es sich in den frühen Debatten wiederfindet, ist über weite Strecken das eines Opfers:

*Wir erwarten von der Bundesregierung und von den Landesregierungen, daß sie ihre Bemühungen um diese junge Generation in jeder Beziehung verstärken werden, für eine Jugend, die materiell durch den totalen Krieg und psychisch durch den Missbrauch, den man im Hitlerreich mit ihr trieb, schwer geschädigt worden ist.*<sup>674</sup>

Franz-Josef Strauß, damals Vorsitzender des Ausschusses für Fragen der Jugendfürsorge, schrieb Jugendschutz dem „positiven Verfassungsschutz“ zu und dem Bundesjugendplan das primäre Ziel, die Heranwachsenden an den demokratischen Staat und an Europa heranzuführen.

*Wird die Jugend für die Demokratie gewonnen, wächst sie als Nachwuchs, als zukünftiger Träger eines mit allen demokratischen Elementen ausgestatteten Staates hinein, oder steht Jugend zunächst indifferent, lethargisch, später sogar sehr leicht feindselig oder umsturzbereit dem Staat gegenüber, der es nicht fertiggebracht hat, ihre Fragen, und zwar die allernächst liegenden Fragen zu lösen.*<sup>675</sup>

Durchgängiges Motiv auch hier: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.<sup>676</sup> Es galt angesichts der vielfältigen Bemühungen der DDR-Führung und spektakulärer Veranstaltungen wie das FDJ-

---

<sup>671</sup> Innenminister Heinemann (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 13.07.1950, S. 2666.

<sup>672</sup> MdB Thiele (KPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 13.07.1950, S. 2670.

<sup>673</sup> MdB Mende (FDP), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 21.07.1950, S. 2792-2793.

<sup>674</sup> MdB Keilhack (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 21.07.1950, S. 2794.

<sup>675</sup> MdB Strauß (CSU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 21.07.1950, S. 2797.

<sup>676</sup> Ebd., S. 2798.

Pfingsttreffen von 1950 etwas entgegenzusetzen, es ging ums Ganze, „das alte Ringen um die Haltung, die Zukunft und den Weg unserer Jugend hat begonnen.“ Und damit handelte es sich um nicht weniger als um die gesamtgesellschaftliche Grundentscheidung – „Es ist der Weg zur Demokratie oder zur Diktatur.“<sup>677</sup>

*Der Staat hat für das Volk und hier in besonderem Maße für die Jugend da zu sein. Wenn dies der Fall ist, wird auch die Jugend bereit sein, diesen Staat einmal so zu tragen, dass manche Erscheinungen, die heute noch möglich sind, in einer reiferen politischen Generation nicht mehr möglich sein werden.*<sup>678</sup>

Nur: Wie macht das eigentlich ein demokratisch verfasster Staat? Wortbeiträge zu diesem Thema sind so zurückhaltend und allgemein, weil man im Plenum stets bemüht war, den Verdacht, man habe eine Staatsjugend im Sinn, auszuräumen. Und so dominierten in den Debatten Fragen, die zunächst rein praktischer Natur waren: Es ging um konkrete Hilfsmaßnahmen im Bereich der Berufsbildung, über Notmaßnahmen hinausgehend wurde über das Thema Jugend zunächst kaum diskutiert. Vereinzelte Stimmen aus der KPD zur jugendlichen Mitbestimmung oder Herabsetzung des Wahlalters auf 18 Jahre stießen auf starken Widerstand. Der junge Staat wollte die Jugend nicht zur politischen Aktivität ermutigen und sich selbst nicht den Vorwurf einhandeln, sich erneut eine Staatsjugend zimmern zu wollen:

*Wir brauchen keine Reichsjugendführung mehr, wir brauchen keine Staatsjugend mehr, denn diesen wahnsinnigen Weg in die Katastrophe, den man heute anderswo wieder beschreitet lehnen wir mit allem Nachdruck ab.*<sup>679</sup>

Nach dem Verbot der KPD 1956 fand eine solche indirekte Auseinandersetzung mit dem anderen System in dieser Form nicht mehr statt. Gerade aber 1950/51 lebten die Debatten sehr stark von der Polarisierung mit Hilfe der KPD: Jugend fungierte hier als Stellvertreter für systemische Konkurrenz. Ein Ziel der Attacken von KPD-Seite ist dabei Amerika, das auch in Augen einiger Konservativer als Sinnbild für die geringwertige Heftchen- und Comic-Kultur stand. Ihr Vorschlag, „vorbildliche Jugendliteratur aus der Deutschen Demokratischen Republik“ in Westdeutschland einzuführen, stieß im Plenum allerdings auf wenig Verständnis.<sup>680</sup> Es zeigt aber den Kontext – der Kalte Krieg sitzt mit im Plenum.

Die zwei Schreckgespenster Hitlerjugend und FDJ erklären auch hinlänglich die betonte Zurückhaltung, was die Ausformulierung grundsätzlicher Leitlinien in der Jugendpolitik betraf. Auch im Gegensatz zur Weimarer Verfassung stand dem Staat die Rolle, übergeordneter Erziehungsträger

---

<sup>677</sup> Ebd., S. 2797.

<sup>678</sup> Ebd., S. 2798.

<sup>679</sup> MdB Strauß (CSU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 21.07.1950, S. 2798. Und an anderer Stelle, als Replik auf einen Antrag der KPD wird es in Strauß'scher Manier deutlich: „Wenn aber von einem Wunsch der deutschen Jugend die Rede ist (...) kann ich Ihnen sagen, dass die deutsche Jugend nur den einen Wunsch hat, nämlich den, dass Sie und Ihre Freunde von der KPD dahin gehen, wohin Sie gehören, nämlich, wo der Pfeffer wächst.“, 1. WP, Bd. 6, 10.01.1951, S. 4138.

<sup>680</sup> MdB Strohbach (KPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 13, 17.09.1952, S. 10543.

zu sein, nicht zu. Nach Artikel 6 II GG war nun das elterliche Recht prioritär und dies wurde wiederholt auch im Bundestag betont.<sup>681</sup>

Daneben nahmen Forderungen nach exakter wissenschaftlicher Jugendforschung zu. Insbesondere die SPD-Abgeordnete Irma Keilhack forderte schon früh eine Stärkung der deutschen Jugendforschung. Es gebe Nachholbedarf, da man während der NS-Herrschaft von jeglicher Forschung ausgeschlossen gewesen war:

*Die Jugend ist heute zweifellos ökonomisch, soziologisch und psychisch in einer so andersartigen Situation, daß es nötig ist, auf Bundesebene eine leistungsfähige Zentral- und Forschungsanstalt für Jugendfragen aufzubauen. Diese muß mit modernen wissenschaftlichen Methoden (...) die auftretenden Jugendprobleme gründlich studieren und vor allen Dingen auch für die Praxis auswerten.*<sup>682</sup>

Innenminister Gustav Heinemann hingegen skizzierte die zukünftige Zentralisierung der Jugendförderung, die in großen Dimensionen als „Deutsches Jugendwerk“ angelegt wurde. Übrig blieb davon lediglich der am 18. Dezember 1950 von Adenauer im Bundestag verkündete Bundesjugendplan, zeitgleich erfolgt die Einberufung des Beratergremiums „Kuratorium für Jugendfragen“, das die Bundesregierung fortan in allen Jugendhilfeangelegenheiten beraten sollte, sich de facto aber in kleinerem Kreis eines Aktionsausschusses überwiegend auf die Beratung rund um die Aufstellung der Bundesjugendplanmittel beschränkte. Ina Fuchs macht zwei Phasen in der Entwicklungsgeschichte des Bundesjugendplans aus: erstens ab 1950 mit Schwerpunkt fürsorglicher Aufgaben zur Beseitigung der durch Krieg und Nachkriegszeit hervorgerufenen Notstände der Jugend und zweitens ist ab 1956 bis 1970 der Schwerpunkt „Jugendbildung“ zu sehen. Als eine weitere wichtige Einrichtung ist die Gründung der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter und überörtlichen Erziehungsbehörden 1954 zu nennen, die sich nicht nur dem Erfahrungsaustausch verschrieben hatte, sondern auch eine wichtige Schlüsselposition in der Zusammenarbeit zwischen freien und öffentlichen Trägern der Jugendhilfe innehatte.<sup>683</sup>

In der Legitimation im Bundestag wurde großer Wert darauf gelegt, dass es sich hier keinesfalls darum handele, dass der Staat in irgendeiner Form Jugend für politische Zwecke einbinden wolle. Der Bundesjugendplan sei als Initialzündung der Verbände und Jugendorganisationen zu sehen. Auch hier galt parteiübergreifend eine bewusste Zurückhaltung gegenüber der Praxis in Jugendarbeit und Jugendhilfe, nichts wolle man weniger als eine „Staatsjugend“. Es ging immer auch um die Geldmittel im Bundesjugendplan, die nach Ansicht der AGJJ völlig unzureichend waren. Im Fachausschuss „Berufs- und heimatlose Jugend“ wies man auf die politische Dimension des Problems hin: Zustand und Betreuung seien unzureichend, auf Dauer „unerträglich“. Die Mittel reichten nicht aus, um „dem Willen des Bundestages entsprechend, der arbeits- und berufslosen Jugend die Hilfe zu geben, die aus staatspolitischen, wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen

---

<sup>681</sup> So MdB Pitz (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 9197 bei der Debatte um die Novelle des Jugendschutzgesetzes um Filmvorschriften.

<sup>682</sup> MdB Keilhack (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 4, 21.07.1950, S. 2796.

<sup>683</sup> Vgl. Fuchs, Wagnis, S. 54; S. 62.

Gründen notwendig ist“.<sup>684</sup> Auch in anderen Fachausschüssen der einflussreichen AGJJ wird explizit gemacht, dass es bei der Jugendfürsorge im Kern darum gehe, dass in solchen prekären Situationen bei der Jugend immer auch politische Radikalisierung zu befürchten sei; umso wichtiger müsse es sein, alles dafür zu tun, diese im demokratischen Geist zu verwurzeln.

Die SPD-Fraktion stand dem GjS, anders als beim JÖSchG, konfrontativ gegenüber und argumentierte gegen die unklaren Gesetzesformulierungen – der Verdacht der Zensur stand im parlamentarischen Raum. Gleichwohl steht für Keilhack auch fest, wer die tatsächlich Schuldigen sind:

*(...) dass eine gewisse Sorte von Unternehmern ihre miserablen Geschäfte und Gewinne auf Kosten der Jugendlichen zu machen versucht, die in einem bestimmten Entwicklungsstadium, begünstigt durch eine unfreie Erziehung und durch die trostlosen Nachkriegsverhältnisse, angereizt werden, die schlechtesten Machwerke minderwertiger Verfasser und Verleger zu bekommen.*<sup>685</sup>

Auch andere sahen Jugend als Opfer: Sie sei zwar insgesamt nicht schlechter als die Jugend früherer Tage, aber sie habe mit viel mehr inneren und äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen, die „vielfach aus der Verantwortungslosigkeit der Erwachsenen kommen“.<sup>686</sup> Denn man wolle doch

*(...) ohne Prüderie und ohne Muckertum eine saubere, gesunde und quicklebendige Jugend, der alles offen stehen soll, was schön und gut ist, von der aber auch ferngehalten werden muß, was ihr schadet.*<sup>687</sup>

Die CDU/CSU nutzte die Jugenddebatten auch zur Profilierung und Propagierung ihrer christlich-konservativen Wert- und Moralvorstellungen, bewegte sich dabei sprachlich zum Teil im medizinisch-pathologischen Feld von „Seuche“ und „Krankheit“. Niederwertige Literatur wirke wie ein „schleichendes Gift“, das in „seiner Dauerwirkung eine moralische Zerstörung der Jugend“ anrichte, weil es das sexuelle Gefühlsleben verzerre, ohne dass die Jugendlichen sich dessen bewusst würden, so Innenminister Lehr 1952.<sup>688</sup> Dem natürlichen Schamgefühl, den „gottgewollten Geheimnissen der Schöpfung“, stehen auch Darstellungen in FKK-Vereinszeitschriften entgegen, ein ausführlich diskutiertes Thema im Bundestag.<sup>689</sup> Und die Union sorgte auch dafür, dass der Fokus auf sittlicher Gefährdung gerichtet blieb, und ignorierte sämtliche SPD-Anläufe zum Thema Jugendarbeitsschutz<sup>690</sup>, bis die SPD-Fraktion dazu 1956 schließlich selbst einen Entwurf einbrachte.<sup>691</sup> Die Diskussionen um Jugendarbeitsschutz zogen

---

<sup>684</sup> Mitteilungen der AGJJ, Nr. 3, Mai 1952, S. 4.

<sup>685</sup> Am pronounciertesten bei Keilhack (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 13, S. 10540-1052, hier: S. 10541.

<sup>686</sup> MdB Kemmer (CSU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 13, 17.09.1952, S. 10544.

<sup>687</sup> Ebd., S. 10545.

<sup>688</sup> Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 13, 17.09.1952, S. 10536.

<sup>689</sup> Gegen die Zeitschriften, weil „es uns darum zu tun ist ohne Prüderie und Muckertum der sexuell-erotischen Entwicklung des jungen Menschen Hemmnisse zu nehmen, der Überhitzung der Phantasie und der Überreizung der Sinne entgegenzutreten.“ So MdB Heiler der CDU, denn „nur bei gesund erhaltenem sittlichem Empfinden kann die echte sexuelle Spannung zwischen den Geschlechtern erhalten bleiben, und allein aus dieser heraus kann sich eine gesunde Erotik bei den jungen Menschen entfalten.“ Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 13, 17.09.1952, S. 10539.

<sup>690</sup> U.a. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 6, 25.01.1951, S. 4310.



wurf einbrachte.<sup>691</sup> Die Diskussionen um Jugendarbeitsschutz zogen sich allerdings bis zur Einigung 1960 noch weiter hin, wirtschaftliche Interessen einerseits und sozialpolitische Notwendigkeiten andererseits stießen hier signifikant aneinander.<sup>692</sup>

Das Reden über Jugend steht in solchen Bundestagsdebatten auch für ein vermitteltes Reden über Welt- und allgemeine gesellschaftliche Zukunftsbilder, die stellvertretend über das Jugendthema propagiert wurden. Und auch wenn permanent beteuert wurde, man wolle das Jugendthema „aus der Parteipolitik und der Parteipolemik heraushalten“, ging es doch immer wieder höchst polemisch zur Sache<sup>693</sup>, wobei vor allem Wuermeling polarisierte, obwohl dessen Reden im Bundestag nicht annähernd so „antiliberal“ (FDP-Abgeordneter Dürr über Wuermeling) waren wie seine Statements in Interviews, Bulletins und sogenannten „Sonntagsreden“. Denn wenn sich Franz-Josef Wuermeling außerhalb des Bundestages, so im Bericht über die Lage der Jugend, zu Worte meldete, dann ging es um mehr als um Geschmacksfragen:

*Hier liegt eine große menschliche, aber auch politische Gefahr. Eine Jugend, die ihr Weltbild aus Groschenheften bezöge, die ihre seelischen Kräfte in Tanzbars und Spielhallen vergeuden würde, was wird eine solche Jugend einer kommunistisch klar ausgerichteten jungen Generation im Osten morgen ideell entgegensetzen haben?*<sup>694</sup>

Im Kalten Krieg galt es, „klar ausgerichtet“ zu sein und sich nicht allein auf militärische Verteidigungspolitik zu verlassen. Für Wuermeling hieß das vor allem die (Groß-)Familie zu stärken. Familienpolitik als Bastion in der antikommunistischen Selbstbehauptungsstrategie – bei wohl keinem westdeutschen Politiker ist dies so deutlich wie bei Wuermeling. Jugendschutz eines demokratischen Staates im Besonderen heißt dann zwar weltanschauliche, „aber nicht sittliche Neutralität“, denn es gelte darüber zu wachen, dass nicht „der gesunde Weizen vom Unkraut überwuchert wird“. <sup>695</sup> Solcherlei moralische Aufrüstung ist auch Thema im Parlament, selten aber so grundsätzlich wie beim Oppositionsführer Ollenhauer am 5. November 1957, als dieser gegen die Jugendpolitik Wuermelings als Ganzes redet. Die Rolle des Staates gegenüber der Jugend, so Ollenhauer, müsse doch eigentlich von „Toleranz, Großzügigkeit und Respekt vor den eigenen Lebenswerten und Lebensvorstellungen der jungen Menschen von heute“ gekennzeichnet sein:

---

<sup>691</sup> Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 9198.

<sup>692</sup> Vgl. Fritz Frantzioch, Die Entwicklung des gesetzlichen Jugendschutzes in Deutschland. Kontroversen, Meinungen und Reformbestrebungen im gesetzlichen Jugendschutz, Univ.-Diss., Hamburg 1971, S. 47-48.

<sup>693</sup> Dies beklagt Bundesfamilienminister Wuermeling, Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 43, 10.06.1959, S. 3907 und bittet um Kooperation der Fraktionen u.a. in diesen Fragen: „Helfen Sie mit, daß die Regierungsvorlage bald verabschiedet wird, durch welche die Jugendgefährdung durch allgemein zugängliche Automaten mit Empfängnisverhütungsmitteln auf öffentlichen Straßen und Plätzen beendet werden soll! Helfen Sie weiter mit, dass durch strengere Ehescheidungsvorschriften unschuldige Frauen und Kinder besser geschützt werden (...)!“ Der Staat könne zwar ethisch-sittlich nicht in die einzelnen Familien hineinregieren, er könne aber „einen ethischen Schutzwall um die Familie ziehen“, S. 3908; S. 3910.

<sup>694</sup> Franz-Josef Wuermeling in der Neuen Deutschen Wochenschau-Serie „Unsere Jugend“ 1961. Zit. nach Christian Peters/Jürgen Reiche, Elvis in Deutschland. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 21. November 2004 bis 27. Februar 2005, Bonn 2004.

<sup>695</sup> Wuermeling, Demokratie, S. 11.

*Es wird immer soviel von der Notwendigkeit eines positiven Verhältnisses unserer jungen Generation zum demokratischen Staat gesprochen; die Art und Weise, wie hier die Jugend als Objekt behandelt worden ist, kann dieses positive Verhältnis nur erschweren.*<sup>696</sup>

Der damalige Präsident des deutschen PEN-Zentrums, Erich Kästner, schon 1950 als einer neben vielen Sachverständigen aus den Bereichen Justiz, Psychologie und Kriminologie vor dem Ausschuss für Fragen der Jugendfürsorge, pointierte das Hauptargument der Gegner einer prohibitiven literarischen Jugendschutzes, die Verletzung der Meinungsfreiheit:

*Wenn's schon nicht gelingt, die tatsächlichen Probleme zu lösen, die Arbeitslosigkeit, die Flüchtlingsfrage, die Steuerreform, dann löst man geschwind ein Scheinproblem. Hokuspokus – endlich ein Gesetz! Endlich ist die Jugend gerettet! Endlich können sich die armen Kleinen am Kiosk keine Aktphotos mehr kaufen und bringen das Geld zur Sparkasse.*<sup>697</sup>

Das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften, deutlich umstrittener als das JöSchG, wurde schließlich nur knapp gegen die Stimmen der SPD und eines Teils der FDP verabschiedet. Sprachlich verschärfte sich die Debatte. Metaphern der biologisch-organologischen Sphäre bzw. des „Gärtnerns“, der Seuche, Flut, Krebschaden, Rauschgift häufen sich. Ein „schleichendes Gift“ breite sich aus, so die CDU-Abgeordnete Niggemeyer. Den Einflüssen minderwertiger Kulturerzeugnisse, denen junge Menschen wehrlos ausgeliefert seien, die sexuelle Überreizung und deren zersetzende Wirkung auf die geistige Entwicklung, ja die Anstiftung zur Kriminalität komme einer „Flutwelle“ gleich, vor der man schützende Dämme aufbauen müsse.<sup>698</sup> Dazu gehöre ganz besonders die Stärkung der Familie. Dass dies allesamt Metaphern und Sprachmuster sind, die über eine gewisse Tradition verfügen, ist unübersehbar.<sup>699</sup>

Grundsätzlich war man im Plenum darin einig, dass es negative Einflussfaktoren gibt, dass „die Jugend nicht immer aus eigener Kraft mit diesen Realitäten fertigwerden kann“.<sup>700</sup> Auch die erwähnte Diskussion um die Aufnahme von FKK-Publikationen in die Liste jugendgefährdender Schriften, wurde vom CDU-Abgeordneten Heller mit dem Hinweis auf das natürliche Schamgefühl begründet, die künstliche Verminderung sei unnatürlich.<sup>701</sup>

Vertreter der SPD argumentierten im Vergleich durchweg stärker „materialistisch“ und verwiesen auf die tatsächlichen materiellen Jugendprobleme. So stellte man schon 1954 in Schelsky-Vokabular fest, dass die jungen Menschen „im Alter zwischen 18 und 30 Jahren sehr skeptisch geworden sind“ – man könne sie mit Recht als „betrogene Generation“ bezeichnen, an der nun einiges wieder gut zu machen sei.<sup>702</sup> Solche Indizien zeigen, wie attraktiv der Stellvertreter Jugend als Zukunftsprojekt im politischen Diskurs war, dass aber vieles auch im kontrastiven Vergleich

<sup>696</sup> MdB Ollenhauer (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 39, 05.11.1957, S. 43.

<sup>697</sup> Sitzungsprotokoll des 33. Ausschusses des Deutschen Bundestages, Nr. 25.

<sup>698</sup> Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 13, 17.09.1952, S. 10532, S. 10536.

<sup>699</sup> Vgl. Jäschke, Produktionsbedingungen, S. 351-353.

<sup>700</sup> MdB Priebe (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 11, 11.7.1951, S. 6422.

<sup>701</sup> Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. WP, Bd. 13, 17.09.1952, S. 10539, das Protokoll dokumentiert an dieser Stelle „Lachen und Zurufe“ von Seiten der Opposition.

<sup>702</sup> MdB Herold (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 21, 20.10.1954, S. 2471

mit einer oft nicht genauer analysierten Vergangenheit stand. Außerdem findet sich hier – drei Jahre vor Schelskys Publikation – eine offenkundig gängige Lesart der skeptischen, enttäuschten Generation wieder. „Jugend“ wird auch sonst im Bundestag nirgends klar definiert. Selten findet einmal ein Versuch der groben funktionalen gesellschaftlichen Einordnung statt, noch seltener der Versuch, Jugend als handelndes Subjekt ins Spiel zu bringen:

*Der Versuch einer Lösung der Jugendfragen kann nur darauf abgestellt sein, einen Rahmen zu finden, in dem sich die Jugend ihr Haus selbst baut. Wir müssen dabei von der Erkenntnis ausgehen, dass die Jugend in unserem Volke nicht nur die Phase der Vorbereitung auf das Leben durchzumachen hat, sondern auch ein vollberechtigtes und vollwirksames Glied unserer Gemeinschaft darstellt (...).*<sup>703</sup>

Soweit MdB Hübner (FDP), der dann aber auch klassisch hinzufügte, dass man sich doch darüber einig sei, dass „wo die Jugend heute steht, entscheidend dafür ist, wo Deutschland morgen steht“.<sup>704</sup>

In der zweiten Wahlperiode findet sich dann die Beschwörung, beim Schrifttum nach dem Vorbild der FSK beim Film nun auch eine freiwillige Selbstkontrolle einzuführen: „Diese Frage gehört zu den wirklich lebenswichtigen. Hier geht ein schleichender Vergiftungsprozess vor sich, dem nachdrücklicher als bisher entgegengewirkt werden muss.“<sup>705</sup> Doch neben Appellen mit restriktiver Stoßrichtung gesellten sich immer wieder Forderungen nach positivem Jugendschutz, so die nach stark subventionierter politischer Bildung angesichts des Kalten Krieges,

*für die geistige Auseinandersetzung mit dem Kommunismus fruchtbar zu machen. Dabei geht es nicht nur darum, die Welt des Gegners kennenzulernen, sondern es geht noch mehr um die Einprägung der rechtsstaatlichen und gesellschaftlichen Wertordnung, in der wir selbst leben.*<sup>706</sup>

Besonders im zweiten Bundestag finden sich immer wieder scharfe Debatten um die Mittel im Bundesjugendplan und deren Verteilung – fast immer mit dem oppositionellen Hinweis darauf, wie wenig im Vergleich zur Staatsjugend in der „Sowjetzone“ aufgewendet wird.<sup>707</sup> Gut ausgestattete Jugendarbeit galt als Garant für eine verheißungsvolle Zukunft, für eine Jugendpolitik mit Weitblick:

*(...) mir scheint, daß deshalb bei der gesamten Jugendarbeit nicht das Jahr 1956, in dem man sich zufällig befindet, sondern die Zukunft entscheidend sein muß, also etwa das Jahr 1986, wenn Sie wollen. (Zuruf von rechts: 2000!)*<sup>708</sup>

<sup>703</sup> MdB Hübner (FDP), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 21, 20.10.1954, S. 2475.

<sup>704</sup> Nicht selten auch der Hinweis auf die Traditionen der Jugendbewegung und ihrer Vorstellungen: Es ist beste deutsche Tradition, daß Jugend nicht nur etwas werdendes ist, nicht nur eine Vorstufe zum Erwachsenen, sondern ein Wert, ein Sinn in sich selber.“ MdB Prinz zu Löwenstein (FDP), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 901. Und an anderer Stelle verständnisvoll: Man kann sich nicht wundern, wenn die Jugend skeptisch ist. So schön und vollkommen ist schließlich die Welt, die die Erwachsenen fabriziert haben, wieder nicht.“ Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 29, 19.04.1956, S. 7321-7322.

<sup>705</sup> Bundesinnenminister Schröder (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 9176.

<sup>706</sup> Ebd.

<sup>707</sup> CDU-Abgeordnete Gedat kontert: „Ich möchte mich als Älterer zum Sprecher der jungen Generation machen und sagen: Die Jugend ist diesem Staat für das, was er tut, viel dankbarer, als wir es sehen.“ Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 21, 20.10.1954, S. 2480.

<sup>708</sup> MdB Preller (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 9185.

Die erbitterten Diskussionen über das GjS ließen nach Verabschiedung des Gesetzes schnell nach, das Thema trat in den Verhandlungen des Deutschen Bundestages zurück.

Intensiv waren dann die Beratungen über die Gründung eines Jugendinstituts, das Forschungsaufträge an Universitäten oder wissenschaftliche Einrichtungen verteilen, und die Erkenntnisse über „die Situation und Haltung der jungen Generation“<sup>709</sup> erarbeiten sollte, um die Diskussion über Jugendgesetzgebung „auf einem besseren Niveau“ führen zu können. Denn „was an Untersuchungen von einzelnen Meinungsforschungsinstituten vorliegt, reicht bei weitem nicht aus.“<sup>710</sup> Das Ziel, auch im Kontext der Debatten um die Höhe und Verteilung der Mittel aus den Bundesjugendplänen, sei es doch, „nützlich in die Zukunft zu planen“, denn „dann ist diese Planung für die Jugend, und wer damit die Jugend bekommt, der hat die Zukunft von selbst“.<sup>711</sup> Ein Zugeständnis findet sich dabei 1956 vom MdB Kemmer (CDU), die Jugenddebatten im Parlament zeigten doch, wie schwierig es sei, generell über Jugend zu reden:

*Die 16Jährigen sind anders als die 18Jährigen und die 20Jährigen wieder anders als die 18Jährigen. Generell kann man da nicht allzu viel sagen, zumal wir auch noch nicht allzu viel darüber wissen. Deshalb wollen wir ja die Forschung auf dem Gebiet sehr forcieren, wenn auch nicht gerade im Rahmen eines Bundesjugendinstituts.*<sup>712</sup>

Der Widerstand bei der Union führte schließlich nur zur kleinen Lösung mit dem Studienbüro für Jugendfragen. Damit handelte man sich den Vorwurf ein, der Notwendigkeit „gesellschaftswissenschaftlicher Forschung“ gegenüber blind zu sein, obwohl diese doch konkrete „Kenntnisse und Erkenntnisse“ über die halbwüchsige Jugend liefern könne. Tatsächlich räumte die Antwort des Innenministers Schröder den Verdacht, dass es sich hier auch um die Bewahrung weltanschaulicher Privilegien im Erziehungsbereich handelte, nicht völlig aus, doch grundsätzlich steht hinter dem Zögern auch eine gänzlich andere Auffassung vom Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik.<sup>713</sup>

Die jugendlichen Auffälligkeiten um 1956 interpretierte man als Frühwarnsystem für bedenkliche gesellschaftlich-politische Entwicklungen. Die Halbstarken seien jedoch nur eine Minderheit und man solle nicht dramatisieren, wenngleich an diese vom Rednerpult aus direkt zur „Selbstkontrolle“ appelliert wird. Die Jugend müsse selbst „ihre Reihen reinigen“, damit „nicht wenige üble Ausnahmen ihren guten Ruf beschädigen“.<sup>714</sup> Mit Schuld seien die Medien und deren verzerrende Berichterstattung. In einem nicht seltenen Pathos hieß es dann:

---

<sup>709</sup> MdB Wienand (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 21, 20.10.1954, S. 2467. Darin auch die Interessen der Politik: „Es ließe sich ein ganzer Katalog von Problemen, die unbedingt ihrer Lösung harren, aufzählen, so z.B. eine von jeder Dogmatik freie Untersuchung der Wirkung von Film, Funk, Fernsehen, Presse und Literatur auf junge Menschen (...)“. Desweiteren die Frage nach Einhaltung der Jugendarbeitsschutz-Gesetze, die Fortsetzung der DGB-Studien zur Arbeitslosigkeit und Berufsnot, die Frage der Berufsfindung.

<sup>710</sup> MdB Wienand (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 21, 20.10.1954, S. 2467.

<sup>711</sup> MdB Keilhack (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 21, 20.10.1954, S. 2468.

<sup>712</sup> MdB Kemmer (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32., 26.10.1956, S. 9185; S. 9248.

<sup>713</sup> Vgl. Nikles, Jugendpolitik, S. 63; Bundesinnenminister Schröder (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 9176.

<sup>714</sup> Prinz zu Löwenthal (FDP), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 9202.

*Ich meine, wir können genügend Vertrauen zu dieser Jugend haben, die doch im großen und ganzen sauber und klar durch diese schmutzigen Jahre hindurchgegangen ist, daß sie mit Hilfe der äußeren Freiheit, die wir ihr zu gewährleisten haben, ihre innere Freiheit und ihre innere Wahrhaftigkeit verteidigen wird. (Beifall im ganzen Hause)*<sup>715</sup>

Vor dem Hintergrund der Halbstarken-Randale wurden einerseits verschärfende Maßnahmen in den Schutzgesetzen verlangt, wobei sich die Diskussion im „Kinojahr“ 1956 stark um Altersgrenzen der FSK drehte. Quantitativ-empirische Ergebnisse halten dabei Einzug in die Diskussion. „EMNID hat festgestellt“, hieß es erstmals am 26. Oktober 1956. Konkret ging es um die These, dass der Einfluss von Filmen auf Jugendliche scheinbar überschätzt würde: „Nur 7 % der Jugendlichen interessieren sich für Abenteuer- und Wildwestfilme.“<sup>716</sup>

In den Debatten um die Wiedereinführung der Wehrpflicht ist weniger Jugend als die richtige Außen- und Verteidigungspolitik das Thema, wobei die Regierung den Sozialdemokraten vorwarf, die als gefährlich eingestufte Ohne-mich-Haltung noch propagandistisch zu unterfüttern. Eine signifikante Replik auf den Einwand, ob man denn die Jugend überhaupt gefragt habe, was sie eigentlich wolle:

*Nach meinen sorgfältigen Feststellungen ist es so, daß der größte Teil der deutschen Jugend – darüber haben wir eine ganze Reihe von Umfragen von den verschiedensten Seiten bekommen – natürlich nicht begeistert ist. Ein Teil, hoffentlich geringer Teil dieser Jugend ist einfach von des Gedankens Blässe angekränkt, gehört schon zu jener Gruppe, die sich über alle Jahrgänge der Bundesrepublik verteilt, die überhaupt kein Bewusstsein der Verantwortung für das Ganze mehr hat.*<sup>717</sup>

Der SPD-Abgeordnete Preller betonte, dass es in der die Jugendpolitik unterstützenden Jugendforschung nicht zuletzt darum gehe, ein „Menschenbild“ herauszuarbeiten. Die Älteren, ein „Leben in Katastrophen“ hinter sich, müssten die Jugend in eine andere Zukunft hineinführen, was nicht mit einem aus diesen Katastrophen stammenden Lebensbild möglich ist, sondern nur, mit einem „Bild, das anderweitig erarbeitet worden ist“.

*(...) betrachten Sie diese Frage nicht von Institutionen, Organisationen und deren Willen aus; betrachten Sie sie bitte auch nicht vom Standpunkt des Geldes aus, sondern – ich wage das Wort – betrachten Sie sie vom Standpunkt der Liebe aus.*<sup>718</sup>

Ein solches Pathos war auch vielen anderen Rednern im Bundestag nicht fremd. Bei der SPD findet man allerdings deutlich weniger „moralische Aufrüstung“ im Sinne christlicher Werte, mehr Staatsorientierung, konkretere Anträge. Die Antwort auf Preller verdeutlicht auch noch einmal das gegensätzliche Verständnis, was die potenziellen Aufgaben der Jugendforschung betrifft:

---

<sup>715</sup> Ebd., S. 9203.

<sup>716</sup> MdB Priebe (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 26.10.1956, S. 9241. Im Kontext „Halbstarke zu Soldaten?“ bezweifelt Priebe, ob es zweckmäßig ist, „die Jugend bis zum 18. Lebensjahr in Watte zu packen und sie dann, sobald sie 18 Jahre alt ist, in die harte Luft der rauen Wirklichkeit – sprich: Kasernenhof – hinauszulassen, das erscheint mir doch sehr fraglich.“

<sup>717</sup> MdB Kiesinger (CDU) Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 22, 15.12.1954, S. 3155. Und Mende (FDP) an gleicher Stelle: „Es geht hier nicht um die Vox populi, die oft keineswegs die Vox die ist, sondern das Gegenteil; es geht hier um die Einsicht verantwortungsvoller Politiker (...).“ (S. 3225)

<sup>718</sup> MdB Preller (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 26.10.1956, S. 9186.

*Wir können uns ein Leitbild sehr wohl vorstellen, aber nicht aufgrund von wissenschaftlichen Deduktionen, abgeleitet aus den Gesellschaftswissenschaften, sondern wir können es uns vorstellen aus unserem Bewußtsein der ewigen Werte, von denen das Menschengeschlecht getragen wird.*<sup>719</sup>

Für die Mehrheit in der CDU/CSU bedeuteten diese ewigen, vor allem christliche, familienorientierte Werte. Jugendpolitik heißt aus dieser Logik, das Fundament der Familie zu stärken, sei es im Rahmen von Jugendschutz in sittlicher Hinsicht, sei es in Fällen beruflicher Notlagen:

*Die Familie muß im Vordergrund, im Blickfeld der Maßnahmen stehen. Sie soll gestützt werden, sie soll befähigt werden, die vorberufliche Wartezeit ihrer Söhne und Töchter selbst fruchtbringend zu gestalten. Alle Maßnahmen zur Behebung der Berufsnot müssen darum familienähnlichen Charakter tragen.*<sup>720</sup>

Im Grunde zeigten sich aber, abgesehen von der KPD, in der ersten Phase der Bundesrepublik über die Parteigrenzen hinweg auch Gemeinsamkeiten, was die Vorstellungen von Jugendpolitik betrifft. Weit verbreitet waren ein eher sozialpolitisch-fürsorgerisches Denken, die Priorisierung des Jugendschutz-Prinzips im Sinne eines fürsorgerischen Abschirmens jugendeigener Räume und schließlich ein bewusstes Fernhalten der Jugend von politisch-gesellschaftlichen Willensbildungsprozessen sowie eine Beschränkung auf Förderung und Koordinierung der Praxis in Jugendarbeit und Jugendhilfe.<sup>721</sup> Hinzu kam ein zuweilen latenter und in den Jugenddebatten manifest werdender Antimaterialismus, denn „wir wollen diese Jugend, die wir nicht zur Staatsjugend machen wollen, auch nicht auf die freie Wildbahn der bundesrepublikanischen Marktwirtschaft schicken, um sie dann ihrem Schicksal zu überlassen“.<sup>722</sup>

Und so unterschieden sich die Vorstellungen bei den beiden Volksparteien hinsichtlich Jugendschutz und Jugendarbeitsschutz doch im Kern: Während es der Union wie bürgerlichen Verbänden und vor allem aber den christlichen Kirchen um die Fixierung traditioneller Wert-, Moral- und Sicherheitsvorstellungen ging, forcierte die SPD und ihr nahestehende Verbände wie Arbeiterwohlfaht oder DGB arbeitsrechtliche Schutzmaßnahmen – ein Unterfangen, das seit 1950 diskutiert wurde, 1956 als Regierungsentwurf vorlag und erst am 9. August 1960 verabschiedet wurde – obschon zahlreiche Untersuchungen in den 50er Jahren auf den zum Teil alarmierenden Gesundheitszustand vieler arbeitender Jugendlicher hingewiesen hatten. Die wichtigsten Resultate der umkämpften Novelle: Ausdehnung des Geltungsbereichs auf Haus- und Landwirtschaft, weitere Einschränkung der Kinderarbeit, v.a. die Verbesserung von Arbeits- und Urlaubsbestimmungen, die Einführung ärztlicher Untersuchungen für Jugendliche und das Verbot der Prügelstrafe als „Zuchtmittel“ im Betrieb. Schon 1952 wurden die ersten Jugendvertreter in Betrieben installiert; ein erster Schritt in Zeiten, in denen noch galt, dass „Lehrjahre keine

<sup>719</sup> MdB Graf (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 25.10.1956, S. 9188.

<sup>720</sup> MdB Niggemeyer (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 4, 28.4.1950, S. 2215.

<sup>721</sup> Vgl. Nikles, Jugendpolitik, S. 66. Das kann mit Einschränkung auch für die 3. und 4. Legislaturperiode gelten, in der als „Konsolidierungsphase“ gekennzeichneten Zeit zwischen 1957 und 1965: „Die jugendpolitischen Initiativen hinterließen einen eher punktuell-etatistischen Eindruck und wurden einer recht diffusen familienpolitischen Programmatik untergeordnet.“ (S. 68)

<sup>722</sup> MdB Pöhler (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 5, 20.10.1954, S. 2477.

Herrenjahre“ sind. 1956 verstärkten sich dann Debatten um die Reduzierung der Wochenarbeitszeit auf 40 Stunden (Jugendliche unter 16 Jahre). Die Reform des Jugendarbeitsschutzgesetzes blieb aber in Sachen Interessenvertretung der Jugendlichen, die für die Kontrolle der neuen Bestimmungen wichtig gewesen wäre, hinter den Forderungen der Gewerkschaften zurück, was aber dem common sense entsprach, der Jugendlichen wenig Raum und Mitspracherechte einräumen wollte.<sup>723</sup> Die Konfliktlinien in den Debatten bewegten sich klassisch zwischen dem Vorwurf, nur an die Arbeitgeberseite zu denken bzw. nur den Freizeitzuwachs der Arbeitnehmer im Blick zu halten.

Jugend als Streitthema im Deutschen Bundestag wurde in der dritten und vierten Legislaturperiode seltener, die parlamentarischen Auseinandersetzungen entspannten sich zunehmend, wenn man von den Debatten um die Neuregelung des Jugendwohlfahrtsgesetzes 1961 einmal absieht.<sup>724</sup> Auch hier ging es um Grundsätzliches, nämlich um die Wirkung des Subsidiaritätsprinzips, also letztlich um die Balance zwischen den „Erziehungsmächten“ staatliche Behörden und freien Trägern.<sup>725</sup>

Wie Adelheid von Saldern gezeigt hat, erscheinen auch hier die 60er Jahre als Zäsur: In der Kulturpolitik erodierte die seit Jahrzehnten hervorgetretenen bildungsbürgerlichen Hoffnungen und Bestrebungen, gesellschaftliche Modernisierung und traditionelle Normenbildung miteinander vereinbaren zu können. Daneben gingen die Diskussionen um Bundesjugendplan-Mittel weiter, so 1959, wo u.a. die Balance zwischen freier Jugendarbeit gegen Jugendverbandsarbeit Thema war. Der neue Typ eines „passiven jugendlichen Mitläufers“ stand im parlamentarischen Raum, denn „die Jugend darf sich nicht an das gewöhnen, was man unter dem Schlagwort ‚Gratisdemokratie‘ zusammenfassen kann.“<sup>726</sup> Vieles spielte sich jedoch im Ausschuss ab, die Bundestagsdebatten verrieten hier kein tiefes Interesse daran, da sie kaum konkret beispielsweise über einzelne Punkte oder die Gesamtkonzeption des Bundesjugendplans stritten. Zum Teil ging es um politische Manöver, unter anderem darum, den politischen Gegner dazu zu drängen, sich von angeblich nahestehenden Gruppen zu distanzieren, die in den Genuss von Fördermitteln gekommen waren. Einige politische Jugendgruppen sahen sich nach der Einnahme einer kritischen Haltung jugendpolitisch bestraft. In der Zuschusssperre gegen den SDS zeigte sich zum Beispiel, dass die Regierung durchaus bereit war, unliebsame Kritik zu sanktionieren, und die Mittelverteilung als Instrument „grundsätzlicher staatspolitischer Erwägungen“ einzusetzen.<sup>727</sup> Die dahinter stehende

---

<sup>723</sup> Vgl. Nikles, Jugendpolitik, S. 78.

<sup>724</sup> Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 40, 28.06.1961, S. 9514; ebd. 16.10.1961, S. 8737-8752.

<sup>725</sup> Vgl. hierzu u.a. die Debatten vom 9.12.1960 und vom 28.6.1961. Die Ablösung Wuermelings durch Heck 1963 mag mit zur Entideologisierung der Debatte beigetragen haben.

<sup>726</sup> MdB Dürr (FDP), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 43, 10.06.1959, S. 3896.

<sup>727</sup> Innenminister Gerhard Schröder (CDU), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 31, 19.04.1956, S. 7307. Im Konflikt mit dem SDS warnte die SPD-Fraktion davor, den Bundesjugendplan zu einem „Regierungslenkungsinstrument“ zu machen, staatsbürgerliche Gesinnung zu fördern, bedeute nicht, „Konformismus“ zu verlangen. So MdB Schmid (SPD), 2. WP, Bd. 19, 19.4.1956, S. 7316 bzw. MdB Wittrock (SPD), S. 7313: „(...) glauben Sie nicht, dass eine Korruption der Jugend eintritt, wenn Beleidigungen dadurch geahndet werden, dass man einer Organisation die finanziellen Möglichkeiten zu ihrer staatspolitischen Betätigung streicht?“ Tatsächlich war der Bundesjugendplan weit davon entfernt, Regierungslenkungsinstrument zu sein, als Vehikel für parlamentarische Auseinandersetzungen zwischen den politischen Lagern diente er gleichwohl.

Grundfrage, wie die Jugend zum Staat und zur Gesellschaft stehe, konnte selten aufgrund eines konkreten Anlasses im Grundsätzlichen diskutiert werden, wie im Anschluss an antisemitische Aktionen, den Schmierereien an Synagogen und jüdischen Friedhöfen Ende 1959:

*Halbstarke gibt es überall. Daß bei uns aber die Halbstarken statt Autos umzuwerfen und Zoten an die Wände zu malen, ihr Ungenügen an sich selbst glauben mit der größten Wirkung antisemitischer Expektorationen entladen zu sollen – das erscheint mir das Bedenkliche und das weist mit einem Finger auf einen Abszeß, der uns vergiften könnte.*<sup>728</sup>

Das Zitat steht für die Ausnahme, dass „die Jugend“ so pauschal kritisiert wurde; eher standen Elternhaus, Schule, politische Bildung („Was wurde versäumt bei der Unterrichtung der deutschen Jugend über Schuld und Verhängnis des Dritten Reiches?“<sup>729</sup>) sowie die Rolle der Parteien zu den Themen Entnazifizierung und ihr Verhältnis zum Staat Israel im Fokus. Mittelfristig führte die Debatte auch zu verstärkten Maßnahmen im Bereich der politischen Bildung, wie überhaupt Bildungsthemen allmählich ähnlich wichtig wie die sozialpolitischen Themen wurden.<sup>730</sup>

Letztlich wurde auf höchster politischer Ebene zwar immer auch um arbeits- und sozialrechtliche Fragen oder über Jugendkriminalität gestritten. Vieles drehte sich aber auch hier um die „modernen Einflussmächte“ – die vermuteten neuen Sozialisationseinflüsse in einer sich rasant ändernden Kultur- und Medienlandschaft. Für Jugendpolitik bedeutet Jugend aber primär ein „Versorgungsproblem“. Wie lässt sie sich in rationaler Weise durch die Bildungseinrichtungen schleusen, wie lassen sich an sie Lehrlings- oder Studienplätze distributieren? Wie die Jugendarbeitslosigkeit senken, wie die Jugend als nachwachsendes, aber gefährdetes Potenzial für die Demokratie gewinnen? Insofern ist die spätere Auftragsforschung (Jugendumfragen ab 1964) auch eine legitimierende, indem sie Fragestellungen und Zahlen liefert, die die jugendpolitische Agenda verlangt. Im Gesamtkontext der ersten Ansätze zu einer neuen, wissenschaftlich-rationaleren Sozialpolitik wurden die Outputs der empirischen Sozialforschung unter dem Leitbegriff der „Sozialplanung“ auch in anderen Bereichen zu einem akzeptierten Medium gesellschaftlicher Selbstbeobachtung.<sup>731</sup>

### 2.3 Zusammenfassung

Das, was man als historischen Kontext für Jugend in den 50er Jahren abstecken kann, soll im Weiteren als Hintergrund für die interdisziplinären Diskurse in der Jugendforschung und für die Umfragedaten dienen. Gleichzeitig wird immer deutlicher, dass die Aufteilung in diese drei

---

<sup>728</sup> MdB Schmidt (SPD), Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 45, 18.02.1960, S. 5582.

<sup>729</sup> Dies fragt Bundesinnenminister Schröder, Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 45, 18.02.1960, S. 5576.

<sup>730</sup> Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 3. WP, Bd. 45, 18.02.1960, u.a. S. 5600 bei MdB Kopf (CDU-/CSU): „Für diese Jugend, die über kein eigenes Erinnerungs- und Erfahrungsbild verfügt, muß das wirkliche Bild der von ihr nicht erlebten Zeit herausgestellt werden.“ Nikles bilanziert dementsprechend, dass der Druck, jugendpolitische Ziele formulieren zu müssen, relativ gering war. „So überwog eine instrumentell orientierte Jugendpolitik mit einem schwach ausgeprägten ‚ideologischen Überbau‘.“ Nikles, Jugendpolitik, S. 83.

<sup>731</sup> Vgl. Raphael, Verwissenschaftlichung, S. 178.



scheinbar klar voneinander zu unterscheidenden Blöcke angesichts äußerst vielfältiger Interdependenzen zu schematisch gedacht ist.

Es muss an dieser Stelle nicht erneut die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der frühen Bundesrepublik nachgezeichnet werden. Doch auf die mangelhafte historische Grundlage eines dreifachen bundesdeutschen Gründungsmythos sollte noch einmal hingewiesen werden: 1. Es gab die Stunde Null. 2. Es fand eine soziale Nivellierung statt. 3. Der westdeutsche Weg führte direkt ins Wirtschaftswunder. Die deutsche „Volkskontinuität“ nach 1945, die differenzierte Sozialstruktur und die schwierigen wirtschaftlichen Anfangsjahre der Republik sprechen demgegenüber eine andere Sprache. Dass solcherlei Selbstzuschreibungen aber dennoch in das kollektive Gedächtnis eingehen und bis heute die Erinnerung an die frühe Bundesrepublik mit prägen, ist evident.

Die in diesem Kapitel vorgenommenen selektiven Einblicke in die Lebensverhältnisse zeigten, dass die Rahmenbedingungen für eine jugendliche Freizeitkultur eng waren: Nicht allein die Mittel an Geld, Zeit und Raum, auch der Wertehorizont, wie er sich unter anderem im westdeutschen Familienideal offenbart, musste eigenständigen jugendlichen Wegen fundamental widersprechen. Die Bedingungen in den Schulen und am Ausbildungsplatz waren zunächst schlecht, die Lebens- und Konsumbedingungen bis zum letzten Drittel der 50er Jahre noch entfernt von Wirtschaftswunder-Zuständen, zahlreiche materielle Probleme wie Wohnungs- und Arbeitslosigkeit, zudem gesellschaftlich wie politisch die große Aufgabe einer millionenfachen Integration von Flüchtlingsjugend standen im Vordergrund auch jugendpolitischer Debatten. Die sozio-demografischen Fakten zeigen aber vor allem das Paradox, dass die meisten Jugendlichen der 50er Jahre früh in die Institutionen der Erwachsenenengesellschaft eingebunden waren, aber lange in Abhängigkeit von ihrer Herkunftsfamilie standen. Gleichzeitig verschoben sich hinter den Kulissen einige Koordinaten für das Jugendleben. Die Einblicke in die Jugendpolitik zeigen, dass auf bundespolitischer Ebene viel über Jugend geredet, der junge Staat sich aber in der Praxis von Jugendarbeit und Jugendhilfe (u.a. Föderalismus als bewusste Streuung von Zuständigkeiten) Zurückhaltung auferlegt hatte, nicht zuletzt als Reflex gegen die allumfassenden Erziehungsansprüche des nationalsozialistischen Staates und mit Rücksicht auf die familiären Friktionen in der Nachkriegszeit. Ein Blick in den Bundestag konnte zeigen, wie eng die Debatten um Jugendnot und Jugendkultur auch im öffentlichen politischen Schlagabtausch miteinander vermischt wurden und wie es beim Thema Jugend auch im Parlament häufig „ums Ganze“ ging, nicht zuletzt aber auch, wie sich die politische Sprache ab Ende der 50er Jahre versachlichte. Jugendschutz als das markanteste Merkmal einer restriktiven Jugendpolitik erweist sich als vielleicht letzter großer „abendländischer“ Widerstand gegen die Moderne, traf Kinder aber wohl noch stärker als die Jugendlichen selbst, schuf dabei aber zumindest eine Verbotsatmosphäre für alle aktiv mit. Vereine und Verbände hatten zu Beginn eine starke Position, gerieten aber schon nach wenigen Jahren in eine Krise. Die realen Freizeitmöglichkeiten außerhalb der organisierten Freizeit stiegen, bleiben aber, wie eine Skizze zu den Möglichkeiten bezüglich Zeit, Geld und Raum gezeigt hat, noch sehr ein-

geschränkt. Die Rahmenbedingungen erweisen sich als bescheiden, ein „Sehnsuchtpotenzial“ ist deutlich messbar.<sup>732</sup>

Wie haben die Diskursführer aus den Bereichen Pädagogik, Psychologie und Soziologie über die so konturierte Jugend diskutiert? Welche Konzepte stehen dahinter und wofür steht die Metapher Jugend noch, wenn sie dermaßen mit Masse-Moderne-Konsum etc. kontaminiert ist, was bedeuten dabei die zentralen (Medien-)Figuren Halbstarke und Teenager? Dies soll im folgenden Abschnitt analysiert werden.

---

<sup>732</sup> Herrmann Glaser, Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2: Zwischen Grundgesetz und Großer Koalition 1949-1967, München 1986, S. 57.

### **3. DISKURSE – JUGENDBILDER DER INTERDISZIPLINÄREN JUGENDFORSCHUNG**

Am Anfang besorgter Unruhe stehen Thesen wie die des amerikanischen Soziologen Howard Becker. Dieser hatte in seiner 1946 erschienenen Studie zwei Entwicklungen der deutschen Jugend, den Bedeutungszuwachs der fanatischen nationalsozialistischen Guerilla-Bewegung „Werwolf“ und eine starke Verwahrlosung, verbunden mit Vagabundentum und Kriminalität, vorausgesagt.<sup>733</sup> Und am Ende des Jahrzehnts stehen als viel diskutierte Figuren von Rebellion und Kommerz: die Halbstarken und die Teenager.

Der Boom der Jugendforschung nach 1945 resultierte im Anfangsstadium aus einer „Sorge um die Jugend“ aufgrund jugendlicher Sozialisation im Nationalsozialismus sowie gesellschaftlicher Desintegration durch Krieg und Nachkriegselend; die frühe Jugendforschung wurde ganz entscheidend von der amerikanischen Besatzungsmacht inspiriert. Auch wenn sich die Angst vor dem Werwolf relativ schnell erledigt hatte, die Frage nach der politischen Orientierung blieb, und auch der Verwahrlosungsdiskurs hielt sich noch bis in die 50er Jahre. Jugend wurde zu einer Leitkategorie des wissenschaftlich-öffentlichen Diskurses – in einem schwer durchschaubaren Geflecht von Akteuren, Motiven und Methoden.

Im Folgenden soll den wirkmächtigsten Jugendbildern nachgegangen werden, Bilder, die einzuahmen sind in die Vorstellungen „Erziehungsobjekt“, „Hoffnungsträger“ und „Gefahrenherd“. Einen vierten Typus eines möglichen Jugendbildes in der deutschen Sozialgeschichte, so wie von Benno Hafener kategorisiert, ist in der frühen Bundesrepublik schlichtweg nicht zu finden: Jugend als „Partner“.<sup>734</sup>

#### **3.1 Der Komplex Wissenschaft und Öffentlichkeit**

Jugend als gleichermaßen stark untersuchtes wissenschaftliches Forschungsobjekt und öffentliches Streitobjekt hat eine lange Tradition und eine mehrfache Funktion. Sie dient der Theoriebildung in der Fachdisziplin, v.a. der Soziologie, Diskurse über Jugend finden Eingang in die Politik, zumindest in die Bundesjugendberichte und Bundesjugendpläne und sie setzen disziplinübergreifende Mediendiskurse in Gang, die zwar nicht auf wissenschaftlichem Niveau stattfinden, aber umso einflussreicher sind, je besser sie an Alltagswissen und -vermutungen anknüpfen können. Ohne die Massenmedien aber ist der Aufstieg der Sozialwissenschaften zu einer öffentlichen Deutungsmacht erster Ordnung überhaupt nicht denkbar.<sup>735</sup> Dabei ist die Historizität der Jugenddiskurse offensichtlich, finden diese doch unter sich schnell ändernden Vorzeichen statt. Eine Ge-

---

<sup>733</sup> Vgl. Becker, Youth.

<sup>734</sup> Vgl. Benno Hafener, Jugendbilder. Zwischen Hoffnung, Kontrolle, Erziehung und Dialog, Opladen 1995.

<sup>735</sup> Unter anderem ausgeführt bei Clemens Albrecht, Die Massenmedien und die Frankfurter Schule, in: ders. u.a. (Hrsg.), Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 203-246.

Geschichte der Jugendforschung liegt aber so nicht vor, sondern ist ein Feld, für das sich die jeweiligen Disziplinen selbst, auch die Historiker, bisher wenig interessierten.<sup>736</sup>

Nun soll als Anfangspunkt nicht erneut an das berühmte Lamento über das unbotmäßige Verhalten der Nachwachsenden in der Antike erinnert werden, das wahlweise Sokrates, Platon oder Cicero zugeschrieben wird. Es soll auch nicht Bezug genommen werden auf den „Hauptbaumeister des Jugendlichen“<sup>737</sup>, Jean-Jacques Rousseau, obwohl dessen Vorstellungen von Jugend als eigenständiger Lebensphase sowie die Bildungskonzepte der Aufklärung insgesamt als bürgerliche Erfindung von Jugend schlechthin gelten. Wenn man aber die Jugendforschung als ungefähr mit dem 20. Jahrhundert einsetzende, systematische Untersuchungen über die jüngeren Altersgruppen definiert und diese mit Hall, Spranger oder Bühler beginnen lässt, so ist ganz offensichtlich, dass diese schon von Beginn an ein interdisziplinäres Feld war – und trotz zahlreicher Zentralisierungsversuche bis heute ein plurales ist: Denn eine einheitliche „Jugendkunde“ bleibt auch weiterhin eine Chimäre.

Unerheblich erscheint also in unserem Zusammenhang die ältere Diskussion, ob man von der „Erfindung“ oder der „Entdeckung“ des Jugendlichen sprechen soll. „Erfunden“ bzw. „entdeckt“ wird Jugend demnach entweder durch die Aufklärung und Rousseau („Emile“) als Ideal einer Übergangsphase im Lebenslauf, die als produktive Krise durch Selbstfindung, Reifung und Perfectibilité geprägt ist; oder durch die bürgerliche Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts, die durch Implementierung und Weiterentwicklung der Bildungsinstitutionen und bürgerliche Familienstrukturen die systematische Pädagogisierung einer größeren Anzahl Kinder und Jugendlicher (Schulpflicht) vorantreibt.<sup>738</sup> Damit geht eine Verwissenschaftlichung und Institutionalisierung einher, Jugendstrafrecht, Jugendwohlfahrt und Jugendforschung entstehen. Diese eigenständige Jugendphase im Sinne eines Frei- oder zumindest Schonraums galt nun als seltenes Privileg für wenige, männliche Bürgerliche in viel intensiverem und zeitlich ausgedehnterem Sinne als für andere. Als Entdecker bzw. Erfinder fungierte auch hier das Bürgertum, und im Speziellen dann, weniger als realhistorische Größe, mehr als Propagandist, die Jugendbewegung. Die Jugendbewegung als ein sehr deutsches Phänomen betraf überhaupt nur eine kleine Minderheit von Jugendlichen, man schätzt, dass lediglich ein Prozent in der Altersgruppe dazu zu zählen ist.<sup>739</sup> Nicht übersehen werden dürfen allerdings die ideengeschichtlichen Folgen in Deutschland: Damit sind nicht nur Nachfolgeprojekte wie die Bündische Jugend und die gleich-

---

<sup>736</sup> Zwei Ausnahmen, die selbst diese Lücke beklagen, sind Abels und Dudek: „Soll diese Zurückhaltung nicht nur subjektiven Präferenzen einzelner Jugendforscher entspringen, so müssen wissenschaftsimmanente Gründe anzugeben sein, die diese Distanz zur Geschichte des eigenen Forschungsgebietes erzeugen.“ Dudek, Jugend, S. 18.

<sup>737</sup> So ein Ausspruch Frank Musgroves, zit. nach Mitterauer, Sozialgeschichte, S. 34

<sup>738</sup> Nicht zu vergessen der Zusammenhang zur „Entdeckung des Kindes“. Als Ellen Key 1900 „das Jahrhundert des Kindes“ ausrief, war dies im Nachhinein gesehen der Auftakt der Reformpädagogik und ein folgenreiches Plädoyer für eine Erziehung, die Kindheit für alle sozialen Schichten als eigenständige Lebensphase respektiert.

<sup>739</sup> Bernhard Schäfers, Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung, Opladen 1995<sup>5</sup>, S. 63.

geschaltete, paramilitärische Hitlerjugend gemeint, sondern auch die idealistischen Vorstellungen, die die traditionelle Jugendforschung bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg prägten.<sup>740</sup>

Wenn es um die Analyse der Selbstbilder geht, kann die zeitliche Nähe zum totalen Zusammenbruch dabei kaum überschätzt werden. Dass diese Nähe biografisch bei den Forschern eine Rolle gespielt haben könnte, scheint im Einzelnen durch. Wichtiger ist aber das Problem von Krisengesellschaften und deren Implikationen für Jugendforschung insgesamt: Wenn man davon ausgeht, dass Beobachtung und Appell an die nachwachsende Generation immer schon gesellschaftliche Sinnstiftung und Wertetransfer war, dann stellt sich bei der Wiederaufbaugesellschaft die Frage nach den bleibenden Werten und Sinnangeboten in eklatanterer Weise.<sup>741</sup> Was ist überhaupt noch vorhanden, das transferiert werden könnte, ohne dass es nicht schon von Beginn an diskreditiert wäre? Und was kommt eigentlich Neues und Unerprobtes hinzu – womöglich von fremder Seite, den Besatzern, neuen Medien oder gar den Jugendlichen selbst?

Gleichzeitig – auch dies ein Merkmal von sich neu formierenden Gesellschaften – werden die Claims zwischen und innerhalb der Wissenschaftsdisziplinen neu abgesteckt. Insofern kann man bei genauerer Betrachtung zumindest auf diesem Feld nicht mehr behaupten, dass die 50er Jahre eine „schweigsame Zeit“ gewesen wären. Im Gegenteil: Auf dem Gebiet der Jugendforschung wurde viel durch- und gegeneinander geredet. So viel, dass im Rahmen dieser Arbeit keine vollständige „Beobachtung zweiter Ordnung“ stattfinden kann, sondern lediglich eine mit Blick auf die zentralen Bilder und Leitbegriffe der Jugendforschung in dieser Zeit als ein „pluralistisches, dezentriertes Unternehmen“<sup>742</sup>, in dem schon in den 50er Jahren mehrere hegemoniale Jugendkonzepte koexistierten, wenngleich nicht immer friedlich. Dies soll im Folgenden über eine Kategorisierung bei den Diskursführern, dem Nachzeichnen von Sinnproduktionen in diesem speziellen Bereich, konzentriert auf die Grundlinien in den Fachdisziplinen Pädagogik, Psychologie und Soziologie geschehen. Diese sind nicht erst seit heute aufs Engste mit zeitgenössischen

---

<sup>740</sup> Vgl. auch Koebner u.a., *Zeit. Zur (Vor-)geschichte von Jugendforschung als schon vor 1945 interdisziplinäre wissenschaftliche Reaktion auf die gesellschaftliche Konstruktion der Jugendphase und ihre Funktion, Deutungsmuster bereitzustellen und pädagogisches Orientierungswissen zu liefern*, vgl. die umfassende Studie von Dudek, *Jugend*.

<sup>741</sup> So auch Ulrich Reulecke, „Lasst der Jugend Zeit!“ *Jugend und Jugendpolitik nach 1945*, in: ders. (Hrsg.), „Ich möchte einer werden so wie die ...“: *Männerbünde im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M./New York 2001, S. 195-214; S. 196: „Welche Funktionen haben aber Ansprachen an die Jugend in tiefen Krisenzeiten, besonders nach verlorenen Kriegen, in denen viele Elemente des vorher betonten Sinns unsinnig geworden sind? Versucht auf diese Weise eine aus dem Tritt geratene Gesellschaft einen neuen Sinn zu konstruieren oder noch so viel wie möglich von dem problematisch gewordenen herkömmlichen Sinn zu retten, d.h. den Scherbenhaufen wieder zu kitten?“

<sup>742</sup> Vgl. Jürgen Zinnecker, *Forschung im sozialen Feld „Jugend“*. *Deutsche Jugendforschung zwischen Nachkriegszeit und beschleunigter Moderne*, in: *Diskurs 1* (2003), S. 7-18; S. 12.

Mediendiskursen verknüpft.<sup>743</sup> Und zwar in beide Richtungen: Wissenschaftsinterne Diskurse werden zu Mediendiskursen und Mediendiskurse zu Themen der Jugendforschung.<sup>744</sup>

Im Folgenden soll es weniger um die lückenlose Darstellung der meist in sich schon sehr differenzierten Diskurse und ihrer Verquickung gehen (wie z.B. die Dominanz des Paradigmas von Phasen- und Stufentheorien in der Pädagogik und Psychologie), noch um eine ausführliche Wissenschaftsgeschichte der 50er Jahre, sondern jeweils auf die Konzepte und Strategien der zwei oder drei relevantesten Protagonisten der hier als relevant erachteten Disziplinen.

### 3.2 Pädagogik

Die pädagogische Vorstellung von Generationen war immer am augenscheinlichsten vom professionellen Eigeninteresse, von der „Praxis“ motiviert. Denn auf der einen Seite stehen die Lernenden und Zu-Bildenden und auf der anderen Seite die Vermittler und Lehrer. Das Erzieher-Zögling-Verhältnis ist jedenfalls das grundlegende Modell und Jugendbild für die geisteswissenschaftliche Pädagogik, die die führende theoretische Ausrichtung etwa zwischen den 20er und 50er Jahren war.<sup>745</sup>

Allein für die Selbstbestimmung in der sogenannten „Erziehungswirklichkeit“ ist es wichtig, klare Konzepte von Kindheit und Jugend zu vertreten, denn diese zu sozialisierenden Kollektiva stellen ja gleichzeitig die Legitimationsgrundlage für die gesamte pädagogische Zunft dar. Pädagogische Kernthese dabei: Jugend ist eine Phase besonderer Erziehungsarbeit, und diese ist auch durch eine besondere seelische Disposition und durch die hohe Empfänglichkeit für äußere Reize in besonderer Weise notwendig. Die beiden Paradigmen des *Verstehens* und der *Praxis* sind im, vor allem geisteswissenschaftlich geprägten qualitativ-hermeneutischen Diskurs besonders stark ausgeprägt. Es geht primär darum, die Erkenntnisse von pädagogischer Jugendbeobachtung auch auf den entsprechenden Handlungsfeldern umzusetzen – sei es als pädagogische Interventionalität, sei es in sozialpolitischer Absicht.<sup>746</sup>

Nach 1945 trat auch die alte Hoffnung der Pädagogen zu Tage, dass kulturelle Krisenzeiten traditionell auch pädagogisch günstige Augenblicke sind, um der Jugend als Symbol positiver

---

<sup>743</sup> Als ein weiterer, aus allen drei genannten Disziplinen schöpfender Protagonist in der Jugendforschung hätte man an dieser Stelle auch die Kriminologie zu Wort kommen lassen können. Darauf soll hier aus zwei Gründen verzichtet werden: Erstens scheint der jugendkriminologische Diskurs als Spezialgebiet über die delinquente Minderheit deutlich unabhängiger abzulaufen als die eng miteinander verquickten anderen, und zweitens ist dieser aufs Engste verknüpft mit Entwicklungen im Bereich der Jugendgesetzgebung und des Jugendstrafrechts. Daneben ist auf die Definitoren des Pathologischen, den Medizinern hinzuweisen, die aber hier, im Rahmen einer jugendkulturell fokussierten Analyse, ebenfalls zu kurz kommen müssen.

<sup>744</sup> Vgl. Zinnecker, Forschung, S. 11.

<sup>745</sup> Mit Ausnahme der Zeit unter dem Nationalsozialismus. Und um diesen Zweig der geisteswissenschaftlichen Pädagogik, weniger der vorgängigen normativen, soll es im Folgenden vordringlich gehen. Auch hier gilt dasselbe wie für die Bereiche Psychologie und Soziologie: Die disziplinären Felder sind viel ausdifferenzierter als hier dargestellt werden könnte – gleichwohl gibt es dominante Strömungen. Vgl. Dietrich Benner, Hauptströmungen der Erziehungswissenschaft. Eine Systematik traditioneller und moderner Theorien, Weinheim 1991<sup>3</sup>.

<sup>746</sup> Vgl. Dieter Baacke, Pädagogische Jugendforschung – eine Disziplin mit offenen Rändern, in: Heitmeyer, Jugendforschung, S. 77-88.

Zukunft den richtigen Weg zu weisen.<sup>747</sup> Und dies besonders in einer Zeit, in der vom lebenslangen Lernen noch nicht die Rede war und Sozialisation nach den Phasen Kindheit und Jugend als weitgehend abgeschlossen empfunden wurde. Die Mehrzahl der bei den klassischen Jugendstudien Befragten befand sich allerdings schon außerhalb der klassischen Sozialisationsinstitutionen, weil sie bereits teilweise oder gar voll in die Arbeitsgesellschaft integriert waren. 1953 waren dies 80 Prozent der 15-24-Jährigen, bei den 15-18-Jährigen sind dies immerhin schon 69 Prozent.<sup>748</sup> Dies impliziert eine Schwächung pädagogischer Argumentationen im Kontext der Umfrageforschung schon insofern, als bereits durch die Jugenddefinition via Probandenauswahl in den Umfragen (15-24), aber auch in rechtlicher Hinsicht der Zuständigkeitsbereich nur ein partitiver ist. Und so fanden pädagogische Jugenddiskurse nicht nur vor dem Hintergrund klassischer Verstehens- und Interventionspraxis statt, sondern sie sahen sich gerade im Untersuchungszeitraum zum Teil in einer defensiven Position: Der Schutz- und Schonraum Jugend, in dem exklusiv die Vermittlung von Wissen, Fähigkeiten und Normen stattfindet, erschien in Gefahr – ihn galt es auch im eigenen Interesse immer wieder herzustellen. Gefährdet erschien das Moratorium kultureller Reifung nicht zuletzt durch neuartige und schwer zu kontrollierende Kultureinflüsse und Sozialisationsagenturen – wenngleich sich hier auch ein neues, quasi entpädagogisiertes oder zumindest Pädagogen schwerer zugängliches Moratorium entwickelte, eher in dem psychosozialen, spielerischen Sinne, wie es Erikson vorschwebte.<sup>749</sup> Dies schlägt sich, nicht durchgehend, aber häufig, in einer pädagogisch-politischen Koalition im Bereich des Jugendschutzes wieder. Gefahr von anderer Seite drohte ganz allgemein, wenn es um die Hauptkompetenzzuschreibung für den Komplex Jugend ging. Hier haben sich die Pädagogen mit Unterstützung der Psychologie als naturgemäß zuständig empfunden. Dass sich die Form der Jugendanalyse nun aber radikal wandelte und empirische Sozialforscher mit quantitativen Methoden Objektivität und Kompetenz, letztlich: *Aufklärung*, *Rationalisierung* und *Moderne* versprachen, musste viele traditionell eher qualitativ-hermeneutisch ausgerichtete Pädagogen in ihrer Orientierung auf Einzelfall und Narration befürchten lassen, dass die Analyse von Schulaufsätzen und Tagebüchern im Vergleich zu den Tabellen und Prozentsätzen der repräsentativen Umfragen plötzlich an Attraktivität einbüßen könnte. Wenn schließlich darüber hinaus das Konzept Jugend

---

<sup>747</sup> Abels, Jugend, S. 170.

<sup>748</sup> EMNID I, S. 212.

<sup>749</sup> „Psychosoziales Moratorium“ bezeichnet nach Erikson den Zeitraum Jugend, verstanden als Aufschubperiode, während der sie noch freigestellt sind von den Bindungen und Verpflichtungen der Erwachsenenwelt, Rollen-Experimente frei durchspielen können, um die Krise zwischen Identität und Identitätsdiffusion zu bewältigen. Erik H. Erikson, Jugend und Krise, Stuttgart 1970, S. 160-161. Neu dabei: Die Bewältigung erfolgt kollektiv, das heißt man orientiert sich im „vorgesellschaftlichen Raum“ an Gleichaltrigen. Zum psychosozialen Moratorium bei Erikson und zur pädagogischen Reduzierung bzw. Institutionalisierung des Konzepts durch den Schulraum, vgl. Abels, Jugend, S. 241-257.

von Soziologenseite problematisiert oder gar als ein sich verflüchtigendes Phänomen gesehen wurde, ging es im Kern um die Eigenständigkeit von Pädagogik als Wissenschaft überhaupt.<sup>750</sup> Nicht, dass die Disziplin als Ganzes die neuen Methoden grundsätzlich abgelehnt hätte – im Gegenteil: Gerade jüngere Pädagogen wie Andreas Flitner sahen hier z.B. durch amerikanische Musteruntersuchungen wie bei Arnold Gesell auch ein geeignetes Instrument zur Verbesserung der eigenen Konzepte und nutzten diese auch im Rahmen einiger Bildungsuntersuchungen.<sup>751</sup> Nicht zuletzt deuten Überlieferungen im Kontext der ersten Shell/EMNID-Studie 1953 darauf hin, dass ein entscheidender Impuls für die ersten Umfragen von Funktionären aus dem Bereich der außerschulischen Bildungsarbeit kam.<sup>752</sup> Flitner betonte aber, dass „die Ergebnisse von Jugendbefragungen erst im Zusammenhang mit den übrigen Befunden jugendkundlicher Forschung angemessen interpretiert werden können“.<sup>753</sup> Der Streit um die richtigen Methoden ist gleichzeitig ein Kampf um Diskurshegemonie über das Thema Jugend. Im Falle der Pädagogen ging der Verdacht dahin, deren entscheidende Motivation sei die zeitliche Ausweitung des Zuständigkeitsbereichs, am einfachsten herstellbar über Verschulung. So wundert es nicht, dass in der Debatte über Bildungsreformen von Seiten der Pädagogen mit Betonung des Moratoriumsgedankens ganz entschieden für die zeitliche Ausdehnung der Schulzeit gekämpft wurde.

Eduard Sprangers Klassiker „Psychologie des Jugendalters“ (Erstausgabe 1924) blieb für viele der bildungstheoretische Bezugspunkt für den Umgang mit Jugend und für die Vorstellung einer an abendländischen Traditionen sich orientierenden gebildeten bürgerlichen Jugend, die den zeitlosen Idealen von Gesellschaft verpflichtet sei. Ein zentrales Erbe war die hierarchische Unterscheidung zwischen Primitiv- und Kulturpubertät, die vielen pädagogischen Untersuchungen zu Grunde lag. Kulturelle Reife wurde schon in Charlotte Bühlers „Seelenleben des Jugendlichen“ von 1921 als bewusste Sublimierung sexueller Triebe beschrieben, als Askese, bereichert um „andere Erscheinungen geistiger Reife“.<sup>754</sup> Die (gymnasial verstandene) Bildungspubertät zeichnet sich gegenüber der kulturgleichgültigen bzw. kulturstumpfen Pubertät laut Heinrich Roths Kategorisierung durch sieben mit Entwicklungsaufgaben versehene, ahistorische Merkmale aus, hier verkürzt wiedergegeben:

<sup>750</sup> Um diese Eigenständigkeit als Universitätsfach musste die Pädagogik auch zu anderen Zeiten kämpfen. Vorher, denn bis Ende des 19. Jahrhunderts war diese noch in der Philosophie aufgegangen, und nachher, denn heute ist zunehmend von „Bildungswissenschaften“ u.ä. die Rede.

<sup>751</sup> Zuerst auf Deutsch: Arnold Gesell, Jugend. Das Alter zwischen 10 und 16, Bad Nauheim 1958. (Original von 1956: „Youth. The years from ten to sixteen“).

<sup>752</sup> So von Stackelberg im Vorwort zu EMNID I, S. 5. Unklar bleibt, inwieweit Meinungsforscher wie von Stackelberg selbst diesen Impuls aus institutionellem Eigeninteresse weiter befeuert haben.

<sup>753</sup> Flitner/Bittner, Jugend, S. 14-15. Flitner ist es auch, der frühzeitig den Instinkt dafür hat, dass eine Integration neuer Methoden für die Erziehungswissenschaften nur von Vorteil sein kann: „Die Sozialforschung im deutschen Sprachgebiet hat das Thema ‚Jugend‘ ebenso spät entdeckt, wie die Pädagogik (...) das Thema ‚Sozialforschung‘. (...) Es gilt nunmehr, eine zweite Phase einzuleiten, in der die verschiedenen Arbeitsrichtungen und Forschungsansätze der Wissenschaften, die sich mit Jugend befassen, zu gemeinsamer Aussage und zu gegenseitiger Korrektur aufgerufen werden.“ Die Tatsache, dass er sich gerade als Pädagoge der vorläufigen Bilanz und Korrektur der soziologischen Jugendforschung angenommen hat, kann man selbst an Provokation oder als Aneignungsversuch deuten. Flitner, Jugendforschung, S. 126.

<sup>754</sup> Vgl. Charlotte Bühler, Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät, Stuttgart 1967<sup>6</sup>, S. 15 (Original von 1921).



1. Über das Vital-Sexuelle hinausgehend erotisch überhöhte Liebesbeziehungen
2. Über die rein zweckhaften Befriedigungen hinausgehend Such nach einer Beziehung zum Geistigen und Werthaftern
3. Über das Konkret-Anschauliche hinausgehende Suche nach Lebenssinn, Lebensphilosophie
4. Über eigene Selbstbehauptung hinausgehende Verantwortung für überindividuelle und überfamiliäre Verpflichtungen
5. Beziehung zu anderen Jugendlichen über kurzfristige Bandenbindung hinausgehend als eine kultivierte Jugendgeselligkeit in Gruppen, Bündeln, Freundschaften Vereinen
6. Beruf über bloße Versorgungsbasis hinausgehende Hoffnung auf Lebenserfüllung
7. Freizeit über Erfüllung vitaler Genüsse hinaus als Anreiz zum Ausgleich, Geselligkeit, Weiterbildung usw.<sup>755</sup>

Dass ein gewichtiger Grund für das „frühzeitige Steckenbleiben in der Pubertätsentfaltung“ neben mangelnder intellektueller Ausstattung, Kindheitsstube, Geschlechtstrieb auch in einer kurzen Schulzeit gesehen wird, verwundert nicht und fand immer noch Eingang in Metaphern wie die von der Pflanze Jugend, die unter der Obhut des pädagogischen Gärtners wächst und gedeiht. Eine Ausweitung des Moratoriums, respektive der Schulzeit, um allen Jugendlichen „Gelegenheit zum Pubertieren“<sup>756</sup> geben zu können, war demnach auch ein zentrales Anliegen der pädagogischen Forschung,

*(...) nicht nur damit sie gehobene und akademische Berufe ergreifen können, sondern auch, damit sie im Vollsinn des Wortes Mensch werden können – Menschen, die imstande sind, was auch komme, ihrem Schicksal geistig zu begegnen.*<sup>757</sup>

Heinrich Roth war es auch, der (neben Walter Hornstein und Andreas Flitner) in den 60er Jahren maßgeblich versuchte, den Zuständigkeitsanspruch des Jugendthemas nach einer „realistischen Wende“, die durch Ideologiekritik und Empirieorientierung gekennzeichnet ist, für die Pädagogik neu zu reklamieren, Bildungsreformen als Ausweitung der Schulzeit wissenschaftlich zu fundieren und diese in Gremien wie z.B. dem Deutschen Bildungsrat politisch aktiv mitzugestalten. Als Antwort auf die Herausforderung durch die Jugendsoziologie steht die pädagogische Jugendkunde als Integrationswissenschaft, die es „mit dem ganzen Menschen (als Person und als Glied der Gesellschaft)“ zu tun habe.<sup>758</sup>

---

<sup>755</sup> Heinrich Roth, Jugend und Schule zwischen Reform und Restauration, Hannover 1961, S. 38-40.

<sup>756</sup> Ebd., S. 31.

<sup>757</sup> Ebd., S. 46.

<sup>758</sup> Heinrich Roth/Hans Thiersch/Hans Tütken, Erziehungswissenschaft, Erziehungsfeld und Lehrerausbildung. Gesammelte Abhandlungen 1957-1967, Hannover 1967, S. 449. Man argumentiert infolge der Verschiebungen der 50er Jahre bereits defensiv: Die Jugendsoziologen „nähern sich mit verallgemeinernden Methoden ihrem Gegenstand, und ihre Ergebnisse können deshalb nicht ohne weiteres auf den besonderen Fall übertragen werden; sie bedürfen vielmehr der Rückübersetzung in eine konkrete erzieherische Situation.“ (S. 296). Wie dies geschah, vgl. exemplarisch bei: Rudolf Lassahn, Einführung in die Pädagogik, Heidelberg 1974 sowie Benner, Hauptströmungen.

### 3.2.1 Rettet das Moratorium! (Flitner)

Als Sohn von Wilhelm Flitner war Andreas Flitner (\*1922) spätestens ab den 60er Jahren sicherlich der wichtigste und wortgewaltigste Verfechter des pädagogischen Schonraum-Gedankens. Er kämpfte für eine weitere Verschulung der Jugendphase, die ja dann wenig später tatsächlich auch eintrat. Gerade weil die Jugendlichen in einer Welt aufwuchsen, die „stark im Zeichen des Autos, des Radios, der Industrierufe“<sup>759</sup> stehe, sei dieser Schonraum bedroht und müsse verteidigt werden. Flitner konzedierte, dass in der modernen Industriegesellschaft der Abstand zwischen jugendlichem und erwachsenem Erleben geschrumpft sei:

*Die Erlebnisse und Gedanken der Erwachsenen werden ungefiltert über die Jugend ausgegossen. Nachrichten- und Unterhaltungsmittel verschonen die Jugendlichen ebenso wenig wie die Reklame und die Wirtschaftswelt. Aus allen Poren der Öffentlichkeit wie der häuslichen Sphäre dringen Probleme und Ereignisse, die den Erfahrungen der jungen Menschen gar nicht entsprechen, in ihren Lebensraum.*<sup>760</sup>

Die logische Schlussfolgerung einer so formulierten Überforderung jugendlicher Weltaneignung und der Tatsache, dass die Jugend als besonders aufgeschlossen in der „vordersten Gefahrenfront“<sup>761</sup> stehe, war die institutionell-erzieherische Expansion von Jugendschutz. Die Aufgeschlossenheit zur „Formung“ war die gängige, stark durch Sprangers Axiom gefestigte Argumentationslinie, dass nämlich das Hineinwachsen des Jugendlichen in die Gesellschaft zugleich immer ein Hineinwachsen der Gesellschaft in die Jugend sei. So argumentierte auch Flitner gegen Schelskys Strukturähnlichkeitsthese (s.u.): Es sei doch vielfach bewiesene Tatsache, dass hinsichtlich der geistigen Differenzierung und für das Hineinwachsen in die geistige Welt eine solche Schonzeit in den Reifejahren notwendig sei.<sup>762</sup> Und an dieser Stelle gab es besonders heftige Auseinandersetzungen mit den Großen der Soziologie über die angedachten Reformen im Bildungsbereich. Vor allem ging es um die Ausweitung der Schulzeit als sechsjährige Grundschule, laut Schelsky ein „totalitärer Pädagogismus“, da über eine Verlängerung der Schulzeiten Jugend letztendlich überhaupt erst hergestellt und von der Wirklichkeit länger abgehalten würde.<sup>763</sup> Der Gegenschuss zielte nicht weniger scharf und unterstellte einen destruktiven Charakter: „Das ist längst keine Soziologie mehr, die ‚nur feststellt, was ist‘, sondern eine, die darauf abzielt, zu zerstören, was ist, ohne sich groß Gedanken darüber zu machen, was an seine Stelle treten

---

<sup>759</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 79.

<sup>760</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 66-67.

<sup>761</sup> Beer, Miterzieher, S. 9. Der Vergleich, dass dies unabhängig vom politischen oder wirtschaftlichen System geschieht, ist in dieser Plakativität nicht untypisch für die Frühe Bundesrepublik: „Jugend ist (...) zu allen Zeiten, auch heute, geöffnet für die Welt, bereit, sich von ihr formen, ja normen zu lassen – von den Blauhemden der östlichen zu den Bluejeans der westlichen Jugend. Jugend ist immer Hineinwachsen in die Welt, Aufgeschlossenheit für das Neue schlechthin, Hunger nach Eindrücken und Reizen“ (S. 10).

<sup>762</sup> Flitner, Jugendforschung S. 88. Detailliert zum Konflikt Flitner vs. Schelsky vor dem Hintergrund der Bildungsdebatte vgl. Abels, Jugend, S. 223-240.

<sup>763</sup> „Indem der Ausschuß sich nirgends auf die Grenzen der veranstalteten Erziehung besänne, bestärke er wenn auch mit den guten Motiven und dem naiven Glauben eines ‚edelmütigen Bewußtseins‘ – die in einer unkritisch weitergetriebenen Verschulung und Pädagogisierung liegende Zivilisationsgefahr der immer totaleren Manipulierung des Menschen.“ Helmut Schelsky, Anpassung oder Widerstand? Soziologische Bedenken zur Schulreform, Heidelberg 1961, S. 186-187.

könnte.“<sup>764</sup> Auf diese Art, pädagogische Ziele einer Erziehung zur Gemeinschaft zu hintertreiben, mache sich Schelsky zu einem „Anpassungsideologen“.<sup>765</sup> Für das Hineinwachsen in die geistige Welt und ein Entgegenwirken des Vordringens von Primitivpubertät sei aber eine Schonzeit in den Reifejahren unbedingt notwendig, so Flitner:

*Schelskys Leugnung der Notwendigkeit eines freien Jugendraums, die in seinem Buch ‚Anpassung oder Widerstand‘ einigermaßen absurde, der ganzen Schulentwicklung der westlichen Welt widerstrebende schulpolitische Folgerungen gezeitigt hat, setzt sich über entwicklungspsychologisch und pädagogisch erwiesene Tatbestände hinweg, wie es in dieser Form wohl nicht mehr diskutabel ist.*<sup>766</sup>

Und deshalb, so der Rat, sollte man den Jugendlichen mehr Möglichkeiten geben, auch in ihrer Freizeit mit Erwachsenen zusammen zu sein, zu diskutieren oder gemeinsamen Beschäftigungen und Interessen nachzugehen.<sup>767</sup> Es geht hier stellvertretend nicht nur um das Eigeninteresse einer Pädagogik, die sich neuen Herausforderungen gegenüber sah, noch kurz bevor intensiv über die „Bildungskatastrophe“ diskutiert wurde – es geht auch um die Skepsis gegenüber den Folgen einer Erhebungsmethode. Das von der Soziologie gezeichnete, stark auf Umfragebasis generierte neue Jugendbild des „gestaltlosen Durchschnittsjugendlichen“ war für Flitner eine Zumutung und unzulässige Nivellierung, statistisch vielleicht nachweisbar, aber mit der Vielfalt jugendlichen Aufwachsens, mit der man in der pädagogischen Praxis zu tun habe, nicht vereinbar. Eine einzige Verhaltensgestalt, auf die hin man sämtliche abweichenden Ergebnisse interpretiere, sei schlichtweg unzulässig. Gleichwohl gebe es eine größere räumliche und „geistig-seelische“ Lebensnähe zwischen Erwachsenen- und Jugendgeneration als jemals zuvor, was aber mit den ungefilterten und schädlichen Einflüssen der eigentlich für Erwachsene bestimmten Medien zu tun hat.<sup>768</sup> Wenn schon die Industriegesellschaft leider kaum noch einen eigenständigen Jugendraum zulasse, dann gelte es doch nun, diesen zu sichern bzw. wiederherzustellen und auszubauen.

Andere zeigten sich im interdisziplinären Diskurs offener, so wie Heinrich Roth, der gleichwohl hinsichtlich soziologischer Methodenauswahl forderte, dass „der soziologische *Außenaspekt* durch einen *psychologischen Innenaspekt* ergänzt werden muß“.<sup>769</sup> In den dichotomischen Unterscheidungen von Innen und Außen, Oberfläche und Tiefe fand häufig die Positionierung der „alten Schule“ und Methodenkritik an soziologischer Jugendforschung statt – selbst wenn man bereit war, mit deren Ergebnissen zu arbeiten:

---

<sup>764</sup> Andreas Flitner, Schelsky und die Pädagogik, in: Neue Sammlung 1 (1961), H. 4, S. 278-287; S. 280.

<sup>765</sup> Ebd., S. 280-281.

<sup>766</sup> Andreas Flitner, Soziologische Jugendforschung. Darstellung und Kritik aus pädagogischer Sicht, Heidelberg 1963, S. 88. Die Skeptische Generation wirkt nach, an ihr arbeitet man sich noch mehrere Jahre ab, meist über den Weg Rezension – Nach-Publikation – Stellungnahme zur Nach-Publikation – Antwort auf die Stellungnahme usw. Flitners Darstellung ist dabei sicher die wirkmächtigste Monografie. Vgl. Helmut Schelsky, Zur Diskussion in der Jugendsoziologie. Stellungnahme zu einem Buch und einer Rezension, in: KZfSS 17 (1965), S. 400-406.

<sup>767</sup> Vgl. Andreas Flitner/Günther Bittner, Jugend und die überlieferten Erziehungsmächte, München 1965 (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 2), S. 47.

<sup>768</sup> „Nachrichten- und Unterhaltungsmittel verschonen die Jugendlichen ebenso wenig wie die Reklame und die Wirtschaftswelt. Aus allen Poren der Öffentlichkeit wie der häuslichen Sphäre dringen Probleme und Ereignisse, die den Erfahrungen der jungen Menschen gar nicht entsprechen, in ihren Lebensraum.“ Flitner, Jugendforschung, S. 66-67.

<sup>769</sup> Roth, Jugend, S. 25. Hervorhebungen im Original.

*Kann man jugendliches Verhalten ohne ihre Eigenkommentare deuten? Ist nicht die Jugend das stärkste Beispiel dafür, daß Wünsche und Gedanken, Pläne, Träume und Hoffnungen für das künftige Verhalten gewichtiger sein können als das augenblickliche Verhalten? (...) Und können wir als Pädagogen uns damit zufrieden geben, wenn wir die Jugend als skeptisch, konkretistisch, weltklug, kaltschnäuzig, politisch gleichgültig und apathisch, pseudo-erwachsen, privatistisch, opportunistisch und autoritätsgebunden vorgesetzt bekommen?*<sup>770</sup>

Man wollte sich nicht zufriedengeben mit der Perspektive und den Ergebnissen, die für viele in der pädagogischen Zunft sicherlich eine Zumutung bedeuteten, war doch das Profil einer skeptischen Generation keines, das zum Bild des zu pädagogisierenden und zu beschützenden Jugendlichen passte. Schon der Titel skeptische Generation, so Flitner in einer damals eher unüblichen Schärfe, sei ja ganz offensichtlich dem Publikumsgeschmack gewidmet, wenn nicht sogar der Neugier der Jugend selbst, die sich, „wie die Jugendpsychologie leicht erklären mag, unter einem solchen Etikett gefallen muss“.<sup>771</sup> Roth verwies in diesem Zusammenhang auf eine gemeinsame Studie mit Hermann Bertlein zum „Selbstverständnis der Jugend heute“, in der 2331 Aufsätze von 14-20-jährigen, männlichen Berufs-, Mittel- und Oberschülern die Basis bildeten und in der letztlich lapidar festgestellt wurde: „Die heutige Jugendgeneration ist nicht mehr die Jugend der Jugendbewegung“.<sup>772</sup> Fast schon beruhigend konstatierte man, dass diese – allen Unkenrufen über „Erwachsenenähnlichkeit“ zum Trotz – immer noch eine Jugend war, die auch träumt, hofft, leidet und kritisiert, denn „sie will auch geistig leben, und sie will an der Auseinandersetzung mit den Erwachsenen reifen“.<sup>773</sup> Dem müsse man sich stellen, den generationellen Nivellierungstendenzen entgegenwirken und der Jugend „Gelegenheit zum Pubertieren geben“ – dies ist laut Roth die zeitgemäße Aufgabe. Dass diese Aufgabe auch mit dem politischen Ziel einer Ausweitung der Schulzeit zu tun hat, überrascht nicht und zeichnet den Weg von der Kinder- zur Jugendschule vor.<sup>774</sup>

Das rebellische Element der auffälligen Halbstarken sei der überwältigenden Mehrheit, die sich in „normalen Bahnen“ bewege, zwar fremd. Aber – und dieses Motiv findet sich in vielen pädagogisch motivierten Studien – Jugend fühle sich häufig von den Erwachsenen unverstanden und sogar diffamiert, besonders in Geschmacks- und Modefragen. Bertlein entwarf an dieser Stelle auch ein Reifungsschema, das so oder leicht verändert als typisch für Diskurse der geisteswissenschaftlichen Pädagogik der 50er Jahre gelten kann. Jeder Jugendliche durchlaufe ein Stadium, in dem er

*1. (...) in jugendspezifischer Weise mit Problemen ringt, die sich von den Erwachsenenproblemen nach Art und Intensität vielfach und vielgestaltig unterscheiden; in dem er*

---

<sup>770</sup> Ebd., S. 25-26.

<sup>771</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 70.

<sup>772</sup> Hermann Bertlein, Das Selbstverständnis der Jugend heute. Eine empirische Untersuchung über ihre geistigen Probleme, ihre Leitbilder und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen, Berlin/Hannover 1960, S. 285-287.

<sup>773</sup> Roth im Vorwort zu Bertlein, Selbstverständnis, S. 9.

<sup>774</sup> Vgl. Roth, Jugend, S. 50ff. Aus Sicht des Anfang der 80er ideologiekritisch arbeitenden Forschers beschreibt Trutz von Trotha eine solche Nivellierung. Bei hoher Übereinstimmung des Verhaltens werde schließlich eine Entwicklung angezeigt, in der es „vielleicht für beide Seiten hinderlich ist, den heranwachsenden jungen Menschen auf den Jugendstatus zu verpflichten.“ Trutz von Trotha, Zur Entstehung von Jugend, in: KZfSS 34 (1982), S. 254-277; S. 272.

2. das zukünftige Leben in einer spezifischen Art und Weise mittels Vorbildern, Idealen, Leitbildern und ideellen Richtpunkten, aber auch in Gegenidealen antizipiert und in sein gegenwärtiges Leben hineinwirken läßt; wie das so in keiner anderen Lebensphase mehr der Fall ist; in dem er

3. Hindernisse und Widerstände erfährt, die sich durch den Zusammenstoß des jugendlichen Selbstwertempfindens und der Selbstdarstellungstendenzen ergeben, die der Erwachsenen gesetzten Ordnungstendenzen ergeben, die der Erwachsene selbst jedoch in dieser Art nicht mehr erlebt.<sup>775</sup>

Interessant ist hier, wie auch in ähnlichen Studien mit qualitativer Ausrichtung auf Basis gesammelter oder angeregter Selbstzeugnisse, die Auseinandersetzung mit der Umfragemethode, genauer die Aussage, dass diese unzureichend sei, weil sie Zahlen ohne pädagogische Reflexion darstellen würden. Exemplarisch für die anfänglich starken Vorbehalte an den neuen Methoden, in den Worten eines 18-jährigen Oberschülers:

*Die Ideale eines jungen Menschen sind keiner Norm unterworfen, man kann sie nicht nach rechts, noch nach links werfen, was Sie wohl ‚statistisch auswerten‘ nennen.(...) Die Jugend hat es immer nötig, daß erwachsene Menschen ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen. Auch wenn Sie jetzt statistisch erweisen, daß 25 Prozent keine Ideale haben, auch dann sollten Sie es für wichtig halten, diesen ‚Prozenten‘ zu helfen, ihnen Ideale vorsetzen, die Ihrer Meinung nach Ideal sind. Um uns zu helfen, bedarf es keiner Statistiken!*<sup>776</sup>

Das war ursprünglich die Kritik: die Degradierung der Erziehungsobjekte zu „Prozenten“, die Simplifizierung der Jugend mittels moderner Technik zu einem unvollständigen „Fabrikstück“, denen jede Innenansicht fehlt.<sup>777</sup> Innenansichten aber benötigen stets die Hilfe von verstehenden Erziehern, von „Dolmetschern“ und „Anwälten“. Dies scheinen überhaupt die beiden zentralen Figuren zu sein, in denen sich die hier genannten Pädagogen wiedererkennen und im Sprachbild des Ein- bzw. Überführens veranschaulichten: der Dolmetscher als der verstehende Übersetzer von jugendlichen Innenansichten in auch für Nicht-Experten verständliche Synthesen, der gleichzeitig Brücken zwischen der Jugendwelt und der sie nicht verstehenden Außenwelt baut und gleichzeitig auch der verstehende Anwalt, der seinen Mandanten vor ungerechten Angriffen von außen beschützt und verteidigt, gerade weil er dessen Schwächen kennt, ihm aber insgesamt wohlwollend zur Seite steht.

### 3.2.2 Alles im Erziehungsfeld (Roeßler, Wenke)

Ein öffentlichkeitswirksamer Pädagoge seiner Zeit war Wilhelm Roeßler. Roeßler steht bis heute auch für die qualitativ einführende Herangehensweise in großer Dimension, hat er doch die wohl umfangreichste Jugendstudie des Jahrzehnts geleitet. Seine Anfang der 50er Jahre durchgeführte Untersuchung über die „Jugend im Erziehungsfeld“ beruht auf der Analyse von ungefähr 20.000

<sup>775</sup> Bertlein, Selbstverständnis, S. 276. Hervorhebung im Original.

<sup>776</sup> Bertlein, Selbstverständnis, S. 43. Dennoch findet man gerade bei Bertleins Interpretationen bereits „Kontaminierungen“ durch soziologische Tatbestände, Zugeständnisse an eine neu abgesteckte „Wirklichkeit“. So habe sich „unter dem Einfluß traditionsauflösender Kräfte gezeigt, daß die Auseinandersetzung mit geistigen Gehalten, wie sie etwa die Schule bietet, nicht mehr der allein bevorzugte Weg zur seelischen Reifung ist. Die ‚Wirklichkeit‘ mit ihren Ansprüchen ist unmittelbar in das Wertungsbewußtsein vorgestoßen und hat, ob wir es wünschen oder nicht, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen.“ Ebd., S. 128.

<sup>777</sup> Ebd., S. 44.

Schülersaufsätzen. Seine Schlussfolgerungen: Man müsse mit der Kritik an den Jugendlichen zurückhaltend sein, vieles, was an ihr als Kulturlosigkeit getadelt werde, stelle in Wirklichkeit eine „zu erwartende, sinngerechte Antwort auf Gegebenheiten der technisch-industriell bestimmten Umwelt dar“.<sup>778</sup> Kennzeichen seien neben einer großen Offenheit auch eine gemütsfreie, kritische Haltung zum Staat und die Fähigkeit zu Perspektivenwechsel und Reflexivität – nicht zuletzt hatte sich über die Medien ein neuer Erfahrungsraum geöffnet.<sup>779</sup> Roeßler bezog sich direkt auf Schelskys Nivellierungsthese:

*Lebten zur Jahrhundertwende die Jugendlichen der verschiedenen Stände noch weitgehend in ihrer sozialen Welt, so schwanden die bestehenden Unterschiede mit fortschreitender Zeit, und heute sehen wir uns einem jungen Geschlecht gegenüber, das zwar in seiner Differenzierung verschieden, in seiner Lebenseinstellung jedoch weithin konform geworden ist, ohne daß diese Einheit Einerleiheit bedeutete.*<sup>780</sup>

Wie bei vielen anderen wurde auch hier als Komparativum die Jugend zu Beginn des 20. Jahrhunderts herangezogen – bemerkenswert, dass der zeitlich eigentlich näher liegende Vergleich mit der Zeit unter dem Nationalsozialismus bei den Jugendforschern der 50er/60er Jahre seltener explizit vorkam, als man annehmen könnte. Und dies ist wohl nicht allein mit dem biografischen Hintergrund einiger Forscher zu erklären. An der Einstellung zur Jugendbewegung klärte sich einiges für die eigene Position im innerpädagogischen Diskurs. Vieles in der Diskussion justierte sich an der Komparationslinie Jugendbewegung aus, in Vergleichen mit diesem historischen Phänomen musste jede Generation als nüchtern und apathisch erscheinen. Roeßler zeigte sich dabei weniger idealistisch orientiert als andere, machte sich aber mit seiner Abkehr vom organologischen Denken, seiner Kritik am Konzept der „Selbstformung“ wenig Freunde innerhalb der eigenen Disziplin<sup>781</sup>:

*Nicht zufällig wurde und wird immer wieder zur Verdeutlichung solcher Anschauung und Haltung das Bild vom Wachsen und Blühen einer Pflanze, ein Bild aus der organischen – aber geistfreien – Natur verwandt. In Wirklichkeit aber findet bei dem Versuch, eine derartige Anschauung zu verwirklichen, wie wir heute wissen, eine Sezession aus der Geschichte statt.*<sup>782</sup>

Roeßler schloss sich dann auch nicht der allgemeinen Forderung an, die Schulzeit zu verlängern, und blieb damit innerhalb des pädagogischen Diskurses eine umstrittene Figur, genauso, wie sein zurückhaltender, ja fast bestätigender Ton Schelskys Thesen gegenüber die Fachkollegen irritierte. Eine besondere Pointe ist dabei, dass Schelsky sich anschließend, wenn es um „schichtenbezogene Nivellierung“ ging, wieder auf Roeßler bezog, der dies ja seinerseits von Schelsky übernommen

---

<sup>778</sup> Roeßler, Jugend, S. 384.

<sup>779</sup> Ebd., S. 391.

<sup>780</sup> Ebd., S. 448.

<sup>781</sup> Vgl. die Kritik bei Flitner, Jugendforschung, S. 63-64. Auch bei Seidelmans Rezension in der deutschen jugend 5 (1957), H. 12, S. 434-435.

<sup>782</sup> Roeßler, Jugend, S. 284.

hatte.<sup>783</sup> Doch letztlich stand auch dieser den „repräsentativen Interviewer-Verfahren“ zur Erhebung von „Jugenderleben“ skeptisch gegenüber. In Auseinandersetzung mit Blüchers Freizeitstudie schrieb Roeßler 1956:

*Da es sich bei unserem Vorhaben nicht um die Erschließung einer ‚Objekt-‘, sondern einer Erlebniswelt handelt, verschleißt sich das Wesentliche dem naturwissenschaftlich erkennenden Zugriff, es bleibt nur dem geisteswissenschaftlich verstehenden Mitvollzug zugänglich (...).*<sup>784</sup>

Der Ton der meisten Publikationen mit pädagogischem Hintergrund war in der frühen Bundesrepublik mehrheitlich ein solch moderater, in der Analyse überwog die hermeneutische Methode. Ergänzend wären in diesem Kontext der damals noch nicht so benannten „qualitativen Sozialforschung“ der bereits erwähnte Hermann Bertlein mit dem „Selbstverständnis der Jugend“ (1960) aufzuführen, Küppers „Mädchentagebücher in der Nachkriegszeit“ (1964) oder die selektive Sammlung jugendlicher Selbstaussagen in „Zwanzigjährige haben das Wort“ (1959).<sup>785</sup> Sie stehen für die kurze empirisch-analytische Tradition, die in der Weimarer Zeit so starke Impulse gesetzt hatte; und sie stehen für die sukzessive Anbindung an quantitativ-empirische Ergebnisse, zumindest rhetorisch dahingehend, dass in den Vorworten gefragt wurde, ob die Befunde soziologischer Verhaltensforschung und Selbstverständnis mit dem „Innenblick“ übereinstimmen. Sozialpädagogik ist jedenfalls der Teilbereich, der den neuen Methoden aufgeschlossener gegenübersteht, den Gegenstand historisiert und dennoch dem Grundmodell organologischer Vorstellungen (Jugendentwicklung als quasi-naturwüchsiger Prozess) letztlich verpflichtet blieb.

Als heute wenig bekannter Pädagoge mit damals starkem Einfluss auf die Bildungspolitik ist an dieser Stelle der Spranger-Schüler Hans Wenke zu nennen. Wenke beeinflusste den pädagogischen Diskurs durch seine Zwei-Welten-Theorie, darin, wie so viele, an das klassische Humboldtsche Bildungsideal von Ich und Welt anknüpfend. Demnach sind Jugendliche in einer besonderen „Erlebniswelt“, die ihrem seelischen Wesen gemäß ist, zu Hause, sie begegnen gleichzeitig aber auch „der Welt“ von eigener Struktur, in der alle gleichzeitig lebenden Menschen stehen – die dem Jugendlichen aber im Grunde fremd ist.<sup>786</sup> Mit der ineinander greifenden biologischen und seelischen Reife eröffnen sich immer mehr Zugänge zu dieser Welt, der Reiz des Neuen schiebt sich in den Vordergrund, zwei widerstreitende Impulse beherrschen das Ich. Es heißt,

*(...) sich im Gefühl der Selbständigkeit der Welt gegenüberzustellen und zugleich in die Welt einzudringen sowie sich das Leben mit seinen Gestalten und Reizen verfügbar zu*

<sup>783</sup> Ein Hinweis auf diesen Zirkel findet sich bereits bei Manfred Markelka, Der Begriff der Jugend in der deutschen Nachkriegsliteratur zum Problem der Jugend, Univ.-Diss., Köln 1963, S. 104.

<sup>784</sup> Roeßler, Jugend, S. 502.

<sup>785</sup> Der erwähnte Bertlein, Selbstverständnis; Waltraut Küppers, Mädchentagebücher in der Nachkriegszeit. Ein kritischer Beitrag zum sogenannten Wandel der Jugend, Stuttgart 1964; Walter Grosse-Hartlage/Karl Rauch, Zwanzigjährige haben das Wort. Selbstaussagen junger Menschen, München 1959. Karl Rauch war es auch, der 1956 eine Art ethnologische Reise durch die Bundesrepublik unternahm, um Schulen, Heime, Jugendgefängnisse zu besuchen, dort Gespräche zu führen und Akten, Briefe und Aufzeichnungen der Jugendlichen zu studieren: „Sein Buch enthält eine Fülle an Lebensbeschreibungen fehlgeleiteter und gestrauchelter Menschen, deren Heilung den Kardinalfehler unserer Zeit offenbart: den Mangel an Liebe.“ So steht es jedenfalls in der Verlagswerbung zu Rauchs Buch. Karl Rauch, Junge Menschen heute. Probleme und Lösungen, München 1956.

<sup>786</sup> Hans Wenke, Die Jugend und die Welt, in: Studium Generale 4 (1951), H. 10, S. 587-609; S. 587.

*machen. Je ausgereifter und tiefgründiger die innere Entfaltung des jungen Menschen ist, um so spannungsreicher wird diese Erlebniswelt, in der sich Introversion und Extraversion mit gleicher Kraft auswirken.*<sup>787</sup>

Gefährliche jugendliche „Weltbegegnung“ – das ist vielfach ein Ausgangspunkt für Sorge, Fürsorge und Jugendschutz. Wenke unterschied drei unterschiedliche Formen, sich der Welt zu bemächtigen: Der erste Typ ist der „Pragmatiker“, der sich relativ unproblematisch in der als übermächtig wahrgenommenen Welt assimiliert, ohne dass ein Kontrastgefühl zwischen Ich und Welt, und somit auch keine Kulturkritik entsteht. Der zweite Typ wird als der „Primitive“ bezeichnet, bei dem die geistige Entwicklung der biologischen nicht folgen kann, er also in der Entwicklungsstufe eines naiven Realismus verharret, es zu keiner Herausbildung des „Ichgefühls und Ichbewusstseins“ kommt.<sup>788</sup> Der einzig gangbare Weg einer sinnvollen Existenz sei dann, in den Anforderungen der Arbeit aufzugehen. Die Gefahr, „a-sozial“ zu werden und mit der Ordnung in Konflikt zu geraten, bleibe gleichwohl virulent.<sup>789</sup> Als dritten Typ und verhältnismäßig kleine Gruppe bezeichnete Wenke den „geistig Aufgeschlossenen“, das Idealbild entwicklungspsychologischer Modelle. Mit ausgeprägtem Ichbewusstsein und vielfältiger Erlebnisfähigkeit ausgestattet, kann dieser „der Welt in ihrer bunten Fülle auf durchaus eigene Weise begegnen“.<sup>790</sup> Eine solche, fast „appellative Beschwörung einer Eigenwelt“<sup>791</sup> als Norm hat zwar in den folgenden Jahren nicht „Schule“ gemacht, dominierte das Feld aber in jener Zeit und zeigt sich auch in den noch eindeutiger psychologisch motivierten Zugängen weit verbreitet.

### 3.3 Psychologie

Mehr noch als die Nachbardisziplinen war die psychologisch orientierte Jugendforschung von den großen idealistischen Theorien der 20er Jahre, also von Bühler, Spranger und Bernfeld beeinflusst, zuvörderst dem Konzept der „kulturellen Reifung“ verpflichtet. Sie lässt sich pauschalisierend als „individualpsychologischer Blick mit organismischer Orientierung“ beschreiben.<sup>792</sup> Polemisch sogar als „fröhlicher Jagdgrund von Sentimentalisten und Fanatikern“ beschrieben – verlor die Jugendpsychologie nach dem Zweiten Weltkrieg insgesamt an Bedeutung, was nicht zuletzt am

---

<sup>787</sup> Wenke, Jugend, S. 589.

<sup>788</sup> Wenke, Jugend, S. 600.

<sup>789</sup> Ebd., S. 600. Ein Beispiel für A-Sozialität sei dann zu beobachten, wenn Jugendliche aus einer sozialen Ordnung herausgerissen werden, wie bei der Flüchtlingsjugend geschehen. Oder – hier in nicht untypischer Vermischung von biologischer Entwicklungstheorie und Milieutheorie bei Verwahrlosung und Verdorbenheit durch die Unordnung im Haus minderwertiger Eltern. Abels weist auch auf eine interessante Verschiebung im Vergleich zu der fast identischen Wiederveröffentlichung dieses zentralen Textes im Jahr 1962 hin: Hier sind weniger das Familienmilieu als vielmehr die Einflüsse der Arbeitswelt gefährlich – ein typisches Argument für die Mehrzahl der Pädagogen, die mit Macht auf die Verlängerung der Schulzeit drängten. Als diese dann tatsächlich kam, hatte dies aber bereits mehr mit grundsätzlichen Forderungen nach Qualifizierung zu tun als mit dem Moratoriumsgedanken. Vgl. dazu Abels, Jugend, S. 142-144.

<sup>790</sup> Wenke, Jugend, S. 601.

<sup>791</sup> Abels, Jugend, S. 146.

<sup>792</sup> Krüger, Handbuch Jugendforschung 1988, S. 13. Doch man sollte unterscheiden: Während bei Siegfried Bernfeld ein eher analytischer klassen- und konflikttheoretischer Zugang im Vordergrund steht, herrscht bei Gustav Wyneken (dieser bringt bereits 1919 den Begriff „Jugendkultur“ in die Diskussion ein) ein kulturtheoretisches Paradigma und bei Charlotte Bühler bereits empirische Ansätze. Vgl. Hartmut M. Griesse/Jürgen Mansel, Sozialwissenschaftliche Jugendforschung, in: Soziologie 2 (2003), S. 23-54.



neuartigen Profil des Untersuchungsgegenstands festgemacht wurde.<sup>793</sup> Exemplarisch kann die ernüchterte Beobachtung Ernst Bornemanns gelten, es fehle angesichts einer rationalen Welt das „für die Jugend typische Ringen und Suchen nach geistigen Werten“.<sup>794</sup> Dahinter steckte auch die für die Entwicklungspsychologie typische ahistorisch-statische Konzeption von Jugend in ihrer Zweiteilung von Pubertät (biologisch) und Adoleszenz (psychologisch) und in ihrer eigenen wissenschaftshistorischen Genese, denn die Jugendpsychologie im 20. Jahrhundert „ging vom Kinde aus“.<sup>795</sup> Im Mittelpunkt stand dabei die individuelle Komponente eines inneren Erlebens, dem Erwachen neuer kognitiver Fähigkeiten oder emotionaler Erlebnisräume. Jugend – das ist die „Zeit der Entscheidung“ (Paul Lazarsfeld). Es ist pauschal betrachtet evident, dass sich in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern ein emphatischer Jugendbegriff länger gehalten hat. Jugend symbolisiert den historischen Wandel, den Aufbruch in jeweils passender Hinsicht – und Hans-Heinrich Muchow steht dafür wie kein Zweiter.<sup>796</sup>

### 3.3.1 Rettet die Reifezeit! (Muchow)

Als Jugendpsychologie alter Schule kam in den 50er Jahren Hans-Heinrich Muchow noch einmal auf einen großen Leserkreis und vielfache Zitation. Sein Hauptthema war die Entwurzelung der Jugend als Folge des Krieges, die besonders fatale Vaterlosigkeit sowie ständige Reizüberflutung durch moderne Lebenseinflüsse. In Anbetracht dessen sei zu fragen, ob diese Gesellschaft überhaupt noch „gestaltungsträchtig“ ist. Muchow fand bereits 1953 „völlig verjazzte und versportete Oberstufenklassen“<sup>797</sup> vor:

*Gerade im Raume des Ethischen aber sind die Einflüsse der zivilisatorischen Welt auf die heutige Jugend vorwiegend negativer Natur: Verrückung des Vorbildlichen (Filmhelden, Sportkanonen, Schundliteratur-Helden), Verrückung des für den Menschen Wichtigen (Aktualität als Selektionsprinzip aller Aussagemittel, Prinzip der Reklame, Fußballspiel als Inhalt des Sonntagserlebens, Glücksvorstellungen im Toto usw.), Verlust an mythischer Substanz und Entwürdigung des Menschen („human rengineering“, künstliche Zeugung, „Hollerithisierung“).<sup>798</sup>*

<sup>793</sup> So der Psychologe Grinder 1975. Zitiert nach Abels, Jugend, S. 135. Einschränkend muss man sagen: Die Jugendpsychologie Sprangerscher Provenienz verliert nach einer nur kurzen Renaissance Anfang der 50er Jahre schnell an Bedeutung, die Jugendpsychologie orientiert sich ebenso neu, wie es sich in der „realistischen Wende“ in der Pädagogik abzeichnet.

<sup>794</sup> Bornemann, Jugendprobleme S. 15.

<sup>795</sup> Uwe Sander/Friederike von Gross/Kai-Uwe Hugger (Hrsg.), Handbuch Medienpädagogik, Wiesbaden 2007, S. 540.

<sup>796</sup> Der im Vergleich zu Pädagogik und Soziologie geringeren Bedeutung im interdisziplinären Jugendsdiskurs gemäß wird der genuin psychologischen Jugendforschung an dieser Stelle weniger Platz eingeräumt. Zu erwähnen wäre an dieser Stelle noch Hans Zbinden, einer der schärfsten Zivilisationskritiker der 50er Jahre. Seine Wortmeldungen zur moralischen Krise des Abendlandes haben häufig mit Jugend als dem Nukleus für die Zukunft zu tun, der von „un-gesunden Lebensbedingungen“, zum Beispiel von der „Maschinerie moderner Städte“ zu heilen sei: „Ist das der Nachwuchs, den die Gesellschaft braucht, sollen so die Kader (...) von morgen aussehen?“ Hans Zbinden, Über Jugend und Alter in der Gesellschaft von heute, Stuttgart-Degerloch 1962, S. 21; S. 23.

<sup>797</sup> Hans-Heinrich Muchow, Jugend im Wandel. Die anthropologische Situation der heutigen Jugend, Schleswig 1953, S. 28.

<sup>798</sup> Ebd., S. 41. Und weiter: „Der hemmungslose Gebrauch der modernen Aussagemittel (Film, Funk, Zeitung, Illustrierte, Reklame) hat zweifellos bei der modernen Jugend zum Erlahmen der Fantasie und zur Abnahme der Vorstellungs- und Denkkraft geführt; er hat sie unfähig zum rechten Zuschauen und Zuhören gemacht.“

Neben der Spitze gegen die „verwaltete Welt“ (Horkheimer/Adorno) beklagte Muchow Wandlungen im technisch-zivilisatorischen Bereich, die Gefahr der „Ungeistigkeit und Versportung“ und die Vorbild-Lücke aufgrund der zu laschen Erziehungsmethoden. Die neuen Medien würden die Kräfte schwächen, die „zur Weltbewältigung“ notwendig seien und ein punktuell, augenblicksbezogenes Leben, eine hohe Anpassungsfähigkeit und „Wendigkeit“ vonnöten machen.<sup>799</sup> Statt des jugendgemäßen Weltschmerzes gebe es höchstens noch Rührung und „Tristesse“, wie Muchow in An- und Ablehnung an Françoise Sagans Skandalbuch „Bonjour Tristesse“ insinuierte. Die erhöhte Vitalität und das gesteigerte Körpergefühl treten seiner Ansicht nach am deutlichsten im Sportbetrieb zutage und darin, wie Jugend sich kleidet. Die Mode aber zielen mehr denn je auf das „Zurschaustellen der Leibesschönheit“ ab.<sup>800</sup> Muchow räumte selbst ein, dass er sich in seinen Analysen und Ratschlägen allein mit der männlichen Jugend befasst, ein „rechtes Verstehen des Seelenlebens von Jugendlichen anderen Geschlechts“ sei aus seiner Perspektive eben nur bedingt möglich.<sup>801</sup> Methodisch wandte sich Muchow, der selbst Lehrer war, gegen empirische Annäherungen sowohl über die Analyse von Schulaufsätzen, als auch über repräsentative Umfragen und propagierte stattdessen die planmäßige und systematische Dauerbeobachtung, eine „Beigesellung“.<sup>802</sup>

Bei Muchows Versuch, die Jugend „verstehend zu deuten“<sup>803</sup>, zeigt sich am deutlichsten die Enttäuschung über eine nicht-idealisierbare Jugend und auch die Ambivalenz in der traditionellen Erwartungshaltung, die Allerbeck später als eine „merkwürdige Art der Abweichung“ beschreibt, die von den Jugendlichen erwartet und zuweilen verlangt wird: „Abweichung ja, aber in der richtigen Richtung, eine abweichende Konformität“.<sup>804</sup> Spätere Untersuchungen zeigen übrigens, dass zu diesem Zeitpunkt die normative Erwartung jugendlicher Abweichung, genauer: die Vorstellung, Jugendliche sollten politische und soziale Kritik äußern, in den Mittel- und Oberschichten, unabhängig vom Alter, deutlich höher ist als bei den sozial unteren Schichten.<sup>805</sup> Schelsky auf der anderen Seite scheint die konstatierte Angepasstheit als durchaus angemessen zur Gesellschaft einzuschätzen, diese sei jedenfalls nicht den Jugendlichen selbst vorzuwerfen. Bei anderen Zeitkritikern, die eher aus jugendbewegten Zirkeln kommen, findet sich der Appell an die Jungen, diese mögen an ihrer statt aussprechen und kritisieren, was ihnen selbst unter den Nägeln brennt. Eduard Spranger zum Beispiel beklagte Anfang der 50er Jahre den Zustand einer Welt, „von der ich mir nicht vorstellen kann, daß ich ihn in jungen Jahren ertragen hätte, ohne in die

<sup>799</sup> Muchow, *Jugend im Wandel*, S. 20.

<sup>800</sup> Ebd. S. 12.

<sup>801</sup> Muchow, *Flegeljahre*, S. 5.

<sup>802</sup> Hans-Heinrich Muchow, *Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend*, Reinbek 1959, S. 84.

<sup>803</sup> Ebd., S. 71.

<sup>804</sup> Allerbeck, *Demokratisierung*, S. 52.

<sup>805</sup> Dies gilt jedenfalls für die Post-68er Zeit. Allerbeck, *Demokratisierung*, S. 54-55. Allerbeck stellt auch die Hypothese auf, die Anfänge der Studentenbewegung 1966-67, „welche wesentlich durch die politischen Ereignisse und Streitfragen dieser Zeit bestimmt sind, werden von den Institutionen und Massenmedien vielfach mit der Norm jugendlicher Abweichung in Verbindung gebracht und interpretiert. Diese Interpretation aktualisiert die Norm und wendet sie auf den Bereich der Politik an.“ Allerbeck, *Demokratisierung*, S. 66.

äußerste Aufwallung zu geraten“. Er vermisse eine Jugendideologie, die „von den öffentlichen Angelegenheiten herausgepreßt wäre und zu ihnen Stellung bezöge.“<sup>806</sup>

Es gibt offenbar auf professioneller Beobachterseite tatsächlich so etwas wie eine normative Erwartung jugendlicher Abweichung, deren reales Eintreten dann aber von Fall zu Fall bewertet wird. Muchows Sicht auf die Halbstarken als „Niederdruckexistenzen“, denen die Selbstbeherrschung des zivilisierten Menschen abhanden gekommen sei, ist mit eindeutigen pädagogischen Ratschlägen verbunden: Es gehe nun darum, die Jugendlichen „umzudrehen“, um den Weg der „Ent-staltung“ und „Dezivilisation“ wieder umzukehren.

*Bei drei Gruppen von Menschen liegt diese Bereitschaft zum Rückschlag ins Un-Zivilisierte, in die Barbarei besonders nahe unter der Oberfläche: bei den Primitiven, bei den erziehungsmäßig ‚Frustrierten‘ und bei den Nihilisten. Sie bilden denn auch die Masse, den Kern und die Führerschaft der Halbstarken.*<sup>807</sup>

Er schlug im Anschluss neben verstärkter Jugendarbeit und gesetzgeberischen Maßnahmen auch einen Arbeits- bzw. „Volksdienst“ vor, verbunden mit einer – darin mit vielen sowohl konservativen als auch links-aufklärerischen Denkern der 50er Jahre einig – strikten Konsumaskese.<sup>808</sup> Später dann, bei der Einschätzung der Studentenproteste ab 1967 finden sich schließlich ähnliche Deutungsmuster: Abweichung und Kritik an gesellschaftlichen Zuständen wird als durchaus natürliche Verhaltensweise von Jugend akzeptiert – wenn die Richtung mit den eigenen Überzeugungen übereinstimmt und diese sozusagen stellvertretend Kritik übt, und dies in einem Habitus tun kann, der den Erwachsenen nicht mehr zusteht. Dass auch hier intensive Beschäftigung mit Jugend unter anderem unter der Kontrastfolie FDJ steht, überrascht nicht:

*Ein Blick hinter den Eisernen Vorhang zeigt auch hier, mit welchem Erfolg der Bolschewismus die immer vorhandene Begeisterungsfähigkeit der Jugend missbraucht. (...) Man muß der Jugend echte und überzeugende ideelle Werte vermitteln, an die sie wirklich glauben kann. Vorbild sein, Begabtenförderung.*<sup>809</sup>

Der Blick vom „Abendland“ nach Amerika zeigt dann aber: Ähnlich wie im bekannten Fall von David Riesman spielten im Bereich der westdeutschen Jugendpsychologie US-amerikanische Forschungsergebnisse eine nicht unerhebliche Rolle. Phänomene wurden zu Schreckgespenstern – gerade, wenn es um die heranziehende „Herrschaft der Teenager“ ging. Im Nachwort zur deutschen Ausgabe von Hechingers „Teen Age Tyranny“ von 1966 warnte Muchow eindringlich vor den pathogenen Entwicklungen, die sich „hüben wie drüben“ finden lassen, vor allem auf dem subkulturellen Gebiet und im Bereich der verfrühten Sexualität. Die Tatsache, dass sowohl die amerikanische als auch die deutsche Jugend Folgen der industrialisierten Massengesellschaft zu

---

<sup>806</sup> Eduard Spranger, Gibt es in Westdeutschland eine Jugendideologie?, in: ders., Kulturfragen der Gegenwart, Heidelberg 1953, S. 66-86; S. 78.

<sup>807</sup> Hans-Heinrich Muchow, Zur Psychologie und Pädagogik der Halbstarken, in: Unsere Jugend, H. 11 (1956), S. 486-491. „Ent-staltung“ hier verstanden als eine Flüchtigkeit von Rollen und Gestalten aufgrund der Abwesenheit von tradierten Normen und Verhaltensweisen im Geistig-Moralischen. Vgl. Muchow, Sexualreife, S. 123.

<sup>808</sup> Muchow, Psychologie, S. 388-394; S. 442-449; S. 486-491; S. 489. Vgl. dazu auch die Zusammenfassung bei Schildt, Zeiten, S. 351-363.

<sup>809</sup> Muchow, Jugend und Zeitgeist, S. 23-24.

tragen habe, begründete die These, dass alle gesellschaftlichen Phänomene aus den USA mit einer Zeitverzögerung von wenigen Jahren auch in der Bundesrepublik virulent werden – wobei durch die Phasenverschiebung allerdings auch die Chance bestehe, noch rechtzeitig zu handeln und sich Entwicklungen mutig entgegenzustellen. Der Blick nach Amerika dient also als Prognose zweiter Ordnung: Die Vorausschau in die Zukunft (Jugend von heute als Gesellschaft von morgen) wird mit einem Blick auf die Jugendlichen in Amerika (USA als Zukunftsgesellschaft per se) noch einmal zeitlich versetzt. Dass hier wie dort bereits eine „Subkultur“ der Teenager entstanden sei, hielt Muchow für unbestritten. Diese sei aber – im Gegensatz zu den Wandervögeln – eine „schweigende Sezession“, zumal eine, der es an Tiefe fehle:

*Stellte sie damals (...) eine großartige Selbsterziehungsbewegung der jungen Generation dar, so ist sie heute davon wohl, selbst bei wohlwollenster Beurteilung, weit entfernt. Der Ausbruch erfolgt heute mit den Mitteln des ‚Systems‘ und in Formen, die an Seichtheit und oftmals an Abgeschmacktheit ihre ‚Vorbilder‘ der Massenkultur der Erwachsenen noch zu überbieten trachten.*<sup>810</sup>

Amerikanische Einflüsse und die implizite Kritik am „System“ spielten genauso eine Rolle wie die Überzeugung, dass die neue „Seichtheit“ und „Abgeschmacktheit“ einer Gesamtgesellschaft auf „Bedürfnisbefriedigung hin erzieht“, wobei mit „System“ noch am ehesten die Kultur in Zeiten ihrer Popularisierung, Beschleunigung und Kommerzialisierung gemeint sein dürfte.<sup>811</sup> Leitbilder in Bildung und Erziehung seien zugunsten einer „modernen Erziehung“, eines bloßen „Wachsenlassens“ verloren gegangen, sodass die materiellen Ansprüche der Jugend „grenzenlos“, ihre geistigen hingegen „bescheiden“ sind:

*Sie brauchen sich nicht mehr zu recken und zu strecken, weil es keine Ziele gibt, nach denen man sich recken und strecken müßte, um sie zu erreichen. Sie brauchen nicht mehr zu ‚reifen‘, denn sie sind schon reif (wie sie meinen). Sie können tun und lassen, was sie wollen (und müssen nicht tun, was ihre Eltern wollen), wenn sie auch, ohne es zu wissen, nach der Pfeife ihrer ‚peer-group‘ und nach der Flöte der Werbung tanzen.*<sup>812</sup>

Und doch – folgt man der Logik Muchows – ist es ja scheinbar nicht nur raunender Kulturpessimismus am „Schwachstromlebensersatz“ (Arnold Gehlen) und die Kritik an der modernen Erziehung und der weichen Nachgiebigkeit der Erwachsenen, die die Statusunsicherheit bei den Jugendlichen erzeugen, da die Erwachsenen ihre originäre Rolle als Autorität nicht mehr ausfüllen, stattdessen durch „Infantilisierung“ (jugendlich-saloppes Benehmen, Lottospielen, Autofetischis-

---

<sup>810</sup> Muchow im Nachwort zu Grace Hechinger/Fred M. Hechinger, Die Herrschaft der Teenager, Gütersloh 1963, S. 248 (Original: „Teen-age Tyranny“ von 1962).

<sup>811</sup> Ebd., S. 250. Für die Methode Jugendbeobachtung ist es laut Muchow problematisch, dass sich der Lebens- und Erlebnisraum von Jugendlichen und Erwachsenen entspreche. Dieser wird materialismus-kritisch beschrieben: „(...) der allgemeine Wohlstand, die ausgesprochene Konsumhaltung aller und die nahezu ausschließliche Zuwendung der Lebensenergien an Verdienst und beruflich-geschäftlichen Erfolg, das Übergewicht also, das die materiellen Werte im Planen und Denken, ja in der gesamten Lebensführung tatsächlich besitzen.“ Muchow, Sexualreife, S. 71.

<sup>812</sup> Muchow in: Hechinger, Herrschaft, S. 253. Genauer an anderer Stelle: „(...) halbe und Viertelgefühle, halbe Komödien im Realkontakt mit Menschen, keine über den Augenblick hinausgehenden Tätigkeiten und erst recht keine sinnerfüllte Arbeit als Erlebnis- oder auch nur Lebensinhalt; stattdessen: Autofahren, Zigaretten, Alkohol, Cafes, Bars, Nachtlokale, das ganze Repertoire des ‚Schwachstrom-Lebensersatzes‘ (Gehlen).“ Muchow, Sexualreife, S. 110. Es geht um nichts weniger als um die Zukunft der Gesellschaft, denn: „Erziehung ist unser Schicksal!“ Muchow, Sexualreife, S. 103.

mus) schlechte Beispiele geben.<sup>813</sup> Die Kritik zielte im Grunde auch und gerade auf die politische Verfasstheit, die die Grundlagen für die Möglichkeit einer als flach angesehenen Teenagerwelt legt, wo man aber wirkliches Engagement (Mitgliedschaft in politischen Parteien oder Militärdienst) vergeblich suche:

*So gehört es hüben wie drüben [gemeint ist der Vergleich USA-BRD, P.J.] zum guten Ton, die ‚demokratische Lebensform‘ zu bejahen. Überdies ist sie für die Teenager geradezu lebensnotwendig, garantiert doch nur die mit ihr wesensmäßig verbundene Toleranz das Fortbestehen der Teenagerwelt!*<sup>814</sup>

Wenn Demokratisierung Grundlage und Garant einer abzulehnenden Teenagerkultur ist, dann könnte man im Umkehrschluss hier latent anti-demokratische Vorbehalte unterstellen. Jugend wurde als Symptom und Sinnbild einer neuen, leeren Zeit gesehen, denen eine bedenkliche, aber umkehrbare Entwicklung der Erwachsenengesellschaft vorangegangen war, denn: „Wollen wir all diesen Erscheinungen gegenüber und ihnen zum Trotz ein neues Ethos für die Jugend gewinnen, so müssen wir es zuvor für uns selbst gewonnen haben.“<sup>815</sup>

### 3.3.2 Das ewige Vorbildproblem (Thomae)

Als Vertreter einer neueren Jugendpsychologie diskutierte in erster Linie Hans Thomae (\*1921) öffentlichkeitswirksam mit und verteidigte die Normalität der Jugend – eine ausgleichende Position, die sich gegen sämtliche Stereotype, sowohl gegen die Konformismus-These als auch gegen die Degenerations-Diagnosen, wandte. In Abgrenzung zu zivilisationskritischen Protagonisten wie Muchow, aber ebenso gegen Helmut Schelskys Thesen sah Thomae es als erwiesen an, dass die aktuelle Jugend in keinsten Weise oberflächlicher, aber genauso wenig tiefgründiger, weder bildungsärmer noch verantwortungsloser sei „als irgendeine frühere junge Generation“.<sup>816</sup>

Im Kern drehte sich hier alles um die Frage, welche Vor- und Leitbilder die Jugendlichen beeinflussen – wobei das Vorbild jeweils ein an konkrete Personen gekoppeltes Bild und daran geknüpftes Verhaltensmodell und das Leitbild eine eher unabhängige Verhaltensstruktur „von innen nach außen“ darstellt.<sup>817</sup> Hauptquellen einer solchen Analyse sind „persönliche Beobachtung“ und „klinische Erfahrung aus Psychologie/Medizin“. Thomaes Untersuchungen zufolge zeigen die Jugendlichen der 50er Jahre keinen Mangel an Leitbildern und nur Minderheiten eine Tendenz zum „Funktionalismus“.<sup>818</sup> Gegen alle Zeit- und Jugenddiagnosen der 50er wandte er ein, dass die „Beachtung des Seelischen“, als ein unzweideutiger Ausdruck einer „vertieften Beschäftigung des

---

<sup>813</sup> Muchow, Sexualreife, S. 80.

<sup>814</sup> Muchow in Hechinger, Herrschaft, S. 252.

<sup>815</sup> Muchow, Jugend im Wandel, S. 42.

<sup>816</sup> Hans Thomae, Gegenwartsjugend und Gegenwartsgesellschaft. Empirische Beiträge zu einer Charakteristik der jungen Generation, in: Zeitschrift für Politik 3 (1956), H. 2, S. 166-175; S. 170.

<sup>817</sup> Hans Thomae, Vorbilder und Leitbilder der Jugend, München 1965 (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 6), S. 11.

<sup>818</sup> Hier in Ablehnung der polarisierenden Abhandlung von Bednarik: Karl Bednarik, Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ, Stuttgart 1953.

jugen Menschen mit sich selbst“ und mit den menschlichen Problemen seiner Umgebung ein gesicherter, vor allem zeitloser Tatbestand sei. So sei ein Mangel an echten Leitbildern nur bei jenen Gruppen zu beobachten, die durch „mangelnden familiären Halt am stärksten schädigenden Einflüssen“ ausgesetzt sind.<sup>819</sup> Selbst mit dem Rüstzeug empirischer Forschung – Thomae streute zur Argumentation gerne Statistiken ein – seien diese Unveränderlichkeit und gleichzeitig Pluralität der Jugend offenkundig.<sup>820</sup> Die Vehemenz, mit der Thomae reifungskonzeptuelle Axiome Sprangers verteidigte, ist aus der Logik der Disziplin verständlich, ist für diese doch das Konzept des (fachlich begleiteten) seelisch-geistigen Reifungsprozesses, eine psychische „Inselhaftigkeit“ konstitutiv.<sup>821</sup> Die Entwicklungspsychologie in der Tradition von Spranger befand sich aber, das konzidierte Thomae an anderer Stelle, von Seiten neuerer Jugendforschung unter Druck. Denn je stärker soziologische und sozialpsychologische Gesichtspunkte bei der Erörterung entwicklungspsychologischer Fragen eine Rolle spielten, umso mehr müsse ja eine „Kennzeichnung der Jugendzeit als eines an Vorbildern und Leitbildern orientierten Selbstgestaltungsprozesses als Ausdruck einer überholten ‚Jugendideologie‘ erscheinen“.<sup>822</sup> Schelskys Beschreibungen einer konformistischen und konkretistischen Jugend bezeichnete Thomae als zutiefst reduktionistisch.

*Mit dem Vorwurf des ‚Privatismus‘ (...) wird im Grunde auf eine bestimmte Erwartung der Erwachsenengesellschaft an die Jugend hingewiesen, welche wahrscheinlich kaum eine jüngere Generation wahrhaft erfüllte.*<sup>823</sup>

Bei genauerem Hinsehen – und vor allem nach Auswertung amerikanischer Literatur – würden die Merkmale einer eigenständigen Youth Culture jedoch deutlicher. Wenn sich zum Beispiel in Umfragen herausstelle, dass Gartenfeste äußerst beliebt seien, so stehe dies nicht automatisch für ein angepasstes Sozial- und Freizeitverhalten. Diese akzeptierte Geselligkeitsform der Erwachsenen wird lediglich übernommen, damit man unter sich sein kann. Abweichung wird demnach erst in den Phänomenen „Petting“, „Dating“, „Clique“ oder „Sprache“ manifest. Im Grunde stellte Thomae neben die kulturelle Reifung die sachliche Anpassung sozialpsychologischer Art – quasi eine Teilbestätigung Schelskys, auch wenn Thomae es unter der Hand bei der klassischen

<sup>819</sup> Thomae, Vorbilder, S. 20.

<sup>820</sup> Vgl. Hans Thomae, Probleme der seelischen Reifung bei Jugendlichen in dieser Zeit, in: Die Jugend in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit. Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg, am 30. und 31. Oktober 1961, hrsg. von der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen 1962, S. 29-42; S. 31; S. 40-41.

<sup>821</sup> Gerade Thomae steht in den 50er Jahren für eine Erweiterung des Methodenspektrums in der Jugendpsychologie: Neben den klassischen Beobachtungsverfahren setzt er ebenso auf „Exploration, Einstellungsskalen, Persönlichkeitsfragebögen, schriftlich beantwortete Fragen, Aufsätze und Satzergänzungsmethoden, verbale und praktische Reaktionen auf projektives Material (...)“ Hans Thomae, Forschungsmethoden der Entwicklungspsychologie, in: ders. (Hrsg.), Entwicklungspsychologie, Göttingen 1959 (=Handbuch der Psychologie, Bd. 3), S. 46-77.

<sup>822</sup> Thomae, Vorbilder, S. 10-11.

<sup>823</sup> Ebd., S. 39. Gleichwohl konzidiert er, dass auch mit anderer Methode Schelskys Diagnosen teilweise bestätigt werden. Eine Analyse von Aufsätzen mit dem Thema „Mein Leben bis zum Jahre 2000“ von 1960/61 stellt nüchterne Ziele des „kleinen Glücks“ heraus, v.a. Beruf, Heirat und Kinder, Eigenheimbau und Sparmentalität. Vgl. Ebd., S. 61.

Hierarchisierung von Kultur und Zivilisation beließ.<sup>824</sup> Auch die „Entstaltungstheorie“ von Muchow wäre damit zu erklären, dass die Tatsache, dass sich Vor- und Leitbilder im ständigen Fluss bewegen, kein Signum der Moderne, sondern dass diese Offenheit und Flüchtigkeit zeitunabhängiges Merkmal für die Jugendphase ist. Überhaupt seien zentrale Entwicklungsvorgänge, wenn man einmal die Jugend der 50er mit der der 20er vergleiche, auffällig konstant, also epochenunabhängig. Gleichzeitig ist als besonderes Kennzeichen unterhalb großer biografischer Kulturkonzepte eine gewisse Individualisierung nicht zu übersehen.<sup>825</sup>

Sinnerfüllung und die „Entfaltung persönlicher Eigenständigkeit“ wurde dem Zwang entgegengesetzt, sowohl bei der Arbeit als auch in der Familie und in der Freizeit stets funktionieren zu müssen.<sup>826</sup> Im Freizeitbereich ließen sich tatsächlich Anzeichen für Reizüberflutung und entfremdetes Erleben finden, wie ein Blick auf Zeltplätze oder Sommerbäder der Gegenwart beweise:

*Kofferempfänger, Illustrierte, Wurf- und Fangwerkzeuge aller Art gehören zum unentbehrlichen Requisit des Naturgenusses, denn ohne Funktionsausübung, ohne Eintauchen in den Rhythmus von Klängen oder motorischen Vollzügen würde eine Leere entstehen, die durch eigene Erlebnisgehalte schwer erfüllt werden könnte. (...) Es geht hier nur um den Ausweis der Tatsache, daß in diesen technischen Errungenschaften Aufforderungscharaktere stecken, die gerade den jungen Menschen zunächst einmal zu bestimmten Funktionsausübungen nötigen, nicht aber jenes Maß von Freiheit verlangen, das er in seiner Freizeit doch sucht.*<sup>827</sup>

Vereinfacht könnte man sagen, dass es die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts selbst ist, die die ältere Jugendpsychologie und ihre traditionellen Konzepte überholte. Die Komplexität und Heterogenität der sozialen Kontexte, in denen Jugend hier diskutiert wurde, markiert den Beginn einer neuen Form von Entwicklungspsychologie. Doch wie schon beim Urvater Spranger wurde in dem vielfachen Beharren auf der Unveränderlichkeit von Adoleszenzphasen und mit dem Schwerpunkt auf das epochenübergreifend gültige, anthropologisch Konstante, der offenkundig enorme Einfluss von Zeitkontexten und den „epochalen Sozialstrukturen“ (Schelsky) marginalisiert.

In den pädagogisch-psychologischen Thesen eines Entwicklungsdefizits der Jugend sind eben immer auch „Domestikationsideologien“<sup>828</sup> zu sehen; der Anspruch, nicht die Jugend an sich, sondern diese in ihrer „konkreten Wirklichkeit“ zu analysieren, war das selbstbewusste Projekt einer neuen Soziologie.

---

<sup>824</sup> Thomae, Vorbilder, S. 25. „Dabei ist der Begriff ‚culture‘ freilich in dem unverbindlichen, nicht auf eine bestimmte literarisch manifestierte Bildungstradition zentrierten Sinn zu verstehen, wie ihn vielleicht eher das Wort ‚Zivilisation‘ aufweist.“ (S. 25-26).

<sup>825</sup> Ebd., S. 42; S. 31.

<sup>826</sup> Hans Thomae, Das Verhältnis von Arbeit, Freizeit, Familie im Hinblick auf die Jugend, in: Lothar Loeffler (Hrsg.), Arbeit, Freizeit und Familie. Im Hinblick auf die Ehe, das Alter und die Jugend. Referate und Ergebnisse der Arbeitstagung der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung 1955, Stuttgart 1955, S. 51.

<sup>827</sup> Ebd., S. 49. Ähnlich auch Alfred Weber 1956: „eine technische Apparatur, kann man wohl sagen, die von Geschäftemachern betrieben wird, die die Absicht hat, gerade diese Freizeit für sich zu verwenden, indem sie durch Sensationen und alles mögliche, was anzieht, Triebhaftigkeit erregt, Gefühle entfesselt, den Menschen ebenfalls sich selbst zu entfremden versucht (...). Die voll entfaltete kapitalistische Arbeit, technisch durchgearbeitet, ist sicherlich etwas Schlimmes, Gefährliches in dieser technischen Durcharbeitung und in dieser Aufsaugung der Menschen. Aber dieser Apparat, der den Menschen nun seinerseits in seiner Art auch wieder aufzusaugen versucht, ist ebenso gefährlich.“ Alfred Weber, Die Bewältigung der Freizeit, in: Fritz Koch (Hrsg.), Revolution der Roboter. Untersuchungen über Probleme der Automatisierung, München 1956, S. 141-160, hier S. 141.

<sup>828</sup> Neidhardt, Generation, S. 20.

### 3.4 Soziologie

Themen, die sozialwissenschaftlich Karriere machen, reflektieren häufig gesellschaftliche Brisanz und befriedigen auch die Nachfrage von Öffentlichkeit und Politik nach theoretisch oder empirisch fundierter Verhandlung sozial akuter Probleme.<sup>829</sup> Somit ist die Soziologie hier die Disziplin, die bei der Entdeckung oder Intensivierung von Forschungsthemen am ehesten auf wissenschafts-externe Problematisierungen oder (sozial-)politische Anforderungen reagiert und auch selbstständig Themen generiert. Die Interdependenz zwischen Gesellschaft und Soziologie dominierten dabei vor allem die „Charismatiker des Anfangs“, allen voran René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky mit ihrer stupenden Fähigkeit, Begriffe und intellektuelle Diskussionen zu prägen, diese in die Öffentlichkeit zu transportieren und dabei gleichzeitig den Nerv breiter Leser- und Zuhörer-Schichten zu treffen. Heinz Bude pointiert hinsichtlich ihrer Bedeutung:

*Nach dem Verlust gewohnter Hierarchien und geträumter Missionen waren die Westdeutschen auf der Suche nach einer undramatischen, zentrumslosen und entwicklungs-offenen Ordnungsvorstellung, die ihnen als Gesellschaft, die nichts als Gesellschaft sein wollte, präsentiert wurde.*<sup>830</sup>

Ein solcher „Radikalismus der Gegenwartsaufklärung“ wurde nicht ein durchgängiges, aber doch immer dominanter werdendes Kennzeichen der westdeutschen Soziologie nach 1945.<sup>831</sup> Ebenso ist auf die Orientierung an die amerikanischen Sozialwissenschaften hinzuweisen, sowohl, was die Themenauswahl als auch, was die Methoden betrifft. Warum aber wurde gerade Jugend zu einem solch prominenten Thema? Es steht sicherlich, wie auch die Gemeinde- sowie die Industrie- und Betriebssoziologie für eine Entwicklung hin zu „Bindestrich-Soziologien“, also für eine Ausdifferenzierung innerhalb der Disziplin selbst. Wer das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft in beide Richtungen untersucht – wie Schelsky es in seinen zwei Hauptfragen in der skeptischen Generation benennt: „Wie prägt Jugend die Gesellschaft?“, „Wie wird die Gesellschaft von der Jugend geprägt?“ – stellt damit gleichzeitig aber immer die Frage: Wie erklären wir sozialen Wandel? Und ebenso: Wohin treibt die Bundesrepublik? Und hier zeigt sich ein ebenso ambivalentes Bild wie in der westdeutschen Soziologie insgesamt, wobei die Jugendsoziologie das Gebiet zu sein scheint, „auf dem sich zeitspezifische und höchst individuelle Ideologien besonders üppig entfalten“.<sup>832</sup>

---

<sup>829</sup> Diese Verquickung von Soziologie und Gesellschaft in der frühen Bundesrepublik macht diesen Bereich immer zu einem Besonderen, wie auch Paul Nolte beschreibt, denn dabei „überlagerten sich freilich [...] fachinterne Traditionen und Impulse immer wieder mit außerwissenschaftlichen Einflüssen, die aus der Erfahrungs- und Lebenswelt der Soziologen stammten oder ganz allgemein aus jenem ‚gesellschaftlichen‘ Kontext, den wissenschaftlich zu erforschen oder auch für ein breiteres Publikum begreifbar zu machen wiederum die selbstgestellte Aufgabe dieser Wissenschaftler war.“ Vgl. Nolte, *Ordnung*, S. 269.

<sup>830</sup> Bude, *Charismatiker*, S. 408–409.

<sup>831</sup> Nolte, *Ordnung*, S. 246.

<sup>832</sup> Abels, *Jugend*, S. 36.



Dass die professionellen Sozialtheoretiker beim Nachdenken über Jugend häufig eine Idealgesellschaft im Blick hatten, klingt durch, wird aber sukzessive weniger deutlich.<sup>833</sup> Andererseits gerierte man sich – man muss immer einschränkend sagen: in den nun dominanten Ausprägungen – als eine betont sachliche Wissenschaft, die sich in ihrer ostentativen Nüchternheit von ehemals dominanten geschichtsphilosophischen Konzepten freimachte und somit eine Soziologie war, die „nichts als Soziologie sein will“.<sup>834</sup> Nicht ohne bestimmte Standpunkte und Standards in Sachen Internationalität und Empirie durchsetzen zu wollen, wie im Falle der „Kölner Schule“ mit ihrer starken Surveyorientierung und einer weitreichenden Rezeption internationaler Methodenbestände deutlich wird.<sup>835</sup> In der „Selbstverortung nach der Katastrophe“ schien die „sozialwissenschaftliche Tatbestandsaufnahme unseres sozialen Zustandes auf allen Gebieten“ die aktuelle zeithistorische Aufgabe, die sich nicht zuletzt auch als Beitrag für die soziale, politische und wirtschaftliche Planung anbot.<sup>836</sup> Als einer der wenigen war René König dabei auch dem Phänomen schichtspezifischer Sozialisation und damit der ungleichen Verteilung gesellschaftlicher Platzierungschancen schon im Jugendalter nachgegangen – in den 50er Jahren war dies aber noch kein prominentes Thema der Jugendforschung.<sup>837</sup>

M. Rainer Lepsius stellte rückblickend fest, dass der Empirie zwar eine wichtige Funktion zugeschrieben wurde, „als Korrektur gegen Ideologiebildungen (Adorno), als Tatsachenbeschreibung der Gegenwartsgesellschaft (Schelsky), als Ausweis der mangelnden Geltung der Normen (Plessner)“, doch insgesamt wertete er sie als eher nachrangig und ergänzend „gegenüber der historisch-philosophischen Reflexion der menschlichen Existenz“.<sup>838</sup> Wenn also hier und an anderer Stelle von „westdeutscher Soziologie“ oder von „empirischer Sozialforschung in der Bundesrepublik“ die Rede ist, so ist klar, dass das wissenschaftliche Feld in Wirklichkeit weitaus breiter und heterogener war, als hier aufgezeigt werden könnte. In unserem Zusammenhang interessieren in erster Linie die neuen Strömungen in einer sozialwissenschaftlich und empirisch arbeitenden Jugendforschung, die dem neuen Paradigma der Umfrageforschung das Wort redeten. Und dabei geht es unter der Hand auch um die zunehmende Legitimität empirischer Wissensbestände für den Diskurs

<sup>833</sup> Vgl. Heinz Abels/Werner Fuchs/Heinz-Herrmann Krüger, Wege durch die Jugendphase: Altersbezüge, Altersnormen, altersangemessene Rechte und Pflichten. Entwicklung seit 1945 und Problemlagen heute, Forschungsbericht Hagen 1989, S. 974.

<sup>834</sup> René König (Hrsg.), Fischer-Lexikon Soziologie, Frankfurt a.M. 1958, S. 104.

<sup>835</sup> Und dabei ist eben René König der Konsequenteste, wie auch M. Rainer Lepsius rückblickend feststellt, sichtbar auch in den wichtigen Handbüchern oder der KZfSS. Lepsius, Soziologie, S. 36. Vgl. auch Kapitel 1.6.

<sup>836</sup> Helmut Schelsky, Lage und Aufgaben der angewandten Soziologie in Deutschland, in: Soziale Welt 1 (1950/1951), S. 3-14; S. 11. Weischer interpretiert Schelskys Bemerkungen dahingehend, „daß es eben nicht nur um die Hervorbringung neuen empirischen Wissens über das Soziale ging, sondern daß die Verwendung dieses empirisch fundierten Wissens auch an eine Veränderung der Diskurse um die Planung und Begründung von Politik in öffentlichen und betrieblichen Verwaltungen, wie in politischen Organisationen gebunden war.“ Weischer, Unternehmen, S. 212.

<sup>837</sup> Ein Signal zu diesem Paradigmenwechsel setzte Friedrich Neidhardt 1967. Vgl. Neidhardt, Generation.

<sup>838</sup> Lepsius, Entwicklung, S. 41-42. In heftiger Auseinandersetzung mit Scheuch vgl. zur Frage der personellen Konstellation (und Kontinuität) der Soziologie: Carsten Klingemann, Wissenschaftliches Engagement vor und nach 1945. Soziologie im Dritten Reich und in Westdeutschland, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2002, S. 409-431.

bestände für den Diskurs über soziale Phänomene, was angesichts des allgemeinen Rationalisierungs- und Technisierungsprozesses durchaus im „Zeitgeist“ eingebettet erscheint. Man könnte sogar noch weiter gehen und sagen, dass hier so etwas wie ein „neuer Blick auf das Soziale“ begann, weil etablierte Muster der Realitätsdeutung in Frage gestellt wurden und die Soziologisierung sozialer Praxisfelder ihren Anfang nahm, kurz: „Diese Entwicklung und Veränderung des empirischen Blicks waren Teil der lang währenden Transformationsprozesse, die das Projekt der Moderne ausmachten.“<sup>839</sup>

Dabei wurde die wissenschaftliche Community westdeutscher soziologischer Jugendforschung wie auch in den USA zunehmend strukturfunktionalistisch geprägt.<sup>840</sup> Samuel Eisenstadts „From Generation to Generation“ (1956) sollte für eine ganze Reihe an jüngeren westdeutschen Soziologen zum Schlüsselwerk avancieren, die dann ab den 60er Jahren Wortführer der Jugendforschung wurden, v.a. Friedrich H. Tenbruck und Friedhelm Neidhardt wären hier zu nennen. Auch andere Beeinflussungen von nicht-deutschen Theorien, zum Teil psychoanalytisch geprägt, spielten eine Rolle; an erster Stelle: Jugend als Bewältigung von Identitätskrisen und dem Auseinandersetzen mit gesellschaftlichen Rollenerwartungen und -experimenten, wie von Erikson als zentrales Kennzeichen herausgestellt. Das Ergebnis einer dann geglückten Sozialisation ist demnach die Entwicklung einer Ich-Identität, die Überzeugung also, dass man „auf eine erreichbare Zukunft zugeht, dass man sich zu einer bestimmten Persönlichkeit innerhalb der nunmehr verstandenen sozialen Wirklichkeit entwickelt“.<sup>841</sup> In den 50er Jahren hingegen wurde der interdisziplinäre Diskurs noch stärker von den dominanten Figuren aus der konfliktbehafteten und methodologisch divergenten Konstellation Köln-Frankfurt-Hamburg geprägt. Der prominenteste Vertreter der Disziplin in der „interessierten Öffentlichkeit“ war, gerade was die Besetzung des Jugendthemas betrifft, unbestritten Helmut Schelsky.

#### 3.4.1 Skeptische Gesellschaft und nivellierte Generationen (Schelsky)

Die Jugend, schrieb Helmut Schelsky 1957 fast schon bescheiden, sei kein soziales Gebilde und deshalb „primär auch kein Gegenstand der Sozialwissenschaft“.<sup>842</sup> Ein performativer Widerspruch, war es doch „primär“ Schelsky, der den Jugenddiskurs der 50er Jahre dominierte. Er führte „modellhaft vor, wie man einer großen kulturräsonierenden Öffentlichkeit sozialwissenschaftliche

---

<sup>839</sup> Weischer, Unternehmen, S. 229. Und weiter: „Der im nachhinein oft konstatierte ‚Siegeszug‘ der empirischen Sozialforschung, ihre erfolgreiche Etablierung kam erst über korrespondierende Veränderungsprozesse im wirtschaftlichen, politischen und sozialen Leben in Gang. So war die Entwicklung der empirischen Sozialforschung untrennbar mit einer veränderten Wertschätzung ihrer spezifischen Befunde im wissenschaftlichen und im politischen Feld, im öffentlichen Diskurs, bei Planungsentscheidungen in Unternehmen, Verbänden und öffentlichen Verwaltungen verknüpft; sie hing mit der Veränderung von Bildern zusammen und trug zur Veränderung der Bilder bei, die man sich in diesen Sphären vom Konsumenten, Beschäftigten, mündigen Staatsbürger, Jugendlichen, Klienten bzw. vom rationalen und begründeten Entscheidungsprozeß machte.“ S. 234.

<sup>840</sup> Vgl. explizit zum Sozialisationskonzept im Strukturfunktionalismus: Hermann Veith, Sozialisations- und jugendtheoretisches Denken im Wandel – Zur Rolle der funktionalistischen Systemtheorie, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merckens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 4 (2004), S. 129-151.

<sup>841</sup> Vgl. Erikson, Identität. Außerdem einflussreich wegen der Relativierung normativer Reifungstheorien: ders./Marianne von Eckardt-Jaffé, Kindheit und Gesellschaft, Zürich 1957.

<sup>842</sup> Schelsky, Generation, S. 11.

Befunde als Zeitdiagnose im Schlagwort anbietet und zugleich einer Altersgruppe ein positives Selbstdeutungsangebot macht“.<sup>843</sup>

Schelsky verfolgte hier – ähnlich wie in seiner Familiensoziologie einen makrosoziologischen, zeitdiagnostischen Ansatz und nahm in seiner Jugendsoziologie zunächst einfach die Mannheimsche Kategorie der Generation auf und eine prägende epochale Grunderfahrung zum Ausgangspunkt ihrer Beschreibung. Er teilte die Geschichte der Jugend im 20. Jahrhundert in drei Generationenphasen ein: die Generation der Jugendbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts („Wandervogel“), die Generation der politischen Jugend der 1920er und 30er Jahre, und eben die „skeptische Generation“ der westdeutschen Jugendlichen in der Zeit zwischen 1945 und 1955. Die Erfahrungen in der Hitlerjugend, im Krieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit sind die Prägungen, aus denen Sinnhorizonte der skeptischen Generation abgeleitet wurden. Es sind (direkt in höchster Stufe Mannheimischer Unterteilung) jeweils Generationeneinheiten, die Schelsky beschreibt, um dann, verkürzt gesagt, festzustellen, dass die Einstellungen und Verhaltensweisen sich von denen der Erwachsenen kaum unterscheiden – sodass er hier also keine Jugend, sondern direkt die gesamte Gesellschaft bzw. Epoche beschrieb. Während Mannheim distinkte Generationengestalten als Indikator für dynamische Gesellschaften im Wandel gedeutet hatte, sah Helmut Schelsky in der Generationslosigkeit, der Altersnivellierung, das Signum von zweifellos dynamischen Zeiten – und als komplementäre Erscheinung zu seinem Axiom der Nivellierten Mittelstandsgesellschaft. In letzter Konsequenz war dies ein Affront gegenüber Erziehern und Jugendverbänden, die durch Schelskys Thesen ihre Daseinsberechtigung in Zweifel gezogen sahen.<sup>844</sup> Nicht verändert aber hatte sich die Vorstellung, welches Geschlecht die Jugend repräsentiert: Es sind die „vorsichtigen, aber erfolgreichen jungen Männer“.<sup>845</sup> Und auch hier werden Analysen der „Jugend von heute“ zwangsläufig vor dem Hintergrund der „Jugend von gestern“ durchgeführt.

Genau das wurde unter anderem zeitnah kritisiert: Zwar sei es eine Hauptthese von Schelsky, dass die skeptische Generation in Lebensform, Selbstverständnis und im Verhältnis zur Gesellschaft und den Erwachsenen der Jugendbewegung ganz fernstehe, aber trotzdem mache er „die Jugend der Jugendbewegung in seiner Argumentation gewissermaßen zum ‚Maß aller Dinge‘, d.h. auch für das Verhalten und Verlangen der Jugend 1945-1955“, wie es Charlotte Luetkens im Ausdruck

---

<sup>843</sup> Kaspar Maase, *Farbige Bescheidenheit. Anmerkungen zum postheroischen Generationsverständnis*, in: Jureit/Wildt (Hrsg.), *Generationen*, S. 220-242; S. 223. Zum publizistischen „Coup“, den der Diederichsverlag mit Schelskys Werk landete und zur außergewöhnlich breiten öffentlichen Rezeption des Werkes, vgl. Kersting, *Generation. Ein Geheimnis des Erfolges* ist sicher darin zu sehen, dass Schelsky seiner Datenbasis, den Shell/EMNID-Studien mit Wiedereinführung des Generationen-Begriffs „das einigende Band zurückgab, das angesichts der pluralistischen Ausrichtung auf unterschiedliche Adressaten der Forschung verlorenzugehen drohte.“ Zinnecker, *Jugendstudien*, S. 443.

<sup>844</sup> Der Zusammenhang zwischen der Geschwindigkeit des sozialen Wandels und der Möglichkeit der Herausbildung prägnanter Generationengestalten beschäftigte auch die Diskussion Ende der 90er Jahre. Hierzu Zinnecker: „Denkbar wäre, daß es sich um eine kurvilineare Beziehung zwischen sozialem Wandel und Generationsbildung handelt: Bis zu einer gewissen Geschwindigkeit begünstigt die sich beschleunigende Dynamik des historischen Wandels die Herausbildung erkennbarer Generationengestalten, um dann, ab einer bestimmten Geschwindigkeit sich zeitlich überlappenden Generationengestalten zu verhindern.“ Zinnecker, *Problem*, S. 39.

<sup>845</sup> Schelsky, *Generation*, S. 488.

der „geschichtslosen Generation“ ironisierte.<sup>846</sup> Ging es Schelsky also im Grunde überhaupt nicht darum zu zeigen, dass die Jugendphase verschwunden ist und die Jüngeren erwachsenengemäßes Verhalten zeigen – ging es (und dann widersprüchlich) darum, dass sich die Jugend bestimmte neue Verhaltensmuster in der Gesellschaft am schnellsten aneigne?

Die Jugendbewegung als „Maß aller Dinge“ – dies galt allerdings in viel stärkerem Maße für andere Autoren, denn Schelsky selbst relativierte, dass von einer „bewegten Generation“ nicht die Rede sein könne und es sich damals nur um eine „elitäre Minderheit“ gehandelt habe. Aber aus deren Erfahrungen speisen sich im Zuge einer „typischen Verspätungserscheinung des sozialen Bewußtseins“ die nun vorherrschenden Erwartungen und Leitbilder – unter Weglassung zeitgeschichtlicher Bedingtheiten – normativ aus dem eigenen Jugenderleben der Älteren.<sup>847</sup> Mit einem autonomen „Jugendreich“ belebe man im Übrigen nur den antizivilisatorischen Affekt der Jugendbewegung, von der Wiederbelebung vorzivilisatorischer Sozialformen.<sup>848</sup> Die moderne Sozialstruktur jedoch sei gekennzeichnet durch Industrialisierung, Verstädterung, Anonymität, Rationalität und Mobilität, wodurch an die Stelle von „personhafter Intimität“<sup>849</sup> der kleingruppenhaften Sozialbeziehungen mehr und mehr funktionale Beziehungen treten – mit den Folgen eines „sachlichen“ Verhaltens.<sup>850</sup>

Helmut Schelsky, das wird oft ignoriert, sprach hier über die Zeit von 1945-1955 und dies mit besonderem Blick auf seinen Forschungsschwerpunkt der berufstätigen Jugend bzw. genauer: der Arbeiterjugend. Der junge Arbeiter schien ihm die „strukturleitende und verhaltensprägende Figur dieser Jugendgeneration“ zu sein – und das ist in der Tat eine paradigmatische Umorientierung, denn bis dahin war dies genau die Gruppe, die von der geisteswissenschaftlich geprägten Jugendforschung kaum beachtet worden war.<sup>851</sup> Es ging hier auch um den Einbruch der Masse, genauer gesagt um die offizielle Verabschiedung des Elitegedankens in der Verwendung der Kategorie Generation.

Im gewissen Sinne wurde den Jugendlichen also ein hohes Maß an Systemrationalität bescheinigt, auch wenn Schelsky dies so nicht ausdrückte. Kennzeichnend sind demnach individuelles Leistungs- und Karrierestreben, instrumentelle Lebensbewältigung, eine klare Aufteilung der Lebenswelten Arbeit und Freizeit, materielle Grundorientierung und eine durchweg „unpolitisch demokratische“ Grundeinstellung.<sup>852</sup> Insofern führte der griffige Titel des erfolgreichsten und

---

<sup>846</sup> Charlotte Luetkens, Bemerkungen zu Helmut Schelsky: Die skeptische Generation, in: KZfSS 13 (1961), S. 126-140; S. 136.

<sup>847</sup> Vgl. Schelsky, Generation, S. 94-98. Und wörtlich in Schelskys konfrontativer Art: „hier interpretiert sich die alt gewordene Jugendbewegungsgeneration als Norm für die nachkommenden Geschlechter.“ (S. 101-102).

<sup>848</sup> Schelsky, Generation, S. 104f.

<sup>849</sup> Ebd., S. 36.

<sup>850</sup> Vgl. ebd., S. 35-36; S. 36-37. Die Gefühls- und Affektbedürfnisse finden sich gesondert im Privatbereich oder auch im Vergnügungsbetrieb.

<sup>851</sup> Ebd., S. 8. Daneben zeigen auch die Oberschüler bei ihrem Schulbesuch – ganz rational – eine hohe Berufsbezogenheit, S. 302.

<sup>852</sup> Ebd., S. 451. Ein unpolitisches Verhalten, das systemimmanent ist, insofern also wieder als Anpassung an die politische Verfasstheit der Gesellschaft gesehen werden kann: „Einen allgemeinen, das heißt an alle Jugendlichen

wirkmächtigsten Buches über Jugend in der frühen Bundesrepublik in die Irre, deckt sich doch kaum mit den Befunden im Buch selbst: Eine skeptische, weil antiidealistische Jugend meint ja letztlich, weil diese mit Lebenstüchtigkeit gepaart ist, eine positive Grundhaltung zur arbeitsintensiven Normalität der 50er Jahre. Die Skepsis der „vorsichtigen jungen Männer“ ist kein Defätismus, die Jugendlichen denken nur viel realistischer als viele Erwachsene.<sup>853</sup> Und genau dies machte die enorme Zugkraft der Signatur „skeptische Generation“ aus: eine Mischung aus Verdrängung und Eskapismus als Teil einer kollektiven Identitätsarbeit mit vergangenheitspolitischer Dimension zwischen den beiden Polen einer ernüchterten Anerkennung des irreversiblen Epochenbruchs 1945 und der Identifikation mit dem posttotalitären „Projekt Bundesrepublik“, das jenseits des Jugendthemas liegt.<sup>854</sup> Eine darunter liegende Dimension, der Vorwurf an die Nachbardisziplin Pädagogik, mit ihren zwar „guten Motiven“ und „naivem Glauben eines ‚edelmütigen‘ Bewußtseins“ die Verschulung und Pädagogisierung voranzutreiben und dabei gerade wegen des inhärenten Idealismus eine Zivilisationsgefahr im Sinne eines „sozialen Totalitarismus“ darzustellen, wurde in der Auseinandersetzung mit der Pädagogik im Allgemeinen und Flitner im Besonderen deutlich.<sup>855</sup>

Besonders bei den Forschern, die Generationen ausrufen, sollte genauer hingesehen werden, mit welcher generationellen Erfahrung diese selbst ausgestattet sind, und in welchem Lebenszyklus sie sich – auch im Vergleich zur restlichen Forschungs-Community – zum Stand ihrer Untersuchung befinden.<sup>856</sup> Bei Schelsky (\*1912)<sup>857</sup> könnte man auf dessen Position als vergleichsweise junge Kapazität hinweisen, dabei sollte jedoch seine NS-Episode als Nachwuchswissenschaftler nicht verschwiegen werden. So findet eine Diskussion über Schelskys biografische Verwicklungen und

---

gerichteten und von diesen irgendwie als Verpflichtung empfundenen Anspruch auf politische Aktivität kennt das demokratische System gegenüber der Jugend nicht, noch nicht einmal in Form der Konvention.“

<sup>853</sup> Albert Schiefer, Deutschlands vorsichtige junge Männer. Die junge Generation im Spiegel empirischer Untersuchungen, in: Die neue Gesellschaft 5 (1958), S. 127-134; S. 134. Der Titel soll wohl eine Anspielung auf die „angry, young men“ in England sein. Rezipiert wird Schelsky allerdings zumeist in die ganz andere Richtung. Nur ein Beispiel aus dem Bereich des strikten Jugendschutzes: „Frühere Jugendgenerationen ertrotzten sich diesen ‚Spielraum‘ ihres inneren Wachstums. Die heutigen tun schon das nicht mehr. Sie sind nur noch ‚skeptisch‘. Sieht man genauer hin, so ist ihre Skepsis weithin eine Anpassung an eine ‚herzlose‘ Umwelt, eine Welt des Gehetztseins, der Leistung, des Geldes und des Sexualerfolges“ Jochen Fischer, Vorbeugender Jugendschutz in der Familie, in: Die heutige Jugendgefährdung und ihre Überwindung (=Jugendschutz, H. 5), o.O. [Hamm] o. J. [1960], S. 32-36; S. 33. Eher im Sinne Schelskys die Wortmeldung von einer Randfigur im psychologischen Diskurs, Ernst Bornemann: „Die Stärke der Generation, die heute heranwächst, liegt in objektiver nüchterner Beobachtung der Tatsachenwelt. Sie liegt in ihrem Interesse für technische, wirtschaftliche und sozialwissenschaftliche Gegebenheiten. Das passt jedoch zu der Aufgabe, die ihr gestellt sein wird, nämlich den Anpassungsprozess des Menschen an die neuen Gegebenheiten einer industriellen Gesellschaft zu vollziehen. Dazu benötigen wir weniger geistige Heroen als aufgeschlossene verantwortungsbewußte Menschen mit gesundem Wirklichkeitssinn – aber auch mit Herz, Mitgefühl und Gemühtiefe!“ Bornemann, Jugendprobleme, S. 30. Die Attribute der Skeptischen Generation wirken nach, so findet auch Jaide 1961 noch keine anderen Worte, wobei die Verbindung zu „Mittelstand“ interessant ist: „Sie werden ihre Lebensrollen meistern – zwar nicht literarisierbar, sondern ‚nur‘ vernünftig und gleichsam zeitlos mittelständlerisch, aber vielleicht solider als die Überschwangsprototypen vorangegangener Generationen.“ Walter Jaide, Eine neue Generation? Eine Untersuchung über Werthaltungen und Leitbilder der Jugendlichen, München 1961, S. 130.

<sup>854</sup> Vgl. Kersting, Generation, S. 42.

<sup>855</sup> Schelsky, Anpassung, S. 163, S. 186.

<sup>856</sup> Ebenfalls in diesem Sinne: Jürgen Reulecke auf der Tagung Generationsidentitäten nach 1945 in Deutschland im Januar 2006, auf <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1055/>

<sup>857</sup> Adorno \*1903, Plessner \*1892; König \*1906; Gehlen \*1904. Die Abfolge der Soziologen-Generationen idealtypisch dargestellt bei Lepsius, Entwicklung, S. 41-42 und Bude, Charismatiker.

seinen ideologischen Werdegang tatsächlich erst in jüngster Zeit statt. Am interessantesten ist dabei sicher, seine Konzepte der nivellierten Mittelstandsgesellschaft als Nachfolgeprojekt und Substitut für die verloren gegangene Volksgemeinschaft zu untersuchen.<sup>858</sup> Und über die Funktionalisierung des philosophischen Skepsis-Begriffs, so wird später suggeriert, habe er „die Jugendlichen (und nicht nur die) von eigenen braunen Biografieanteilen entlastet“, Kontinuitätslinien zur Zeit vor 1945 gekappt.<sup>859</sup> Die Prognose, dass diese skeptische Generation „nie revolutionär, in flammender kollektiver Leidenschaft auf die Dinge reagieren“<sup>860</sup> würde, sei bereits selbst eine Vermischung von Deskription und Evaluation zu einer politischen Wertposition, die mehr über den Autor selbst als über den Gegenstand seiner Soziologie aussage.<sup>861</sup>

Schelsky selbst hat genau dies seiner wissenschaftlichen Konkurrenz unterstellt. Die bissige Bemerkung, dass die sozialen Leitbilder, die die Älteren-Generation für das Verhalten der Jugend aufstelle, ebenfalls zeitgeschichtlich bedingt seien, und „man vermutet wahrscheinlich richtig, wenn man sie vor allem auf das eigene Jugenderleben bezieht“, meinte und traf die Mehrzahl der Kollegen vom pädagogischen Fach, die für ihn Wissenschaftler von vorgestern waren. Deren Forderung eines von der Erwachsenenwelt distanzierenden Jugendreichs, manifestiert im Moratoriums-Gedanken, sei aber nichts weiter als ein Ausweichen vor der modernen epochalen Sozialstruktur<sup>862</sup>, wie ja überhaupt Jugenderleben und Biografie der jeweiligen Forscher selbst eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten.<sup>863</sup> Die Pädagogen seien es auch, die einen eigenen Jugend-

<sup>858</sup> Schelsky habe, so Gerhard Schäfer, „effektiv an der Entnazifizierung des Volksbegriffes (nivellierte Mittelstandsgesellschaft) mitgewirkt, dass eine Atmosphäre gesellschaftspolitischer Teilnahmslosigkeit entstand, die im Typus der ‚skeptischen Generation‘ zusammengefasst war.“ Gerhard Schäfer, Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft – Strategien der Soziologie in den 50er Jahren, in: Bollenbeck/Kaiser, 50er Jahre, S. 115-142, hier S. 138. Eine nüchterne Überprüfung des Konzepts findet sich bei Hans Braun, Helmut Schelskys Konzept der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ und die Bundesrepublik der 50er Jahre, in: Archiv für Sozialgeschichte 29 (1989), S. 198-223. Zur sozialstrukturellen Selbstwahrnehmung eignet sich Renate Mayntz’ Euskirchen-Studie. Vgl. Mayntz, Schichtung.

<sup>859</sup> Schäfer, Mittelstandsgesellschaft, S. 138.

<sup>860</sup> Schelsky, Generation, S. 488.

<sup>861</sup> Vgl. Schäfer, Mittelstandsgesellschaft.

<sup>862</sup> Hier bestätigend und generalisierend: Kreuz, Soziologie. Kreuz beschreibt, dass eben in der Widersprüchlichkeit bürgerlicher Gesellschaft die Existenz von Jugend als intermediärer Lebensphase überhaupt erst erklärbar wird. Dort nämlich erfolgt der Übergang von askriptiver Zuweisung (Familie) zu Leistungsprinzip (Erwachsenengesellschaft).

<sup>863</sup> Schelsky, Generation, S. 96: „Diese sozialen Leitbilder der Älteren-Generation für das Verhalten der Jugend sind selbstverständlich ebenfalls zeitgeschichtlich bedingt und beeinflusst, und man vermutet wahrscheinlich richtig, wenn man sie vor allem auf das eigene Jugenderleben der Älteren bezieht.“ Konkret ging es hier um den normativen Ansatz von Karl Seidemann. Vgl. Karl Seidemann, Bund und Gruppe als Lebensformen deutscher Jugend. Versuch einer Erscheinungskunde des deutschen Jugendlebens in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts, München 1955. Dieser hatte in seiner Quintessenz 1955 in bildreicher Sprache seiner Enttäuschung darüber Ausdruck verliehen, dass es nach 1945 anders als nach 1919 nicht zu einer Wiedergeburt aus dem Geiste der Jugendllichkeit gekommen sei: „Anstatt einer frischen Welle aus den Gründen aufsteigenden Erneuerungswillen überraschte uns alle der Anblick regloser Gewässer von unbekannter Tiefe, die sich willig dem Einstürzen von allerlei Abwässern öffneten. Lähmung statt Bewegtheit, ein unergründlich inneres Glühen ohne vulkanische Ausbrüche, Flucht ins Private statt aufflammender Teilnahme am Allgemeinen (...).“ (S. 18-19). Denkt man die banale und doch nicht von der Hand zu weisende Beobachtung biografischer Bedingtheit einmal weiter – was würde dies dann für Schelsky selbst heißen? Entideologisierung als Forschungsmaxime, als Quintessenz in der Beschreibung von Gesellschaft und Jugend – und schließlich als ganz persönliche Umpolung der eigenen Vergangenheit?

Raum fordern, nicht die Jugend selbst.<sup>864</sup> Es gehe auch nicht um Entelechie oder „Reifungsprozesse“ irgendwelcher Art, sondern um die Herausforderungen der „epochalen Sozialstruktur“ der versachlichten Moderne und um die Frage, wie anpassungsfähig die junge Generation im Umgang mit Industrialisierung, Bürokratisierung, Verstädterung, Anonymität, Rationalität und Mobilität sei.<sup>865</sup> Insofern knüpfte Schelsky nicht nur an Mannheims generationstheoretisches Modell, sondern auch an Elemente aus dem strukturfunktionalistischen Bereich im Sinne Eisenstadts an, wenn er von den „zwei sozialen Horizonten“ sprach, in denen der Mensch in der modernen Gesellschaft lebt. Die widersprüchlichen Verhaltensanforderungen von der Familie auf der einen und der Gesellschaft auf der anderen Seite werden als Zwiespalt gesehen; als Zwiespalt, der die Tendenz hat, sich immer weiter auszuprägen, sodass also der familiäre Bereich immer privater und intimer, der der Arbeitswelt und Öffentlichkeit sachlicher und funktionaler wird.<sup>866</sup> Dazwischen liegt als Transmissionsphase die Jugend mit weniger klar definierten Rollen. Schelsky führte also die soziologische Kategorie Rolle/Funktion ein und negierte im Gegensatz zur Pädagogik und Psychologie die Eigenständigkeit der Lebensphase in seiner schon anzitierten zentralen Definition als die

*Verhaltensphase des Menschen, in der er nicht mehr die Rolle des Kindes spielt (dessen Leben sozial wesentlich innerhalb der Familie wurzelt (...)) und in der er noch nicht die Rolle des Erwachsenen als vollgültigen Trägers der sozialen Institutionen, also z.B. der Familie, der Öffentlichkeit und politischen Ordnung, der Rechts- und Wirtschaftsordnung usw., übernommen hat.*<sup>867</sup>

Jugend markiert also den Schritt zwischen der Kinder- und der Erwachsenenrolle in der modernen Gesellschaft und den „Übergang zwischen zwei sozialen Verhaltenshorizonten“, die im Kontrast zur vormodernen Gesellschaft „weitgehend gegensätzlich strukturiert sind“: Familie bzw. „Familienersatz“ wie Heime, Kindergarten, Elementarschule auf der einen – und gesellschaftliche Institutionen auf der anderen Seite.<sup>868</sup> Und dies ist eingebettet bzw. am stärksten abhängig von der „epochalen Sozialstruktur“, hier: der „industriell-bürokratischen Sozialstruktur“.<sup>869</sup> Diese epochale Sozialstruktur ist laut Schelsky nach der ersten „Schicht der sozialen Grundgebilde“ (Familie, Sozialverfassung etc.) der zweite von drei Faktoren, die auf das jugendliche Verhalten einwirken. Mit der dritten Schicht, der „zeitgeschichtlich-politischen Situation“, sind die „aktuellen historischen Ereignisse, Kräfte und Aufgaben“ gemeint – diese prägen die skeptische Generation.<sup>870</sup> Die gegensätzlich strukturierten Verhaltenshorizonte und der schroffe Gegensatz zwischen Intimraum Familie und industrieller Gesellschaft, die durch Bürokratisierung, Ver-

<sup>864</sup> Schelsky, Generation, S. 13. Abels pointiert, man könnte dies insgesamt so verstehen, dass hier jemand den Entwicklungspsychologen und den Pädagogen eines ihrer wichtigsten Themen, das Thema Jugend, wegnehmen wollte, indem er es schlichtweg für nicht-existent erklärte. Vgl. Abels, Jugend, S. 320.

<sup>865</sup> Ebd., S. 25-26.

<sup>866</sup> Schelsky, Wandlungen, S. 19.

<sup>867</sup> Schelsky, Generation, S. 16. Zum Begriff der „Rolle“ in der Soziologie vgl. Helmut Geller, Position, Rolle, Situation. Zur Aktualisierung soziologischer Analyseinstrumente, Opladen 1994.

<sup>868</sup> Schelsky, Generation, S. 16.

<sup>869</sup> Ebd., S. 23.

<sup>870</sup> Ebd., S. 21; S. 24.

städterung, Anonymität und arbeitsteilige Funktionalität gekennzeichnet sei, hatten zu diesem Zeitpunkt in der deutschen Sozialphilosophie bereits eine längere Tradition und erinnern zwar auch an die Dichotomie Gemeinschaft vs. Gesellschaft bei Ferdinand Tönnies. Der zweite Bezugspunkt ist jedoch der von Eisenstadt beschriebene Übergang der familiären zu den gesellschaftlichen „pattern variables“ (Parsons):

*Erziehung zur Intellektualität und Gefühlsaskese, zur rationalen, zweckbewußten Kooperation anstatt zur ‚Gemeinschaft‘, zum Rollen- und Attitüdenwechsel anstatt zur ‚Ganzheit‘ der Person, zur Bejahung der unanschaulich abstrakten Großorganisation, zur Abdrängung aller sozialen Gefühls- und Vertrautheitsbedürfnisse ins Private.*<sup>871</sup>

Dies kann man auch als fundamentale Kritik an der Gemeinschaftsideologie und nicht systemkonformer Sentimentalität der jugendbewegten Diskursführer lesen. Die nach Schelsky notwendige nüchtern-funktionale Einstellung zu Arbeit und Beruf ist ein weiterer zentraler Bestandteil seiner skeptischen Generation. Die Jugendlichen empfinden demnach ihre Tätigkeit nicht mehr als „Berufung“ aus Selbstdefinition, sondern als Mittel zum Zweck, als Weg zur Erfüllung von Lebensträumen, zeigen dabei aber eine leistungsorientierte Akzeptanz ihrer Arbeit und ihrem Arbeitsplatz gegenüber. Schelsky nennt dies den „zivilisatorischen Bezug zur Arbeit“ und beschreibt damit implizit auch das leistungsorientierte, meritokratische Wertesystem als Ganzes.<sup>872</sup>

Nun ist es ja nicht mehr als eine Behauptung, dass dies vorher anders gewesen sei, was aber bei den meisten empirischen Analysen des „nicht mehr“ mangels vergleichbarer historischer Daten immer ein Grundproblem darstellt. Bei Schelsky liegt die Sache allerdings etwas anders: Die tatsächliche Vergleichsgröße ist bei ihm weniger der Zustand einer wie auch immer zu messenden Vergangenheit, sondern primär der Gegensatz zu gängigen Ideologien, hier: einer Überhöhung eines ganzheitlichen Sinngehalts von Arbeit.

Schelskys Deutung der Halbstarkenkrawalle als „unpolitischer Wohlstandsprotest“ und die Beschreibung der 50er-Jahre-Jugend als eine perfekt an die „technisch-industrielle Bewegung“, an die Anonymität der modernen Welt angepasste Jugend, ist auch heute noch gängige Interpretation in Abhandlungen über die Geschichte der Bundesrepublik:

*Die anfängliche Reaktion der Jungen auf das dreifache Problem einer rein materialistischen Orientierung der Wirtschaftswundergesellschaft, ihrer gleichzeitigen Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit und der Generationenfalle war allerdings nicht die politische Rebellion, sondern – ganz im Sinne der von Schelsky beschriebenen ‚skeptischen Generation‘ – müde Anpassung.*<sup>873</sup>

Mit Technik meinte Schelsky nicht zivilisatorische Errungenschaften, sondern allgemein die Rationalisierung aller Lebensbereiche (Bürokratie, Verstädterung) und die Moderne als Massengesellschaft. Welche Jahrgänge aber sind gemeint? In Schelskys Gesamtdefinition sind es die-

<sup>871</sup> Schelsky, Generation, S. 124.

<sup>872</sup> Ebd., S. 265-266.

<sup>873</sup> Görtemaker, Geschichte, S.188-189. Während Eltern im Aufbau einer privater Existenz Orientierung finden, „(...) fehlt es den Jungen an Verwurzelungen, Erfolgserlebnissen und Zutrauen in sich selbst. Statt dessen herrschten – wie von Schelsky beobachtet – Skepsis, Abwarten, Pragmatik und Distanz zu aller Ideologie, ja eine verschlossene, zweifelnde und gebrochene Haltung gegenüber aller Normativität.“ Görtemaker, Geschichte, S. 198.



jenigen, die den Krieg bewusst erlebt haben bzw. mit den unmittelbaren Nachkriegsfolgen konfrontiert waren – die Jüngsten wären demnach die bis 1935 Geborenen – streng nach den Befragengruppen in den Umfragen bis 1955 sogar die bis 1940 Geborenen. Für die beschriebene epochal geprägte Grundeinstellung und die Ablehnung jeder Ideologie ist das bewusste Miterleben des totalitären Systems argumentativ konstitutiv. Das Herauswachsen aus diesen Jahrgängen und somit aus Kollektiverfahrungen wurde von Schelsky jedoch kaum thematisiert. Dass Schelsky dabei zentrale Argumente aufgriff, die der Soziologe David Riesman in seiner Analyse der amerikanischen Gesellschaft benutzt hatte – außengeleitetes („other-directed“) Verhalten, politische Zuschauerperspektive, nüchterne Verbraucherhaltung – entgrenzt seine gesamte Jugend- und Gesellschaftsanalyse in Richtung einer universellen, international gültigen Deutung. Unter der Hand relativiert sie gleichzeitig die zeitgeschichtlich-nationale Komponente, die er ja bei der Skizzierung der skeptischen Generation so stark gemacht hatte. Diese ist aber doch die „deutsche Ausgabe der Generation, die überall die industrielle Gesellschaft konsolidiert“<sup>874</sup> – was man zum einen im Kontext der konservativen „Aussöhnung mit der gesellschaftlichen Moderne“<sup>875</sup> sehen muss, zum anderen ist dies womöglich implizit auch als ein Signal Richtung Westen gedacht: Der Anschluss ist geschafft, die westlichen Gesellschaften sind strukturähnlich und nähern sich auch wertemäßig einander an, weil auf deutscher Seite nachweislich genügend Anpassungsfähigkeit vorhanden ist. Ein Abschied von deutschen Sonderwegen also, wenn diese stille Generation weiß, „daß Deutschland von der Bühne der großen Politik abgetreten ist“, denn:

*Man wird sich auf keine Abenteuer einlassen, sondern immer auf die Karte der Sicherheit setzen, des minimalen Risikos, damit das mühselig und glücklich wieder Erreichte, der Wohlstand und das gute Gewissen, die gebilligte Demokratie und die private Zurückgezogenheit, nicht wieder aufs Spiel gesetzt wird.*<sup>876</sup>

Dies kann aber gleichzeitig auch als Apologie gelesen werden, mit dem Ziel, den biografischen nationalsozialistischen Hintergrund der deutschen Jugendlichen, ihr antidemokratisches Gefährdungspotenzial gegenüber ausländischen Beobachtern herunterspielen, Befunde der frühen amerikanischen Einstellungsforschung relativieren zu wollen.<sup>877</sup> Nebulös klingt schließlich die Aussage zum Thema, was denn mangelnde Partizipation für das System bedeute. Es sei doch die Frage,

*(...) ob die moderne Massendemokratie großorganisatorischer Struktur, die sich in ihrem Bestand mehr und mehr auf eine psychologische Werbung und Lenkung des Publikums durch Massenkommunikationsmittel und deren notwendige propagandistische Verzerrung und Vereinfachung der Sachzusammenhänge stützt, nicht diesen Verhaltenstyp des unpolitisch Zustimmenden geradezu hervorruft und als tragende Schicht des Systems auf die Dauer auch bejahend zur Kenntnis nehmen muß.*<sup>878</sup>

<sup>874</sup> Schelsky, Generation, S. 493.

<sup>875</sup> Jürgen Habermas, Die neue Unübersichtlichkeit (Kleine Politische Schriften, V), Frankfurt a.M. 1985, S. 41.

<sup>876</sup> Schelsky, Generation, S. xxx.

<sup>877</sup> Vgl. dazu Kersting, Generation, S. 38-39 und die Bemerkung Zinnecker, die Metapher Skeptische Generation sei auch ein „viel zitiertes mediales Mahnzeichen für den Neuanfang der überlebenden Jugend des Hitler-Reiches“ gewesen. Zinnecker, Forschung, S. 14.

<sup>878</sup> Schelsky, Generation, S. 452.

Der leicht zynische Ton ist aufs Ganze gesehen zwar eine Ausnahme, doch er zeigt: Der „Abschied von der Utopie“, die Aussöhnung der konservativen Sozialbeobachter mit dem demokratisch-westlichen System ging nicht gänzlich ohne Bitterkeit vonstatten. Doch das ist der Preis: Eine skeptische Generation ist weit entfernt vom klassischen Ideal des jugendlichen Optimisten und begeisterten Weltverbesserers, aber auch vom politisch verführbaren Objekt.

Die erste Auflage der skeptischen Generation fiel zusammen mit intensiven öffentlichen Diskussionen über Jugend im Zuge der ersten Halbstarkenkrawalle. Das ganzheitliche Deutungsangebot von Schelsky wurde weit über die Fachgrenzen hinaus dankbar angenommen, das Buch zu einem Bestseller.<sup>879</sup> Es stellte aber ihren Autor selbst vor das Problem, die aktuellen Ereignisse noch in das Manuskript einarbeiten zu müssen, obwohl die Ereignisse mit den Analysen und Prognosen kaum übereinstimmten. So ging das Nachwort zur ersten Ausgabe 1957 nicht schlüssig aus den Argumentationslinien hervor, da er doch im Grunde das Bild einer ruhigen Jugend gezeichnet und sich so dezidiert gegen Eisenstadts und Tenbrucks These ausgesprochen hatte, dass Jugend eine selbstständige Lebens Epoche mit originären Äußerungsformen sei.

*Ich erwarte eine ‚sezessionistische Jugendgeneration‘, gekennzeichnet durch eine Welle ‚sinnloser‘ Ausbruchsversuche aus der in die Watte manipulierter Humanität, überzeugender Sicherheit und allgemeiner Wohlfahrt gewickelten modernen Welt. Die Rolle des von der sozialen Erfüllung seiner eigenen Befindlichkeiten institutionell umstellten Menschen der modernen Gesellschaft kann für die Jugend, die in diese Situation als Erbe hineinwachsen soll, nicht ohne Provokationen übernommen werden.<sup>880</sup>*

Die Frage sei zwar, wogegen sich diese Provokationen richten werden, aber Schelsky zeigte sich überzeugt, dass „die Phantasie der jugendlichen Ausbruchsversuche aus der Welt der Watte, die man ihr zumutet, aller praktischen Weisheit der Pädagogen, Politiker, Psychologen und Soziologen der Anpassung überlegen sein wird“.<sup>881</sup> Ganz nebenbei machte er womöglich unbewusst einen Makel deutlich, dem Jugendforscher, die sich auf Umfrageergebnisse stützen, immer ausgesetzt sind: Die phänomenologische Wahrnehmung von Jugend ist, auch und besonders bei den zahlreichen Nicht-Experten, häufig eine andere, spektakulärere. Und doch steht gerade Schelsky für die elegante Durchmischung von empirischen Substraten mit phänomenologischen Beobachtungen und Vorurteilen.<sup>882</sup>

Insgesamt ist Schelsky hier auch exemplarisch für eine ambivalente Haltung zu den neuen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen zu sehen. Die grundsätzliche Bejahung der Demokratie und des marktwirtschaftlichen Systems war stets verbunden mit konservativen Vorbehalten gegen die „moderne Massengesellschaft“, in der

---

<sup>879</sup> Bis 1960 erschien es in vier Auflagen, 1963 noch einmal in einer hohen Sonderauflage in der Reihe „Das moderne Sachbuch“, insgesamt wurden fast 50.000 Exemplare verkauft. Vgl. Bernhard Schäfers, Die „Skeptische Generation“ von Helmut Schelsky – revisited nach 45 Jahren, in: Griese/Scheer, Theoriedefizite, S. 31-40.

<sup>880</sup> Schelsky, Generation, S. 495.

<sup>881</sup> Ebd., S. 497. Im Nachhinein hatte Schelsky das Glück, dass man ihm diese Aussage fast als Prognose der ihm ungeliebten 68er-Bewegung auslegen konnte.

<sup>882</sup> Vgl. Bernhard Schäfers, Helmut Schelsky – ein Soziologe der Bundesrepublik. Eine Erinnerung aus Anlass seines 25. Todestages, in: Soziologie 38 (2009), H. 1, S. 48-59.

Individualität und kulturelle Werte in Nivellement, Uniformierung und Verflachung unterzugehen drohten. Die Anpassung findet in einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft statt – letztlich eine harmonistische Gesellschaftsvorstellung, die soziale Realitäten sehr selektiv wahrnimmt und schon zeitgleich als soziologische Analyse scharf angegriffen wurde.<sup>883</sup> Es sei daran erinnert, dass das Konzept der Anpassung hier immer noch in der Tradition der tendenziell passiv gedachten Enkulturation steht, während „Sozialisation“ dem Prozess der Aneignung auch Veränderungspotenzial zuschreibt. Trotz aller Ambivalenz: Neu war – gerade im Hinblick auf die Frage nach dem Verhältnis zur neuen Konsumwelt – die Entlassung der Jugendlichen aus der traditionell zugeschriebenen Opferrolle.

Ein entscheidender Punkt scheint auch zu sein, dass der Duktus, in dem all dies vorgetragen wird, selbst ein wichtiger Teil der Botschaft ist. Ebenso sachlich und nüchtern, wie nach Schelskys Urteil die epochale Zeitstruktur und der soziale Untersuchungsgegenstand selbst sind, kommt die Beschreibung und Analyse sozialer Tatsachen daher. Der Stil ist weit entfernt vom emphatischen oder mahnenden Ton, den man von den bisherigen Größen der Jugendforschung gewöhnt war. Und dies ist Teil des Gesamtprogramms: Analog zum Titel einer Aufsatzsammlung von Schelsky aus dem Jahr 1965 ist die „Soziologie der Moderne“ ständig „auf der Suche nach Wirklichkeit“. Und auf dieser Suche findet sie sachliche Verhältnisse und „Realitätshunger“, bei den Untersuchungsobjekten ebenso wie die „Entinnerlichung der Familie“<sup>884</sup>, deren Verhalten nur eine gesellschaftliche Situation widerspiegelt. „Entinnerlichung“ – das meint hier „Degradierung der Erwerbsarbeit zum bloßen Gelderwerb“, „Verlust des Familienlebens an kulturellem Gehalt“, die zunehmende Bedeutung einer „rationalistisch-planerischen“ Lebensgestaltung, mithin auch eine „Versachlichung der Ehe“. Für das Selbstverständnis als Soziologe in der zeithistorisch bedingten „nachideologischen Phase“ betont er immer wieder das „anti-ideologische Realitäts- und Orientierungsbedürfnis“.<sup>885</sup> Die Reziprozität zwischen dem Forschungsstatement zu bestimmten Themen wie Familie und Jugend und dem (strategisch formulierten) Selbstverständnis im Forschungsfeld wird also an vielen Stellen deutlich.<sup>886</sup> Es geht weder um die Verteidigung noch um die Anklage von Jugend oder jugendlichen Teilgruppen. Es geht immer um das Ganze, denn die skeptische Generation repräsentiert laut Schelsky die soziale Persönlichkeit, „die unsere Ge-

---

<sup>883</sup> Beispielhaft sei hier Ralf Dahrendorf genannt, der aus bildungssoziologischer Perspektive argumentierte: „Kann man eine solche Behauptung ernsthaft aufrecht erhalten in einer Gesellschaft, in der allenfalls jedes zehnte Arbeiterkind eine Chance des Aufstiegs hat und jedes zehnte Akademikerkind um ein paar Sprossen der Statusleiter absteigt?“ Ralf Dahrendorf, *Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft*, Stuttgart 1957, S. 148. Ähnlich Adorno im Vorwort zu Baumert, *Familien*, S. V-IX.

<sup>884</sup> Schelsky, *Wandlungen*, S. 255-288.

<sup>885</sup> Schelsky, *Orientierung*, S. 56.

<sup>886</sup> Und doch selten zum Thema. Selten so deutlich zumindest, wie retrospektiv von Tenbruck, der zum „Wirklichkeitshunger“ schreibt: „Der Wirklichkeitshunger, der hier befriedigt werden konnte, stammte zu gleichen Teilen aus dem Ende des Bildungsbürgertums, das nach früheren Einbußen in den Verschiebungen und Verwirrungen der Nachkriegszeit eingeebnet worden war; aus der nun in neuer Fassung gängigen Verdächtigung des unpolitischen Akademikers; und aus der unvermeidlichen Neugier, welche die plötzlich aus den Ruinen entstehenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Gebilde erregen mußten. Das alles summierte sich zu einer Modernitätsbereitschaft derer, die am gesellschaftlichen Aufbau teilnahmen, die ihn vernünftig lenken und kontrollieren wollte.“ Friedrich H. Tenbruck, *Deutsche Soziologie im internationalen Kontext. Ihre Ideengeschichte und ihr Gesellschaftsbezug*, in: Lüschen, *Soziologie*, S. 71-107; S. 84.

sellschaft verlangt, provoziert und prämiert<sup>887</sup> – eben eine an die gesellschaftlichen Verhältnisse in höchstem Maße angepasste Jugendgeneration.

Konsequenterweise lief auch bei Protagonisten der Frankfurter Schule die Argumentationslinie vom Jugendtypus zu Aussagen über gesellschaftliche Verfasstheit, im Sinne einer „fügsamen“ Generation, die sich den entwickeltsten Zügen der modernen Gesellschaft angepasst habe,

*(...) dem Sachzwang und Leistungsanspruch der modernen industriellen Arbeit, ihrer technischen Perfektion, ihrem unpersönlichem Vollzug und der Beschränkung personaler Vorgesetztenautorität; mit dem Konsumzwang vor allem beim Geltungskonsum und bei den Gütern der Freizeit- und Kulturindustrie; mit der affektneutralen Kollegialität der modernen Generationsbeziehungen (...)*<sup>888</sup>

Aus dieser Sicht konnte auch das Axiom der „Nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ nicht akzeptiert werden, höchstens in Form einer „Vergesellschaftung“, die die Widersprüche der industriellen Gesellschaft lediglich auf höher Stufe reproduziert – und damit wäre auch die starke Integrationstendenz der Jugendlichen negativ zu deuten, da

*das Mißvergnügen der Unbefriedigten und die Distanz der Gelingweilten als Folgen jugendlicher Anpassung an den keineswegs befriedigenden Gesamtzustand der Gesellschaft zu verstehen sind.*<sup>889</sup>

Insofern ist offensichtlich, dass besonders die Jugendsoziologie einem meist kritischen Impuls folgte, wenn sie über Jugend den Blick auf gesellschaftlichen Wandel scharf stellte – im Hinblick darauf, was kommen könnte und darauf, was kommen soll. Der in diesem Zusammenhang verwendete und Adorno entlehnte Begriff des „Konkretismus“ meint bei Schelsky aber gerade nicht den affirmativen oder gar autoritären Charakter oder ein Bedauern über die Unfähigkeit zum utopischen Denken, sondern ist eher in Richtung einer positiv gemeinten „Tüchtigkeit“ zu lesen.<sup>890</sup> Deutlicher wird diese wohlwollende Sichtweise von 1957 übrigens in Schelskys Ablehnung der

---

<sup>887</sup> Schelsky, Generation, S. 125. Der Zusammenhang der These von der Strukturähnlichkeit mit dem gesamtgesellschaftlich wirksamen Werten in Zeiten des „Wirtschaftswunders“ wird deutlicher formuliert bei Tartler, Generationsgestalt, S. 160-163: „In fast allen von uns untersuchten Bereichen konnten wir feststellen, daß sich die Verhaltensweisen und Haltungen der heutigen Jugend von denen der Erwachsenen nicht wesentlich unterscheiden (...). Damit müssen wir feststellen, daß die altersspezifische Schichtung unserer Gesellschaft kaum mehr vorhanden ist.“ Eine Argumentation, die auch gegen Karl Bednariks Studie vom expressiv auftretenden und verdienstfixierten Arbeiterjugendlichen „neuen Typs“ gerichtet war. Den Grund für die Angleichung sah Tartler in dem identischen Leitbild „der persönlichen Durchsetzung, des ‚Lebenserfolges‘; ein Tatbestand, der sich auf alle Lebensalter in der gleichen Weise auswirkt (...). Die Erfahrungslage der jungen und alten Generation ist im wesentlichen gleichartig geworden.“

<sup>888</sup> Ludwig von Friedeburg, Zum Verhältnis von Jugend und Gesellschaft, in: Max Horkheimer (Hrsg.), Zeugnisse, Theodor W. Adorno zum 60. Geburtstag, Frankfurt a.M. 1963, S. 410-426; hier S. 426 und S. 420.

<sup>889</sup> Von Friedeburg, Verhältnis, S. 426. Vgl. Heinz Abels, Die Jugend der Soziologie, in: Sander u.a., Jugend, S. 75-100; S. 77.

<sup>890</sup> Und dies, da der Konkretismus nicht ohne ethische Komponente ist: „Hinter der kaltschnäuzig wirkenden skeptischen Weltklugheit steckt ein durchaus lebendiges Bedürfnis, das Substantielle und im normativen Sinne Verbindliche an den Dingen und den Menschen zu erkennen und ihm zu folgen, aber zugleich die tiefe Scheu, sich durch Phrasen, ja durch Worte überhaupt, täuschen zu lassen.“ Schelsky, Generation, S. 89-90. Auf die Konvertierung von ehemals als negativ und unjugendlich empfundenen Werten in eine neue Terminologie weist Hans Hirzel hin, wenn er überrascht feststellt, dass Konkretismus früher wohl als Froschperspektive gebrandmarkt worden wäre, Anpassung als „Opportunismus“, Verbraucherhaltung als „kulturlöse Lebensgier und Schmarotzertum“ und die beschriebene abständige Haltung gegenüber Politik als politische Verantwortungslosigkeit bewertet worden wäre. Vgl. Hans Hirzel, Zum gegenwärtigen Stand der westdeutschen Jugendsoziologie, Manuskript o.O. o. J. [ca. 1960].

sogenannten 68er-Generation wenige Jahre später. Dort fand er „genau jene ideologische Welt-sicht und Verhaltenssteuerung“ wieder, von der „die Skepsis der vorhergehenden Generation sich durch bittere Generationserfahrung befreit hatte“.<sup>891</sup>

Neben der erwähnten Kongruenz mit einem wissenschaftlichen Programm, das sich selbst eine Skepsis gegenüber allen Ideologien und im Grunde auch ein „unerbittliches Realitätsverlangen“<sup>892</sup> auf die Fahnen geschrieben hatte, widerspricht dies auch dem beliebten Bild von Jugendlichen, die nach Goethes Diktum Idealisten, während die Erwachsenen Skeptiker seien. Methodische „Amerikanisierung“ im Sinne eines „Empirical Turn“ und „Nüchternheit“ in der Analyse beanspruchten schließlich auch Teile der westdeutschen Soziologieschulen für sich.<sup>893</sup> Ganz ausdrücklich soll hier ja Jugend auch gleichbedeutend mit Gesellschaftsanalyse sein, wenn Schelsky betont, dass die beschriebenen Verhaltensweisen genereller Art durch die sachliche Rationalität der modernen Industriegesellschaft erforderlich seien. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch ein Blick zurück: Zur Rolle einer angewandten Soziologie in der Bundesrepublik schrieb Schelsky bereits 1950: „Was unserem Volk, besonders unserer Jugend, nottut, ist die Entwicklung des Tatsachensinns für soziale und politische Verhältnisse.“<sup>894</sup>

Und in dieser Interpretation fand Schelsky zahlreiche Gleichgesinnte und Nachahmer, die das ambivalente Verhältnis zu dem, was man damals als Moderne verstand, mit ihm teilten. Faszination und Distanz gegenüber der neuen Zeit und die Frage, was die neuen Verhältnisse wohl mit dem Menschen machen – am besten ist das offenbar am jugendlichen Verhalten ablesbar. Es fehle, wie auch der Psychologe Ernst Bornemann zeitgleich mit Schelsky betonte, zwar das eigentlich typische „Ringen und Suchen nach geistigen Werten“, aber

*(...) die Stärke der Generation, die heute heranwächst, liegt in objektiver nüchterner Beobachtung der Tatsachenwelt. Sie liegt in ihrem Interesse für technische, wirtschaftliche und sozialwissenschaftliche Gegebenheiten. Das paßt jedoch zu der Aufgabe, die ihr gestellt sein wird, nämlich den Anpassungsprozeß des Menschen an die neuen Gegebenheiten einer industriellen Gesellschaft zu vollziehen. Dazu benötigen wir weniger geistige Heroen als aufgeschlossene verantwortungsbewusste Menschen mit gesundem Wirklichkeitssinn – aber auch mit Herz, Mitgefühl und Gemütsiefe!*<sup>895</sup>

„Diese Generation wird nie revolutionär, in flammender kollektiver Leidenschaft auf Dinge reagieren“<sup>896</sup> – in dieser Prognose vermischen sich auch Deskription und Evaluation zu einer politischen Wertposition, die ebenso viel über den Autor wie über den Gegenstand seiner Soziologie aussagt. Im Nachhinein muss man von einem schnell ablaufenden Wandel von einer der Kulturkritik verpflichteten zu einer empirisch-analytischen Wissenschaft sprechen; pauschal

<sup>891</sup> Helmut Schelsky, Rückblick auf die ‚skeptische Generation‘, in: ders., Die Skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1975, S. IX-XXII.

<sup>892</sup> Schelsky, Generation, S. 88.

<sup>893</sup> Nicht übersehen werden darf in diesem Zusammenhang die scheinbare Renaissance der fast schon klassisch zu nennenden kultur-konservativen Richtung, für die beispielsweise Alfred Weber steht. Diese Richtung ist jedoch gegenüber den „Wirklichkeitswissenschaftlern“ in ihrer öffentlichen Geltung aber schon deutlich auf dem Rückzug. Vgl. Nolte, Ordnung, S. 255-258.

<sup>894</sup> Schelsky, Lage, S. 12.

<sup>895</sup> Bornemann, Jugendprobleme, S. 25.

<sup>896</sup> Schelsky, Generation, S. 488.

formuliert steht Schelsky genau dazwischen. Denn seine umfangreichen Wortmeldungen zum Thema Jugend und Gesellschaft blieben in ihrer Stoßrichtung ambivalent: Einerseits erscheint er als Verteidiger der Moderne und auch einer Jugend, die sich modernen Verhältnissen und Verhaltensnormen anpasst, andererseits aber steht er als kulturkritischer Konservativer Konsum, Masse, Technisierung und Bürokratisierung – im Grunde auch rationaler Demokratie und Wohlfahrtsstaat latent ablehnend gegenüber. In der Jugendanalyse wurde dies weniger zum direkten Vorwurf an die Protagonisten, sondern war als Zeitdiagnose gemeint: Die Jugend ist so, wie es in die Zeit passt und wie es von der Art, wie unsere Gesellschaft heute verfasst ist, belohnt wird. An ihr treten Elemente hervor, die auch das Leben der Erwachsenen bestimmen: Sachlichkeit, auf das Praktische ausgerichtete Zielstrebigkeit, Überbetonung des Privaten – Elemente, die man negativ darstellen und als bindingslos oder materialistisch beschreiben kann, die man aber auch apologetisch deuten, ja als für die Herausforderungen der Zeit als vorbildlich herausstellen kann. In der letztgenannten Sichtweise sind Ideologieförderung und wirtschaftliche Tüchtigkeit logisch und notwendig, dergestalt, dass sich in der beschriebenen Jugend, „wenn auch in der Form des Noch-Nicht-Fertigen“, nur wesentliche Züge der älteren Generation wiederholen.<sup>897</sup> Andere Stimmen (wohlgemerkt noch vor den ersten bundesweiten Jugendstudien), wie die von Klaus Peter Schulz insistierten im Diskussionszusammenhang eines allgemeinen „sozialen Defätismus“ (Otto Stammer), dass Tendenzen der Ideologielosigkeit und Sachlichkeit als Gleichgültigkeit, ja als „wehleidiger Attentismus“ auszulegen seien – ein Erbe der totalitären Zeit, das aber in der freiheitlichen Gesellschaft kontraproduktiv wird:

*„Man“ soll ihr geistig und moralisch helfen, „man“ soll ihr neue Ideen geben, „man“ soll sich gefälligst um ihre ungelösten Probleme kümmern: das Leben soll in seiner unaufgeklärten Gesamtheit für die Jugend aufbereitet, seine Probleme sollen vorgekaut und bequem verdaulich gemacht werden.*<sup>898</sup>

Als ein stark in den USA sozialisierter Soziologe steht dann Friedrich H. Tenbruck ab Ende der 50er Jahre für eine in der Bundesrepublik vieldiskutierte Analyse, in der es nicht um eine Generation geht, sondern um die Funktionalität einer neuen, jugendlichen Teilkultur.

### 3.4.2 Die Entdeckung der Teilkultur (Tenbruck)

Der etwa ab dieser Zeit auch in der Bundesrepublik stark rezipierte Strukturfunktionalismus Talcott Parsons hat als eher statisches Theoriekonzept mehr mit System, Struktur und Funktion, hier: mit Jugend und Sozialisation zu tun als mit Prozess, Geschichte oder Generation. Beeinflusst wird Friedrich H. Tenbruck (\*1919) vor allem durch den bis dato noch unübersetzten Samuel N. Eisenstadt und sein „From Generation to Generation“. Nach diesem ist eine wichtige Voraussetzung für die Stabilität und Kontinuität sozialer Systeme, dass nachwachsende Generationen ihre

<sup>897</sup> Exemplarisch für eine solch positive Wendung: Heinz Kluth, Die Stellung der Jugend in der industriellen Gesellschaft, in: Die Jugend in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit, S. 43-55; S. 53-54.

<sup>898</sup> Klaus Peter Schulz, Die Wurzeln des sozialen Defätismus, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 2 (1951), H. 1, S. 2-7; S. 5.

Rollen in der Gesellschaft lernen (und eben nicht umgekehrt), wobei die kulturelle Definition einer Altersstufe sowohl Rechte als auch Erwartungen und Verpflichtungen in dem Lebensabschnitt umschreibt. Primäre Sozialisation findet in der Familie und sekundäre Sozialisation in der Gesellschaft statt, sodass auch die Altersgruppen selbst in der Moderne auseinanderklaffen. Dieses Auseinanderklaffen und die damit verbundene Entfremdung führen zu einer stärkeren Orientierung an altershomogenen Gruppen. Diesen kommt laut Eisenstadt eine ganz besondere Bedeutung für die Kontinuität des sozialen Systems zu: Als „interlinking sphere“ vermitteln diese Gruppen zwischen der Familie, die für Vertrauen und persönliche Beziehungen steht, auf der einen und der Gesellschaft, in der sachliche Beziehungen und generelle Kompetenzen vermittelt werden, auf der anderen Seite. Neben den „vorbereitenden Rollen“, die durch Erwachsenenwelt, durch Familie und Schule vermittelt werden, geht es in den Jugendgruppen um die Erlangung eines vollständigen Statuserwerbs.<sup>899</sup> Dies wäre also bei aller terminologischer Ähnlichkeit schon eine wichtige Unterscheidung zu Schelsky: Während dieser davon ausgeht, dass aus dem Gegensatz Familie und Gesellschaft Verhaltensunsicherheit resultiert, sehen die Strukturfunktionalisten darin die Ursache für das Entstehen einer Subkultur, die als „sekundäre Institution“ für die Eingliederung in die Erwachsenengesellschaft (und damit für gesellschaftliche Kontinuität) funktional notwendig sei. Wobei Peers „zum Teil als Abwehr gegen, zum Teil der Orientierung an neue Rollen“ dienen können.<sup>900</sup> Peergroups mit einer quasi kompensatorischen Funktion für schwache Familienbindungen, die dann sozial abweichenden Normen folgen, sich also als Gegenkultur formieren – dies ist die extreme, viel diskutierte theoretische Position von James S. Coleman.<sup>901</sup>

Entscheidend sind laut Eisenstadt/Tenbruck die „pattern variables“, und die entgegengesetzten Orientierungen: Während Familie und altersheterogenen Gruppen als „ascriptive“, „particularistic“ und „diffuse“ charakterisiert werden, verlangt die leistungsorientierte Gesellschaft nach „achievement“, „universalism“ und „specificity“. Steigende Leistungsorientierung heißt also gleichzeitig eine Bedeutungszunahme altershomogener Gruppen. Und noch weitergehend spricht Tenbruck bereits davon, Jugend „wesensgemäß“ als eine soziale Gruppe bezeichnen zu müssen, genauer als ein sich ereignender „Handlungszusammenhang“ und als Kommunikations- und Orientierungszusammenhang spezifischer Normen und Werte. Freiheit von altersheterogenen Gruppen und strukturelle Verselbstständigung in altershomogenen Gruppen ergänzen sich laut Tenbruck „zu einer hochgradigen Unabhängigkeit der modernen Jugend“.<sup>902</sup> Die Gesellschaft sei

<sup>899</sup> Eisenstadt, *Generation*, S. 190-191.

<sup>900</sup> Ebd., S. 45.

<sup>901</sup> James S. Coleman, *The Adolescent Society*, Glencoe 1961.

<sup>902</sup> Vgl. Tenbruck, *Jugend*, S. 65-69; S. 93. Zur Beeinflussung des Konzepts durch Colemans „Adolescent Society“ vgl. Hartmut M. Giese, „Jugend(sub)kultur(en)“: Facetten, Probleme und Diskurse, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hrsg.), *Jugendkulturen, Politik und Protest: Vom Widerstand zum Protest?* Opladen 2000, S. 37-47. Zum Standpunkt der 70er Jahre, angesichts von Jugendprotesten könne von einer „verbindenden Sphäre“ ja wohl keine Rede sein, vgl. Leopold Rosenmayr, *Jugend als Faktor sozialen Wandels*, in: Neidhardt, *Jugend im Spektrum der Wissenschaften*, München 1970, S. 203-228.

über die Familie „hinausgewachsen“ und so konnten die Kinder ein eigenes Reich außerhalb der Familie finden:

*Was sich uns heute als ein besonderer jugendlicher Lebensstil in Mode, Reisen, Freizeit, Vergnügen, Sport, Arbeit, Sitte, menschlichen und persönlichen Beziehungen präsentiert, das ist nicht schlicht der Ausdruck jugendlicher Lebenseinstellung, für den es die Beteiligten selbst halten mögen. Es sind institutionell verfestigte Lebensformen, die der Jugend erst in der konkreten Verbindung mit den gesellschaftlichen Einrichtungen, und vor allem mit den Betrieben, Organisationen, Diensten, Kräften und Interessen, die sich zu einer veritablen ‚Jugendindustrie‘ verdichtet haben, möglich geworden sind und deshalb von diesen auch reproduziert werden können.*<sup>903</sup>

Und hier geht es zunehmend um Distinktion, wobei Tenbruck den Abbau von Generationenkonflikten nicht als Befriedung sieht, sondern als Segregation, bei dem beide Seiten die generationelle Kluft akzeptieren. Und Resignation besteht auch innerhalb der Familien, wobei das Generationsgefühl kommerziell erzeugt und normiert worden sei – „Jugend hat ihren eigenen Stil“, wie es in einer Werbung Anfang der 60er Jahre hieß. Und noch ein Aspekt erscheint, auch für den weiteren Verlauf von Jugendforschung, wichtig: die Gleichheit der Stile. Moderne Jugend wird sich in industriellen Gesellschaften im internationalen Vergleich (jedenfalls, wenn man von der „westlichen Welt“ spricht) immer ähnlicher.

Die generationelle Kluft berge allerdings Gefahren sozialer Desorganisation in sich, da die Jungen davon abgehalten werden, „ihr Dasein als Reifungsprozess“ zu erleben. Ein Puerilismus, in dem „Alterseigenschaften verschwinden, auf denen so viel von unserer Tradition beruht“, erscheint als Bedrohung für die Kultur.<sup>904</sup> Auch hier ging es um die klassische Transferleistung von sozialen Normen und kulturellen Werten, welche den „geschichtlichen Bestand der Gesellschaft“ garantieren.<sup>905</sup> In einer Gegenposition deutete Ludwig von Friedeburg eine innere Widersprüchlichkeit zwischen Puerilismus und Teilkultur an. Seiner Meinung nach zeige die moderne Jugend repressive Symptome; er beschrieb sie als „Missvergnügen der Unbefriedigten“ und „Distanz der Gelandweilten“ als Ausdruck einer Anpassung an den „ebenfalls keineswegs befriedigenden“ Gesamtzustand der Gesellschaft. Ein Fehler im System – Friedeburg bemühte sich, durch einen explorativen Vergleich mit Nachbarstaaten zu zeigen, dass es sich um ein internationales Phänomen moderner Industriegesellschaften handelt.<sup>906</sup>

Um der Gefahr der „schleichenden Auszehrung“ zu begegnen, die in Gesellschaften drohe, die die Diskontinuität von Generation zu Generation zum Grundsatz erhoben haben, seien Begegnungen

---

<sup>903</sup> Friedrich H. Tenbruck, Väter und Söhne. Das Generationenproblem in neuer Perspektive, in: Georg Böse (Hrsg.), Unsere Freiheit morgen. Gefahren und Chancen der modernen Gesellschaft, Düsseldorf/Köln 1963, S. 125-139; hier: S. 133.

<sup>904</sup> Tenbruck, Väter, S. 138.

<sup>905</sup> Ebd., S. 139: „Der geschichtliche Bestand einer Gesellschaft und zumal ihre Kraft, sich im dauernden Wechsel der Probleme und Situationen zu behaupten beruht nicht zuletzt auf der Art, wie das gesellschaftliche Erbe von Generation zu Generation weitergegeben wird (...) Daß dieses Problem in Deutschland durch die Desorientierung in bezug auf die eigene Geschichte überaus verschärft wird, muß erwähnt werden.“

<sup>906</sup> Ludwig von Friedeburg, Das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft, in: ders., Jugend, S. 176-190; S. 188. Von Friedeburg kann als ehemaliger Mitarbeiter des IfD übrigens als entscheidendes Bindeglied zwischen Allensbach und Frankfurt gesehen werden.



zwischen den Generationen notwendig. Die normale Generationskette sei nämlich unterbrochen, wenn die „Juvenilia“ zunächst Teilkultur, dann zur dominanten Kultur der gesamten Gesellschaft geworden sei. Somit, so Tenbruck weiter, gerieten erwachsener Habitus und Umgang, Geschmack, Freizeit, Moral und Sprache zunehmend unter Normierungsdruck und wiesen immer mehr jugendliche Züge auf.<sup>907</sup> Die Jugend nicht nur zu verstehen, sondern auch mit ihr Schritt zu halten und sich ihr anzupassen, wird „normales Bemühen“.<sup>908</sup>

Mit seinen Thesen kam Tenbruck erstaunlich früh. Er beschrieb eine Teilkultur, die gerade erst im Entstehen begriffen war. Und er brachte den kulturell immer wichtiger werdenden Wert von *Jugendlichkeit* auf den Punkt. Zum Teil war dies Konsens im wissenschaftlichen Diskurs der frühen Bundesrepublik, besonders die Beobachtung, dass Konsum hierbei eine ganz konstitutive Rolle spielt. Jugend ist für Tenbruck also eine regelrechte „Institution“, ein Faktor geworden, der Kosten der erwachsenen Sozialisationsinstanzen entstanden ist. Die industrielle „Jugendkultur“ – wie von Parsons bereits 1942 benannt – hat dennoch eine integrative Funktion: Der Markt ist hier wie dort Grundmechanismus von Vergesellschaftung. Ihre „strukturelle Unabhängigkeit“ garantiere den Jugendlichen die „kontinuierliche Einführung in die Gesellschaft“ – eine Rebellion erscheint unnötig, der Weg in die erwachsene Welt gelinge „ohne Bruch mit der Eltern-generation“.<sup>909</sup>

### 3.4.3 Die unbefangene Jugendforschung (Blücher)

Als ein wichtiger Protagonist in der Forschung und Produzent von Jugendbildern machte in den 50er und dann vor allem in den 60er Jahren der Freizeit- und Jugendsoziologe Viggo Graf Blücher von sich reden, er bestimmte das Vor-68er Bild der westdeutschen Jugend ganz entscheidend mit. Und dabei bezog er sich noch deutlicher als seine Kollegen auf die Ergebnisse der Jugendumfragen, an deren Konzeption er zum Teil auch maßgeblich beteiligt gewesen war.

Am bekanntesten wurde Blüchers „Generation der Unbefangenen“, das 1966 erschien und auf der repräsentativen EMNID-Umfrage von 1964 basierte. Er hatte es hier mit den 1940er Jahrgängen zu tun, die ihre persönlichkeitsbildende Zeit in einer Welt erlebt haben, die „von Jahr zu Jahr ‚normaler‘ wurde und in der sich der Wohlstand ständig ausbreitete“.<sup>910</sup> Blücher schrieb mit den „Unbefangenen“ die von Schelsky einige Jahre zuvor konstatierte Grundhaltung fort, denn auch hier ist Anpassung das dominante Verhaltensmuster. Vorherrschend sei eine pragmatische Konsumentenhaltung; im Mittelpunkt des Interesses ständen Familie, Freizeit, Beruf und Technik.

---

<sup>907</sup> Vgl. Tenbruck, *Jugend*, S. 50-56.

<sup>908</sup> Ebd., S. 51. Eine Sozialwissenschaftlerin, die dies zur gleichen Zeit ähnlich sieht – und Schelskys Axiom einer Anpassung der Jugendlichen in Richtung Erwachsenenwelt widerspricht, ist Edith Göbel. Vielfach sei die Orientierung dank einer „besonders attraktive[n] Form der Selbstdarstellung“ genau umgekehrt. Edith Göbel, Mädchen zwischen 14 und 18. Ihre Probleme und Interessen, ihre Vorbilder, Leitbilder und Ideale, und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen, Hannover 1964, S. 19-20. Göbel zieht aus ihrer Analyse eine weitere bemerkenswerte Schlussfolgerung: Es herrsche bei den jungen Mädchen ein „ausgeprägtes Generationenbewusstsein“. Jugendliches Selbstverständnis ist eine in anderen Studien leider stark vernachlässigte Kategorie.

<sup>909</sup> Tenbruck, *Jugend*, S. 93.

<sup>910</sup> Blücher, *Generation*, S.12.

Das demokratische System biete in diesem Kontext zunehmend ein zwangloses und vernünftiges Identifikationspotenzial. Im Gegensatz zum „Skeptizismus“ der Nachkriegsjugend sei die von ihm untersuchte Gruppe aber „völlig normal“ und gelassen, zeige „Pluralismus, Vielfalt, Offenheit, partielles Engagement, Weltneugier, Vorurteilslosigkeit – Unbefangenheit allem neuen gegenüber“.<sup>911</sup> Das lange Verharren in der Herkunftsfamilie bedeute, dass „das Jugendstadium selbstständiger Zwischenexistenz“ immer häufiger „übersprungen“ werde.<sup>912</sup> Und dies ist eine wichtige Frage im „neuen“ Jugendsdiskurs, der für die 60er Jahre konstitutiv wird: Generieren eigene Medien und neu erschlossene Räume etwas Eigenständiges oder verschwindet dieses Eigene durch quasi-erwachsene Verhaltensweisen? Mit Blick auf die Entwicklungen von Jugend in der frühen Bundesrepublik hält Blücher fest: Das Grunderlebnis einer fortschreitenden Normalisierung, wie es die gesamte Gesellschaft empfindet, gilt auch für die Jugendlichen. Das politische Bewusstsein und Bekenntnis zur demokratischen Staatsform sei nun – Anfang der 60er Jahre – gestiegen, die Informiertheit hoch, wenngleich es bei der Generation der Unbefangenen meist bei diesem „Urteil ohne Engagement“ bliebe.<sup>913</sup>

Mit der 1956 erschienenen ausführlichen Auswertung der NWDR-Befunde von 1953 war Blücher bereits zum Experten für Jugendfreizeit avanciert. Die von ihm herausgearbeiteten Grundtendenzen sind dabei: Der Beruf, vormals angeblich eine „Berufung“, wird nun zum „Job“, der Freizeitraum erweitert sich, er wird mehr als früher durch typische Verhaltensweisen der Proletarierjugend bestimmt und viele Aktivitäten gehen scheinbar unbewusst vonstatten, sodass Blücher pointiert: „Sie gestalten ihre Freizeit weniger, als dass sie sich diese gestalten lassen.“<sup>914</sup> Blücher als der Freizeitexperte der 50er und 60er Jahre war beteiligt an der NWDR-Studie von 1953 und den bundesweiten EMNID-Studien von 1964 und später 1975. Dabei prägte er die Unterscheidung zwischen den „weichen“ und den „harten“ Freizeittätigkeiten, als er feststellte, dass sich die Freizeitinteressen von Jugendlichen nur teilweise in dem empirisch erhobenen Freizeitverhalten wiederfinden: Je stärker ein Hobby, umso härter die Bewusstseinsverankerung und je selbstverständlicher eine Tätigkeit ist, desto weicher die Bewusstseinsreaktion.<sup>915</sup> Basteln, Handarbeiten, Musizieren sind stark verankert, oft ausgeübt und hart, während beispielsweise der Kinobesuch als weich charakterisiert wird – eine Kategorisierung, die ihm den Vorwurf einbringt,

---

<sup>911</sup> Blücher, *Generation*, S. 14. Der Kernsatz bei Blücher weist, wie noch in Kap 4.1.1. zu zeigen sein wird, auf die bei den Jugendforschern vermutete Konvergenz von politischer Informiertheit und Bejahung des demokratischen Systems hin: „Die große Mehrzahl der jungen Menschen fühlt sich in der Gesellschaft, in der sie gestellt sind, wohl und sicher. Die Mehrzahl hat wichtige Strukturmerkmale der Wirtschaftsgesellschaft begriffen; die klare Mehrheit glaubt an die Realität sozialer Gleichheit. Eine überwältigende Mehrheit vertraut optimistisch auf günstige Konsumchancen, die ihnen die Gesellschaft in Zukunft bereitstellen wird. Damit ist der *wichtigste* Zweck unserer kurzen Fragebatterie über den Gesellschaftsaufbau erfüllt: Die im ganzen günstige Einstellung zu demokratischen Leben- und Herrschaftsformen ist nicht nur höfisches Geschwätz, sondern es zeigt sich, dass wesentliche Elemente der Demokratie verinnerlicht worden sind.“ (S. 376, Hervorhebung im Original)

<sup>912</sup> Ebd., S. 99.

<sup>913</sup> Blücher, *Generation*, S. 355.

<sup>914</sup> Blücher, *Freizeit*, S. 121.

<sup>915</sup> Ebd., S. 65; Blücher, *Generation*, S. 215. Zu den harten und weichen Freizeitaktivitäten, vgl. den Exkurs in Kapitel 1.7.

Filmwirkung auf Jugendliche zu bagatellisieren.<sup>916</sup> Denn umgekehrt wäre es ja nicht weniger plausibel: Häufig ausgeübte Tätigkeiten erhalten eine Selbstverständlichkeit, sind unhinterfragter Bestandteil des Alltags und kognitiv weniger präsent, während besondere Aktivitäten auch besondere Aufmerksamkeit erhalten.

Angelehnt an David Riesman legte Blücher einen Schwerpunkt auf die passive Freizeithaltung vieler Jugendlicher („Muße wird zum Müßiggang“<sup>917</sup>), auf ihr Außengeleitet-Sein und die damit zusammenhängende Verbraucherhaltung. Arbeit und Beruf lassen sich nach Riesman dem außergeleiteten Zeitgenossen als zentralen Lebenssinn zuordnen. Umso wichtiger erschien ihm, dass ein neues und neben der Wissensvermittlung ebenso wichtiges Ziel von Erziehung die Freizeit-erziehung sein müsse. Blücher steht auch für die Betonung des für die 60er Jahre zentralen Themas Bildung. Diese schaffe die beste Voraussetzung gegenüber den Bedrohungen der Fremdsteuerung.<sup>918</sup> Allerdings sollte sie

*(...) auf die Bewältigung einer immer komplizierteren, unüberschaubaren und den strebbaren Menschen bedrängenden Welt gerichtet sein. Überschau, Abstand, ruhige, rationale Beurteilung und der Mut zur Kontemplation trotz scheinbaren Übermaßes an Arbeit sind die Ansätze, die den besten Schutz vor einer hektischen, reizüberfluteten Umwelt versprechen, die mit Neurosen, Psychosen, unbewältigten und unbegriffenen Ängsten droht.*  
919

Es gehe nun in erster Linie um die richtige Auswahl und ums Maßhalten. Blücher betonte aber gleichzeitig mit Eisenstadt, dass es in Zukunft einen möglichen Konflikt zwischen Familie und Jugend geben könnte, falls die Familie sich nicht an die Gesellschaft anpassen und die Familie ihre Bedeutung für die gesellschaftliche Integration verlieren würde. Anders als Tenbruck sah Blücher jedoch keine Verselbstständigung jugendlichen Eigenlebens: Noch finde eine jugendliche Subkultur in Deutschland nicht statt.<sup>920</sup> Es komme für die Gesamtgesellschaft zunehmend darauf an, zu lernen, wie man verantwortungsvoll mit dem „neuen Freizeitparadies“ umgeht.<sup>921</sup>

Das Festhalten am Generationenbegriff im Titel der „Unbefangenen“ ist für die spätere Rezeption Blüchers geradezu fatal. In seiner Analyse hatte er zwar gerade die Vielschichtigkeit der untersuchten Jugend betont, ja in Befunden, dass sich zum Beispiel bei den „zornigen jungen Primarnern“ für die politische Entwicklung der Jugend Signifikantes tue, einige markante Tendenzen aufgespürt, doch in der Gesamtprognose lag Blücher daneben.<sup>922</sup>

---

<sup>916</sup> Flitner, Jugendforschung, S. 131.

<sup>917</sup> Viggo Graf Blücher, Freizeit – wofür?, in: Zeitwende – die neue Furche, 33 (1962), H. 4, S. 225-237; S. 225.

<sup>918</sup> Blücher, Generation, S. 246.

<sup>919</sup> Blücher, Freizeit – wofür, S. 235.

<sup>920</sup> Zu den deutschen und amerikanischen Traditionen von „Jugendkultur“ und „Subkultur“, beginnend bei Wyneken bzw. Parsons über Eisenstadt und Mead vgl. Griesse, „Jugend(sub)kultur(en)“. Diese sind nach Robert J. Bell „relativ kohärente kulturelle Systeme, die innerhalb des Gesamtsystems unserer nationalen Kultur eine Welt für sich darstellen. Solche Subkulturen entwickeln strukturelle und funktionale Eigenheiten, die ihre Mitglieder in einem gewissen Grade von der übrigen Gesellschaft unterscheiden.“

<sup>921</sup> Blücher, Freizeit – wofür? S. 235.

<sup>922</sup> Ähnlich wie Blücher erging es von Friedeburg, der noch 1965 prognostizierte: „Die Verwandlung des demokratischen Systems in einen Obrigkeitsstaat antikommunistischer Prägung würde vermutlich auch bei der studierenden Jugend wenig Widerstand finden.“ Von Friedeburg, Jugend, S. 184.

*Anti-Ideologien entwickelt diese Jugend nicht. Anlaß zu ernstgemeintem Protest gibt es wenig. Wogegen sollte die Jugend aufbegehren? Gegen die sich stabilisierenden Ordnungsformen? Die zunehmend gewährte gesellschaftliche Freiheit?*<sup>923</sup>

Hier wird das Problem einer prognostischen Überforderung der mittlerweile erfolgreich gewordenen Umfrageforschung sichtbar, einhergehend mit ersten Anzeichen einer Phase der „Planungseuphorie“ (60er/70er Jahre), die mit der Hoffnung verbunden war, sozialwissenschaftliches Wissen systematisch für eine rationale Gestaltung von Politik und Gesellschaft nutzen zu können.<sup>924</sup> Eine Neuorientierung der Jugendsoziologie und der Kampf um Diskurshegemonie entwickelten sich in der Folge in beschleunigtem Tempo. So war es 1970 die Soziologie selbst, die, in Person von Friedhelm Neidhardt, beklagte, dass der Objektbereich Jugend „so stark im Zugriff anderer Wissenschaften und die Nachfrage nach Jugendsoziologie so sehr von diesen, insbesondere die Pädagogik, daneben aber auch von politischen und kommerziellen Interessen beherrscht“ sei, dass genuin soziologische Intention sich lediglich gegen Vorbehalte autonom entfalten könnte.<sup>925</sup>

### 3.5 Stellvertreterdiskurse: „Jugend und ...“

*Jugend ist (...) zu allen Zeiten, auch heute, geöffnet für die Welt, bereit, sich von ihr formen, ja normen zu lassen – von den Blauhemden der östlichen bis zu den Bluejeans der westlichen Jugend. Jugend ist immer Hineinwachsen in die Welt, Aufgeschlossenheit für das Neue schlechthin, Hunger nach Eindrücken und Reizen.*<sup>926</sup>

Ulrich Beer thematisierte in „Geheime Miterzieher der Jugend“ (1960) indirekt den Zustand der westdeutschen Gesellschaft und fragte nach den Schattenseiten von Moderne und Demokratie. Diese seien zu sehen in Beschleunigung, Reizüberflutung, Sinn-Leere, denn „im Lärm unserer Leistungsanstrengungen“ habe man das „Tickern des Zivilisations-MG's“ überhört. Und Zivilisationskritik, das ist in dieser Epoche vordringlich Medienkritik. Exemplarisch führte Beer dies an den vermeintlichen Folgen der „Analphabeten-Fibel“ (gemeint ist die BILD-Zeitung), dem „Traum-Altar“ (Film), der „Schall-Dusche“ (Rundfunk), und dem „Existenz-Schnuller“ (Kitsch-/Sexliteratur) vor.<sup>927</sup> Was sind demnach Kennzeichen dieser neuen Zeit, die über Jugend beschreibbar wird? Offenbar befinden sich diese Kennzeichen im argumentativen Dreieck von Moderne, Masse und Konsum:

*Das ganze Gerede von einer Kultur der Freiheit und Persönlichkeit, des Gewissens und der Verantwortung ist leer, wenn wir unsere Jugend achtlos in Straßen, Bahnhöfen, Kinos, Bars sich herumtreiben lassen. Sie wähnt, dort ihren Durst nach reichem, innerem*

<sup>923</sup> Blücher, Generation, S. 387.

<sup>924</sup> Christoph Weischer, Sozialforschung. Theorie und Praxis, Konstanz 2007, S. 53.

<sup>925</sup> Friedhelm Neidhardt, Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend, in: ders., u.a. (Hrsg.), Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters, München 1970, S. 11-48; hier: S. 11.

<sup>926</sup> Ulrich Beer, Geheime Miterzieher der Jugend, Düsseldorf 1960, S. 10.

<sup>927</sup> Ebd., S. 17.

*Leben stillen zu können. In Wahrheit schlendert sie in das Kollektivmenschentum hinein, das wir mit Worten abschwören und bekämpfen.*<sup>928</sup>

Freilich gab es auch andere Stimmen. Trotz des Unbehagens gegenüber den Konzepten vom „Kollektivmenschentum“ im Osten wie im Westen, dennoch von der Avantgarde-Funktion von Jugend ausgehend, schrieb Kogon der Jugend 1957 einen dritten Weg zu. Die europäische Jugend könnte doch eine friedliche Pionierleistung vollbringen, so Kogon, als eine Avantgarde, „die mit der teilweise recht andersartigen amerikanischen oder sowjetrussischen Avantgarde wahrhaft rivalisieren könnte!“<sup>929</sup> Doch unabhängig von der jeweiligen Position eines eher verständnisvollen, besorgten oder kulturkritischen Blicks: Die „Matrize Jugend“ ist mit vielfachen Stellvertreterdiskursen beschrieben, deren prominenteste in der frühen Bundesrepublik offenbar diejenigen über Moderne, Masse und Konsum sind.

### 3.5.1 ... Moderne

Moderne, das steht auch im Jugendsdiskurs für Funktionalität, Rationalität, Zweck- und Leistungsbewusstsein, Sachbezogenheit und Ideologiefreiheit.<sup>930</sup> In eine Metapher gepackt von Ulrich Lohmar, der in der Haltung der Jugendlichen ein „Lichtschalter-Verständnis“ entdeckt zu haben glaubte: Die Jugendlichen wissen um die Regeln einer Benutzung, aber nicht um das „Wesen der Sache“.<sup>931</sup> Moderne, das steht aber auch für Anonymität neben Überanpassung und eine – erneut – positiv aufgeladene Skepsis:

*Unsere Jugend lebt in einem Zeitalter anonymer Autoritäten: Sie steht unter der unpersönlichen Autorität des gesamten Systems der Öffentlichkeit, der Vergnügungs- und Kulturindustrie. Trotzdem ist sie auch eine skeptische Jugend – die Skepsis ist als Gesamterscheinung ein Glücksfall für unsere Welt! (...) Die Gefahr ist nicht die Skepsis, sondern ein funktionierender Autoritarismus der neuen Welt gegenüber.*<sup>932</sup>

<sup>928</sup> Eduard Spranger, Jugend zwischen Sport, Film und Technik, in: Die Leibeserziehung. Monatszeitschrift für Lehrer und Ärzte, Jugend und Jugendleiter, 6 (1956), S. 161-165; S. 162.

<sup>929</sup> Eugen Kogon, Jugend in der modernen Arbeitswelt, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 8 (1957), H. 5, S. 266-273.

<sup>930</sup> So jedenfalls die allgemeinste Bedeutung im Diskurs, dem nicht alle hier vorkommenden Protagonisten gleichermaßen zustimmen würden. So ist zumindest für Adorno Moderne ausgesprochen ideologisch, ja eine Ideologie an sich. Zur „Moderne“, sicherlich einem der zentralsten Begriffe/Konzepte für die Geschichts- und Sozialwissenschaften der letzten Jahrzehnte, vgl. die Bemerkungen in Kap 1.2. Auf die zahlreichen Modernisierungsdebatten der Disziplinen, die sich auf langfristige Prozesse von z.T. ab 1500 beziehen, soll hier nicht eingegangen werden. Als allgemeinste und am wenigsten wertende Definition könnte man in unserem Zusammenhang sagen: Moderne ist diejenige Epoche der europäischen, europäisch-amerikanischen und schließlich Weltgeschichte, in der Formen der Erfahrung, der wertenden Stellungnahme sowie der technischen und praktischen Gestaltung der Welt entstehen und sich durchsetzen, die in einem ganz neuartigen Sinne eine universale, also alle Menschen betreffende Gültigkeit beanspruchen und faktisch gewinnen. In der Nachzeichnung von Diskursfeldern geht es aber eben weniger um die eigenen Begriffsdefinitionen – und ebenso wenig um solch spannende Fragen wie z.B. die nach dem Modernisierungspotenzial des nationalsozialistischen Staates – sondern um die Kontaminierungen und Affizierungen von Begriffen durch den Diskurs und die Alltagssprache. Zur Übernahme der Kategorie „Modernisierung“ aus den Sozialwissenschaften vgl. Wehler, Modernisierungstheorie; außerdem Schildt, Zeiten, S. 308-438, wo „Zeitgeist“ im „Wiederaufbau“ und dessen Verbindung mit Jugend mit ähnlichen Kategorien beleuchtet wird und grundlegend: Gumbrecht, Modern.

<sup>931</sup> Lohmar, Jugend, S. 232. Scheuch bemerkt zu solchen Jugend- und Zeitdiagnosen bissig, ihm sei nicht ganz verständlich, warum in der institutionalisierten Wirklichkeit „der gegenwärtigen Gesellschaft auf einmal deren Weiterbestehen und das Zufriedenheitsgefühl ihrer Mitglieder davon abhängen soll, daß die Bürger mehr wissen als die Soziologen selbst.“ Scheuch, Situation, S. 341.

<sup>932</sup> Konrad Pfaff, Die Welt der neuen Jugend, Freiburg 1962, S. 20-21. Und weiter auf Seite 88: „Sie bejaht, formt, erfährt die banale Welt der Arbeit, die Banalität der Freizeit, die Alltäglichkeit von Ehe und Familie, die lapidare

Auch hier erscheinen Strukturmerkmale der modernen Jugend als Spiegelungen gesellschaftlicher Wandlungen, denn „Wachheit, Tüchtigkeit und Lebensfreude werden die allgemeinen Tugenden eines hochentwickelten Zivilisationstypus“.<sup>933</sup> Die Beschreibung von Normalität und Systemkonformität dürfte jenseits aller kursierenden Wortmeldungen zum Thema „Jugend in der Moderne“ zumindest bei einem großen Teil der Soziologen mehrheitsfähig gewesen sein:

*Der Prozeß der Normalisierung im Sinne der wirtschaftlich überaus tüchtigen, kulturell weiter verfallenden Bürgerlichkeit gelingt offensichtlich rasch und gründlich (...) Diese Jugend ist freundlich, anpassungsfähig und im geistigen Sinne nur so problematisch wie eine Straße: sie hält, wenn man sie nicht überlastet und sie von Zeit zu Zeit repariert.*<sup>934</sup>

Und er fügt in metaphorischer Sprache mit Blick auf die aus Berufsgründen Interessierten hinzu: „Garten- oder Waldland? Ein wenig an den Rändern. Für Normalpädagogen und Normalpolitiker, für Unternehmer und Funktionäre: kein Gewölk am Horizont.“<sup>935</sup> Die Metapher der Straße hatte in Zeiten der Massenmotorisierung Konjunktur. So veranschaulicht auch Muchow die Tatsache, dass die Jugend entfernt von der Welt der Erwachsenen sei, mit dem Bild, die Jugend von heute verhalte sich zum Leben und zu der Welt wie ein Autofahrer zur durchfahrenden Landschaft, den nicht „die Saat auf dem Felde, nicht das Vieh auf der Weide und der liebliche Bach“ interessiert, sondern „Straßenbeschaffenheit, die Verkehrslage und das angesteuerte Ziel in der Ferne“.<sup>936</sup>

Konformismus und Anpassung wurden zum Teil als Vorwurf im Sinne eines mangelnden politischen und gesellschaftlichen Engagements, eines Egoismus benutzt. Andere meinten dies durchaus als Lob, da dieses Verhalten mit einer funktionalen Systemkonformität einhergehe. Wiederum anderen, den konservativsten Protagonisten im geistigen Klima der 50er Jahre, erschien die Rückkehr zum Abendland und dem Religiösen als letztes Mittel gegen die durch Amerika symbolisierte Moderne, die auch durch Säkularisierung und die Übermacht von Technik und Konsum indiziert wurde.<sup>937</sup>

Angesichts politisch eindeutiger Westbindung erschien offener Antiamerikanismus allerdings dysfunktional, er ließ sich aber wegen der wahrgenommenen Konvergenz von „Amerika & Konsum“, „Amerika & Masse“, schließlich: „Amerika & Jugendlichkeit“, zumindest teilweise in kulturkritischen antimodernistischen (Jugend-)Diskursen substituieren. Nun ist in der Hochzeit des Kalten Krieges Antikommunismus zwar der eigentliche Ideologiekitt der Adenauer-Ära, aber auch

---

Wirkung von der politischen Macht, die legitimierte ‚Wahrheit‘ und Heuchelei der Öffentlichen Meinung. Sie macht das Alltägliche mit, wird mit-verschlissen, wird mit-verbraucht und geht konform.“

<sup>933</sup> Pfaff, Welt, S. 91.

<sup>934</sup> Kogon, Charakterzüge, S. 280.

<sup>935</sup> Ebd., S. 280.

<sup>936</sup> Muchow, Sexualreife, S. 72-73.

<sup>937</sup> Axel Schildt untersucht zwei für den Kommunikationszusammenhang wichtige Tendenzen der 50er Jahre. Zum einen eine Etablierung von meist kirchlichen Foren und Akademien, wo freie Schriftsteller und Universitätsprofessoren zu Zeitgeist-Themen referierten. Zum anderen vergrößerte sich die intellektuelle Schicht, die die akademischen Diskussionen an ein breites Publikum transferierte. Vgl. Axel Schildt, Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre, München 1999. Ebenfalls nicht zu unterschätzen für das „geistige Klima“ sind die Selbstreflexionsprozesse der westdeutschen Premium-Intellektuellen im Hörfunk. Vgl. Monika Boll, Nachtprogramm. Intellektuelle Gründungsdebatten in der frühen Bundesrepublik, Münster 2003.

eine sublimierte Abwehrhaltung dem „Westen“ gegenüber zeigte sich insbesondere bei der Soziologengruppe um Gehlen, Freyer und Schelsky.<sup>938</sup> Deutlich wurde dies u.a. über Slogans wie „hoffnungslose Gefangenschaft des Menschen im zivilisatorischen Apparat“<sup>939</sup> (Freyer), womit nicht nur Technisierung, Rationalisierung und Bürokratisierung der kompletten Lebenswelt gemeint sind, sondern besonders auch die Fortsetzung der Gefangenschaft nach Feierabend durch den entfremdeten Zwangscharakter in der Freizeitwelt.

Technik dringt in die bekannten Abläufe der Alltagswelt ein, sodass die Beherrschung dieser zivilisatorischen Hervorbringungen des „technischen Zeitalters“ zur eigentlichen Herausforderung des modernen Menschen wird.<sup>940</sup> Dahinter steckt auch immer das generelle Misstrauen, dass Freizeit „kippt“, dass sich also ihr ursprünglich freiheitlich-emanzipatorischer Charakter ins genaue Gegenteil verkehrt:

*Statt mußevoller Beschäftigung – geschäftiger Müßiggang. Müßiggang, denn Freizeit reklamiert Anstrengungslosigkeit; geschäftig, denn Freizeit kennt keinen Frieden. Und wir vermuten, dass Freizeit darum nicht mehr die Freiheit und die Zucht und die Fülle der Muße kennt, weil sie eben mit Konsum konvergiert.*<sup>941</sup>

Und selbst ausgewogene Konzepte im Bereich der Jugendpflege als Förderer von Verbänden, Einrichtungen und Räumen, die mit der Freizeitbeschäftigung zu tun hatten, waren durch das Negativbild des „Freizeitproblems“ affiziert:

*Endziel aller Bemühungen, die Freizeitprobleme zu meistern (...), müsste es sein, den Menschen von Kindheit an im rechten Gebrauch seiner Freiheit, damit auch seiner freien Zeit, zu üben, und damit zu verhindern, daß er ein wahlloser Konsument der Vergnügungsindustrie wird.*<sup>942</sup>

Somit wird die Analyse von Jugendphänomenen aus dem Empfinden der gesellschaftlichen Verhältnisse heraus unmittelbar zur Zeitkritik. Selbst der sonst kritisierte Teenager kann bisweilen als Gegenbild zu den sozialen Disparitäten in der Moderne, die sich u.a. in der Auflösung von Familientraditionen manifestieren, gesehen werden; dies insofern, als dann das Konzept des Teenagers die alterskollektive Antwort auf den „in zunehmendem Maße die Anonymität industrieller Großbetriebe und bürokratischer Großverwaltungen, die Anonymität publizistischer Massenmedien und produzierter Massenkonsumgüter“ ist.<sup>943</sup> Wenn nämlich der Umgang der Menschen in diesen genannten Bereichen immer gefühls- und affektärmer wird, abstrakt und prinzipiell,

<sup>938</sup> Pointiert von Axel Schildt: „Als Menetekel galt wie in der Weltkriegspropaganda des ‚Dritten Reiches‘ neben dem atheistischen Bolschewismus Moskaus gleichermaßen der seelenlose Materialismus Detroits.“ Axel Schildt, Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998, S. 233. Die NS-Vorgeschichte der sogenannten „Leipziger Schule“ spielte bei der Etablierung eines modernen konservativen Denkens in der frühen Bundesrepublik in der öffentlichen Debatte kaum eine Rolle.

<sup>939</sup> Freyer, Theorie, S. 230.

<sup>940</sup> So auch die drei Schlüsselwerke der 50er Jahre: Freyers Theorie des gegenwärtigen Zeitalters (1955), Gehlens Seele im technischen Zeitalter (1957) und Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, München 1956.

<sup>941</sup> Jürgen Habermas, Notizen zum Missverhältnis von Kultur und Konsum, in: Merkur 10 (1956), S. 212-228; S. 217. Horkheimer/Adorno spitzen zu „Nicht daß der Kaugummi der Metaphysik schadet, sondern daß er im Gegenteil selbst Metaphysik ist, gilt es klarzumachen.“ Zitiert nach Dagmar Barnouw, Untröstlich in Amerika. Adorno und die Utopie der Eigentlichkeit, in: Merkur 8 (1999), S. 754-760; S. 759.

<sup>942</sup> Hanns Ott, Freizeitgestaltung oder Freizeitbildung, in: deutsche jugend 5 (1957), H. 3, S. 107-113; S. 113.

<sup>943</sup> Ruth Münster, Das Geld in Nietenhosen. Jugendliche als Verbraucher, Stuttgart 1961, S. 15.

reglement- und zweckgesteuert, wie Schelsky und andere apostrophieren, müssen Ersatzformen her:

*Die dadurch freigesetzten Gefühls- und Affektbedürfnisse werden in dieser Gesellschaft sozusagen gesondert organisiert und abgesättigt, vor allem im privaten Bereich, aber auch im Sport, Kino und sonstigen Vergnügungsbetrieb, damit sie nicht als Ressentiment frei flottieren und als Sand in das Sachgetriebe der modernen Beziehungen eindringen.*<sup>944</sup>

Der Blick auf die Situation der Jugend, so ein anderer Kommentar, sei nicht allein ein Blick in die Zukunft, sondern sozusagen ein Lakmustest für den Reifegrad der Gesellschaft. Der viel zitierte Karl Rauch beschrieb es in einem für viele Publikationen der Zeit nicht unüblichen Pathos:

*Zwei Dinge sind es, aus denen sich ablesen läßt, ob einem Volke die inneren Werte höher stehen als die wirtschaftlichen Erfolge: die Mühen und Kosten, die es daransetzt, seine Gewässer (...) sauberzuhalten, und die materiellen Opfer und geistig-seelischen Anstrengungen, die es auf sich nimmt, um seinen Kindern und Jugendlichen ein sauberes, gesundes, frohes, ein aller Zukunft vertrautes Heranwachsen zu sichern.*<sup>945</sup>

Der Fokus liegt hier auf dem gesunden, frohen Heranwachsen, das unter prophylaktischen institutionellen Schutz gestellt werden muss – in erster Linie gegen die Reizüberflutung moderner Massenmedien.<sup>946</sup> Eine generelle Ambivalenz der Moderne gegenüber lässt sich jedenfalls bei den meisten Wortführern in der frühen Bundesrepublik beobachten, und man kann dies auch als „Verbindung der affirmativen Einstellung zur gesellschaftlichen Moderne mit einer gleichzeitigen Abwertung der kulturellen Moderne“ zuspitzen.<sup>947</sup> Die gesellschaftliche Wirklichkeit war jedoch um ein Vielfaches komplizierter. Genauer wäre zu fragen, welche Gruppen wie und warum zur gesellschaftlichen und zur ästhetischen Moderne stehen. Und überhaupt ist fraglich, ob die Koppelung der beiden Kategorien „Einstellung zur gesellschaftlichen Moderne“ und „Einstellung zur ästhetisch-kulturellen Moderne“ überhaupt Sinn macht oder ob es sich hier eher um Wunschvorstellungen einer intellektuellen Elite handelt. Viel wichtiger scheint nämlich ein anderer Aspekt zu sein: Was sich in Auseinandersetzungen über die Jugend, in den Jugendbildern der Stellvertreterdiskurse auch materialisierte, ist ein gesellschaftlicher Entwicklungsprozess, der Befürchtungen gegenüber einer sozialstrukturellen Moderne abzulegen versuchte, um eine Ordnung zu akzeptieren, für die eine Verschiedenheit von Klassen und Schichten, von politischen und sozialen Interessen Normalität bedeutet. Dieser Wandel war, wie Axel Schildt und Paul Nolte gezeigt haben, nur dank einer Neuorientierung des konservativen Denkens in Deutschland möglich,

---

<sup>944</sup> Schelsky, *Generation*, S. 36-37.

<sup>945</sup> Rauch, *Menschen*, S. 9.

<sup>946</sup> In interessanten Zusammenhang gebracht mit den Spätfolgen einer Kriegsgeneration, die aus „psychohygienischer“ Sicht ganz besonders vor Massenreizen geschützt werden müsse: Die innere Schutzlosigkeit verbunden mit der Reizüberflutung von Eindrücken aus der öffentlichen Umwelt gefährde die gesunde Entwicklung der jungen Persönlichkeit schon genug, so Robert Büntrop 1958. „Die quantitative Wucht der Schrift-, Bild- und Toneinwirkung (Film, Funk, Illustrierte usw.) stellt allein schon ein Problem dar, das dadurch erschwert wird, dass bei der Kriegsgeneration zwar die körperlichen Folgen einer langjährigen Mangelernährung äußerlich beseitigt sind, daß aber die seelischen Auswirkungen infolge der Beeinträchtigung des vegetativen Nervensystems nachhaltig fortwirken. Der Schutz vor Reizüberflutung ist ein dringendes Erfordernis des Jugendschutzes im Sinne einer sozialen Psychohygiene.“ Robert Büntrop, *Sozialpsychologische Probleme des Jugendschutzes*, in: *Beiträge zum Jugendschutz: Grundfragen des Jugendschutzes* 1, S. 6-22, Hamm o. J., S. 13 (zit. nach Heinritz, *Jugend*, S. 297).

<sup>947</sup> Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M. 1985, S. 90.



das sich mit der früher so heftig bekämpften modernen Gesellschaft sukzessive abfand oder sie zum Teil sogar emphatisch begrüßte, wobei die Intellektuellen, allen voran die Sozialwissenschaftler, Entwürfe einer solchen Gesellschaft maßgeblich mitprägten.<sup>948</sup>

### 3.5.2 ... Masse

Der zweite große Begriff, der innerhalb des Jugendsdiskurses in den 50er Jahren verhandelt wurde, ist der der Masse. Und hier kann der Einfluss des amerikanischen Soziologen David Riesman wohl kaum überschätzt werden. Dessen Buch „The Lonely Crowd“, 1958 auf Deutsch erschienen, wurde zu einem zentralen Referenztext, wenn es darum geht, „Moderne“ in Zusammenhang mit Sozialstrukturanalyse zu denken, bzw. die Wahrnehmung einer verschwundenen klaren Sozialstruktur zu beschreiben.<sup>949</sup> Denn wenn im Zentrum dieser soziologischen Theorie die Massengesellschaft steht, so werden – wie bei der „Nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ auch – alte Strukturkategorien wie Klasse, Milieu, aber auch Alter marginalisiert, beziehungsweise eine „gefühlte Gleichheit“ und die Demokratisierung im Konsum als Sozialstrukturanalyse genommen. Später wurden hier zum Teil latente Vorbehalte gegen demokratische Prinzipien (gegen die „Massendemokratie“) unterstellt. Schon Theodor Geiger hatte Masse soziologisch als „die Klassengesellschaft im Schmelztiegel“ der Zusammenbruchgesellschaft zu beschreiben versucht.<sup>950</sup> Und die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ kann man nicht nur, aber auch als entnazifizierten Volksgemeinschafts-Begriff bzw. als „erlösende Formel“ lesen, die „den demokratischen Gleichheitspostulaten wie den degoutierten Ressentiments, wie schließlich auch dem Geltungsanspruch des kleinbürgerlichen Mittelstands schmeichelte“.<sup>951</sup> Doch man überschätzt dann wohl den Einfluss, wenn man davon ausgeht, dass über die „Entnazifizierung des Volksbegriffs“ in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft und über die Kreation des Typs eines skeptischen Jugendlichen die „Atmosphäre gesellschaftspolitischer Teilnahmslosigkeit“ aktiv mit geschaffen wurde.<sup>952</sup> Aber eins ist klar: Soziale Ungleichheit war zwar in der parteipolitischen Auseinandersetzung ein Thema, in den zeitgenössischen Sozialstrukturanalysen aber zunächst alles andere als en vogue.

---

<sup>948</sup> Vgl. Nolte, Ordnung und Schildt, Konservatismus sowie ders., Abendland.

<sup>949</sup> David Riesman, Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky, Hamburg 1958. Laut Schelskys Vorwort geht es dabei nämlich um Aussagen „die sich in ihrer Allgemeinheit der bloß statistischen Exaktheit und Konfiguration entziehen.“

<sup>950</sup> Theodor Geiger, Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln/Hagen 1949.

<sup>951</sup> So M. Rainer Lepsius, Zum Wandel der Gesellschaftsbilder in der Gegenwart, in: KZfSS 14 (1962), S. 449-458; S. 449. Darüber hinaus suggerierte die Formel den Zeitgenossen Entwarnung in politischer Hinsicht. War es doch die „Panik im Mittelstand“, die nach Theodor Geiger 1933 überhaupt erst möglich gemacht habe. Ebenso wirft Hans Hirzel Schelsky die Eigenart vor, per Umetikettierung vorher negativ besetzter Verhaltensweisen, diesen einen positiven Touch anzuhängen. Vgl. Fußnote 886, Hirzel, Stand. Zu nennen wären auch andere Stimmen, wie René König oder Theodor Geiger, der schon früh, entgegen seinen Schriften aus den 20er Jahren, von einer „Legende der Massengesellschaft“ sprach. Theodor Geiger, Die Legende von der Massengesellschaft, in: ARSP 39 (1950/51), S. 305-323.

<sup>952</sup> Schäfer, Mittelstandsgesellschaft, S. 138.

Es erscheint in der retrospektiven Betrachtung in erster Linie als eine bildungsbürgerliche Schock-Erfahrung, dass es Zeiten gibt, in denen das akkumulierte kulturelle Kapital radikal entwertet werden kann. So wurden potenzielle Verfallsphänomene der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Merkmal einer „Quantität ohne Qualität“<sup>953</sup> (de Man) gesammelt. Eine grundlegende Skepsis gegenüber hohen Auflagen und Einschaltquoten ist unverkennbar, wenn man zum Beispiel die Kulturtechnik des Lesens als bedroht durch neue Medien und neue Bildsprachen (Comics) sieht, aber auch durch neue Präsentations- und Distributionsformen über Bücherringe und durch die Verbreitung des Taschenbuchs – Kulturgüter somit zu weniger originellen und individuellen, weil industriell-technisch hergestellten Zivilisationserzeugnissen mutieren.

In den oben skizzierten Jugendschutzdebatten wird Vermassung zu einer zentralen Kategorie – über Jugend werden hier kulturelle Themen verhandelt. Die fundamentale kulturelle Unterscheidung läuft dabei zwischen dem „E“ und dem „U“ und hat viel zu tun mit einem Unbehagen einer intellektuellen Elite. Denn gerügt wird die mangelhafte Immunität des jugendlichen Konsumenten gegenüber den Verlockungen der Unterhaltungsindustrie. Gerügt wird dessen passive Konsumhaltung auch kulturellen Gütern gegenüber. Ein heute skurril anmutendes Beispiel ist die von Hans Magnus Enzensberger und anderen geführte Kontroverse über den Siegeszug der Rowohlt-Taschenbücher ab 1950, das „Wahre, Gute und Schöne“ im Gewand eines kurzlebigen und günstig zu erwerbenden Gebrauchsguts erschien als eine Provokation. Gerügt wird aber gleichzeitig – und hier wird der elitäre Dünkel und intellektuelle Ethnozentrismus vieler Diskursführer am deutlichsten – der vulgäre *Geschmack* der Massen, der mit dem „circulus vitiosus der progressiven Kultursenkung“ einhergeht.<sup>954</sup> Implizit festigt man mit Hilfe solcher Abgrenzungsstrategien die eigene Position als eine Art geistig-kultureller Aristokratie auch in einer demokratisch verfassten Gesellschaft. Zum Ausdruck gebracht wird aber zugleich eine Angst davor, dass die vormals exklusiv der Elite vorbehaltenen Orte (Cafés, Theater, Reisen usw.) nun, wie von Ortega y Gasset seit den 20ern beschrieben, von gewöhnlichen Menschen „überfüllt“ werden könnten. Und Jugend erschien als Gesellschaftsglied mit den schwächsten Abwehrkräften gegen Vermassung: Neue Einflüsse wie Elvis Presley sind dann nichts weiter als „Verdummungsarbeit an der Jugend“<sup>955</sup>, der Jugendliche greife zwangsläufig nach immer neueren Amüsiermöglichkeiten, hocke „bei Zigarettendampf und Coca und lauscht der ‚Gebetsmühle unserer Zeit‘, dem Plattenspieler“.<sup>956</sup> Selten fehlte in der Diskussion der Hinweis auf Ortega y Gassets Klassiker „Aufstand der Masse“ von 1930. Hilfreich war auch der Verweis auf Spengler und le Bon, wie de Man in seinem programmatischen Hauptwerk „Vermassung und Kulturverfall“ (1952) verdeutlicht. Zu den sittlichen Folgen heißt es hier:

---

<sup>953</sup> Hendrik de Man, *Vermassung und Kulturverfall. Eine Diagnose unserer Zeit*, Bern 1952, S. 46.

<sup>954</sup> De Man, *Vermassung*, S. 66.

<sup>955</sup> Karlheinz Dressel, *Die Jugend und die Welt des Schlagers*, Hamm 1961 (=Beiträge zum Jugendschutz, H. 11), S. 16.

<sup>956</sup> Dressel, *Jugend*, S. 17-18.

*Es ist freilich auch gefährdetes Kulturgut, das in dem Maße verschwindet, wie der Garagist den Dorfschmied, das illustrierte Wochenblatt den Bauernkalender und der Radio-Jazz die Vesperandacht verdrängt. Denn es ist eine allgemeine Erscheinung, daß die „Modernisierung“, die mit der industriellen Revolution eingesetzt und seither als Amerikanisierung einen Höhepunkt erreicht hat, zu einer Auflösung der seelischen Struktur führt, die der Gesittetheit zugrunde liegt.*<sup>957</sup>

Widerstand gegen kulturellen Niedergang wäre dann gleichbedeutend mit einem Widerstand gegen Amerikanisierung als Überfremdung, da Amerika laut de Man „uns die Zukunft vor Augen hält“ und sich in Wortsymbolen des Kulturverfalls manifestiert: „Hollywood, Jazz, Sex-appeal, Best sellers, Gangsters, Glamor, (...) Chewing gum, coca cola, pin-up-girls“.<sup>958</sup> Vermassungs- und Konsumkritik – das ist also nicht selten Amerikakritik, die in Deutschland über eine lange Tradition verfügt und einen Höhepunkt schon in den 20er Jahren hatte.<sup>959</sup> Denn wie beim Modernediskurs ist auch beim Thema Vermassung Amerika die bereits in die Realität umgesetzte Zukunftsprognose. Die USA ist zwar politische Schutzmacht Nr. 1, aber eine Schutzmacht, der man kulturell massive Vorbehalte entgegenbrachte. Da aber angesichts der politisch-militärischen Allianz antiamerikanische Kampagnen nicht funktional waren, wurden Vorbehalte kulturell – und ganz besonders in Debatten über Jugend sublimiert.<sup>960</sup>

Grundessenz von Masse ist die gefühlte Vereinheitlichung von Lebensstilen durch die industrielle Herstellung der einzelnen Bestandteile. Durch Gleichartigkeit werde alles ursprünglich Gesittete „nihiliert“, tradierte Kulturgüter gefährdet. Masse – das ist laut Freyer der mit „Haut und Haaren, mit Herz und Nieren an den Zivilisationsapparat angepasste Mensch“<sup>961</sup>, der nur noch passiv lebt. Entgegen der Ansicht des bekanntesten Theoretikers von Massenpsychologie, Le Bons, bewirkt Masse in dieser Vorstellung eine Vereinzelung als Verklumpung.<sup>962</sup> Und wo Masse ist, da ist auch Elite. Und zwar in Gefahr. Denn häufig bündelte sich im Vermassungsdiskurs auch die Angst der Elite vor den wachsenden Einfluss- oder Artikulationsmöglichkeiten der Vielen. „Elite“ bzw.

---

<sup>957</sup> De Man, Vermassung, S. 79. „In Amerika hingegen vollzog sich die ungehemmte Industrialisierung, die Entfaltung des Kapitalismus in Reinkultur, die Standardisierung der Lebensart, die Nivellierung der Geister und die Vermassung des Volkes wie eine Legierung in einem Schmelztiegel bei Höchsttemperatur.“ (S. 83).

<sup>958</sup> Ebd. S. 201.

<sup>959</sup> Vgl. u.a. Maase, BRAVO; Lüdtkke u.a., Amerikanisierung; Anselm Doering-Manteuffel, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999; Konrad H. Jarausch, Hannes Siegrist (Hrsg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970. Frankfurt a.M./New York 1997; Lars Koch (Hrsg.), Modernisierung als Amerikanisierung? Entwicklungslinien der westdeutschen Kultur 1945–1960, Bielefeld 2007.

<sup>960</sup> Einige Jahrzehnte später kehrt sich die Attitüde übrigens um: Viele der in dieser Zeit Sozialisierte, also die in den 1940ern Geborenen und gerade diejenigen, die zu politischen Funktionseleiten geworden waren, sind kulturell westlich sozialisiert – und lehnen gleichzeitig US-amerikanischer Hegemonialpolitik ab. Am deutlichsten wurde dies wohl bei der Regierung Schröder/Fischer. Selbst ernannte „Rock ‘n’ Roller der Politik“, die durch ihr Engagement seit den Anti-Vietnam-Demonstrationen ein distanziert-kritisches Verhältnis zur ehemaligen Schutzmacht aufgebaut hatten und plötzlich in der Kritik standen, Antiamerikanismus zwar keinesfalls stilistisch oder kulturell, aber doch politisch prolongiert zu haben.

<sup>961</sup> Freyer, Theorie, S. 229. Die von Schelsky und Blücher als „skeptisch“ bzw. „unbefangen“ beschriebenen Jugendgenerationen haben sich demnach mit Masse als Phänomen der Moderne versöhnt.

<sup>962</sup> Ebd., S. 227: „Wer tagsüber Fließbandarbeit leistet, leistet am Feierabend Zuschauerinteresse im Kino und am Sonntag Sport oder Ausflug. Wenn es der erste Kunstgriff des Massendaseins ist, daß es die Anpassung leicht macht, so ist es sein zweiter, daß er sie unmerkbar erzwingt. Er nimmt den Menschen auf seinen unsichtbaren Transportbändern mit; darauf rollt er, auch wenn er das Gefühl hat, frei zu sein. Das Leben wird von den Institutionen und vom Veranstaltungsbetrieb abgenommen, wenigstens gebrauchsfertig geliefert wie die anderen Markenwaren. Der Mensch wird gelebt.“

„Oberschicht“ sind aber, obwohl ja dann unter dem Aspekt ihrer Kontinuität nach 1945 von Zapf herausgestellt, angesichts der omnipräsenten Erklärungsmuster von Mittelstandsgesellschaft und des evident schwindenden Klassenbewusstseins kein Thema, das in den 50er Jahren Konjunktur gehabt hätte.<sup>963</sup> Die dann aufkommenden warnenden Hinweise auf gesellschaftlich bedenkliche Entwicklungen, die sich an kulturellen Aspekten ablesen ließen, häufen und manifestieren sich in einem manichäischen Kulturbild, in dem es zwischen Hoch und Tief, Wertvollem und Schmutzigen zu unterscheiden gilt. So nachweislich im Denken vieler Studenten verankert, wo als „kollektive kulturelle Textur“ kulturkonservative Konsumismus-Kritik mit elitärer Attitüde keine Seltenheit darstellt.<sup>964</sup>

Der Diskurs über die Masse hat unter der Hand dann auch mit der Auseinandersetzung über Umfrageforschung, mit einem Wandel des Öffentlichen zu tun: Die Messung von Meinungen hob die strenge Grenze zwischen Masse und Elite auf und veränderte die Öffentlichkeit selbst, indem sie sie zu Zahlen aggregierte, „objektivierte“: „Das Unbestimmte und in der Praxis (notwendig) empirisch unbestimmbare der öffentlichen Meinung“ wurde in Frage gestellt und „durch die Zahlen der Demoskopie ersetzt oder ergänzt“.<sup>965</sup> Und so stellt sich die Rolle, die die Umfrageforschung im Diskurs über die Masse zu spielen begann, ambivalent dar. Für die einen waren die Ergebnisse der Umfrageforschung sichtbarster Ausdruck von Nivellement innerhalb der Gesellschaft, die Messbarkeit an sich zeige schon die Gleichförmigkeit des angepassten Massenmenschen. Die Umfrage wurde auch im Kontext mit anderen „Instrumenten der Massensuggestion“ wie Kino, Radio oder Zeitung gesehen, die jeweils in der Lage seien, jedwede Kritikfähigkeit „wegzutrainieren“.<sup>966</sup> Für andere war sie das einzig sinnvolle Beobachtungsinstrument überhaupt. So ging die Gründerin des Allensbach-Instituts, Elisabeth Noelle, positiv und offensiv mit dem Begriff der Masse um. Im Sinne eines „alle, nicht jeder“ erscheint dann die Stichprobe auf dem Weg zur „Wesensart“ der Einzelnen als einzig probates Mittel:

*Für die Massengesellschaft ist Demoskopie ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden, weil man sich über die so groß und abstrakt gewordene Gesellschaft, die der unmittelbaren Beobachtung entrückt ist, anders nicht zuverlässig informieren kann. Dabei soll mit der Bezeichnung ‚Masse‘ über die Wesensart der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft nichts ausgesagt sein.*<sup>967</sup>

Die Erhebungsmethode Umfrage ist in jedem Fall eng mit dem Diskurs über Massengesellschaft verknüpft. Demoskopie und das Funktionieren von Stichprobenauswahl stehen für deren Kritiker

<sup>963</sup> Vgl. Wolfgang Zapf, Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919-1961, München 1965.

<sup>964</sup> Vgl. die Sekundäranalyse der Habermas-Studie von 1957 bei Thomas Köhler/Jörg Gapski, Studentische Lebenswelt. Analysen zum Alltag und Milieu, zu Bildungs- und Studienstilen, zur Lebensphase Studium bei Studierenden der Universität Hannover, Hannover 1997.

<sup>965</sup> Kruke, Demoskopie, S. 454. Vgl. dazu wenig später Habermas, Strukturwandel. Ein Aspekt der Ökonomisierung der öffentlichen Sphäre stellt für Habermas die Meinungsforschung dar. Er befeuert damit die zweite fundamentale Kritik an Meinungsforschung: Neben der These, diese sei politisches Instrument der handelnden Akteure, stand nun der Manipulationsvorwurf im Raum.

<sup>966</sup> Muchow, Jugend, S. 21.

<sup>967</sup> Elisabeth Noelle, Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie, Reinbek 1963, S. 318.

auch als Beweis für die Gleichartigkeit in der Gesellschaft und den Prozess der Vermassung, während Meinungsforscher dies positiv wenden und die Umfrage als fast schon plebiszitäre Form der Artikulationsmöglichkeit darzustellen versuchen. Die Massenbefragung, so Friedrich Lenz, wissenschaftlicher Leiter des EMNID-Instituts, entspreche dem „Zeitalter der Massen“ und „wird zu einem Anliegen aller Stellen, welche die öffentliche Meinung beeinflussen und an deren Reaktionen aus erwerbswirtschaftlichen, kulturellen oder politischen Gründen“ interessiert sein müssen.<sup>968</sup> Ganz nebenbei verändern sich mit dem Einsatz der Demoskopie auch die Vorstellungen von Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung selbst: Medien sind Beobachter und Meinungsforschung wäre dann eine, die Beobachtungen präzisierende Instanz. Eine Datenfixierung, die also mit einer Medialisierung einhergeht.<sup>969</sup>

Als ein Merkmal der Massengesellschaft wird der standardisierte Konsum herausgestellt, der nach Hans Freyer lediglich „Surrogatformen der individuellen Freiheit“ zulässt.<sup>970</sup> Nach Günther Anders manifestiert sich im Massenkonsum die solistische Existenz des Menschen, zum Beispiel beim Fernsehen: „Jeder Konsument ist ein unbezahlter Heimarbeiter für die Herstellung des Massenmenschen.“<sup>971</sup> Die unbestrittene Pionierstellung wurde auch in diesem Bereich den Jugendlichen zugeschrieben.

### 3.5.3 ... Konsum

Die Konsumkritik, in ihrer schärfsten Form mit Begriffen wie „Konsumterror“ agierend, ist schon länger der Ort, an dem sich linke und rechte Kulturkritik trifft.<sup>972</sup> Unabhängig davon, ob in der kapitalismuskritischen Beschreibung eines kulturindustriell erzeugten „Stahlbad des Fun“ (Adorno) oder im kulturkonservativen Bild des „zerebralisierten Konsums“<sup>973</sup> (Gehlen) – einzig ist man sich darin, dass das System einer kommerzialisierten Kultur imstande ist, eine ja nachweislich verführbare und ahnungslose Jugend in ihren Bedürfnissen zu manipulieren und mit Reizen zu überfluten. Ein pausenloser Konsum ohne Sättigung – auch für Günther Anders lässt sich dies im „Gum“ oder im endlos laufenden Radio symbolisieren, zu einem besonders gängigen Feindbild

---

<sup>968</sup> Friedrich Lenz, *Meinungsforschung in Deutschland. Eine kurze Darstellung von Ergebnissen, Methoden und Erkenntniswert wissenschaftlicher Erforschung der öffentlichen Meinung*, Stuttgart 1950, S. 7-8.

<sup>969</sup> Vgl. Kruke, *Demoskopie*, S. 14.

<sup>970</sup> Hans Freyer, *Das soziale Ganze und die Freiheit des Einzelnen unter den Bedingungen des industriellen Zeitalters*, in: *Historische Zeitschrift* 183 (1957), S. 97-115; S. 113. Nolte weist im Zusammenhang mit dem „Abschied von der Utopie“ auf noch eine weitere Gruppe im Diskurs um die Massengesellschaft hin, die hier aber vernachlässigt wird, weil sie im Jugenddiskurs kaum eine Rolle spielt. Es handelt sich um die Neoliberalen um Alexander Rüstow und Wilhelm Röpke. Vgl. Nolte, *Ordnung*, S. 290- 298.

<sup>971</sup> Anders, *Antiquiertheit*, S. 101.

<sup>972</sup> Vgl. dazu: Andreas Wirsching, *Konsum statt Arbeit? Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 2 (2009), S. 171-199.

<sup>973</sup> Die ausführliche Stelle bei Gehlen: „Der endlos träufelnde Musikabfluß im Radio, die Jagd der Bilder und Gefühle im Kino, die durchgeblätterte und weggelegte Illustrierte, das auf Weggeworfenwerden hin gedachte Buch für 1,50 DM, oder die Omnibusreise übers Wochenende nach Venedig und zurück haben die Gemeinsamkeit der zerebralisierten Erlebnisanreicherung (...).“ Arnold Gehlen, *Konsum und Kultur* (1955), in: ders., *Einblicke*, Gesamtausgabe, Bd. 7, Frankfurt a.M. 1978, S. 3-14; S. 5-6.

avanciert in diesem Kontext die Figur des skrupellosen Managers der Unterhaltungsindustrie.<sup>974</sup> Die angeblich gerade entstehende Subkultur wäre Friedeburg zufolge nichts anderes als soziale Kontrolle, um kompensatorisch für die „Kälte der Massengesellschaft Nestwärme zu gewähren“ – ohne dabei ernsthaft Normenkonflikte zuzulassen.<sup>975</sup> Symptomatisch sei, dass sich Teenager-Clubs als neue Jugendbewegung deklarierten, und „dabei als Lobby im Dienste der ökonomischen Interessen ihrer Idole samt deren Managern und Produzenten fungieren“.<sup>976</sup> Es stehe zu befürchten, dass die Erwachsenen so mit der Nutznießung des Wirtschaftswunders beschäftigt sind, dass weder Zeit noch Interesse für ihre Erziehungsaufgabe bleibt.<sup>977</sup> Besonders im Kontext des literarischen Jugendschutzes hatten Angriffe gegen die Produzenten fast immer einen konsumkritischen Unterton:

*Die Vergnügungsindustrie hat sich in den letzten Jahren erstaunlich entwickelt; die Verleger von Schundliteratur und sexuell anreizenden Produktionen finden in unserer ‚wirtschaftswunderlichen‘ Gesellschaft Möglichkeiten zu starker Ausbreitung.*<sup>978</sup>

Dass es im „wirtschaftswunderlichen“ Westdeutschland auch um die Frage amerikanischer Einflüsse auf das Denkmal „Deutsche Kultur“ ging, wurde bereits mehrfach erwähnt.<sup>979</sup> Das ursprünglich nicht Konsumierbare werde nun konsumierbar gemacht<sup>980</sup>, schließlich degeneriere selbst die Sexualität angesichts „libertinärer“ Werbekampagnen zum Konsum.<sup>981</sup> Grundsätzliche Kritik an den „geheimen Verführern“ der Werbeindustrie wurde spätestens seit der deutschen Erstausgabe von Vance Packards Bestseller auch in nicht-intellektuellen Schichten salonfähig.

Jedoch zeigt andererseits das Versprechen des „Wohlstands für alle!“ (1957) als einer der erfolgreichsten politischen Werbeslogans der Zeit, dass auch Teile der politischen Meinungsführerschaft, allen voran bekanntermaßen Ludwig Erhard, die Konsumgesellschaft weitgehend positiv mit der Einebnung ungerechter Klassenhierarchien konnotierten, was wohl einiges zum leichten Rückgang pauschaler Konsumkritik beigetragen hat. Auch das Erklärungsmuster speziell jugendlicher Konsumknechtschaft verlor Ende der 50er Jahre zwar nicht sichtbar an Gewicht (zumal das Taschengeld-Budget in den „Beat-Zeiten“ weiter stieg), wurde aber von denjenigen Kommentatoren, die einen souveränen Umgang der Jüngeren mit den neuen Konsummöglichkeiten betonten, ergänzt. Sie wiesen darauf hin, dass man ja wohl kaum die Grundzüge der Marktwirtschaft bejahen, die Folgen für das jugendliche Freizeitleben aber ablehnen könne. Im

<sup>974</sup> Anders, *Antiquiertheit*, S. 138. Vance Packard, *Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewußten in Jedermann*, Düsseldorf 1958. Analog dann: Ulrich Beer, *Die geheimen Miterzieher der Jugend*, Tübingen 1964.

<sup>975</sup> Von Friedeburg, *Verhältnis*, S. 186.

<sup>976</sup> Ebd., S. 181.

<sup>977</sup> Muchow, *Jugend und Zeitgeist*, S. 195.

<sup>978</sup> Wuermeling, *Demokratie*, S. 5.

<sup>979</sup> „Idealismus“ als propagierter Anker deutscher Tradition in Auseinandersetzung mit den amerikanischen Importen nachgezeichnet bei Maase, *Amerika*, S. 156-158. Dabei weist er auf das Provokationspotenzial hin, dass beispielsweise Organe wie die BRAVO hatten und deren Beitrag bei der Veränderung der jugendlichen Haltung zu dezidiert materialistischen Lebenseinstellungen und der Akzeptanz „geschäftlicher Cleverness“.

<sup>980</sup> Vgl. Karl Bednarik, *An der Konsumfront. Zwischenbilanz des modernen Lebens*, Stuttgart 1957.

<sup>981</sup> Helmut Schelsky, *Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft*, Reinbek 1957, S. 57.

Gegenteil: Deren Verhalten sei „marktkonformer“ als das der übrigen Gesellschaft, was sie zu einer Art zivilisatorischen Prototyp des modernen souveränen Umgangs mit der neuen Vielfalt mache.<sup>982</sup>

Festgemacht wurden die positiven wie negativen Entwicklungen der Konsumgesellschaft also vielfach an ihrem „Katalysator Jugend“, an dem die Verschiebungen zentraler Lebensorientierungen weg vom Berufsethos hin zur Arbeit als Zweck des Gelderwerbs und Geld als Mittel zum Konsum definiert werden, wie es in einer Marktanalyse von 1961 heißt.<sup>983</sup> Als Konsumment ernst genommen zu werden, ernster jedenfalls als im Elternhaus, auf der Lehrstelle und in der Öffentlichkeit – das war verlockend, denn „If you can buy as an adult, you are an adult.“<sup>984</sup> Die Tatsache, dass auf dem Markt das sonst so dominante Senioritätsprinzip wenig gilt, ist ein Aspekt, der ja gerade für die weiblichen Jugendlichen in einem möglichen Loslösungsprozess aus ihrer starken Familienbindung von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Im Konsumalltag für „voll“ genommen zu werden, zu Hause aber nicht, das ist ein Widerspruch.<sup>985</sup> Und so sind die pädagogischen Befürchtungen zu möglichen neuen Geschlechterbildern zahlreich:

*Natürlich ist es nichts Neues, daß junge Mädchen Mannequins oder Filmstars werden wollen, das war immer so. Wenn aber diese Tagträume der Heranwachsenden durch den Einfluß der Massenmedien, durch Schönheitsmittel und nicht zuletzt durch die Passivität der Erwachsenen direkt auf das tägliche Leben und ‚normale‘ Verhalten übertragen werden können, wird aus dem Traum ein Lebensstil, in dem alles zu einem ungesunden Brei aus seichten Äußerlichkeiten und halbverstandenen, oft fälschlich für Liebe gehaltenem Sex zusammengemengt wird.*<sup>986</sup>

Erstaunlicherweise ist in den 50er Jahren vom jugendlichen Konsumenten in zunehmendem Maße die Rede – vom produktiven Wirtschaftsfaktor dagegen überhaupt nicht.<sup>987</sup> Diese Inkonsistenz verweist erneut auf den problematischen Aspekt der Ungleichzeitigkeit, mit der die Jugendlichen in den verschiedenen Sektoren der Gesellschaft (Beschäftigungssystem, politische Partizipation, Konsum/Freizeit) jeweils den vollen Erwachsenenstatus erlangen. Hier wurde, so die Vermutung, gerade der interne Bedeutungszugewinn des Bereichs Freizeit/Konsum von den Zeitgenossen als gefährlich für den Status und die Selbsteinschätzung der Jugendlichen gesehen. Die Disziplinar-

<sup>982</sup> Willy Strzelewicz, Jugend in ihrer freien Zeit, München 1965 (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 11), S. 46. Strzelewicz weist in seiner Zusammenfassung jugendlichen Freizeitverhaltens aus der Perspektive von 1965 noch einmal auf die Widersprüche im kulturkritischen Diskurs der 50er Jahre hin: „Wer die Grundzüge der Marktauswirtschaft uneingeschränkt bejaht, die Folgen aber für das jugendliche Freizeitleben beklagt, verhält sich nach dem Motto Wasch’ mir den Pelz und mach mich nicht nass. Die Jugend verhält sich in diesem Punkt marktkonformer als die ganze übrige Gesellschaft.“ Strzelewicz, Jugend, S. 65. In diesem Sinne ja auch schon Schelsky, Generation, S. 81. Ähnlich auch Blücher, Freizeit und im Grunde die meisten Jugendforscher, die sich in ihren Analysen auf die repräsentativen Umfragen stützten.

<sup>983</sup> Münster, Geld, S. 14: „Beruf und Arbeit sind dazu da, Geld zu verdienen. Denn mit Geld kann man sich das Leben so einrichten, wie man es will. Diese junge Generation lebt für ihr privates Dasein, für ihre Freizeitgestaltung und für ihre Hobbies. Sie arbeitet, um sich in der privaten Sphäre mit möglichst vielen jener Bequemlichkeiten umgeben zu können, die ihr die Konsumgesellschaft anbietet.“

<sup>984</sup> J. Fred MacDonald, Don’t touch that dial!, Chicago 1979, S. 240-241.

<sup>985</sup> Vgl. Helga Bilden/Angelika Diezinger, Historische Konstitution und besondere Gestaltung weiblicher Jugend – Mädchen im Blick der Jugendforschung, in: Krüger, Handbuch (1988), S. 135-155.

<sup>986</sup> Hechinger, Herrschaft, S. 47.

<sup>987</sup> Abelshauser weist darauf hin, dass das wirtschaftliche Potenzial der vielen gut ausgebildeten jungen Flüchtlinge, besonders dann der Flüchtlinge aus der DDR, kaum überschätzt werden kann: Werner Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1945-1980, Frankfurt a.M. 1983, S. 95.

macht Jugendschutz in den 50er Jahren kann als Indiz für eine Strategie gesehen werden, in eben diesem Sektor Statuszugewinne möglichst lange zu verhindern. Andererseits ist die konsumkritische Stoßrichtung der o.g. Jugendschutzdebatten nur zu offensichtlich. Diese Debatte über die Fixierung der westdeutschen Gesellschaft auf das materielle Wohlergehen existierte zwar auch außerhalb vom Jugendschutzdiskurs – sie ließ sich an jugendkulturellen Themen aber besonders gut exemplifizieren.

Die Arbeiterjugendlichen, die lange Zeit von der Jugendforschung nicht miteinbezogen und wegen der Dominanz des klassischen Konzepts vom „bürgerlichen Jüngling“ exkludiert waren, rückten nicht zuletzt durch diese Trendverschiebung ins Licht der Aufmerksamkeit und dienten im Kontext der gefühlten „Entproletarisierung“ als Analogie zur Gesamtgesellschaft. Wenn der Schelsky-Schüler (und ehemalige SDS-Vorsitzende sowie spätere SPD-Bundestagsabgeordnete) Ulrich Lohmar 1955 diagnostiziert, dass es den Arbeiterjugendlichen noch nicht gelungen sei, neue Ausdrucksformen des Gemeinschaftslebens und der politischen Symbolik zu entwickeln, fügt er hinzu, dass dies eine Erscheinung sei, die „für die deutsche Demokratie als ganzes ebenso festgestellt werden kann“.<sup>988</sup> Aus- oder unausgesprochen steht dahinter die Überzeugung, dass der jugendliche Freizeit intensiver erlebt als der Erwachsene. „Freizeit als High-zeit Jugendlicher ist auch Neid-Zeit Erwachsener“<sup>989</sup> – dieser Satz gilt heute immer noch, in der Gesellschaft der frühen Bundesrepublik mit ihrem ausgeprägten Arbeitsethos aber in ganz besonderem Maße.

Konsumorientierte Freizeit wurde vielfach als sinnfälligste Ausdrucksform der fundamental demokratisierten und gleichzeitig nivellierten Massengesellschaft gesehen. Als dessen Rückseite nahm man eine, nicht nur bei den Jugendlichen, sondern auch bei der Entstrukturierung lebensweltlicher Milieus diagnostizierte „Entwurzelung“ wahr. Anders als zu Zeiten der Industrialisierung und Thorstein Veblens wird der Freizeitbereich nicht mehr als Privileg der „Feinen Leute“ empfunden, sondern als Ort egalitärer Partizipation an der modernen Wohlstands- und Konsumgesellschaft – oder nach Adorno eben als ein sich selbst pervertierender neuer Bereich der Unfreiheit.<sup>990</sup> Gleichzeitig drängte sich in Sachen Konsumkritik bei den zeitgenössischen Betrachtungen ein Vergleich mit dem Aufwachsen im Osten auf. Während nämlich die ostdeutsche „ganz konsequent auf künftige politische Aufgaben gedrillt“ werde, würde die westdeutsche Jugend qua Werbung und Geschäftemacherei dumm gehalten – nicht als skeptische, sondern letztlich als eine „ferngelenkte“ Generation.<sup>991</sup> Dass darüber hinaus im Osten ein Sinnangebot lockte,

---

<sup>988</sup> Lohmar, Jugend, S. 186. Lohmar und sein Engagement im SDS war übrigens 1956 selbst Thema in einer Bundestagsdebatte, als es um die Frage ging, dem SDS Mittel aus dem Bundesjugendplan zu streichen. Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 29, 19.04.1956, S. 7306; S. 7326.

<sup>989</sup> Diethelm Damm, Freizeit – ein Hauch von Freiheit, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik 1945 bis heute, München 1985, S. 25-36.

<sup>990</sup> Wobei Adorno den Verdinglichungsprozess im Freizeitbereich am Beispiel des Fetischcharakters der gebräunten Haut festmacht: „(...) Langeweile ist objektive Verzweiflung. Zugleich aber auch der Ausdruck von Deformationen, welche die gesellschaftliche Gesamtverfassung den Menschen widerfahren lässt. Das wichtigste ist wohl die Diffamierung der Phantasie und deren Schrumpfung.“ Die Folge sei Apathie und Suche nach flacher Zerstreuung. Theodor W. Adorno, Freizeit, in: ders., Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt 1969, S. 57-67; S. 62.

<sup>991</sup> Helmut Lamprecht, Teenager und Manager, München 1965<sup>2</sup>, S. 52, S. 17.



dem man als pädagogische Aufgabe Glaubenswerte entgegensetzen habe, ist ein vielfach besetzter Topos im Bundestag und in den Feuilletons der 50er Jahre:

*Gelingt es den Erwachsenen nicht, diese seelische Enttäuschung zu beseitigen durch Einkehr ins eigene Gewissen und durch Umkehr zu Ehrfurcht vor dem Schöpfer und Herrn, dann müsste man ernstlich damit rechnen, daß vielleicht ein wirksamerer Ersatz für den Verlust des Geheimnisses und der echten Beglückung infiltrierte wird vom Osten her. Denn da werden bei aller Fraglichkeit des Inhalts und der Methode der Jugend ‚Ideale‘ vorgeführt, denen sie eines Tages erlegen könnte.*<sup>992</sup>

Ähnlich äußerte sich Walter Abendroth in der ZEIT, der im diagnostizierten Jazz- und Film-Wahn nicht die Schuld der Jugend, sondern antimodernistisch die Schuld „der Zeiten“ sieht, deren wesentlicher Kern der „Abbau des Religiösen“ sei. Ebenso wie die „Raserei der Jazz-Fans“ an Veitstänzer erinnere und wie der „moderne Aberglaube an die Allmacht der Psychoanalyse“ geradezu ein Substitut für Religiöses sei.<sup>993</sup> Auch hier dient die Jugend als Stellvertreter für Grundsätzliches, denn es sei ja nicht die Jugend, die neu „erfaßt und ausgerichtet und organisiert“ werden müsse, sondern es soll die Wertewelt der Erwachsenen „von der Öde und lähmenden Hoffnungslosigkeit eines praktischen Materialismus befreit“ werden.<sup>994</sup>

*Denn auch die leicht zu belächelnde Schwärmerei der Filmfans ist durchaus nicht ungefährlich; denn auch hier bekundet sich das alte Phänomen einer wiederum im Grunde „massenhaften“ Begeisterung, deren Intensität und fanatische „Einsatzbereitschaft“ (ja, diese altbekannte Nazi-Vokabel ist hier wieder einmal am Platze!) grotesk erscheint, ermessen an den Anlässen.*<sup>995</sup>

Anders argumentierte erneut Helmut Schelsky. Im Anschluss an David Riesman beschrieb er zwar die Ausweitung der Konsumzone als Bestandteil einer allgemeinen Verbraucherhaltung, doch es fehlt der pejorative Unterton. Es gehe beim Thema Konsum eben nicht nur um den Verbrauch materieller Güter, sondern auch um „geistigen Zivilisationsgenuß“ in Form von Unterhaltung, Zerstreuung, Geselligkeit oder vermeintlicher Bildung, der als gesamtgesellschaftliches Angebot an den Menschen herangetragen würde, womit deutlich sei, dass das Freizeitverhalten der erwachsenen und jugendlichen Menschen vorwiegend ein Verbraucher- und Konsumverhalten ist.<sup>996</sup> Das Resultat für die skeptische Generation: wachsende Konformität und Nivellierung auch in den Freizeitformen.

Man sollte allerdings auch die politische Dimension nicht ganz ignorieren, wenn man sich vor Augen führt, dass es womöglich das ansonsten konfliktbehaftete, aber in Bezug auf ihre Images kongeniale Zusammenspiel von Adenauer und Erhard war, die in den zwei wohl erfolgreichsten politischen Slogans der Zeit kondensierten: „Keine Experimente!“ und eben „Wohlstand für alle!“

<sup>992</sup> Johannes Michael Hollenbach, Jugendliche Verbrecher? Erziehungsprobleme im technischen Zeitalter, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. März 1956.

<sup>993</sup> Vgl. Walter Abendroth, Das große Kopfschütteln über die Jugend. Der moderne Aberglaube der Film- und Jazzfans, in: DIE ZEIT vom 27. September 1956, S. 15. Die Psychoanalyse wiederum wurde von nicht wenigen als amerikanische Modeerscheinung wahrgenommen.

<sup>994</sup> Vgl. Hollenbach, Verbrecher.

<sup>995</sup> Abendroth, Kopfschütteln, S. 15.

<sup>996</sup> Schelsky, Generation, S. 179.

Ein Sicherheitsbedürfnis gepaart mit einer materiellen Grundorientierung, die eine leicht egalitäre Schlagseite hatte – das ist vereinfacht das politische Modell von Westorientierung und Sozialer Marktwirtschaft, welches der CDU/CSU bis Anfang der 60er Jahre so überragende Wahlergebnisse bescherte und offensichtlich den Nerv der Zeit traf. Insofern entwickelt sich auch eine Problematik in der kritischen Beschreibung von Konsum und Materialismus, wenn ein hoher Lebensstandard, das sogenannte „gute Leben“<sup>997</sup> des „Otto Normalverbrauchers“ eine Staatsaufgabe ist und als persönliches Lebensziel immer mehr an Legitimität gewinnt – nicht nur bei den Jungen, wie so häufig suggeriert. Dass die Verheißung von Wohlstand zur „zeitgemäßen Umsetzung des Jugendmythos“ geworden sei, trifft damit nicht den Kern der Sache.<sup>998</sup>

### 3.6 Jugendfiguren in der Freizeitkultur

Als Abschluss des Schwerpunktbereichs „Diskurse der zeitgenössischen Jugendforschung“ erscheint es auch im Hinblick auf den Fokus Freizeit an dieser Stelle sinnvoll, auf zwei Jugendfiguren einzugehen, die in der frühen Bundesrepublik Karriere gemacht haben: der „Halbstarke“ und der „Teenager“. Als Typisierung von jugendlichem Freizeitleben tauchen sie in der zweiten Hälfte der 50er Jahre in Kommentaren und Polizeiberichten, in Spielfilmen und Werbeanzeigen auf, prägen das Jugendbild der Zeitgenossen und tun dies, besonders in den einschlägigen Rückblicken auf die Adenauer-Ära, auch heute noch. Inwieweit diese beiden aber reale Lebensformen oder lediglich mediale Konstruktionen waren, ist umstritten. Da es sich bei diesen Figuren (oder auch „Typen“ bzw. „Rollen“, despektierlich „Gestalten“) jedenfalls um Phänomene handelt, die in eine „Jugendkultur“ eingebettet sind, sollte eine Arbeitsdefinition von „Jugendkultur“ nützlich sein:

*Ein von der Altersgruppierung Jugendlicher getragenes System von Normen, Werten und Lebensweisen, die ihre relative kulturelle Kohärenz über die typenbildende Gemeinsamkeit von v.a. auf Genuß, Distinktion und lebensphilosophische Vermittlung abhebenden Stilen und Stilisierungen herstellen und dabei in Auseinandersetzungen mit vorhandenen alltagsästhetischen Schemata und Milieueinflüssen einen Grundzusammenhang von sich wiederholenden, gleichwohl Selbstreflexivität und expressive Symbolik dokumentierenden Zeichen-Bedeutungszuordnungen, habituell gerinnenden psycho-physischen Präferenzen sowie manifesten Handlungsmustern bilden.*<sup>999</sup>

Intentional gedacht wäre Jugendkultur auch als ein Versuch zu werten, in einem abgegrenzten Raum zumindest zeitweise von einer Minderheit zu einer Mehrheit zu werden und einen Freiraum zu definieren, in dem Regeln und Zeichensystem nicht extern definiert werden.<sup>1000</sup> „Stil“ wird hier

<sup>997</sup> Vgl. Andersen, Traum.

<sup>998</sup> Nicht zuzustimmen wäre ausnahmsweise der pauschalen Analogie Speitkamps, wenn er schreibt: „Wohlstand übernimmt die emotionale Funktion, die Nationalsozialismus und Hitlerjugend ausgeübt hatten – der Begriff des Wohlstandes bündelte die Erwartungen der von der Politik enttäuschten Jugend“, in: Speitkamp, Jugend, S. 257.

<sup>999</sup> Kurt Möller, Jugend(lichkeits)kulturen und (Erlebnis)politik, in: Wilfried Ferchhoff/Uwe Sander/Ralf Vollbrecht (Hrsg.), Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten (=Festschrift für Dieter Baacke), Weinheim/München 1995, S. 172-185, hier: S. 182.

<sup>1000</sup> Dabei kann Karl Otto Hondrich zugestimmt werden, dass es sich bei Jugendkulturen mitunter um „defensive Einrichtungen“ handelt. Dass die jungen Leute aber Freiräume zu retten versuchten, die sie „in agrarischen Gesell-

nach der britischen Subkulturforschung als ein Prozess verstanden, in dem Kleidungsstücke, Gebrauchsgegenstände, Körper(teile) etc. in Zeichen verwandelt werden; das System dieser Zeichen erhält seine Bedeutungen durch den Versuch einer Gruppe, Lebensprobleme in Auseinandersetzung mit herrschenden Hegemonialformen symbolisch zu bearbeiten.<sup>1001</sup> Der „Stoff, aus dem die Stile sind“, das sind Ästhetik, Mythen, Rituale und Symbole. Was sich in den aufsehenerregenden Studien des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham für die Analyse von jugendlichen Subkulturen bewährt hatte, ist auf die westdeutsche Gesellschaft der frühen Bundesrepublik zwar nur bedingt übertragbar. Aber die ab Ende der 70er Jahre entstandenen Studien zeigen, „wohin es führt“, wie ausdifferenziert Jugendkultur, wie komplex ihr Zeichensystem innerhalb weniger Jahre werden kann, die Kulturen der Mods, Rocker, Skinheads, Punks usw. in England zeigen es.

Der vielfach synonym verwendete Begriff „Subkultur“ impliziert meist, dass es der (oft als klassenspezifisch definierten) Teilgruppe darum geht, sich im Hinblick auf die Normen von der „herrschenden“ abzugrenzen, sich zum Teil delinquent zu verhalten.<sup>1002</sup> Heute würde man vorsichtiger mit diesem Begriff umgehen. Zu deutlich ist, dass die von der spezifischen Gruppe definierten Normen und Rituale oft nur für einen, wenn auch wichtigen Teilbereich gültig sind. In der Fixierung auf eine bestimmte Musikrichtung („Heavies“), eine bestimmte Sportart („Skater“) oder andere Leidenschaft („Hacker“) müsste man von „Szenen“ sprechen, die nach außen weniger abgeschlossen sind, Doppelmitgliedschaften sind jedenfalls heute ohne weiteres möglich. Deshalb hat man es in der Regel mit Jugendkultur(en) zu tun, die nicht antagonistisch der Gesellschaft gegenüberstehen, und doch könnte man hier vereinfacht sagen: Wenn die Hauptkultur den Jungen keine befriedigenden Ausdrucksmöglichkeiten für das eigene Lebensgefühl bereitstellt, gründen und entwickeln sich Jugendkulturen. Diese müssen nicht unbedingt kommerziell sein, auch wenn käuflich zu erwerbende Accessoires die Möglichkeiten zur Standardisierung und damit Verfestigung des Stils erweitern und es neben den Jugendlichen selbst gewichtige Fürsprecher dieses Stils gibt.<sup>1003</sup> Auch sind Halbwertszeit und Wirkung der durch Elemente wie Musik, Mode, Habitus, mitunter auch durch eigene Normen und Werte geprägten Jugendkulturen äußerst unterschiedlich. Da Jugendkulturen in der Freizeit stattfinden, haben sie folgerichtig in arbeitsintensiven Gesellschaften weniger Raum zur Entfaltung. Die Zeit-Ressource und auch die mediale Verbreitung hebt die Begrenzung von regionalen Einzelercheinungen auf und bringt sie auf die nationale oder

---

schaften mit vielen Geschwistern und Gleichaltrigen selbstverständlich hatten“, verkennt die soziale Lage und Normierungszwänge in der Feudalgesellschaft. Hondrich, Katalysator, S. 8.

<sup>1001</sup> Vgl. Krüger, Elvis-Tolle; Maase, BRAVO. Maase prägt für die kulturelle Umbruchsituation der 50er Jahre das Schlagwort der „Amerikanisierung von unten“. Die Erkundungen expressiver Jugendkultur konzentrieren sich allerdings, das muss in diesem Zusammenhang deutlich herausgestellt werden, auf die zweite Hälfte der Dekade.

<sup>1002</sup> Der einflussreiche Klassiker von 1971, Schwendters „Theorie der Subkultur“, zeigt aber auch das Verhaftet-Sein in zeitgemäßen idealistischen Vorstellungen einer gesellschaftsverändernden „Gegenkultur“. Vgl. Rolf Schwendter, Theorie der Subkultur, Frankfurt a.M. 1971.

<sup>1003</sup> Paradebeispiele waren hierfür lange Zeit die zivilisationskritischen Wandervögel und die Bündische Jugend. Aber auch der Punk funktionierte Ende der 70er Jahre als geradezu anti-kommerzielle Jugendkultur, die zwanzig Jahre später in der kommerzialisierten Variante einen weitaus größeren Kreis an Jugendlichen erreicht.

sogar internationale Ebene. Diese mediale Verbreiterung auch der eigenen Relevanz wird erstmals bei der zahlenmäßig kleinen Gruppen der Halbstarken evident. Die klassischen (und goutierten) Formen jugendlicher Freizeitgestaltung finden nämlich nach wie vor, wenn nicht in der Familie, so doch vor allem in den Vereinen statt. Die zwei „ungebundenen“ Typen des Halbstarken und des Teenagers aber prägen das öffentliche Bild des Jugendlichen in der frühen Bundesrepublik, genauer muss man sagen: ab dem letzten Drittel der 50er Jahre besonders intensiv.

### 3.6.1 Die Figur des Halbstarken

Zwischen 1956 und 1958, auf dem Höhepunkt der Rock 'n' Roll-Welle und katalysiert durch die deutsche Rezeption von Filmen wie „Der Wilde“ mit Marlon Brando oder Bill Haleys „Außer Rand und Band“ und „Rock around the clock“ (zu deutsch: „Die Saat der Gewalt“) kam es in mehreren westdeutschen Städten zu jugendlichen Ausschreitungen, den sogenannten „Halbstarkenkrawallen“, deren bekannteste die Randalie bei einem Haley-Konzert in der Berliner Waldbühne im Oktober 1958 wurde. Neben den musikalischen Helden wie Bill Haley, Chuck Berry und Elvis Presley stehen James Deans zielloses Rebellentum und Marlon Brandos kraftvoller Männlichkeitskult auch für zwei scheinbar widersprüchliche Aspekte der Rock 'n' Roll-Kultur in Musik und Film: Sowohl Machismo als auch Emotionalisierung hatten hier ihren Platz, was die Interpretationsmuster der Kritiker in West und Ost<sup>1004</sup> zwischen „primitiv“ und „verweiblicht“ hin und herpendeln ließ. Zentrale Frage war damals: Ist der Halbstarke ein Rebell gegen gesellschaftliche Verhältnisse oder einfach nur kriminell? Stellt er den (proletarischen?) Gegenentwurf zum bürgerlich-braven Jugendverhalten dar oder ist seine Erscheinung nur eine weitere Facette des angepassten Verhaltens an die moderne Industriegesellschaft?

In jedem Fall ist es erstaunlich, dass die als Aufruhr wahrgenommenen Provokationen der Jugendlichen gerade zu einem Zeitpunkt kamen, an dem sich die Gesellschaft „eingerichtet“ hatte. Umso ratloser waren die Erklärungsversuche. Zeitgenossen weisen in ihrer Analyse vor allem auf die Unvollständigkeit der Familien, lasche Erziehungsmethoden und die Vaterlosigkeit der zumeist männlichen Rebellen hin; tatsächlich schätzt man auch retrospektiv, dass ungefähr die Hälfte der Auffälligen ohne Vater aufwuchs. Ein Viertel lebte aufgrund von Scheidung oder schon ursprünglich bei der alleinerziehenden Mutter, ein weiteres Viertel hatte den Vater zumeist im Krieg verloren.<sup>1005</sup> Die „vaterlose Gesellschaft“ war schon vor Alexander Mitscherlichs Buch ein weitverbreitetes Schlagwort.<sup>1006</sup> Andere deuten das unangepasste Verhalten als eine generelle

---

<sup>1004</sup> Freilich in der DDR mit anderen politischen Implikationen und realen Folgen: Vgl. Mark Fenemore, *Sex, Thugs and Rock 'n' Roll. Teenage Rebels in Cold War East Germany*, New York 2007; Uta G. Poiger, *Jazz, Rock and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*, Berkeley / Los Angeles / London 2000.

<sup>1005</sup> Zinnecker, *Jugendkultur*, S. 133. Schon zeitnahe Analysen wiesen darauf hin, dass die Gefahr, im Krieg zu sterben, sozial ungleich verteilt gewesen war: Baumert rechnet im Rahmen der Darmstadt-Studie die klassenspezifischen Wahrscheinlichkeiten hoch, dass man als Geburtsjahrgang 1935-1937 den Vater an der Front verlor: Ungelernte Arbeiter (zu 18 Prozent), Gelernte Arbeiter (10), Angestellte (9), Selbständige (7), Beamte (5). Baumert, *Jugend*, S. 35-43.

<sup>1006</sup> Auch wenn dieser damit eigentlich etwas ganz anderes meint: Alexander Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*, München 1963.

Zivilisations- und Konsumkritik im Kontext der volkswirtschaftlichen Wohlstandsentwicklung: „Luxusverwahrlosung“<sup>1007</sup> und „Wohlstandskriminalität“ stehen hier im Zusammenhang mit Groschenheften und Gangsterfilmen. Die Quintessenz, direkt ausgesprochen oder zwischen den Zeilen: Die Jugend hat zuviel Geld zur Verfügung. In der Regel aber wird eine Kombination aus beidem als Ursache genannt. Gefährdet, unsachgemäß mit der Konsumgesellschaft umzugehen oder sogar kriminell zu werden, sind demnach insbesondere Jugendliche aus unvollständigen oder zerrütteten Familien.<sup>1008</sup>

*So war es bei einem Jugendlichen aus einer wahrhaft ‚losen‘ Familie, Jazz-Fan und Muster eines ‚Freizeitaktivisten‘ auf der untersten Ebene: aus der Zeche und Gemeinde möchte er fort und bezeichnet die Tätigkeit eines ‚Beifahrers‘ ausüben (...). Ähnlich zwei Jugendliche, deren Väter gefallen sind: der eine ist unter Familieneinfluß zur Zeche gekommen und nicht nur mit dem Beruf zerfallen, sondern auch menschlich abgesackt und einer flachen Vergnügungssucht anheimgefallen.*<sup>1009</sup>

Hier, in einer gemeindesoziologischen Untersuchung zum Arbeiter- bzw. Bergarbeitermilieu, sind es gleichzeitig zwei Zielrichtungen der Diagnose: Indem das Unbehagen an neuen Medien und moderner, amerikanisch geprägter Kultur mit der Forderung nach Rückbesinnung auf traditionelle Familienwerte verknüpft wird, wird die bürgerliche Familie geradezu als Garant gegen jugendliche Ausbruchversuche aufgebaut. Dies wird bei der Diskussion über die Halbstarken allzu deutlich.

Laut Wörterbuch der Pädagogik in der Ausgabe von 1960 handelt es sich bei diesem Phänomen um „eine Gruppe geltungssüchtiger Jugendlicher, die sich durch Primitivreaktionen außerhalb der sozialen Ordnung stellen. Sie sind eine Zeitreaktion auf die moderne Industriegesellschaft und nicht auf Deutschland oder Europa beschränkt.“<sup>1010</sup> Es überraschte und irritierte viele Zeitgenossen, dass die Figur des Halbstarken eine transnationale Erscheinung war. In Großbritannien traten sie als Teddyboys auf, in Frankreich als „Blouson Noirs“ und in Österreich nannte man sie „Plattenbrüder“. Also wäre die Erscheinung als eine Reaktion wohlstandsverwahrloster Jugendlicher auf die Entwicklungen in der modernen Konsumgesellschaft zu werten? Ein Blick hinter den Eisernen Vorhang hätte das Gegenteil beweisen können. Denn auch in der DDR („Rowdys“) und der Sowjetunion („Hooligans“) traten rockige, die Öffentlichkeit provozierende Jugendliche auf.<sup>1011</sup> Und doch muss man bei der Einordnung die Jugendkulturen nach der Sprengkraft, die sie innerhalb des politischen Systems entfalten können, unterscheiden. Die Analyse und Bezeichnung von jugendkulturellen Phänomenen in autoritären Systemen sind dabei besonders diffizil. So hat man für die Gruppe der „Edelweißpiraten“, die sich während der NS-Zeit der HJ entzogen, Gitarre spielend und in geschlechtsheterogenen Gruppen durch die Wälder zogen, den Begriff „unan-

<sup>1007</sup> Bornemann, Jugendprobleme, S. 23.

<sup>1008</sup> Croon/Utermann, Zeche, S. 214. Aber auch: Blücher, Freizeit, S. 11-13; S. 118-124.

<sup>1009</sup> Ebd., S. 214. Anders dagegen Heinz Kluth, der Pionier der Industriesoziologie, in der „deutschen Jugend“: Heinz Kluth, Die „Halbstarken“ – Legende oder Wirklichkeit?, in: deutsche jugend 4 (1956), S. 495-503.

<sup>1010</sup> Wilhelm Hehlmann, Wörterbuch der Pädagogik, Stuttgart 1960<sup>6</sup>, S. 208.

<sup>1011</sup> Vgl. Poiger, Jazz, S. 101 „Indeed, young East German males also listened to American music, wore American fashions, and even rioted. (...) In reaction, East German authorities either asserted that Halbstärke did not exist under socialism, or, if they acknowledged the presence of young rebels, preferred the term ‚rowdies‘ over Halbstärke, thus suggesting that adolescent misbehaviour was in fact a foreign import.”

gepasst“ gefunden und trägt damit der Problematik Rechnung, dass es sich hier um eine Mischung aus Delinquenz, ästhetischer und politischer Opposition handelte.

Die Halbstarken-Randale in der Bundesrepublik waren fast ausschließlich ein Großstadtphänomen und ihre Akteure eine verschwindend kleine Minderheit. Genauere Zählungen gingen von ca. 100 „Großkrawallen“ mit jeweils mehr als 50 Teilnehmern aus.<sup>1012</sup> Diese kleine Minderheit lässt sich soziologisch immerhin recht gut fassen. Nach Thomas Grotums Analyse waren es fast ausschließlich männliche, ca. 16- bis 19-jährige Lehrlinge oder als un- und angelernte Arbeiter Beschäftigte. In der dritten repräsentativen EMNID-Jugendstudie mit dem spektakulären Titel „Wie stark sind die Halbstarken?“ von 1956 musste man im Kommentarteil feststellen: „Wir fanden jedoch so gut wie keine ‚Halbstarken‘ – jedenfalls nicht in dem Sinne, in dem sie in den Massenmedien dargestellt waren.“ Was aber in erster Linie damit zusammenhing, dass zum Zeitpunkt der Befragung (1955) die Halbstarken noch keine Rolle spielten. Entsprechend taucht der Begriff in der Studie nur einmal, nämlich im Vorwort auf.<sup>1013</sup>

Delinquent waren die Halbstarken nur zum Teil und dann in erster Linie wegen Verletzung der Straßenverkehrsordnung oder Sachbeschädigung. Es schien hier doch eher um „semiotische Kämpfe“, um eine ostentative Körperlichkeit<sup>1014</sup> zu gehen und um die Frage, ob man es akzeptieren kann, dass öffentlicher Raum von Jugendlichen auf diese Weise angeeignet und umdefiniert wird. Und so wird das Halbstarkenphänomen wie im folgenden Zitat von psychotherapeutischer Seite auch als Symptom einer psychosomatischen Reizwirkung der Stadt gedeutet, darin die traditionelle Großstadtfeindschaft der Moderne fortführend:

*In dem Augenblick, in dem unsere Kinder auf die Straße hinaustreten, unterliegen sie vegetativen Steuerungs- und emotionalen Prägungs-Impulsen, nämlich den Einflüssen der ‚Straße‘, die alle Bemühung der historischen Erziehungsfaktoren überfluten und zunichte machen können.*<sup>1015</sup>

In der zeitgenössischen Rezeption der hier skizzierten Jugendgestalt ist grob zwischen zwei Interpretationen zu unterscheiden. Die Markierung und Analyse der jugendlichen Aktionen als kriminell auf der einen Seite, wie sie Günther Kaiser 1959 in der vom Studienbüro für Jugendfragen herausgegebenen Untersuchung „Randalierende Jugend“ beschreibt, und die verständnisvolle pädagogische Sichtweise auf der anderen Seite, so wie sie Curt Bondy vertrat.<sup>1016</sup>

Kaiser sieht die Krawalle als reine Angriffs- oder Schädigungskriminalität und nicht als „sinnlosen Ausbruchversuch aus der in die Watte der manipulierten Humanität, überzeugender Sicherheit

---

<sup>1012</sup> Kaiser, Jugend, S. 102-104.

<sup>1013</sup> EMNID III, S. 7-8; S. 10.

<sup>1014</sup> Muchow, Sexualreife, S. 94, dort ein „intensives Leibgefühl“ konstatierend. Vgl. dazu Maase, BRAVO.

<sup>1015</sup> Kurt Gauger, Dämon Stadt. Ein anthropologisch-ärztlicher Beitrag zum Zeitgeschehen, Düsseldorf 1957, S. 152 (Hervorhebung im Original). Dazu: Titus Simon, Straßen-Szenen. Von der öffentlichen Inszenierung aggressiver Jugendkulturen – ein historischer Abriss, in: Hans-Jürgen Holm (Hrsg.), Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Schonraumes in der fortgeschrittenen Moderne, Konstanz 1997.

<sup>1016</sup> Curt Bondy/Jan Braden/Rudolf Cohen/Klaus Eyferth, Jugendliche stören die Ordnung. Bericht und Stellungnahme zu den Halbstarkenkrawallen, München 1957 sowie Günther Kaiser, Randalierende Jugend. Eine soziologische und kriminologische Studie über die sogenannten „Halbstarken“, Heidelberg 1959. Einflussreich: Albert K. Cohen, Kriminelle Jugend. Zur Soziologie jugendlichen Bandenwesens, Reinbek 1961.

und allgemeiner Wohlfahrt gewickelten modernen Welt“, wie es Schelsky in einer Ad-hoc-Interpretation noch dem Schlusskapitel seiner skeptischen Generation angefügt hatte.<sup>1017</sup> Es gehe ihnen nicht um die Verwirklichung konkreter Ziele oder Aufgaben, sondern um die Befriedigung „des gesteigerten Lebensgefühls“ – eine Provokation im Wertebereich:

*Gemessen an der zweckrationalen Ordnung entbehren sie ebenso des Nutzens wie Spiel, Sport, Tanz und überhaupt alle Äußerungen des Tätigkeitsdranges, der sich durch den Mangel an ‚Sinnwert‘ essentiell von Arbeit und Leistung unterscheidet.*<sup>1018</sup>

Kaisers deutet das Halbstarken-Phänomen als epochal-typologisch für die Zivilisation der Industriegesellschaft mit ihren Kennzeichen „Bevölkerungszunahme, Verstädterung, Schwinden der Vertrautheitsstruktur, Verlust des Heimatgefühls, Entwurzelung, arbeitsteilige Wirtschaft, Versachlichung, Mobilität“, was sich einfügt in zahlreiche Zeitdiagnosen über die Probleme der Industrie- und modernen Massengesellschaft der 50er Jahre. Die Erscheinung der Halbstarken, so Kaiser und andere, sei eben ohne Industrialisierung und moderne Massengesellschaft mit deren „mannigfaltigen Begleit- und Folgeerscheinungen“ überhaupt nicht zu verstehen.<sup>1019</sup>

Curt Bondy hingegen deutet das Phänomen verständnisvoller als Symptom gesamtgesellschaftlicher Widersprüche und als Ausdruck eines Wandels gesellschaftlicher Normen und Werte.<sup>1020</sup> Von vielen Kommentatoren wird das Halbstarken- auch als ein „Freizeitproblem“ diagnostiziert. In diesem Zusammenhang wirkt unter anderem die Beobachtung nach, dass es statistisch die nicht in Vereins- und Verbandsarbeit eingebundenen Jugendlichen waren, die tendenziell eher delinquent wurden, was den Topos zu bestätigen scheint, der schon einige Jahre zuvor mit dem Schlagwort „bindungslose Jugend“ geprägt worden war.<sup>1021</sup> Womit Anfang der 50er aber weniger die Vereinsbindung als vielmehr die Flüchtlingsproblematik, das Phänomen der unvollständigen Familie und das soziale Brennpunkt-Thema Arbeitslosigkeit, zum Teil „Entwurzelung“ und damit einhergehendes gesellschaftliches Unruhepotenzial wegen Heimatlosigkeit diskutiert worden war. Gleichzeitig waren sozialpädagogische Konzepte und Ressourcen rar. Doch es gab sie: Nicht nur prohibitive Konzepte bestimmten den Diskurs über die Halbstarken, auch sozialpädagogische Strategien, wie die, jugendlichen Banden in die Heime der Offenen Tür zu ziehen, „um dort Einfluß auf die Gruppennormen zu gewinnen“, werden als Kriminalitätsprävention ausprobiert.<sup>1022</sup> Tatsächlich aber stieg der Anteil der 14-17-Jährigen – strafmündig war man ab 14 – an der Summe der Verurteilten erst Anfang der 60er Jahre deutlich an, während die juristisch definierten „Heranwachsenden“ (18-21 Jahre) vor Gericht überrepräsentiert sind, was aber nicht typisch für diese

---

<sup>1017</sup> Schelsky, Generation, S. 495.

<sup>1018</sup> Kaiser, Jugend, S. 38.

<sup>1019</sup> Ebd., S. 88.

<sup>1020</sup> Bondy u.a., Jugendliche. Was Schelsky dann etwas später bei seiner kurzen Einschätzung der Halbstarken-Krawalle aufnimmt und umdreht: „Die Ordnung stört die Jugendlichen“, Schelsky, Generation, S. 495.

<sup>1021</sup> Vgl. Curt Bondy/Klaus Eyferth, Bindungslose Jugend. Eine sozialpädagogische Studie über Arbeits- und Heimatlosigkeit, München/Düsseldorf 1952 sowie bereits Theodor Richter, Was tut Deutschland für die entwurzelte Jugend?, in: Soziale Welt 1 (1950), H. 3, S. 42-50.

<sup>1022</sup> Christel Bals, Halbstarke unter sich. Soziologische Probleme in einem Heim der Offenen Tür (=Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie Bd. 9, hrsg. von René König), Köln/Berlin 1962, S. 18.

Zeit oder für die Bundesrepublik ist. Traditionell besteht im Diskurs dieser enge Konnex zwischen Delinquenz und Jugendlichem, konkret auch des in „Banden“ organisierten Unterklassenjugendlichen, der sich – folgt man der kriminologischen Anomietheorie – gegen Werte der nicht erreichbaren Mittelschichtkultur auflehnt.<sup>1023</sup> Der Anteil der Minderjährigen an der Gesamtzahl der Verurteilten, auch der als „junge Erwachsene“ eingeordneten 21-24-Jährigen stieg auch innerhalb ihrer Altersgruppe zwischen 1955 und 1962 von 0,9 auf 1,5 (Jugendliche) bzw. von 2,6 auf 3,4 Prozent (Heranwachsende) an, davon waren jeweils über 90 Prozent männliche Minderjährige. Man weiß, dass hohe Jugend-Kriminalitätsraten zur statistischen Normalität moderner Gesellschaften gehören, dass die Überrepräsentation im Lebensverlauf meist episodisch ist.<sup>1024</sup> Wenn man sich Prozesse von krimineller Zuschreibung über „labeling approach“ und die Tatsache vergegenwärtigt, dass kriminell registrierte Handlungen immer auch Resultat von Definitionsprozessen sind, so bleibt der Wert von Kriminalitätsstatistiken insgesamt umstritten. So ist hier zum Beispiel zu erwähnen, dass die Anzahl der möglichen Vergehen größer ist als bei anderen Altersgruppen. „Homosexuelle Handlungen“ gehören zu potenziellen Verurteilungen wie auch „Unzucht“, vor allem aber spielen Verstöße gegen die StVO oder das Fahren ohne Führerschein eine große Rolle.<sup>1025</sup> Ein Grund, so Kriminologe Joachim Hellmer, sei in der nicht absorbierten körperlichen Kraft zu sehen, denn die Gelegenheiten Kräfte auf soziale, legale Weise anzubringen, seien für Jugendliche in den letzten 50 Jahren immer dürftiger geworden. Als weitere Ursachen werden biologische und soziale Faktoren, unter anderem die „kriminelle Mehrbelastung Unehelicher“, zuviel Freizeit oder die mangelnde Konstanz erzieherischer Leitbilder genannt. Vielfach wird den neuen Medien (Filme, „Hefte“) Verantwortung für Verbrechen zugeschrieben. Die klassische These der Gewalt-Mimesis, hier der Nachahmungsreflex dessen, was bestimmte amerikanische Filme und Musikhabits den Jugendlichen vormachen, ist stets wichtiger Bestandteil kriminologischer Diskurse.<sup>1026</sup> Gerade in der Jugendschutz- und der Halbstarkendebatte ist dies so, auch wenn es hier einflussreiche Stimmen wie diejenige René Königs gab, die einen solch eindeutigen

<sup>1023</sup> Vgl. Hartmut M. GRIESE, Jugend(sub)kultur(en) und Gewalt. Analysen, Materialien, Kritik. Soziologische und pädagogikkritische Beiträge, Münster 2000 sowie Breyvogel, Stadt. Speziell für den Halbstarken-Zusammenhang: Kaspar Maase, Vergebliche Kriminalisierung. Zum Platz der Halbstarken in der Geschichte des Alltags, in: Kriminologisches Journal 23 (1991), S. 189-203.

<sup>1024</sup> Vgl. Ralf Bohnsack, Jugendliche als Täter und Opfer – Das Fehlen der Jugend in der Forschung zur Jugendkriminalität, in: Sander, Jugend, S. 316-336. Eine Kette von selektiver Wahrnehmung, Stigmatisierung über Kriminalisierung der „gefährlichen“ Jugendlichen. Vgl. Breyvogel, Stadt.

<sup>1025</sup> Jedoch auch schwere Delikte wie Diebstahl und Raub steigen in dieser Zeit prozentual an. Die Zahlen stammen aus dem Kriminalitätsbericht des Statistischen Bundesamtes, Fachserie A: Bevölkerung und Kultur, Reihe 9 Rechtspflege II: Strafverfolgung 1960. Als Indiz für „Verwahrlosung“, beschrieben von Joachim Hellmer, Jugendkriminalität in unserer Zeit. Frankfurt a.M. 1966. Seit 1953 gab es das neue, das Jugendrecht regelnde Jugendgerichtsgesetz (JGG). Zur stark angestiegenen Jugendkriminalität in den Nachkriegsjahren, wo Eigentumsdelikte („Kohleklaue“, Schwarzmarkt) dominant sind, vgl. Die Jugendkriminalität in den Nachkriegsjahren, in: Wirtschaft und Statistik 1953, S. 384-385.

<sup>1026</sup> Bondy u.a., Jugend, S. 61: „Sehr häufig wird im Schrifttum und insbesondere in der Presse betont, daß die Halbstarken in ihrem Verhalten eigentlich nur nachmachen, was ihnen in Filmen wie ‚...denn sie wissen nicht, was sie tun‘, oder ‚Der Wilde‘ vorgeführt wird.“



Zusammenhang zwischen Medienkonsum und Jugendgewalt verneinten.<sup>1027</sup> Aber – und dies erstaunt in der Besprechung – auch die zahlreichen NS-Prozesse und die Versuche der Erwachsenen, Ereignisse aus der Vergangenheit zu verharmlosen, spielten am Rande eine Rolle:

*Hier ist ein großer Teil der Glaubwürdigkeit der Forderungen, die heute an die Jugend gestellt werden, in großer Substanz unserer Kultur verloren gegangen; ohne eine gemeinsame kulturelle Grundlage ist aber eine positive Einwirkung auf die Jugend nicht möglich.*<sup>1028</sup>

Tatsächlich lag der Schwerpunkt der Delikte bei Sachbeschädigung und „Begehrlichkeitsdelikten“, also Diebstahl. Insofern erscheint die These von Ludwig von Friedeburg als Vertreter der „Frankfurter Schule“ nur logisch: „Die Zunahme der Jugendkriminalität bezeugt eher den Wunsch nach Anpassung als das Bedürfnis nach Sezession und Widerstand.“<sup>1029</sup> Bestrafung war die priorisierte Reaktion auf jugendliche Normverstöße, was sich erst im Verlauf der 60er Jahre ändert.<sup>1030</sup> Und zum ersten und nicht letzten Mal spielten die Medien bei der Etablierung dieser Form von jugendlicher Artikulation ganz entscheidend mit. Sie erfüllten auf der einen Seite eine Katalysatorfunktion, indem sie Ereignisse aufbauschen, und auf der anderen Seite eine Interpretationsfunktion, was in den Reaktionen auf die Halbstarkenkrawalle deutlich wird. So sieht Walter Abendroth die Ursachen in der „Geisteshaltung des Normalmenschen unseres Zeitalters“ begründet, in dem Zerfall bürgerlicher Werte, in der Erosion von Religiosität und ihrer Substitution durch Fanatismus verschiedener Art:

*Wer weiß, zu welcher Verworrenheit und Verwegenheit sich Massenräusche, wie die Orgien der Jazz-Fans, einmal auswachsen mögen, wenn nur im kritischen Augenblick entsprechende Motive eingeschaltet werden? (...) Der Jazz-Wahn und der Film-Wahn, sie haben beide abermals ihre Vorbedingung in entsprechenden Haltungen der Erwachsenen. Auch den Eltern sind ja in vielen Fällen jene Kulte, die sich an Jazz und Film anknüpfen, Gegenstand einer inneren Teilnahme.*<sup>1031</sup>

Liberalere Kommentatoren wiesen darauf hin, dass es sich hier weder um ein kriminelles noch um ein asoziales Verhalten handele, sondern eigentlich um eine Provokation bürgerlicher Werte:

*Einmal, weil der Anblick geballten Müßiggangs den fleißigen Bundesbürgern überhaupt ein Dorn im Auge ist. (...) Zum anderen, weil die Knaben laut sind und in Corona auf ihre Tonart ihres Gruppenkomments umschalten, der auch nicht der unsrige ist.*<sup>1032</sup>

So unterschiedlich die Analyse, so gegensätzlich die Rezepte, die grundsätzlich in zwei Pole aufgeteilt werden können: Verständnis und Kriminalisierung. Während Bondy sich für offene Heime und aktive Freizeitgestaltung als Mittel gegen „seelische Unordnung“ aussprach, richtete Kaiser den Blick auf Möglichkeiten von Strafmaßnahmen. Weitere intensive Diskussionen entbrannten

<sup>1027</sup> Vgl. René König, Einige Bemerkungen zur Stellung des Problems der Jugendkriminalität in der allgemeinen Soziologie, in: ders./Peter Heinz (Hrsg.), Soziologie der Jugendkriminalität (=KZfSS, Sonderheft 2), Köln/Opladen 1957, S. 1-11.

<sup>1028</sup> Hellmer, Jugendkriminalität, S. 92.

<sup>1029</sup> Ludwig von Friedeburg, Das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft, in: ders., Jugend, S. 183.

<sup>1030</sup> Ubbelohde, Umgang, S. 402.

<sup>1031</sup> Abendroth, Kopfschütteln, S. 15.

<sup>1032</sup> Harry Pross, Die Flucht in die Bande. Moped-Jugend und die Frage der Autorität, in: FAZ, 29. September 1956.

unter anderem darüber, ob man dem Halbstarkenproblem mit der Wiedereinführung der Wehrpflicht erfolgreich begegnen könnte.<sup>1033</sup>

Und was denkt die Bevölkerung? Im Durchschnitt reagierte diese jedenfalls unaufgeregter, als man wegen des Medienaufruhrs erwarten könnte: 56 Prozent der Erwachsenen hielten die öffentliche Gefahr, die angeblich von den Halbstarken ausging, „für stark übertrieben“, 22 Prozent sahen diese Gefahr und 8 Prozent wussten mit dem Begriff „Halbstarke“ überhaupt nichts anzufangen.<sup>1034</sup>

Umstritten ist der historische Ort der Halbstarken aus Sicht der Geschichtswissenschaften. Thomas Grotum weist in seiner Monografie zu den Halbstarken auf Quellenbasis von Presseberichten, Polizei- und Gerichtsakten auf deren „Rebellion ohne Ziel“ hin. Mit ihrer demonstrativen Vulgarität und der Mischung aus Lässigkeit und Aggressivität ging es den Halbstarken um die Akzeptanz ihrer Bedürfnisse als Pioniere eines hedonistischen Freizeitstils. Sebastian Kurme bestätigt in einer vergleichenden Perspektive mit der Situation der „juvenile delinquents“ in den USA, dass es sich hierbei weniger um „passive und manipulierte Objekte einer profitorientierten Jugendindustrie“ gehandelt habe, sondern im Gegenteil, dass solche Gruppen in verschiedenen Ländern die Angebote des Marktes offensiv zur eigenen Stilbildung und zur Herausforderung gesellschaftlicher Autoritäten nutzten.<sup>1035</sup> So seien es gerade dieser Selbstinszenierungscharakter und die argumentative Indifferenz der Halbstarken gewesen, die auf die Gesellschaft so bedrohlich wirkte. Im Gesamtkontext der Jahre 1945-1960 betont Klaus Wasmund, dass die Proteste auch als Antwort auf Widersprüche zwischen dem als allgemein empfundenen Normenverfall der Nachkriegszeit, verbunden mit Selbstständigkeits- und Freiraumerlebnissen einerseits, und der rigiden Autoritäts- und Normenpraxis in Familie, Schule und Lehre in den 50er Jahren andererseits zu sehen sind.<sup>1036</sup> Auch Werner Faulstich betrachtet die westdeutsche Jugendkultur der 50er Jahre insgesamt als „Gegenkultur“ mit „Widerspruchscharakter“ und „Avantgardefunktion“.<sup>1037</sup> Ebenso wird diese von Speitkamp als hedonistische Rebellion mit dem Einsatz von Konsumartikeln gesehen, auch wenn man selbst Teil der „Nierentischkultur“ ist, avancieren sie zum sichtbarsten

---

<sup>1033</sup> Gregor von Rezzori hergestellter Zusammenhang mit einem neuen Spießertum ist in der Diskussion über Halbstarke und delinquente Jugendliche eher die Ausnahme: „Sie haben soviel Wirklichkeitssinn wie wir selbst – nämlich garkeinen; und bei aller Phantastik, die wir ihnen eingeblasen haben, geben sie sich mit Verwirklichung zweiter und dritter Hand zufrieden, wie wir selbst. Ihre Märtyrerköpfe stammen aus den Frisiersalons, die zu besuchen wir ihnen durch üppiges Taschengeld ermöglichen. Die brennenden Blicke künftiger Blutzengen schätzen lediglich die Automarken ab, die wir als Eltern ihrer Altersgenossen fahren (...) und haben den Risikokoeffizienten der Kobaltbombe zugunsten des neuen Porschemodells verdrängt. Sie sind in keiner Weise anders als wir selbst, genau die gleichen biedereren, herzensguten, tückischen und gefährlichen Spießer, wenn auch in einer anderen Tracht (...)“. Gregor von Rezzori, *Wer sind die Halbstarken?*, in: Rolf Italiaander/Eric Godal (Hrsg.), *Teenagers*, Hamburg 1958, S. 97-102; hier: S. 102-103.

<sup>1034</sup> Noelle/Neumann, *Jahrbuch* (1957), S. 139. Zum Thema Manieren im gleichen Befragungszusammenhang übrigens: 84 Prozent der Befragten finden, dass die Sitte, dass Männer beim Grüßen den Hut heben, beibehalten werden solle, 83 Prozent halten das Platz-Anbieten in Bus und Bahn weiterhin für wichtig.

<sup>1035</sup> Sebastian Kurme, *Halbstarke: Jugendprotest in den 50er Jahren in Deutschland und den USA*, Frankfurt a.M. 2006, S. 277.

<sup>1036</sup> Vgl. Klaus Wasmund, *Leitbilder und Aktionsformen Jugendlicher nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland bis zu den 60er Jahren*, in: Dowe, *Jugendprotest*, S. 211-231.

<sup>1037</sup> Werner Faulstich (Hrsg.), *Die Kultur der 50er Jahre*, München 2002, S. 278.

Merkmal eines Auseinanderklaffens von „kleinbürgerlichem Familienidyll, pruden Erwachsenenwerten und experimentierender, auch sexueller Autonomie“.<sup>1038</sup> Daran anknüpfend betont Kaspar Maase deren progressive, emanzipatorische und modernisierende Funktion als „Konsumpioniere“<sup>1039</sup>:

*(...) damit machten Rock 'n' Roll und Teenagerstil einen großen Schritt in Richtung auf eine Gemeinkultur, in der der populäre Umgang mit Freizeit, Unterhaltung und Konsum als normal und zeitgemäß anerkannt wurde. Damit verschob sich das symbolische Kräfteverhältnis zugunsten der einfachen Leute.*<sup>1040</sup>

Mit „Jugendrevolte gegen die Selbstzufriedenheit der Wirtschaftswundergesellschaft“ beschreibt man die Halbstarkenkrawalle wohl zu überdimensioniert, denn als primär politisch kann man das Phänomen jedenfalls nicht lesen.<sup>1041</sup> Nicht konkret politisch jedenfalls, sondern eher im Kontext fortlaufenden Wertewandels, in dem asketische Pflicht- und Obrigkeitsbereitschaft an Bedeutung verlieren, Flexibilisierung und Individualisierung von Verhaltensstandards als Teil gesellschaftlicher Modernisierung zunehmend akzeptiert wird.<sup>1042</sup>

Der Zusammenhang von Halbstarken mit der sogenannten Studentenrevolte ungefähr zehn Jahre später ist dabei äußerst lose: Man kann davon ausgehen, dass es kaum eine personelle Kontinuität gibt, die Protagonisten entstammen nur zum Teil benachbarten Geburtsjahrgängen und eben nicht „derselben Generation“<sup>1043</sup>, zudem ist der soziale Hintergrund der Akteure grundverschieden.<sup>1044</sup> Gemeinsam ist den auffälligen Jugendlichen 1958 und 1968 der internationale Horizont und die Tatsache, dass ihr Profil medial zumindest mitbestimmt wurde und dass das Auftreten jeweils in einer historischen Linie einzuordnen ist: Bei den Halbstarken wäre auf die „Street corner societies“<sup>1045</sup> hinzuweisen, bei der Studentenbewegung ist die Anlehnung an beat generation und

---

<sup>1038</sup> Speitkamp, Jugend, S. 257.

<sup>1039</sup> Maase, BRAVO, S. 172.

<sup>1040</sup> Ebd., S. 182.

<sup>1041</sup> Detlev Peukert, Die „Halbstarken“. Protestverhalten von Arbeiterjugendlichen zwischen Wilhelminischem Kaiserreich und Ära Adenauer, in: Zeitschrift für Pädagogik, 30 (1984), S. 533-548; S. 543. Vgl. Kraushaar, Protest-Chronik.

<sup>1042</sup> Vgl. Werner Lindner, Krawall – Protest – Randalen. Zur Rekonstruktion der neueren Jugendgeschichte im Spannungsfeld von Dissidenz, Gewaltdebatten und kulturellem Eigensinn, Opladen 1996, S. 248. Andere sehen diese „Vorarbeit“ der Halbstarken ähnlich: Marina Fischer-Kowalski, Halbstärke 1958, Studenten 1968: Eine Generation und zwei Rebellionen, in: Preuss-Lausitz, Kriegskinder, S. 53-69. Hier, wie auch an anderer Stelle, ist immer auch die Zeitgebundenheit und politische Implikation historiografischer Analyse deutlich, hier i.S. einer Vorgeschichte für spätere emanzipatorische Bewegungen: „Keine der beiden Bewegungen erreichte viel in traditionellen Begriffen von Klassenkampf (...). Aber die drei konstitutiven Elemente des bürgerlichen Subjekts, die moralische Unterwerfung des Körpers, die Herrschaft des Männlichen über das Weibliche, und die Herrschaft legitimer Autoritäten, wurden durch diese Generation und die Bewegungen, die sie hervorbrachte, aufgebrochen – ein lockerer Boden, auf dem Späteres gedeihen konnte.“ (S. 66) Tatsächlich aber befanden sich beide Protagonisten auf unterschiedlichen lebensweltlichen Planeten, auch wenn der 17-jährige Halbstärke Lehrling von 1957 und der 28-jährige bürgerliche Student von 1968 gehören dem gleichen Geburtsjahrgang angehören.

<sup>1043</sup> Wie die Forschungsgruppe um Ulf Preuss-Lausitz in mehreren Beiträgen suggeriert, vgl. Preuss-Lausitz, Kriegskinder.

<sup>1044</sup> Wenngleich man Fischer-Kowalski in ihrer allgemeinen Einschätzung zustimmen muss, dass konstitutive Elemente des „bürgerlichen Objekts“ aufgebrochen oder doch zumindest infrage gestellt wurden: „die moralische Unterwerfung des Körpers, die Herrschaft des Männlichen über das weibliche und die Herrschaft legitimer Autoritäten“. Fischer-Kowalski, Halbstärke, S. 53-70.

<sup>1045</sup> Wobei die Unterschiede nicht übersehen werden dürfen. So zeichnete sich die „Street Corner Society“, wie ursprünglich von Whyte beobachtet und beschrieben, dadurch aus, dass es sich um jugendliche Immigranten handelte,

amerikanischer Bürgerrechtsbewegung unübersehbar. Gemeinsam ist diesen beiden expressivsten Jugendkulturen ihrer Zeit außerdem, dass sie teilweise die gleiche provokative öffentliche Protestkultur pflegten, und dass man schließlich beiden retrospektiv eine ambivalente Haltung zum Konsum unterstellen darf.<sup>1046</sup> Die Kritik an materialistischer Orientierung der Erwachsenenwelt geht einher mit einem hedonistisch angehauchten Lebensstil, der ohne das kreative Ausschöpfen neuer Konsumangebote nicht denkbar ist.

Politisch bedeutender ist die etwas früher beobachtete sogenannte „Ohne-mich“-Bewegung, die rein zahlenmäßig eine viel größere Gruppe, und insgesamt, nicht zuletzt durch ihre prominenten Fürsprecher Martin Niemöller und Gustav Heinemann, intellektuell geprägt war. Die gemeinsame politische Gegnerschaft gegen die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht führte zu Protestdemonstrationen mit Zehntausenden, und die Jugendlichen waren hier über die politischen oder konfessionellen Jugendgruppen beteiligt. Politisch waren die Proteste letztlich erfolglos – der Jahrgang 1937 war der erste, aus dem Dienstverpflichtete in die Bundeswehrkasernen einrücken mussten. Der Umzug nach West-Berlin war für junge Männer der einzige Weg, sich dem Wehrdienst zu entziehen, nicht unerheblich für die Entwicklung einer jugend-subkulturellen alternativen Protestkultur mit Kreuzberg als Epizentrum, dessen Bedeutung für 1968 und die Hausbesetzer-szene unbestritten ist. Überhaupt läuft ja im kleinen Rahmen politischer Opposition eine Jugendfraktion immer mit, sei es in der sich auf breite Zustimmung stützenden Kampagne gegen die atomare Aufrüstung und Bewaffnung der Bundeswehr („Kampf dem Atomtod“), sei es in der sich dann entwickelnden Ostermarschbewegung. Diese Teilnahme tritt nur weniger ins öffentliche Bewusstsein.

Wenngleich darauf hingewiesen wurde, dass es sich bei den Halbstarken meist um Lehrlinge oder Jungarbeiter handelte – „proletarisch“ waren die Halbstarken sicherlich nicht im Sinne eines wie auch immer gearteten politischen Klassenbewusstseins. Aber ihr soziales Profil und vor allem der Habitus stehen doch eindeutig in der Tradition der Arbeiterkultur, zumal es historische Vorläufer des Halbstarken als körperlich und maskulin geprägte, hierarchisch strukturierte und öffentlich provokant auftretende Gruppe bereits im Kaiserreich gegeben hatte, dort auch als Begriff in der Gefängnisfürsorge benutzt wurde und durch die Abhandlung von Pastor Clemens Schultz 1912 bekannt geworden ist.<sup>1047</sup> Ebenso steht das Motorrad, das Hauptinstrument gezielter öffentlicher

---

die dezidiert delinquent waren. Vgl. William Foote Whyte, *Street Corner Society. The social structure of an Italian slum*, Chicago 1943.

<sup>1046</sup> Vgl. die „Krawalldaten“ und ihre Einbettung in den internationalen Kontext bei Kraushaar, *Protest-Chronik*, S. 2505-2506.

<sup>1047</sup> Der Begriff „halbstark“ taucht schon um die Jahrhundertwende auf, als Cliques Hamburger Arbeiterjugendlicher durch ihr aggressives, provozierendes Verhalten auffielen: Muchow definiert diese rückblickend als „herumlungernde, in Scharen auftretende, radaulustige und nicht ganz ungefährliche Jugendliche aus sozialen Rand-schichten“. Hans-Heinrich Muchow, *Zur Psychologie und Pädagogik der „Halbstarken“*, in: *Unsere Jugend* 8 (1956), H. 9, 388-394, hier: S. 389. Am stärksten hat in der negativen Konnotation Pastor Clemens Schultz den Begriff des Halbstarken geprägt. Dieser sei gegenüber den bürgerlichen Werten Fleiß und Ordnung rebellisch eingestellt, bedrohe Sitte und Moral und sei gefährlich wegen seiner Ablehnung von Obrigkeit und der Lebensweise seiner Mitbürger. Clemens Schultz, *Die Halbstarken* (Psychologische Studien über die Jugend zwischen 14-25, H. 2), Leipzig 1912.

Beunruhigung, nicht nur in Nachahmung amerikanischer Vorbilder. Es hat auch in Deutschland seit den 20er Jahren eine gewisse Tradition als Bestandteil der jungen Arbeiterkultur.<sup>1048</sup> Der persönliche Genuss, und hier ganz besonders das Rauchen, ist eine symbolisch wichtige Schnittstelle der durch Verbote definierten Abgrenzung zwischen Jugend- und Erwachsenenstatus. Und andererseits bekräftigt gerade der demonstrativ öffentliche und alltägliche Konsum den Anspruch, Teil dieser Erwachsenenwelt zu sein, ist somit ein starkes nonverbales Ausdrucksmittel, das von großer Bedeutung besonders für männliche Unterschichtenjugendliche war und ist. Frühzeitiger Konsum der noch verbotenen Genussmittel kann aber auch eine klare Absage an asketische Lebensplanung und ein offensiver Angriff auf die Machtposition der Älteren sein. Die im Brando-Style schief im Mundwinkel hängende Zigarette verbunden mit dem entsprechenden Gesichtsausdruck konnte ein deutliches Signal für „Rebellion!“ sein. Die expressive Lässigkeit, mit der man dies in den 50er Jahren inszenierte und der deutliche Bezug auf amerikanische oder französische Vorbilder, war wiederum für die Jugend etwas ganz Eigenes, barg in sich eine deutliche symbolische Abgrenzung gegenüber der Elterngeneration. Eine dezidiert proletarische Erscheinung inmitten des schleichenden, viel zitierten „Abschieds von der Proletarität“, der Verbürgerlichung des Arbeitermilieus? Die Einschätzung, hier habe man es mit einer Jugendrevolte gegen die Selbstzufriedenheit der Wirtschaftswundergesellschaft zu tun, erscheint der Dimension des Phänomens nicht angemessen. Das ostentative Gelandeweitsein und das öffentliche Herumlungern, verbunden mit Symbolen einer kulturell neuen, und für viele befremdlichen US-Populärkultur kann man aber sicherlich als ein Statement gegen die auf Tüchtigkeit, Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit, Prüderie und Häuslichkeit beruhende Wirtschaftswundergesellschaft lesen, der Habitus der Rock ‘n’ Roller war ja eher das Gegenteil von Triebverzicht, Selbstkontrolle und Erfolgsstreben. Doch insgesamt muss die Rebellion eher als ein diffuses Dagegen-Sein denn ein dezidiert politisches Plädoyer gesehen werden. Der verschwenderische Umgang mit Lebenszeit – eine Provokation, der als kultivierter Müßiggang für ehemals adelige, später großbürgerliche „Jünglinge“ für die Persönlichkeitsentfaltung über eine gewisse Tradition verfügte, aber im traditionellen Jugendbild des lohnabhängigen Unterschichtenjugendlichen bis dahin nicht vorkam, weil er sich dies schlichtweg nicht leisten konnte.

In Auftreten und Analyse scheint dieses Phänomen von beiden Seiten ein Unbehagen in der Kultur der frühen Bundesrepublik auszudrücken: einerseits als eine aufsehenerregende, zum Teil delinquente Abgrenzung gegenüber dem hegemonialen kulturellen und moralischen Koordinatensystem, das zweifellos zutiefst bürgerlich war. Und andererseits ließ die Reaktion auf die Krawalle und Provokationen eine diffuse Angst vor Diskontinuität und kultureller Überformung von außen erkennen. Den Halbstarken aber ging es in erster Linie um die Legitimität abweichenden

---

<sup>1048</sup> Vgl. Dietmar Fack, Jugend, Motorrad und Stadterfahrung. Die Kontinuität subkultureller motorsportlicher Milieus in der modernen Industriegesellschaft, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merckens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 5 (2005), S. 95-120. Darin weist Fack u.a. auf die gesellschaftspolitische Bedeutung des Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps hin, der „jugendlichen Avantgarde der Volksmotorisierung“ (S.101).

Geschmacks und um das nicht immer ganz ernst gemeinte Aufzeigen einer Kontrastfolie: Konsum statt Arbeit, Straße statt Wohnzimmer, E-Gitarre statt Geige und Lederjacke statt Anzug. Nicht zu vergessen die vergleichsweise langen Haare, die lasche bis laszive Körperhaltung und ein Tanz voller sexueller Andeutungen, der informelle, mit Amerikanismen durchsetzte Jargon und Manieren, die alles andere als subaltern und „anständig“ waren. Insgesamt kann man in einer solchen „Stil-Bricolage“ nicht nur ein jugendliches Autonomiestreben sehen, sie drückt durchaus auch eine Forderung nach Pluralismus auf ästhetischer Ebene aus. Dass einige dieser Stilelemente ganz offenkundig Ausdruck der deutlichen Bejahung amerikanischer Populärkultur war, verlieh der intergenerationellen semiotischen Auseinandersetzung im Alltag zusätzliche Sprengkraft. Indem sich die Jugendlichen mit Elvis-Tolle, Jeans, Comics sowie Rock ‘n’ Roll und deren Idolen identifizierten, konnten sie bei ihren Eltern mitunter Ängste vor kultureller Überfremdung hervorrufen („Negermusik“).<sup>1049</sup> Dabei ist der Konnex zwischen „Amerika“ und „Jugend“, zwischen „Amerika“ und „Zukunft“ auch zwischen „Amerika“ und „Materialismus“ keinesfalls neu. Die USA sind für Europa konkrete Utopie seit deren Unabhängigkeitserklärung und der Prozess der Amerikanisierung ist v.a. ein Kulturtransfer, der einerseits Ergebnis der Besatzungspolitik nach 1945 ist, und andererseits ein Prozess, der teils von der Gesellschaft gewollt, teils reaktiv mitgestaltet wurde und dabei Ansätze aus der Zwischenkriegszeit wieder aufnahm.<sup>1050</sup> Amerika steht in einigen Belangen ganz oben auf der jugendlichen Traumlandkarte: Die meisten der 70 Prozent, die 1954 bejahten, dass „wir Deutsche von anderen Ländern lernen können“, meinten dies im Hinblick auf die USA.<sup>1051</sup> Das Sehnsuchtpotenzial äußert sich auch in der hohen Zahl Auswanderungswilliger, die insbesondere die USA als Wunschziel angaben: Fast ein Drittel der Befragten äußert dies 1953, davon haben 17 Prozent sogar „feste Auswanderungspläne“.<sup>1052</sup> Darüber hinaus hatte das spektakuläre Auftreten der Halbstarken in der Öffentlichkeit deutliche Auswirkungen auf den ohnehin schon breiten Diskurs über Jugend und Jugendkultur, sodass man in der Halbstarken-Erscheinung durchaus das erste medial aufgebauchte Jugendbild der Bundesrepublik sehen kann, ein Bild, das vor allem die Jugendpsychologie stark beschäftigte.<sup>1053</sup> Halb-

<sup>1049</sup> Noch einmal zur Terminologie: „Populärkultur“ soll verstanden werden als Sammelbegriff für kulturelle Angebote, die a) unter industriegesellschaftlichen Bedingungen hergestellt werden, b) zumeist über massenmediale Kanäle verbreitet und c) durch viele Menschen individuell angeeignet und als lebensweltlich bedeutsam empfunden werden. Vgl. Dietmar Hüser, „Rock around the clock“. Überlegungen zu amerikanischer Populärkultur in der französischen und westdeutschen Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre, in: Themenportal Europäische Geschichte (2007), URL: <http://www.europa.clío-online.de/2007/Article=199>. Der oft synonym benutzte Begriff „Massenkultur“ hat, wie bereits gezeigt wurde, eine pejorative Schlagseite.

<sup>1050</sup> Vgl. Doering-Manteuffel, Dimensionen.

<sup>1051</sup> EMNID II, S. 269. Auch hier ist eine deutliche Abhängigkeit von der Bildung zu konstatieren: 65 Prozent mit Volksschulbildung, 88 Prozent mit Mittelschulbildung und 92 Prozent mit Oberschulbildung glauben, dass „wir Deutsche von anderen Völkern etwas lernen können“.

<sup>1052</sup> NWDR 1953, S. 115-116. Tatsächlich ist von den registrierten Auswanderern (dies sind in den Jahren 1953-1957 jeweils ca. 50-60.000) die Hälfte unter 25 Jahre. Bundesamt, Jugend, S. 11; Andere Statistiken gehen von Zahlen zwischen 80.000 und 200.000 aus. Vgl. Bevölkerung und Wirtschaft, S. 116.

<sup>1053</sup> Neben den bekanntesten Studien von Bondy und Kaiser gibt es zahlreiche kleine Sonderuntersuchungen, die die Halbstarken und ihren Ausdrucksformen beleuchten, z.B. für die Verkehrspsychologie: Heinz Schimetschke, Der jugendliche Mopedfahrer. Eine verkehrspsychologische Untersuchung der Verhaltensmotivation männlicher Jugendlicher, München 1958. Hauptthese hier: „Das Mopedfahren ist ebenso wie die Pubertät eine Übergangserscheinung, bzw. -lösung“, S. 68.

starkes Auftreten war und blieb aber, und dies kommt in vielen retrospektiven Analysen häufig zu kurz, ein klares Minderheitenprogramm in der Tradition traditioneller öffentlicher „Gesellung“ von Arbeiterjugendlichen; einerseits „kontrakulturell“ gerichtet gegen die dominante, als bürgerlich empfundene gesellschaftliche Grundorientierung mit ihren verbindlichen Verhaltensnormen, andererseits „subkulturell“, weil schon gar nicht mehr, nicht einmal oppositionell an den Werten dieser Mittelschichtkultur orientiert.<sup>1054</sup> Erst die Umwandlung des musikalischen und ästhetischen Programms in massenkompatiblere Bahnen verhalf einigen Elementen dieser Jugendkultur zum Erfolg. Denn parallel zum Phänomen des Halbstarken entwickelt sich ein anderer und breitenwirksamerer Typ jugendlicher Ausdrucksformen: der Teenager.

### 3.6.2 Die Figur des Teenagers

Parallel zu Elvis Presleys Transformation vom Hüfte schwingenden Rock ‘n’ Roll-Schreck zum Schmusesänger vollzog sich eine generelle Umfirmierung von ursprünglich die Erwachsenenwelt herausfordernden jugendkulturellen Codes in Mainstream-Variationen. Und jeder weiß, wie die Teenager aussehen:

*Pferdeschwanz, entweder wild herabhängende Strähnen bei den Mädchen, Cäsarenfrisuren bei den Jungen (...) Petticoats, Conny-Pullis oder: Blue Jeans und James Dean Jacken. Das sind inzwischen schon Typen geworden, Typen aus der Retorte, erdacht in der Reklame – Laboratorien psycho-technischer Bedürfnislenker. Die Konfektionäre der Schere arbeiten mit den Schneidern der Seele Hand in Hand.*<sup>1055</sup>

Die Teenager wurden in Deutschland vor allem durch das Film- und Musikpaar Peter Kraus und Conny Froebess personifiziert. Im Vergleich zum wilden, rebellischen, zum Teil auch machistischen Auftreten der Halbstarken war der Teenager kommerzieller, „softer“, angepasster und bezog auch Mädchen und die Mittelklasse mit ein – der „bedrohliche Stachel der Rebellion“<sup>1056</sup> ist gezogen. Die im Grunde wenig progressive, rein männliche Perspektive des Rock ‘n’ Roll, in der die Frauen höchstens als sexuelles Wunschziel, als „Baby“ oder „Angel“ vorkamen, erhielt eine Ergänzung in dem Statement „Alle Mädchen wollen küssen“. Gleichzeitig waren in den Songtexten auch immer harmlose und dezidiert unkonfrontative Elemente enthalten – diese waren wohl auch zur Beruhigung der Erwachsenenwelt eingebaut:

*Kinder, wär‘ das wunderschön, wenn auf dieser Welt  
alle Menschen sich versteh‘n, wie’s die Jugend hält,  
denn wir pfeifen gut und gern auf Politik,  
uns verbindet nah und fern unsere Musik.*<sup>1057</sup>

Die Songtexte enthalten nicht nur diese, aus dem Schlager bekannte harmonische, unpolitisch-positive Weltsicht, sondern häufig auch Spaß am Nonsens („Hula Baby!“), eine Prise Hedonismus

<sup>1054</sup> Vgl. Bohnsack, Jugendliche, S. 327; Peukert, „Halbstarken“.

<sup>1055</sup> Lamprecht, Teenager, S. 33.

<sup>1056</sup> Schildt, Zeiten, S. 422. Vgl. Christine Bartram/Heinz-Herrmann Krüger, Vom Backfisch zum Teenager – Mädchensozialisation in den 50er Jahren, in: Krüger, Elvis-Tolle, S. 84-102.

<sup>1057</sup> So jedenfalls der Wunsch in einem Songtext von Conny Froboess 1958. Bärbel Becker (Hrsg.), Unbekannte Wesen: Frauen in den 60er Jahren, Berlin 1987, S. 37.

(„Lippenstift am Jackett“) und Hinweise darauf, dass es sich hier um ein transnationales, westliches Phänomen handelt; eine raffinierte Synthese von für Jugendliche interessanten Elementen aus der neuen Musik- und Tanzkultur des Rock und Beat, Starkult von Sängern oder Schauspielern, eine legere Mode – im Grunde ist es das erste in sich geschlossene Lifestyle-Angebot nach dem Krieg. Aber – und dies ist entscheidend – dieses Lifestyle-Angebot ist auch im Vergleich mit entsprechenden Vorläufern aus der Großstadtkultur der 20er Jahre dezidiert altersabhängig und hält auch für junge Mädchen ein spezielles Identifikationsangebot bereit. Der Teenager wird zur neueren Variante des „Backfisch“-Ideals, das noch 1955 perfekt durch Sissi oder die Immenhof-Mädchen verkörpert wurde.

Die Tatsache, dass die sich rasch entfaltende Freizeit- und Konsumindustrie sehr gezielt Produkte für die neue Zielgruppe der Jugendlichen entwarf und diese verkaufte, ist deutlich, die Kommerzialisierungs- und Verharmlosungsprozesse des ursprünglich konfrontativen Rock ‘n’ Roll-Ideals unbestritten und vielfach als „Erfindung“ des Teenagers beschrieben worden. Gleichzeitig müssen aber konfektionierte Stil-Angebote auf ein reales Gegeninteresse gestoßen sein, hier: auf ein breites Interesse der Mittelschichten.

Das, was Friedrich Tenbruck die Entwicklung einer „jugendlichen Teilkultur“ nannte, wurde von den meisten Beobachtern ab Ende der 50er Jahre vor allem an den kommerziellen Angeboten festgemacht, das Geld steckte mittlerweile auch in den „Nietenhosen“, als Flaggschiff und Anwalt stand an erster Stelle die Jugendzeitschrift BRAVO. Diese richtete sich weniger an die Über-20-Jährigen (für die das inhaltlich und gestalterisch ambitioniertere Magazin TWEN gegründet wurde), sondern versuchte das Lebensgefühl der ca. 12-19-Jährigen, der Teens, zu beschreiben und zu formen.<sup>1058</sup> Einige stießen sich bereits am englischen Begriff Teenager, der über seine enge Definition hinaus (streng genommen nur die 13-19-Jährigen) auch Ausdruck für Vieles ist, was man Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre als modern empfand. So steht der Teenager auch paradigmatisch für

- ▶ verschärfte Konkurrenzsituation im Bereich der Kultur und für die Öffnung hin zu ausländischen Einflüssen, nicht allein durch die Anwesenheit der Besatzungssoldaten, sondern auch durch die Tatsache, dass sich die internationale Vernetzung in der Unterhaltungskultur weiter entwickelte.
- ▶ Ein neues Alltagsverhalten, das zum Teil im Gegensatz zu den konventionellen Manieren steht. Der Teenager ist eine adrette Erscheinung, die jedoch steifen Floskeln abgeschworen hat und auch eine eigene Sprache der Jugendlichen entwickelt.

---

<sup>1058</sup> Dabei entsteht das Flaggschiff der neuen Teenagerkultur eher zufällig und eben nicht von langer Hand für den Jugendmarkt geplant. Die BRAVO war ursprünglich nicht speziell für den jungen Leser konzipiert, erst als man im Baur-Verlag feststellte, dass sich der Leserkreis deutlich auf Jugendliche konzentrierte, wird aus der „Zeitschrift für Film und Fernsehen“ die berühmte „Zeitschrift für junge Herzen“. 2006 feierte man das Jubiläum: Archiv der Jugendkulturen e.V. (Hrsg.), 50 Jahre BRAVO, Bad Tölz 2005.



- ▶ Neue Geschlechterbeziehungen, die Rolle des weiblichen Teenagers und seine enorme Bedeutung für die Entwicklung eines neuen Frauenbildes. Im Kommunikationsstil die große Bedeutung des „Flirts“.
- ▶ Das ostentative Spaß-haben und eine gewisse Unernsthaftigkeit im Kulturkonsum, die vielen bildungsbürgerlich geprägten Deutschen als sehr fremd erscheinen musste, wenn man glaubte, dass deutsch sein heißt, „eine Sache um ihrer selbst willen zu tun“. Man kann dies noch nicht als hedonistisch bezeichnen, aber Elemente davon tauchen bereits auf: eine lebensbejahende, optimistische Grundeinstellung, der Wert von Körperlichkeit, ganz entschieden nicht intellektuell sein zu wollen („abooabedobab“). Die Abgrenzung zum erwachsenen Bestreben eines ernsthaften, wenn möglich bildungsintegralen Freizeitverhaltens ist dennoch deutlich.
- ▶ Zum Teenager gehört auch eine neue Körperlichkeit: Man mag die Dialoge in den einschlägigen Teenager-Filmen und Popsongs immer noch als reichlich verklemmt empfinden, die Geschlechterverhältnisse sind sexuell „sauber“. Aber gleichzeitig spielt Erotik, v.a. durch die neuen Tanzformen eine wichtige Rolle und ist auch in der sich ständig verändernden Jugendsprache von großer Bedeutung.
- ▶ Ein neuartiger Umgang mit Autoritäten. Dem Teenager ist zwar das Rotzige und Provokante des Halbstarken fremd, er/sie hat aber eine flapsigere Form, sich auszudrücken. Auf dem Filmplakat „Wenn die Conny mit dem Peter...“ springen die beiden Jugendidole lässig über eine Schulbank. Dies ist nicht der latent herausfordernde Gestus, der von den Rock ‘n’ Roll-Szenen in „Rock around the clock“ ausgeht. Aber immerhin ein frecheres Auftreten, als man es von den „Mädchen vom Immenhof“ bis dato kannte.
- ▶ Ein „historischer Glättungsprozess“<sup>1059</sup> – ein enttraditionalisierter, ein nicht mehr milieu-fixierter und letztlich internationaler Jugendstil.<sup>1060</sup>

Insgesamt ist hier sicherlich ein wichtiger Einschnitt zu konstatieren, wenn es um die Frage geht, wann sich die Jugend als eigenständige Gruppe konstituiert und sich auch selbstbewusst als Gruppe versteht. Dabei ist zunächst einmal unerheblich, ob diese Gruppenbildung marktstrategisch initiiert und konstruiert wurde, wenn doch das Ergebnis eine selbstbewusste „Jugend“ ist. Dahinter steht auch eine Einordnung in größere geschichtliche Zusammenhänge und die Angst vor grundlegendem Wandel der „Einflussmächte“. In die durch Ideologielosigkeit und den Verlust von alten Identifikationen und Sicherheitssystemen entstandene Leerstelle stoßen nun, so wird befürchtet,

<sup>1059</sup> Vgl. Ingrid Volkmer, Teenager – Ausgangspunkt medialer und ästhetischer Kommerzialisierung der Jugendphase, in: dies., Dieter Baacke/Heinrich Lienker/Ralf Schmölders (Hrsg.), Jugend 1900-1970. Zwischen Selbstverfügung und Deutung, Opladen 1991, S. 142-154; hier: S. 146.

<sup>1060</sup> Der Teenager ist in den USA bereits „älter“: Schon in Zeiten des Ragtime und Swing wird sich über die Musik- und Tanzentartungen der Jugendlichen echauffiert, etymologisch seit ca. 1944 mit Teenagerzeitschriften wie „Seventeen“ fest etabliert in der amerikanischen Öffentlichkeit. Diese Entwicklung vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis 1945 und deren Koppelung an Dialektik der modernen Massenkultur untersucht Jon Savage, Teenage. Die Erfindung der Jugend (1875-1945), Frankfurt a.M. 2008.

„die Wirtschaftsmächte der neuen Freizeitindustrie hinein“.<sup>1061</sup> So wird das Kommerzielle, Unpolitische als Substitut für das Verlorenegegangene gesehen.

*Nicht die Abwehr der ‚Amerikanisierung‘ stand im Mittelpunkt der Diskussion um die Jugend, um deren Konsum und Nutzung der Freizeit und Massenmedien, sondern die wachsende Einsicht, daß es sich um zwangsläufige Probleme der eigenen ‚Modernisierung‘, nicht um importierte Gefahren handelte. Entsprechend folgte der erfolgreichste Weg zur ‚Lösung‘ der ‚Jugendprobleme‘ Ende der 50er Jahre dem zugleich ‚konservativ-modernen‘ wie liberalen Gedanken, den Jugendlichen ihre Freude an den Erzeugnissen der amerikanischen kommerziellen Kultur zu belassen, zugleich aber den bedrohlichen Stachel der Rebellion (vor allem in Elementen der Musik) durch die breite Propaganda für die Figur des ‚netten‘, ebenso konsumfreudigen wie leistungsbereiten und letztlich fügsamen ‚Teenager‘ zu ziehen-, die im übrigen wiederum durchaus aus den US-Produkten gefiltert werden konnte.*<sup>1062</sup>

Axel Schildts Beschreibung dieser Entwicklung wirkt zwar recht zwangsläufig und subjektlos (denn wer steht hinter dieser Art der Lösung von „Jugendproblemen“?), wichtig für unseren Zusammenhang ist aber der Aspekt, dass Umgang mit Jugend und Jugendkultur immer auch gesellschaftliche Selbstvergewisserung ist – hier als Strategieentwicklung, wie man mit der neuen modernen Konsum- und Mediengesellschaft, der sich entwickelnden Pop-Kultur, die ganz wesentliche Impulse von außen erhält, umgehen soll. Und im Grunde geht es doch wieder um Amerikanisierung, wenn man sie als Verwestlichung und Kommerzialisierung im Ganzen versteht.<sup>1063</sup> Helmut Lamprecht spricht 1965 ganz im Sinne Adornos und Marcuses vom „ökonomisch verordneten Glück“ in einer nur noch „ferngelenkten Generation“:

*Wo der soziale Status mehr denn je wesentlich davon abhängt, welchen materiellen Stand man sich leisten kann, da trachtet schon der junge Mensch danach, so früh wie möglich am ökonomisch verordneten Glück teilzuhaben.*<sup>1064</sup>

Bei aller – aus heutiger Sicht – Angepasstheit, darf doch das große Veränderungspotenzial, das die neue Teenagerwelt v.a. den weiblichen Jugendlichen bot, nicht unterschätzt werden. Ponyfrisuren und enge Jeans sowie der Einsatz von Kosmetika enthielten eine erotische Komponente, die von konservativer Seite als aggressive Sexualisierung bekämpft wurde.<sup>1065</sup> Entscheidend ist, dass sich eine Alternative auftat zu den traditionellen „Erziehungsmächten“ Elternhaus, Schule und Kirche und deren Definitionen, was „jugendlich“ bzw. „weiblich“ ist. Wenn man so will, ist dies auch ein Testlauf für die emanzipatorischen Entwicklungen, die in den beiden darauf folgenden Jahrzehnten folgen sollten.

Als ein Ergebnis von Zeitzeugenbefragungen wird neben den Teenagern und Halbstarken übrigens noch ein weiterer, gleichfalls betont lässiger, aber sich vom „plebejischen“ amerikanischen

---

<sup>1061</sup> Pfaff, Welt, S. 126.

<sup>1062</sup> Schildt, Zeiten, S. 422.

<sup>1063</sup> Erst in jüngeren Studien wird übrigens verstärkt die Frage nach dem Wesen und den Folgen von „Amerikanisierung“ und „Internationalisierung“ in West und Ost im Vergleich gefragt. Dazu: Uta G. Poiger, Amerikanisierung oder Internationalisierung? Populärkultur in beiden deutschen Staaten, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 45 (2003), S. 17-24.

<sup>1064</sup> Lamprecht, Teenager, S. 10.

<sup>1065</sup> Hans Heigert, Ein neuer Typ wird produziert: der Teenager, in: deutsche jugend 7 (1959), H. 3, S. 117-121.

Habitus distanzierender und eher dem höheren Bildungsmilieu zugeordneter Jugendstil akzentuiert: der der sogenannten „Existenzialisten“, welche sich durch dezidiert französische Accessoires auszeichneten. Ein „Exi“ trug klischeehaft schwarze Kleidung, hörte Jazz oder Chansons, rauchte Gitanes oder Gauloises und las am liebsten Camus oder Sartre.<sup>1066</sup> Ein anderer, bohème-artiger Stil der Westernisierung – rein zahlenmäßig fast zu vernachlässigen und in den Studien und in der kollektiven Erinnerung kaum präsent. 1984 wurden Erwachsene der Jahrgänge 1930-40 befragt, ob ihnen bestimmte Gruppen bzw. Moden bekannt seien. 82 Prozent waren die „Teenager“ und 80 Prozent die „Halbstarken“ ein Begriff, aber nur 26 Prozent kannten die „Exis“.<sup>1067</sup> Doch insgesamt zeigt sich, dass die Aufmerksamkeitswerte für Jugendgestalten steigen. Etwas später kommen dann noch die „Gammler“ hinzu, die ungefähr ab 1963/64 in den westdeutschen Großstädten auftauchen – und doch bereits einer völlig neuen Zeit anzugehören scheinen. Im Gegensatz zu den Halbstarken und Teenagern schafften sie es aber sogar auf die SPIEGEL-Titelseite.<sup>1068</sup> Die in die Tradition von Sturm und Drang sowie Jugendbewegung gestellten Gammler erscheinen dann in der Beschreibung wie die logischen Nachfolger von Schelskys skeptischer Generation. Und auch hier, bereits Jahre nach dem Höhepunkt der Diskussionen über die Problematik unvollständiger Familien, werden überwiegend „defekte Elternhäuser“ als Ursache ausgemacht.

*Heute, im Zeitalter des Apparats und der Apparate, hat sich die Jugend mit Skepsis statt Rührseligkeit und mit Mißtrauen statt Gläubigkeit gewappnet: Gammler weinen nicht. Sie lächeln nicht einmal. Sie haben abgeschaltet.*<sup>1069</sup>

### 3.7 Zusammenfassung

Jugend entpuppt sich als ein Passepartout, das im Untersuchungszeitraum offenkundig über eine besondere Attraktivität verfügt: Das zeigt sich in seiner nahezu universellen Einsetzbarkeit, Auswahl und Fokussierung, Hervorhebung und Vernachlässigung – je nach Gesamtstandpunkt des jeweiligen Wissenschaftlers und seiner Disziplin.

Die frühe Bundesrepublik stellt sich unter der hier gestellten Fragestellung in den Zeugnissen der exponierten Jugendforscher als ein äußerst verwickeltes Diskursgeflecht dar. Es wird nicht einfach nur über Jugend diskutiert, sondern auch über die richtigen Methoden der Beobachtung, wobei das jeweilige disziplinäre Eigeninteresse, z.B. Jugendkonzepte samt „Entwicklungsaufgaben“ so zu gestalten, dass sich pädagogische Intervention aufdrängt, unübersehbar mitspielt. Es geht eben

<sup>1066</sup> Vgl. Zinnecker, Jugendkultur, S. 157; Heinz-Herrmann Krüger, „Exis habe ich keine gesehen“ – Auf der Suche nach einer jugendlichen Gegenkultur in den 50er Jahren, in: ders., Elvis-Tolle, S. 129-151.

<sup>1067</sup> „Stil“ wird hier nach der britischen Subkulturforschung als Prozess verstanden, in dem Kleidungsstücke, Gebrauchsgegenstände, Körper(teile) etc. in Zeichen verwandelt werden; das System dieser Zeichen erhält seine Bedeutungen durch den Versuch einer Gruppe, Lebensprobleme in Auseinandersetzung mit herrschenden Hegemonialformen symbolisch zu bearbeiten. Vgl. Krüger, Elvis-Tolle, vor allem auch Maase, BRAVO. Maase prägt für die kulturelle Umbruchsituation der 50er Jahre das Schlagwort der „Amerikanisierung von unten“.

<sup>1068</sup> Hierzu Tina Gotthardt, Abkehr von der Wohlstandsgesellschaft. Gammler in den 60er Jahren der BRD, Saarbrücken 2007.

<sup>1069</sup> DER SPIEGEL, 39 (1966), S. 75.

immer auch darum, das Thema zu besetzen, den Diskurs zu instrumentalisieren, wobei sich die unterschiedlichen normativen Setzungen von Jugend meist schon aus der Eigenlogik der Disziplinen ergeben und konstitutiv sind für das Aneinander-Vorbeireden im interdisziplinären Diskurs: Die Erziehungsaufgabe, die Phase der Identitätsfindung oder der Motor sozialer Veränderungen i.S. einer Sozialtherapie ziehen auch konträre Erwartungen und Hoffnungen nach sich. Dass diese Konzepte nicht im wissenschaftlichen Raum bleiben, sondern Wirkung in pädagogischer Praxis, Rechtsprechung, Jugendpolitik und nicht zuletzt in der medialen Öffentlichkeit entfachen, macht die hier kondensierten wissenschaftlichen Diskurse relevant für den Zeitgeist der frühen Bundesrepublik. Nicht nur, was das typisch Transdisziplinäre betrifft, „rein wissenschaftlich“ bleibt das Reden über Jugend nie. Es vermischt sich mit Mediendiskursen und findet phasenweise eine Öffentlichkeit, die z.B. auch über das viel beschriebene „soziologische Laienpublikum“ hinausgeht und die doppelte Matrix, unter der Jugend beobachtet wird, widerspiegelt: Jugend entweder als Problem oder als emanzipatorisches Projekt, das zugleich aber immer auch gesamtgesellschaftliche Herausforderungen bzw. Hoffnungen vertritt. Diesen Stellvertreterdiskursen und Ängsten wohnt gleichzeitig auch eine latente Ablenkungsfunktion inne: eine Ablenkungsfunktion von einer nicht geführten Diskussion um Ursachen und Folgen des Nationalsozialismus, handelt es sich doch bei den diskutierten Krisen und Gefahren nicht um spezifisch deutsche, sondern ganz universelle Phänomene westlicher Gesellschaften.<sup>1070</sup>

Im Rahmen der wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung vollzieht sich auch eine Veränderung der Blickrichtung, unter der Jugend beobachtet wird. Die Angst vor sozial entwurzelten, ökonomisch unabgesicherten Lebensläufen und potenzieller Kriminalisierung weicht kulturellen Bewertungskategorien. Diese orientieren sich in ihrer Kritik an konsumistischen Verhaltensweisen und am Wert der sogenannten „geistigen Nahrung“. Die Dominanz originär jugendbewegter Ideologeme macht relativ schnell einer weniger kultur- und konsumkritischen Jugendforschung Platz und wird wenige Jahre später schließlich ganz aus dem Diskurs verdrängt. Ab den frühen 60er Jahren stehen dann neue Medien und jugendliches Cliqueswesen für familiäre Desorganisation. Man kann dies zum einen aber nur dann als Bedeutungsverlust sehen, wenn die gemeinsam verbrachte (häusliche) Freizeit als historisch konstitutiv für das Familienleben gesehen wird. Und dies ist im historischen Vergleich vielleicht eine Norm der bürgerlichen Familie seit dem 19. Jahrhundert – aber keinesfalls Normalfall gesellschaftlicher Realität. Dies gilt schon gar nicht für die Zeit des Nationalsozialismus, wo man trotz lautstarker Propagierung eines Familienideals de facto Erziehung und Freizeit so vollständig wie nur irgend möglich in die Hände von Staat und Partei zu bringen versucht hatte. Das Empfinden, dass sich durch Verstädterung und Medialisierung der öffentliche Raum immer stärker ausweitet und ausdifferenziert und sich zugleich auch dereguliert, dass dort also Privatheit seinen Platz haben kann, ist aber noch nicht zwangsläufig mit einem Verlust an faktischer oder emotionaler Bindung an die eigene Familie verbunden. Der Bedeutungsver-

---

<sup>1070</sup> So bei Nolte, Ordnung, S. 277.

lust in der Nachkriegszeit und frühen 50er Jahren durch Unvollständigkeit, Heimatverlust und ökonomisch schwere Situationen schien ja tatsächlich eine Verflüssigung der modernen Gesellschaftsformation nach sich zu ziehen. Tatsächlich offenkundig war aber eine Verlängerung der Ausnahmesituation Krieg, schnell abgelöst durch eine Re-Organisation.<sup>1071</sup>

Ab Ende der 50er Jahre ist eine Umorientierung im Diskurs zu verzeichnen. Man reagiert auf Veränderungen der Rahmenbedingungen und analysiert Jugend nicht mehr primär vor den Hintergrund eines Teilstaates, der „aus der Not geboren“ wurde und dessen politische und ökonomische Stabilität, vor allem aber gesellschaftliche Verfasstheit sich erst herauszustellen begann. Insofern weicht die in sich selbst skeptische Analyse einer skeptischen und gefährdeten Generation einer dichterem Beschreibung von Normalität und Lebensstil, mit zunehmendem Interesse an kulturellen Dimensionen. Metaphern von Jugend, lange Zeit einer biologisch-organologischen Sprache zugehörig, bleiben präsent, ebenso wie sich die Idiosynkrasien von Kulturkritik gegenüber Masse, Moderne und Konsum in der Beschreibung von Jugend, besonders in deren Verhalten auf dem Gebiet der Freizeit manifestieren.

Neu ist aber: Die älteren entwicklungspsychologischen Vorstellungen einer Jugend als naturwüchsiger Prozess verlieren an Bedeutung. Mit dem Dominantwerden der Jugendsoziologie verändert sich folgerichtig auch die bevorzugte Sicht auf Jugend in Richtung von Außenansichten und Durchschnittstypen, Jugend als sich ständig veränderndes Kollektiv in sich ebenfalls ändernden historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erscheint nun messbar. In diesem Zusammenhang muss man auch die Renaissance des Generationen-Konzepts sehen – aus diesem Selbstverständnis gewinnt Jugendforschung als Wirklichkeitswissenschaft den Anspruch umfassender Zeitdiagnose und Politikberatung, mit einem grundsätzlich aufklärerischen Habitus, thematisch um gesellschaftlich-politische Konturen der Jugend und letztlich um deren Integrationsfähigkeit kreisend. Methodisch ist zugleich ein deutlicher Schwenk hin zu quantitativen Verfahren zu verzeichnen. Vorherige qualitative Konzepte mit der Perspektive auf Einzelfall, Innenwelt und Seele treten demgegenüber zurück. In der Vergangenheit à la Spranger oder Bühler klang eine Abhandlung über Pubertätsjahre noch so:

*Sie werden sich darin zeigen, daß in den Jugendjahren bestimmte, sich einzeln heraushebende Erlebnisse mit besonderem Gewicht in die Seele fallen und ihr einen neuen Blick für Welt und Leben ‚erschließen‘ (...) Niemals sind sie bloße Geschehnisse von außen, sondern die Seele muß für sie geöffnet sein; auch sie muß sie ‚erschließen‘, vielleicht in einem ganz einsamen Augenblick, dem man kaum anfühlt, daß er mit einer entscheidenden seelisch-geistigen Zukunft schwanger geht. Immer bedeuten sie Erschütterungen, Revolutionen, schicksalhafte Biegungen des Lebensweges.*<sup>1072</sup>

---

<sup>1071</sup> Vgl. Markus Köster, der zusammenfassend über die interpretativen Kontrastfolien für Jugenddiskurse zu Beginn der 50er Jahre schreibt, dass die „spezifische Wahrnehmung und Bewertung der ‚Not der Jugend‘ durch eine verunsicherte Öffentlichkeit reflektiert sehr markant die sozial- und mentalitätshistorische Umbruchsituation der Jahre zwischen Stalingrad und Währungsreform: die Auflösung traditioneller sozialmoralischer Normen und sozio-kultureller Trennlinien im ‚Schmelztiegel‘ der Zusammenbruchgesellschaft ebenso wie den Einfluss neuer Faktoren auf die Sozialisation im Zuge der Besatzungsherrschaft.“ Köster, Jugend, S. 396.

<sup>1072</sup> Eduard Spranger, Psychologie des Jugendalters, Heidelberg 1949<sup>20</sup>, S. 301.

Spranger selbst zog seine „Psychologie des Jugendalters“ nach 27 Auflagen 1963 zurück aus der Diskussion – ein Schritt mit Symbolkraft. Der „individualpsychologische Blick mit organismischer Orientierung“<sup>1073</sup> hatte auch in Pädagogik und Entwicklungspsychologie an Bedeutung eingebüßt, der Jugendsoziologie mit ihren quantitativen Methoden gehörten die folgenden Jahre, auch wenn der Positivismus-Vorwurf an die empirische Sozialforschung von Anfang an im Raum stand. Wegen ihres aus den Naturwissenschaften entlehnten Exaktheits-, Objektivitäts- und Quantifizierungs-Ideals sei diese zu partikular und unfähig, gesellschaftliche Totalität zu erfassen. Und so blieben trotz deutlicher Verschiebungen im binnendisziplinären Feld auch die klassischen historisch-hermeneutischen Jugendsoziologien noch bis in die 60er Jahre von Bedeutung.<sup>1074</sup>

Die exakte Verortung von Jugend im politisch-gesellschaftlichen Kontext erschien für viele attraktiver als das traditionelle entwicklungspsychologische Paradigma. Letztlich blieb die Einstellung der meisten Vertreter der geisteswissenschaftlichen Pädagogik zu den neuen Methoden der Umfrage lange Zeit ambivalent, grob gesagt könnte man von einer Ablehnung gegenüber der reinen Marktforschung und Skepsis gegenüber der Seriosität und Tiefe der Zahlen reden, verbunden mit der Befürchtung, die Deutungshoheit über Jugend an eine veränderte Öffentlichkeit zu verlieren. Für Teile jedoch, besonders für die in der praktischen Jugendarbeit Tätigen überwog das Positive. So, wenn Manfred Faltermaier, Herausgeber der „deutschen jugend“, 1962 bilanzierte:

*Die Meinungsforschung ist zu einem allgemein praktizierten Gesellschaftsspiel geworden (...) Die Jugend darf sich geschmeichelt fühlen, ein ganz besonders geliebtes Objekt dieses Fragespiels zu sein. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß sie mündig geworden ist: Man beschränkt sich nicht mehr darauf, ihr zu sagen, was sie zu meinen habe, sondern man fragt sie, was sie selbst meint.*<sup>1075</sup>

Die Regeln innerhalb der „diskursiven Formation“ hatten sich innerhalb kürzester Zeit gewandelt: Empirisierung auf der einen und, wie am Beispiel der prominenten Jugendgestalten des Halbstarken und Teenagers gezeigt, durch Medialisierung auf der anderen Seite. Die medial transportierten und mitkonstruierten Jugendbilder des Halbstarken und des Teenagers sind Produkte der späten 50er Jahre, deren Entstehen man noch Anfang des Jahrzehnts angesichts realer Jugendnot wohl kaum für möglich gehalten hätte. Und unter der Hand erweist sich Jugend als Passepartout für anderes: Masse, Konsum, Moderne – aber auch für Positionierung der eigenen (Sub-) Disziplin im interdisziplinären Diskurs.

Die in diesem Abschnitt skizzierten Deutungen, mithin das von wissenschaftlicher und politischer Seite zeitnah gemalte Bild der westdeutschen Jugend, soll im Folgenden um eine Retro-Inspektion

---

<sup>1073</sup> Cathleen Grunert/Heinz-Hermann Krüger, Jugendforschung in Deutschland von der Nachkriegszeit bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts, in: Petra Götte/Wolfgang Gippert, Historische Pädagogik am Beginn des 21. Jahrhunderts. Bilanzen und Perspektiven, Essen 2000, S. 181-200; hier: S. 181.

<sup>1074</sup> Ausführlich zur Entwicklung des wissenschaftlichen Feldes der Soziologie nach 1945, der Frage nach seinen „Schulen“ und „Generationen“: Vgl. Weischer, Unternehmen, S. 110-113.

<sup>1075</sup> In der Gesamtbilanz bejahend: „Soll man nun die ganze Fragerie zum Teufel schicken? Nein. (...) Die Meinungsbefragung ist ein legitimes Kind unserer Zeit.“ Manfred Faltermaier, Das unerschöpfliche Fragespiel, in: deutsche jugend 11 (1962), S. 521-522.

der Umfrageergebnisse ergänzt werden und gefragt werden, inwiefern sich Jugendbilder in den Umfragen selbst einlagern.

#### 4. JUGEND UND JUGENDBILDER IN DEN UMFRAGEN

Die in den Kapiteln 1 bis 3 erarbeiteten Befunde zu den relevanten Rahmenbedingungen, zu den Bildern in der Jugendforschung und zu medialen Konstruktionen von Jugend in der frühen Bundesrepublik sollen nun um die quantitativ-empirische Komponente erweitert werden. Der Horizont einer Analyse von Jugend und Jugendbildern, jetzt stärker auf Basis der Umfragen, bleibt zwar, nicht zuletzt wegen des in 1.7 vorgestellten Panorama-Charakters der Studien selbst, im Folgenden einigermaßen breit. Doch um dem dann üblichen Vorwurf einer „Variablensoziologie“ zu begegnen, folgt dieses Kapitel gerade nicht dem vorgestellten originalen Curriculum der historischen Fragebögen, sondern fokussiert wieder auf die schon zu Beginn der Arbeit ausgewählten Themenkomplexe, die sich in zwei Teile gliedern lassen: Im ersten Komplex soll es um die als klassisch zu bezeichnenden Fragen an die als „skeptisch“ titulierte Generation gehen, also mit Variablen gearbeitet werden, die Aufschluss über politische Interessen und Einstellungen geben, außerdem auch um Fragen, die im Bereich der Wertevorstellungen einzuordnen sind: Vorbilder, Erziehungsideale und Arbeitsethos. Im zweiten Komplex wird auf Variablen abgehoben, die etwas zu der jetzt schon mehrfach diskutierten Vermutung einer sich entwickelnden Jugendkultur beitragen können, dabei geht es um Freizeit, besonders Mediennutzung und auch um „Gesellung“, was u.a. die Frage nach den Peers impliziert. In diesem Kontext soll besonders auf den Topos von heterogenem Jugendleben, auf weibliche Jugend, die Frage nach Bildungshintergrund und sozialer Disposition eingegangen werden. Abschließend ist zu prüfen, ob auf Basis der dann herausgearbeiteten Befunde ein umfragebasierter Exkurs in die 60er Jahre von Nutzen ist, der gleichzeitig Ausblick dieser Arbeit ist.

##### 4.1 Fragen an die „skeptische Generation“

###### 4.1.1 Politisches Interesse / Demokratiepotenzial

*How deeply have young people from ten to twenty-five years of age been infected by the Nazi ideology to which they were systematically subjected?*<sup>1076</sup>

Ausgangspunkt der Umfragen in Deutschland waren nach 1945 die alliierten Fragebögen, die die deutsche Demokratiefähigkeit und die Restbestände nationalsozialistisch-totalitärer Ideologie empirisch überprüfen sollten. Der Fragekomplex nach Internalisierung demokratischer Grundregeln, nach Einschätzung tagespolitischer Entscheidungen sowie nach autoritären Tendenzen spielte auch in den Jugendumfragen zunächst die zentrale Rolle und blieb der konstanteste Block in den meisten Umfragen der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte. Viel diskutiert wurden auch die einschlägigen Befunde aus Pollocks „Gruppenexperiment“ von 1950/51; und noch die Habermas-Studie „Student und Politik“ nannte 39 Prozent „formale Demokraten“ und fand bei 22 Prozent der

---

<sup>1076</sup> Paul M. Limbert, Youth Activities in Germany, in: The Educational Record 28 (1947), S. 33, zit. nach Braun/Articus, Forschung, S. 726.



befragten Studenten mehr oder weniger autoritäre Neigungen vor, trotz guter politischer Informiertheit.<sup>1077</sup> Umso mehr wurden Ergebnissen pädagogischer Abhandlungen, Sozialstudien und Meinungsumfragen über die Jugend seismografische Funktion zugeschrieben, sie dienten als Indikator für die demokratische Zukunftsfähigkeit der Westdeutschen insgesamt. Denn sobald man die jugendliche Haltung zum Staat und zu den politischen Parteien kennt, so die Hoffnung, „ist die Antwort auf die Frage nach der Stabilität der staatlichen und politischen Ordnung bereits erteilt.“<sup>1078</sup>

Erinnert werden sollte in diesem Zusammenhang noch einmal an die vermutete Traumatisierung von Millionen von Kindern und Jugendlichen, hervorgerufen durch Indoktrinierung und Militarisierung vor 1945 einerseits, durch Not, Familiendestabilisierung und Kontrolldefizit in den ersten Nachkriegsjahren andererseits. Ebenso sollte aber die „Skepsis“ von Erwachsenen Seite nicht unterschätzt werden und ihre Traumatisierung aus eben diesen Zeiten. Nicht nur die kritische Hinterfragung ihres Verhaltens während der NS-Zeit konnte befürchtet werden (und ist ja 1967ff. geschehen), die Frage war: Was ist von totalitärer Indoktrinierung geblieben?

Die frühesten Ergebnisse in diesem politischen Frühwarnsystem waren in der Tat alarmierend: Denn was die Einstellung zur Politik im Allgemeinen und zur demokratischen Re-Education im Besonderen betraf, waren die Jugendlichen laut der Umfragen in den unmittelbaren Nachkriegsjahren und Anfang der 50er Jahre tatsächlich zurückhaltend bis ablehnend eingestellt.<sup>1079</sup> Dies müsste aber eher als Periodeneffekt gesehen werden, denn dies galt für die Erwachsenenengesellschaft im gleichen Maße, wie die hohen Zustimmungswerte zum Ein-Parteien-System und zu einem „starken Mann“ belegen.<sup>1080</sup> Im Jahr 1955 fanden 55 Prozent, dass „Hitler ohne Krieg einer der größten deutschen Staatsmänner“ gewesen wäre, 1960 sahen dies immerhin noch 34 Prozent so. Anfang der 50er Jahre fanden 42 Prozent in einer repräsentativen Umfrage, dass es Deutsch-

---

<sup>1077</sup> Friedrich Pollock (Bearb.), Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, Frankfurt a.M. 1955; Jürgen Habermas/Ludwig von Friedeburg/Christoph Oehler/Friedrich Welz, Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum Bewußtsein Frankfurter Studenten, Neuwied/Berlin 1961, S. 131. Darin wird auch die vielfach kursierende These eines nachideologischen Bewusstseins bestätigt: „Der Traditionsbestand an politischen Ideologien des neunzehnten Jahrhunderts ist im gesellschaftlichen Bewusstsein der Studenten weithin abgetragen.“ (S. 160). Eine aufschlussreiche semantische Sekundäranalyse der Original-Interviews von 1957, darin den kulturkonservativen, konsumkritischen Werthorizont rekonstruierend, unternehmen Köhler/Gapski, Lebenswelt.

<sup>1078</sup> Sohn, Jugend, S. 7.

<sup>1079</sup> Und darüber hinaus gehend: zynisch, apathisch, resigniert und skeptisch gegenüber allen Demokratisierungsversuchen. So David Rodnick, Postwar Germans. An Anthropologist's Account, New Haven 1948 oder Bertram Schaffner, Father Land. A Study of Authoritarianism in German Family, New York 1948. Politische Interesselosigkeit bestätigt die Gruppe um Kluth in Schelsky, Arbeitslosigkeit. Pipping konstatiert zur Erhebung von 1950: „Völlige Urteilslosigkeit ist überhaupt die charakteristische Einstellung der Mehrheit. Selbst die Interesselosigkeit konnte in den meisten Fällen nicht motiviert werden. Das trifft vornehmlich auf die Mädchen zu. Sie haben kein Interesse schlechthin oder glauben, daß Politik außerhalb ihres Fassungsvermögens liegt. Jungen hingegen neigen stärker zu ablehnenden Gemeinplätzen wie ‚Ich habe die Schnauze voll‘, ‚Ohne mich‘ usw. zur Ablehnung aus Ressentiment oder führen ihre Apathie auf die vermeintliche Aussichtslosigkeit, gegen die herrschenden Gewalten durchzukommen, zurück.“ Pipping, Gespräche, S. 321. Weitere Beispiele für amerikanische Jugenderhebungen vor 1949 bei Braun/Articus, Forschung, S. 726-730. So sprechen sich 1952 56 Prozent für eine starke nationale Partei aus, vgl. Merrit/Merritt, HICOG Surveys, S. 198. Noch in Divo, 1956 sind dies immerhin 43 Prozent. Vgl. Jaide, Staatsbürger, S. 115.

<sup>1080</sup> So beispielsweise bei Reigrotzki, Verflechtungen, S. 72-74 oder Wurzbacher, Dorf, S. 257; ebenso Blücher, Generation, S. 311. Auch Allerbeck, Demokratisierung, S. 63-65 kann nach Sekundäranalyse einiger HICOG-Umfragedaten aus den 50er Jahren nachweisen, dass die Kategorie Alter keine Auswirkung auf die Beurteilung politischer Streitfragen im Kontext Westbindung, Wiederbewaffnung hatte.

land im 20. Jahrhundert in der Zeit zwischen 1933 und 1945 am besten gegangen sei. 45 Prozent glaubten, dass dies eher vor 1914 der Fall gewesen wäre.<sup>1081</sup>

Auch die ab 1949 durchgängig leicht geringere Wahlbeteiligung der Jungwähler spricht auf den ersten Blick für eine gewisse Politikverdrossenheit. Die jugendliche Wahlbeteiligung in den darauf folgenden Jahrzehnten kletterte allerdings auch nicht wesentlich höher und blieb bis 1980 durchweg etwas niedriger als die der Über-24-Jährigen.<sup>1082</sup> Einschränkend müsste man allerdings erstens bemerken, dass die Wahlbeteiligung insgesamt überdurchschnittlich hoch war und selten unter 85 Prozent lag, und zweitens, dass staatsbürgerliche Beteiligung in Form der Ausübung des aktiven Wahlrechts ja erst mit Beginn der Volljährigkeit, also ab dem 21. Lebensjahr, stattfinden konnte. Insofern war das spät erwachende Interesse an Politik nicht, oder nicht nur durch Entpolitisierung nach den Erfahrungen unter dem nationalsozialistischen Regime oder durch eine antiidealistische Grundeinstellung hervorgerufen, sondern hatte seine Ursache wohl auch in der aus heutiger Sicht relativ späten formalen Einbindung in parlamentarisch-demokratische Vorgänge. Das Wahlverhalten der Jungwähler in den 53er und 57er Bundestagswahlen unterschied sich im Übrigen nicht von dem der Älteren, man wählt vorwiegend konservativ – was sich erst in den 60er Jahren deutlich ändert.<sup>1083</sup>

In solchen Hinsichten waren die Jugendlichen also der Gesamtgesellschaft strukturähnlich in ihrer Wertschätzung der westdeutschen Demokratie gegenüber, eingebettet in ein „Klima, das deutschnationaler war als die Politik“.<sup>1084</sup> Die HICOG-Reports Anfang der 50er Jahre bestätigen dies.<sup>1085</sup> Andererseits sind die verschiedenen Umfrageergebnisse zur jüngsten deutschen Geschichte und zum Autoritätsverständnis der Jugendlichen derart widersprüchlich, dass es schwer fällt, auf diesem Gebiet eindeutige Aussagen zu treffen. Denn bereits die EMNID-Jugendbefragungen 1953-55 ergeben, dass nur noch zehn Prozent der Befragten dem Nationalsozialismus positive Eigenschaften abgewinnen konnten. Von den 1953 Befragten der Jahrgänge 1929-1938 gaben übrigens diejenigen mit HJ-Erfahrung deutlich mehr Stellungnahmen (27 Prozent k.A.) ab als die ohne (52 Prozent k.A.) – so jedenfalls die Erklärung der Kommentatoren, vermutlich ist dies aber ein reiner Alterseffekt.<sup>1086</sup> Und an dieser Stelle wird auch ein ganz wesentliches politisches Motiv von Jugendforschung offenbar: Das Ganze zielt auch in Richtung der westlichen Siegermächte und ist als ein positives Signal gerade vor dem Hintergrund der frühen Nachkriegsstudien und den damit verbundenen Befürchtungen gemeint. Was aus heutiger Sicht gesellschaftlich als bedenkenswert und für den Fortbestand der demokratischen Grundordnung

---

<sup>1081</sup> Noelle-Neumann/Piel, *Generation*, S. 191 und Noelle/Neumann, *Jahrbuch 1956*, S. 116. Die Zahlen beziehen sich auf 1951.

<sup>1082</sup> Bundesamt, *Jugend*, S. 55. Vgl. Grotum, *Halbstarken*, S. 62.

<sup>1083</sup> Zahlen bei Schlicht, *Generation*, S. 200.

<sup>1084</sup> Heinrich-August Winkler, *Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte*, Bd. 2: Vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung, München 2000, S. 169.

<sup>1085</sup> HICOG-Report No. 40 (23.10.1950) – hier ausnahmsweise aufgeteilt in „Youth“ (15-25-Jährige) und „Adults“ (Über 25-Jährige), HICOG-Report No. 113 (05.12.1951), Gesis-Datenarchiv Köln.

<sup>1086</sup> EMNID I, S. 84.

gefährlich angesehen wird, nämlich eine mehrheitlich „unpolitisch-demokratische“<sup>1087</sup> Haltung bei den Jüngeren, war für zahlreiche Beobachter Mitte der 50er Jahre Ergebnis einer positiven Entwicklung, schien doch eine apolitische immer noch besser als eine autoritäre, mutmaßlich dem Nationalsozialismus nachhängende Einstellung zu sein. Oder hat, mit David Riesman gesprochen, die politische Teilnahmslosigkeit der „außengeleiteten“ Generation nicht sogar etwas epochal Positives?

*Sie beraubt sie zwar der Fähigkeit zum Enthusiasmus und zu echtem politischem Einsatz, aber sie hilft auch, sich davor zu schützen, auf viele der politischen Illusionen hereinzufallen, die in der Vergangenheit die Menschen in politische Abenteuer gestürzt haben.*<sup>1088</sup>

Doch auf Nachfrage war die Zahl derer, die zu autoritären Problemlösungen neigten, um ein Vielfaches höher. Aus einem HICOG-Report vom Januar 1953 geht hervor, dass 56 Prozent der befragten 18-24-Jährigen ihre Vorliebe für eine einzige starke nationale Partei bekundeten.<sup>1089</sup> Und im Vergleich über 30 Jahre muss festgestellt werden: Jugendliche der 50er äußerten sich im Vergleich zu denen der 80er im Staatsverständnis und in den Auffassungen zur Erziehung, in ihrer Zustimmung zur Todesstrafe und ihrer Beurteilung des Militärs tatsächlich autoritär.<sup>1090</sup>

Allerdings sind die Fragen, die sich auf die Einstellung zum System beziehen, zunächst nicht besonders ausgefeilt. Es fällt auf, dass im Fragekomplex zu den politischen Einstellungen zunächst bestimmte, im Prinzip zwei deutliche Schwerpunkte gesetzt worden sind. Zum einen ging es um eine Selbstverortung gegenüber Autoritäten: „Sollten Jugendliche Vorschriften nicht kritisieren, sondern diese befolgen?“, und „Sollte man Politik besser dem Mann überlassen, der die Staatsgewalt in Händen hat?“<sup>1091</sup> Parallel wurde zum anderen nach den Ursachen für die deutsche Kriegsniederlage, den „wesentlichen Merkmalen des Nationalsozialismus“ und nach den „Eigenschaften Hitlers“ gefragt. Zu den letzten beiden Themen hatten die 20-24-Jährigen (geboren zwischen 1929-1933) doppelt so häufig eine Meinung wie die jüngere Gruppe der 15-19-Jährigen (geboren zwischen 1934 und 1938). Das Kriegsende 1945 wurde von keiner Gruppe auch nur ansatzweise als „Befreiung“ gedacht.<sup>1092</sup>

Damit zusammenhängend wird in mehrfacher Hinsicht nach der Einstellung zum Militär gefragt. Dies kann man als das Bemühen lesen herauszufinden, wie stark die (para-)militaristischen Prägungen bei der Hitlerjugend- und Flakhelfergeneration noch nachwirken; gleichzeitig war dies

---

<sup>1087</sup> Schelsky, *Generation*, S. 451.

<sup>1088</sup> Riesman, *Masse*, S. 183.

<sup>1089</sup> HICOG-Report No. 167 (12.01.1953), nach dem es bei den 25-34-Jährigen eine 49-, bei den 34-44-Jährigen eine 44- und bei den ab 45-Jährigen eine 37-prozentige Zustimmung gab. „Youth seem to be carried away by the appeal of a single national party.“ Diese unveröffentlichten Berichte lagen offenbar auch Helmut Schelsky vor, denn auf diese Zahl spielt er in seiner *Skeptischen Generation* an, vgl. Schelsky, *Generation*, S. 438.

<sup>1090</sup> Vgl. Jürgen Zinnecker, *Politik. Parteien. Nationalsozialismus*, in: Fischer u.a., *Jugendliche*, Bd. 3, S. 321-408; S. 323.

<sup>1091</sup> EMNID I, S. 274; S. 277. Die genauen Fragestellungen lauteten: „Wie stehen Sie zu der folgenden Aussage bzw. wieweit finden Sie sie richtig oder nicht richtig: 1. ‚Jugendliche sollen Vorschriften nicht kritisieren, sondern befolgen.‘ (Jeder Zweite stimmt zu) 2. ‚Statt daß sich jeder allein für die Politik seines Landes interessiert und sich mit verantwortlich fühlt, sollte man das besser nur dem Mann überlassen, der die Staatsgewalt in Händen hat.‘“

<sup>1092</sup> Ebd., S. 305-312.

auch ein Beitrag zur damals aktuellen Wiederbewaffnungsdebatte – und sicher auch Ergebnis der Tatsache, dass die „Dienststelle Blank“ an der Feldphase der Umfrage beteiligt gewesen war. Einen Nationalismus, operationalisiert in der Aussage, dass die „Fahne mehr als der Tod“ sei, lehnten 67 Prozent ab, gleichzeitig tendierte eine leichte Mehrheit dazu, dem Satz „Die Soldatenzeit ist die beste Erziehung für einen jungen Menschen“ zuzustimmen, dass ein Mann „in Uniform viel besser aussieht als in Zivil“, fand im Prinzip jeder Zweite richtig.<sup>1093</sup> Die Frage nach der Attraktivität männlicher Uniformen verweist zwar erneut auf eine „Umfrageforschung in den Kinderschuhen“, denn die Frage ist alles andere als valide. Jedoch ist sie aus dem Zeitkontext weniger absurd, als es zunächst scheint. Nicht nur, wenn man bedenkt, welche Bedeutung das Militärische für das deutsche männliche Selbstverständnis bis 1945 hatte. Die Diskussionen um alte und neue Männerbilder waren in den 50er und 60er Jahren äußerst lebendig; unter anderem auch deshalb, weil neue amerikanische Stars aus dem Film- und Musikgeschäft mit Erfolg einen neuen zivilen männlichen Habitus verkörperten und dennoch gleichzeitig, vor allem in den zahlreichen Kriegsfilmern der 50er Jahre, ein traditionelles Männerbild nachspielten.<sup>1094</sup>

In der dezidiert ablehnenden Haltung der Jugendlichen in der Wiederbewaffnungsdebatte erkannte Schelsky die Motivation, sich nicht die eigene Laufbahn unterbrechen und von seiner vertrauten Umwelt trennen zu lassen. Die Möglichkeit, dass es auch eine, wenn nicht direkt pazifistische, so doch in gesellschaftlicher Verantwortung gedachte politische Stellungnahme sein könnte, passte nicht ins Bild einer apolitischen und pragmatischen Generation ohne „Pathos, Programme und Parolen“<sup>1095</sup>. Dass aber die 50er Jahre nicht durchweg als unpolitische Zeit zu betrachten sind, hat Wolfgang Kraushaar in seiner „Protest-Chronik“ gezeigt, wenngleich nicht alle politischen Protestaktionen einen jugendlichen Hintergrund hatten.<sup>1096</sup> Bei der Wehrdienst-Debatte 1956, der „Kampf dem Atomtod“-Kampagne ab 1958 und den ersten Ostermärschen 1960 spielten aber auch die Arbeiterjugendverbände, besonders die Falken und die Gewerkschaftsjugend eine gewisse Rolle, wenngleich sich diese noch nicht in den „modernen“ politischen Protestformen der Neuen Linken äußerten.<sup>1097</sup> Hinzu kamen unpolitische oder politisch unkonkrete, spontane Aktionen wie die beschriebenen Halbstarkenkrawalle, die „Schwabinger Krawalle“ 1962 oder Provokationen im Rahmen neuer großstädtischer Jugendkultur (Polizeirazzia im Star-Club u.ä.). Tatsache ist auch, dass Politik für Studierende im Vergleich zu Gleichaltrigen ein deutlich wichtigeres Gesprächs-

---

<sup>1093</sup> EMNID I, S. 280. Da auch hier mit Skalen-Karten gearbeitet wurde, drückt sich die leichte Zustimmung in dem Durchschnittswert von +0,34 aus (Skala von -4 bis +4); ebd., S. 284, S. 288.

<sup>1094</sup> Ein Beispiel für ein ambivalentes Auftreten ist Marlon Brando und die „Diskussion“ in der Jugendzeitschrift BRAVO darüber, welcher Typ attraktiver sein: Der lässige Brando oder der uniformierte. Nachgezeichnet von Maase, BRAVO, S. 113-130.

<sup>1095</sup> Schelsky, Generation, S. 488.

<sup>1096</sup> Vgl. Kraushaar, Protest-Chronik.

<sup>1097</sup> Karl A. Otto, Vom Ostermarsch zur APO. Geschichte der außerparlamentarischen Opposition in der Bundesrepublik 1960-1970, Frankfurt a.M. 1977. Noch entfernt von den Protestformen der 68er, die mit ihrem „Informalisierungsschub aus sexualisiertem Spontaneismus und organisierter Phantasie“ dem bürgerlichen Habitus arg zusetzten. Thomas Köhler, Jugendgenerationen im Vergleich: Kulturen des (Non-)Konformismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 5 (2001), S. 7-13; S. 10.

thema ist.<sup>1098</sup> Eine Idee, für die man sich „einsetzen bzw. begeistern“ könnte, nannten 1953 insgesamt 37 Prozent – aus der Gruppe der Jugendlichen mit Abitur bzw. Universitätsabschluss hingegen 73 Prozent.<sup>1099</sup>

Die bekannte internationale Vergleichsstudie von Almond und Verba beschreibt die Westdeutschen als relativ informierte Formaldemokraten mit hoher Wahlbeteiligung ohne tiefe Bindung oder Aktivität.<sup>1100</sup> Im internationalen Vergleich sind die Westdeutschen fügsam, aber in der Tendenz 1950 bis 1957 wächst die Bedeutung vom Selbstbehauptungswillen.<sup>1101</sup> Je stärker politische Fragen konkret die eigenen Lebensumstände betreffen, desto klarer wird auch die eigene Meinung vertreten. So ist 1954 die Abneigung, Soldat zu werden, bei den männlichen Befragten in EMNID II mit 71 Prozent außergewöhnlich groß. Durch wiederholten Druck mittels Nachfragen, ob man unter besonderen Umständen nicht doch bereit zum Wehrdienst wäre, steigerte sich die Zustimmung zwar, aber die Skepsis blieb angesichts der intensiven öffentlichen Diskussionen über die Wiederbewaffnung jener Zeit deutlich bestehen.<sup>1102</sup> Eine Studie von 1961 bestätigt dies: Gerade bei den jungen Männern, bei denen es konkret wurde, die sogar schon eingezogen worden sind, war die Ablehnung höher.<sup>1103</sup>

**TABELLE 30 Einstellung zum Wehrdienst 1961**

*„Heute muss ja fast jeder Soldat werden. Wie sehen Sie eigentlich Ihrem Wehrdienst entgegen?“/ Falls Befragter bereits Soldat: „Verrichten Sie Ihren Wehrdienst gern oder ungern?“ (Nur männliche Befragte; in %)*

	Insgesamt	15-16 Jahre	17-18 Jahre	19-20 Jahre
Gern	30	35	33	22
Ungern	35	31	32	42
Teils-teils	28	27	28	27
Keine Angaben	7	7	7	9

(EMNID 1961, S. 122)

Bei den Begründungen für die Ablehnung des Militärs ist die prinzipielle Ablehnung am größten, jeder Dritte äußerte sich so. Von anderer Warte aus und in zeitlicher Nachbarschaft zu den Halbstarkenkrawallen an die Erwachsenen gerichtet: „Wenn jemand sagt, die heutige Jugend braucht das Militär – da wird ihr Ordnung und Anstand beigebracht: hat er damit recht oder nicht

<sup>1098</sup> 50 Prozent unterhalten sich „häufig“, 41 Prozent „gelegentlich“ über Politik, sonst: 13 bzw. 43 Prozent. Aus: Das geistige Bild der Studenten. Ihre Einstellung zur Politik, Kultur und Hochschulfragen. Eine Umfrage unter Studenten 1960, veröffentlicht von Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Bonn 1962, S. 25.

<sup>1099</sup> NWDR, S. 75. Nennungen waren an erster Stelle die Europäische Einigung, Frieden und die Wiedervereinigung Deutschlands. Ein Ausstrahlungseffekt kann vermutet werden: Nachdem die Frage am Ende einer Batterie mit Fragen zur politischen Einstellung stand, nannten lediglich zwei Prozent eine religiöse Idee, für die man sich einsetzen bzw. begeistern konnte.

<sup>1100</sup> Almond/Verba, culture, insbes. S. 339, S. 533.

<sup>1101</sup> So weist auch Meulemann auf die Inkubationszeit für den gesamtgesellschaftlichen Wertewandel hin. Vgl. Heiner Meulemann, Wertewandel in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1950 und 1980: Versuch einer zusammenfassenden Deutung vorliegender Zeitreihen, in: Dieter Oberndörfer/Hans Rattinger/Karl Schmidt (Hrsg.), Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertewandel. Folgen für das politische Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/München 1985, S. 391-411, insbesondere S. 403.

<sup>1102</sup> EMNID II, S. 263-268.

<sup>1103</sup> In einer EMNID-Befragung von 1961 sollen zehn bekannte Persönlichkeiten aus der deutschen Geschichte mit Schulnoten beurteilt werden, wobei erneut Bismarck am besten (2,2) und Hitler (5,1) mit Abstand am schlechtesten abschnitt. Einschränkend muss man bemerken, dass einige der zu benotenden Politiker bei weiten Teilen der Befragten überhaupt nicht bekannt waren, EMNID, Grundeinstellungen und Orientierungsmaßstäbe der Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren in der Bundesrepublik, o. O. o. J. [1961], S. 92.

recht?“, bejahten 1956 fast zwei Drittel diese erzieherische Dimension des Wehrdienstes, sicher nicht unbeeinflusst vom damals publizistisch hergestellten Zusammenhang, dass die Bundeswehr als „Besserungsanstalt“ für Halbstarke erhalten könnte.<sup>1104</sup>

Die allgemeine Beurteilung der Weltlage fiel im Vergleich zu Erwachsenenbefragungen immer etwas optimistischer aus.<sup>1105</sup> Bei freier Antwortmöglichkeit nach Missständen im privaten oder politischen Leben, in der Schule oder im Beruf gefragt, sind die benannten Unzufriedenheiten nur schwer auf einen Nenner zu bringen, zu groß ist die Bandbreite zwischen „Berlin-Frage“, „zu langen Arbeitszeiten“, „Lebensmittelpreise“, „ungerechte Lehrer“ und vielem mehr.<sup>1106</sup> Immerhin fiel 44 Prozent der Befragten spontan etwas ein, das sie unzufrieden macht. Dass dabei die wenigsten Punkte die politische Sphäre streifen, hat auch mit dem Alter der Befragten zu tun. Die große Mischung aus Zustimmung und Desinteresse an politischen Themen kann aber auch auf die Tatsache hinweisen, dass die jungen Befragten (hier: 15-20-Jährige) ihre Beteiligung an einer Meinungsumfrage nicht als die geeignete Plattform ansahen, um Ärger oder Nicht-Einverstandensein Ausdruck zu verleihen.

**TABELLE 31 Grundsätzliche Einstellung zur Politik 1961**

„Über die Einschätzung zur Politik kann man ja heute unterschiedlicher Meinung sein. Was würde hiervon für Sie zutreffen?“ ( in %)

	Insg.	männl.	weibl.
Ich kümmere mich darum nicht	40	32	47
Man müsste wohl, aber man kommt nicht dazu	14	13	15
Ich beschäftige mich wohl damit, aber Politik ist leider keine saubere Angelegenheit	6	8	5
Ich beschäftige mich damit, aber man kann ja doch nichts machen	20	23	18
Ich habe Interesse und beschäftige mich damit	20	24	15
K.A.	0	0	0

(EMNID 1961, S. 81)

Fünf von sechs Antwortmöglichkeiten enthalten eine ablehnende Komponente, und doch beschäftigt sich fast die Hälfte der Jüngeren (15-20-Jährigen) mit Politik. Auch hier ist das Interesse bei den männlichen Befragten höher und wächst mit wachsendem Alter und höherer Bildung.<sup>1107</sup> Was „Beschäftigung“ bzw. „etwas machen“ dann konkret heißt, bleibt undefiniert, was problematisch ist, zumal, wenn man bedenkt, dass die Befragten noch nicht einmal wählen gehen durften.<sup>1108</sup> Die Frage nach dem allgemeinen Politikinteresse bejahen 53 Prozent in der NWDR-Studie und nur 42 (1954) bzw. 37 Prozent (1955) in der EMNID-Untersuchung, wobei es gerade im Vergleich zu Umfrageergebnissen ab den 70er Jahren eindeutig die Mädchen und Jüngeren sind, die die Quote drücken, und noch eindeutiger die weiblichen Befragten aus Arbeiter- oder

<sup>1104</sup> Dieser Gedanke findet sich dann u.a. auch wieder in Noelle/Neumann, Jahrbuch (1957), S. 308 wie auch in Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, Bd. 32, 26.10.1956, S. 9241.

<sup>1105</sup> Ein Drittel der 15-20 Jährigen zeigt sich beunruhigt über die Weltlage, ein Viertel lediglich „etwas“ und 40 Prozent gaben an, dass die Weltlage sie überhaupt nicht beunruhige bzw. dass sie sich nicht dafür interessierten. Vgl. EMNID 1961, S. 108-114.

<sup>1106</sup> Ebd., S. 74-75.

<sup>1107</sup> Ebd., S. 81-91.

<sup>1108</sup> Durchweg ist in der Fragestellung zu konstatieren, dass politisches Interesse mit positiver Einstellung gegenüber den aktuellen Verhältnissen gleichgesetzt wurde. Blücher, Generation, S. 355; Baumert, Jugend, S. 188-199.

Bauernfamilien.<sup>1109</sup> Interesse an Politik haben im Altersvergleich nach Geschlecht: 15-17 Jahre: 45 (m)/20 (w), 18-20 Jahre: 59 (m)/31 (w), 21-24 Jahre: 67 (m)/30 (w). Die Zahlen aus der ersten Hälfte der 60er Jahre bringen dann bezüglich des politischen Interesses nichts wesentlich Neues. Auch hier zeigt sich ein durchweg eher geringes Interesse an Politik.

**TABELLE 32 Interesse an Politik 1965**

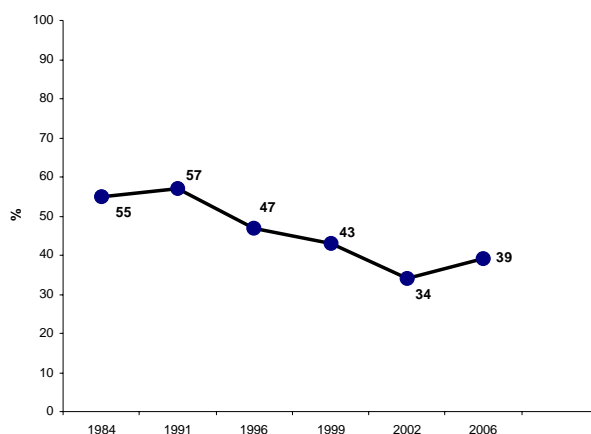
„Interessieren Sie sich für Politik oder ist diese für Sie weniger interessant?“ (in %)

INTERESSE FÜR POLITIK	ALTERSGRUPPE				Total
	14 - 15 Jahre	16 - 17 Jahre	18 - 19 Jahre	20 - 21 Jahre	
Sehr stark	0,4	1,1	1,8	2,2	5,6
Stark	1,8	2,4	3,7	4,5	12,4
Etwas	6,7	10,1	7,3	9,1	33,2
Kaum	6,1	5,3	5,2	5,3	22,0
Gar nicht	9,8	7,1	4,9	4,9	26,9
Total	24,9	26,1	23,0	26,1	100,0

(EMNID V, v53-V63)

Zeitnah wurden solche Ergebnisse als politische Abstinenz gewertet, wenngleich in diversen Umfragen für das IfD auch bei der erwachsenen Bevölkerung ähnliche Werte zu beobachten sind.<sup>1110</sup> Die Entwicklung der nachfolgenden Jahrzehnte zeigt aber, dass diese Zahlen keine Ausnahme-situation markieren. Nachdem die Jugendlichen in den 70er und 80er Jahren ein durchweg etwas höheres Interesse bekundet hatten, liegen die Werte ab den 90er Jahren wieder im Bereich um die 40 Prozent.<sup>1111</sup> Als politisch interessiert bezeichnen sich in den Shell-Studien Nr. 10-15:

**GRAFIK 09 Interesse an Politik 1984-2006**



(Jugend 2006, S. 105)

<sup>1109</sup> EMNID II, S. 227. Ein Beispiel für die Unvergleichbarkeit vieler Zahlen: Wagner und Planck kommen in ihrer Landuntersuchung zu einem etwas anderen Ergebnis, finden, dass das politische Interesse der Landjugend sogar höher ist als das der Stadtjugend: „57 % der befragten Jungbauern und 25 % der Jungbäuerinnen beschäftigen sich mit Politik.“ Ernst Wagner/Ulrich Plank, Jugend auf dem Land. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Erhebung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend, München 1958<sup>2</sup>, S. 159.

<sup>1110</sup> Nachvollziehbar in den Jahrbüchern von Allensbach, u.a. Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 51 bzw. dies., Jahrbuch (1958-1965), S. 239.

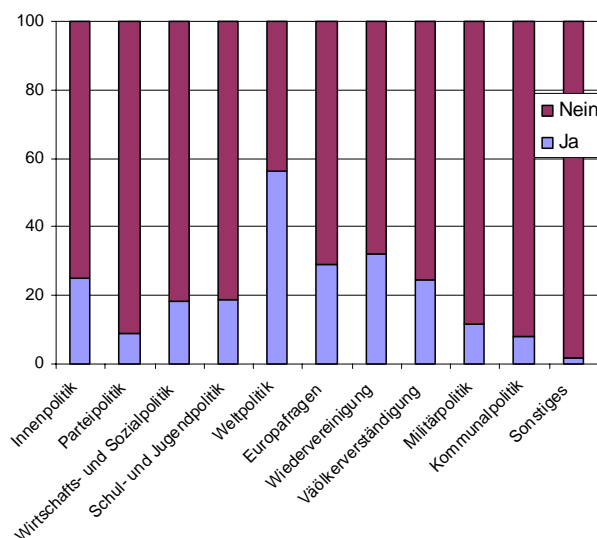
<sup>1111</sup> Shell, Jugend 2006, S. 105.

Dass wie immer, so auch hier das Interesse mit steigendem Alter zunimmt, überrascht nicht, ebenso wenig die Tatsache, dass Jungen weit häufiger ihr starkes Interesse bekundeten als Mädchen.<sup>1112</sup> Ein interessanter Nebenaspekt ist dabei, dass jeder Dritte 1965 „in Anwesenheit Dritter“, also meist im Beisein eines Elternteils interviewt wurde. Bei diesen, im Durchschnitt keinesfalls jüngeren Befragten, fiel das Interesse für Politik noch geringer aus – wohl ein Indiz für die Vorstellung, Nichteinmischung in politische Themen sei sozial, also von der Erwachsenen- bzw. Elternseite, erwünscht. Tests mit anderen Variablen dieses Datensatzes bestätigen die Vermutung, dass das Beisein eines Dritten, meist des Erziehungsberechtigten, das Antwortverhalten deutlich beeinflusst und Trends in Richtung soziale Erwünschtheit noch verstärkt. Dies lässt sich beispielsweise an einer Frage, die stark auf die Übernahme konventioneller Umgangsformen im Alltag abzielt, zeigen. So signalisieren deutlich mehr Jugendliche ihre Bereitschaft, älteren Menschen ihren Platz in der Straßenbahn anzubieten, wenn sie im Beisein Dritter befragt werden.<sup>1113</sup>

In genauerer Fragestellung wurde dann untersucht, ob es vielleicht bestimmte Themengebiete sind, die mehr Interesse hervorrufen als andere. Ungefähr jeder Zweite interessierte sich ja grundsätzlich für Politik. Bei dieser Gruppe wurde nach besonderem Interesse für bestimmte Fragen gesucht. Spitzenwerte erreichten dabei die globaleren Themen der Welt- und Europapolitik sowie Wiedervereinigung und nicht etwa buchstäblich Naheliegendes wie Kommunal- oder Jugendpolitik:

#### GRAFIK 10 Interesse an Politik 1965

„Welche politischen Fragen interessieren Sie besonders? Sind das Fragen der ...“



(EMNID V, v53-v64)

<sup>1112</sup> Heute ist dieser geschlechtsspezifische Unterschied noch sichtbar, aber nicht mehr so deutlich. Vgl. Shell, Jugend 2006, S. 106-107. Im Bildungsbereich löst sich die ungleiche Verteilung tendenziell auf, kehrt sich in Teilen sogar um: So ist der weibliche Anteil an (Fach-)Abiturienten und an qualifizierten Abschlüssen nach dem 10. Schuljahr mittlerweile höher.

<sup>1113</sup> So bei der Frage aus der dritten Shell-Studie von 1965, ob es noch zeitgemäß sei, anderen Menschen in der Straßenbahn einen Platz anzubieten – und wenn ja, wem zuerst: dem alten gebrechlichen Herrn, der alten Dame oder der jungen Dame mit Kind? EMNID V, v149.



Im Allgemeinen wird eine Kovarianz zwischen Interesse und aktiver Beteiligung vermutet – und dies trifft hier auch im Allgemeinen zu. Denn bestätigende Ergebnisse erhält man, wenn es um die eigene Bereitschaft zur politischen Partizipation geht.

**TABELLE 33 Verhalten gegenüber Politik 1965**

„Gegenüber Politik kann man sich verschieden verhalten. Was kommt für Sie in Frage?“ (in %)

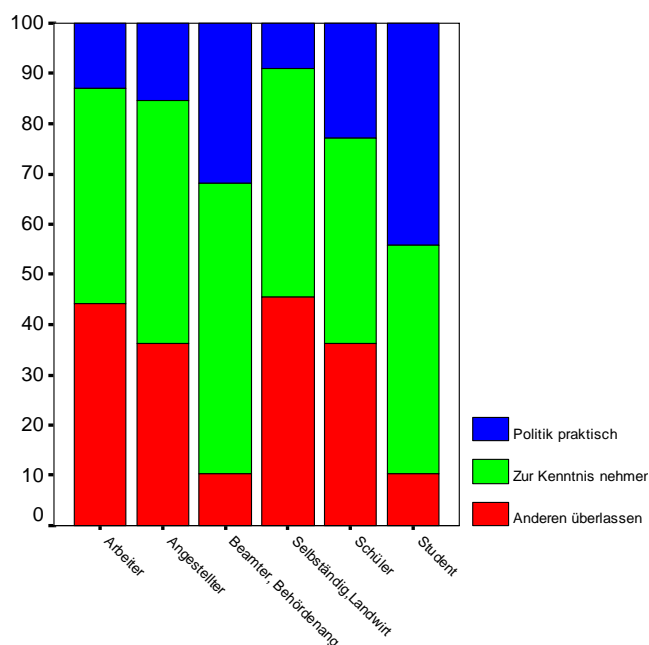
Politik anderen überlassen, die davon mehr verstehen	31,5
Zur Kenntnis nehmen, was in der Politik geschieht, aber sich im übrigen die Politik vom Leibe halten	38,5
Politik in Parteien, Verbänden, Schule oder Beruf praktisch anwenden	15,5
k.A.	14,5
Total	100,0

(EMNID V, v75)

In diesem Fall gab es bemerkenswerterweise keinen bedeutenden Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Befragten, und auch die Gebundenheit an das Alter ist weniger deutlich als bei der reinen Interessenfrage. Allerdings besteht ein signifikanter Zusammenhang im Hinblick auf die Berufsgruppen der Befragten. So zeigen Arbeiter und Angestellte inklusive der Lehrlinge eine unterdurchschnittliche Bereitschaft zum politischen Engagement, deutlicher noch die Gruppe der Selbstständigen, zu denen hier in der Regel die Landwirte zählten. Dass sich die Schüler (hier durchweg Gymnasiasten) und am klarsten die Studenten zur politischen Partizipation bekannten, ist eine Konstante, der überdurchschnittliche proportionale Anteil innerhalb der Berufsgruppe „Beamter/Behördenangestellter“ hat mit dem Bildungshintergrund zu tun.

**GRAFIK 11 Verhalten gegenüber Politik nach Berufsgruppen 1965**

„Gegenüber Politik kann man sich verschieden verhalten. Was kommt für Sie in Frage?“ (in %)



BERUFSGRUPPE		Politik an- deren lassen	Zur Kenntnis nehmen	Politik praktisch	Total
Arbeiter, einschl. Lehrling	% innerh.BERUFSGR.	44,3	42,8	12,9	100,0
	% innerh VERHÄLTNIS	37,4	29,4	22,3	31,1
	% von Gesamt	13,8	13,3	4,0	31,1
Angestellter, einschl. Lehrling	% innerh.BERUFSGR.	36,4	48,2	15,4	100,0
	% innerh VERH.	34,9	37,6	30,3	35,3
	% von Gesamt	12,8	17,0	5,4	35,3
Beamter, Behördenangestellter	% innerh.BERUFSGR.	10,2	58,0	31,8	100,0
	% innerh VERHALTEN	1,4	6,5	8,9	5,0
	% von Gesamt	,5	2,9	1,6	5,0
Selbständig, fr. Beruf, Landwirt	% innerh BERUFSGR.	45,5	45,5	9,1	100,0
	% innerh VERH.	3,9	3,2	1,6	3,2
	% von Gesamt	1,4	1,4	0,3	3,2
Schüler	% innerh BERUFSGR.	36,3	40,8	22,9	100,0
	% innerh VERH.	21,2	19,4	27,4	21,5
	% von Gesamt	7,8	8,8	4,9	21,5
Student	% innerh BERUFSGR.	10,3	45,6	44,1	100,0
	% innerh VERH.	1,1	3,9	9,6	3,9
	% von Gesamt	0,4	1,8	1,7	3,9
Total	% innerh BERUFSGR.	100,0	100,0	100,0	100,0
	% innerh VERH.	36,8	45,2	18,0	100,0

(EMNID V, v75 v437)

Wenn man für die 50er Jahre davon spricht, dass sich Alltagsleben entpolitisiert, privatisiert und verhäuslicht, geht man stillschweigend davon aus, dass es vorher mehr Interesse und Engagement an öffentlichen Dingen gegeben habe, und so gibt es wie bei anderen Interpretationen das Grundproblem des Vergleichs. Mit was vergleicht man eigentlich jugendliches Verhalten? Mit den 20er Jahren, die nicht über vergleichbare Studien verfügen? Mit den Erinnerungen an die 30er/40er Jahre, obwohl die Situation in einem totalitären Staat bzw. einer exzeptionellen Nachkriegssituation doch eine völlig andere ist? Mit Ergebnissen aus Erwachsenenstudien, in denen zum Teil ganz andere Dinge abgefragt wurden? Oder dienen auch Vorannahmen und Erinnerungen an die eigene Jugend als Vergleichsmaßstab, wie die Analyse von Jugenddiskursen in Kapitel 3 vermuten lässt? Gerade bei den Themen Politikinteresse und politische Einstellung schimmert jedenfalls mitunter die Folie eines normativen Idealbildes des engagierten Jugendlichen durch. Doch mit Trendaussagen sollte man schon aufgrund der unzureichenden Tradition vergleichbarer Umfrageforschung eigentlich vorsichtig sein.

Auch die politische Informiertheit, abgefragt über die Funktionsweise der staatlichen Organe, Ministernamen oder Bundesländer, ist bundesweit und altersübergreifend als sehr gering einzustufen.<sup>1114</sup> 1953 war es beispielsweise so, dass Bundesminister den Jugendlichen eher unbekannt waren, sie die Namen des Bundeskanzlers und -präsidenten und auch den Bundesrat und Bundestag im Wesentlichen kannten. Bundesländer waren weniger präsent, und über die „deutschen Länder bzw. Provinzen östlich der Oder-Neiße“ zeigten sich am ehesten noch die sogenannten Flüchtlingskinder informiert.<sup>1115</sup> Bei den Antworten auf eine der wenigen Fragen, die ganz pauschal eine politische Einschätzung verlangte, fällt auf: 47 Prozent der Befragten glaubten 1954

<sup>1114</sup> Vgl. u.a. Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 161-167, S. 95-96.

<sup>1115</sup> EMNID I, S. 296-301, Frage zu den Ostgebieten nur in EMNID II, S. 254-256.

nicht, dass die Bundesregierung genügend für die Jugend tue, während 45 Prozent die Frage „Glauben Sie, dass von der Bundesregierung genügend für die Jugend getan wird“ bejahten; lediglich 8 Prozent machten keine Angaben. Dies erstaunt, denn es deckt sich nicht mit der oben dargestellten Beobachtung, die Jugendlichen seien politischen Fragen gegenüber vorsichtig oder gänzlich ohne Meinung. Die Mädchen, die Jüngeren und die auf dem Lande Lebenden gaben der Bundesregierung hier leicht bessere Noten. In der Anschlussfrage, was denn konkret verbessert werden könne, ragen lediglich heraus: „Ausbildungsmöglichkeiten verbessern“ (12) sowie die „Förderung von Sport“ (8). Doch auch Verfechter eines Jugendschutzes finden sich hier, mit immerhin 5 Prozent beinhaltet diese Kategorie jedoch so unterschiedliche Vorstellungen von Jugendschutz wie „mehr Aufklärung“ und „mehr Freizeit, mehr Arbeitszeitverkürzungen“ bis hin zu „schlechte Filme verbieten“ und „Jugendliche dürfen sich nicht auf dem Tanzboden herumtreiben“ zusammen.<sup>1116</sup>

Trotz all dieser Einzelbefunde stellt sich insgesamt heraus, dass Alter – im Vergleich zu späteren Zeiten – als Variable von geringer Bedeutung war, wenn es um politisches Interesse und politische Aktivität ging. Das relative Desinteresse an Politik einte Jung und Alt, was nicht wenige Beobachter irritierte.<sup>1117</sup> Oder sollte man sagen: Die normative Erwartung jugendlichen Abweichens wurde enttäuscht? Der Einfluss von Alter auf die politische Einstellung wird in der Bundesrepublik zwar insgesamt als evident angesehen, ist jedoch mit der Schichtungsstruktur querlagert und hat deutliche Hochphasen gehabt, insbesondere in den 70er und Anfang der 80er Jahre.<sup>1118</sup> So konnte auch Allerbeck über eine Re-Analyse der wenigen Stellungnahmen zu politischen Streitfragen in den 50er Jahren nachweisen, dass sich die Variable Alter in dieser Zeit nicht signifikant auf das Antwortverhalten auswirkte. Dies entspräche ja auf den ersten Blick der von Schelsky diagnostizierten Ununterscheidbarkeit zwischen jugendlichem und erwachsenem Verhalten. Es irritiert aber gleichermaßen, wenn man sich die Entwicklung im Zuge der Studentenbewegung und Fundamentalpolitisierung Ende der 60er Jahre vergegenwärtigt. So deutlich wie im politischen Verhalten bzw. der politischen Einstellung findet sich diese Kongruenz allerdings in wenigen anderen Fragefeldern wieder.

Zusammenfassend kann zu diesem Komplex festgehalten werden, dass die Ergebnisse zur politischen Einstellung die westdeutschen Jugendlichen mehrheitlich als indifferent erscheinen lassen. Im Verlauf der folgenden Jahre stieg das politische Interesse von Jüngeren an, blieb aber insgesamt damals wie auch später hinter dem der Älteren zurück wie auch nach der Bildungsexpansion noch das weibliche Interesse hinter dem männlichen bestehen blieb. Der unter methodischem Vorbehalt vorgenommene längsschnittliche Vergleich über 40 Jahre von Ursula Hoffmann-Lange konnte außerdem neben Periodeneffekten wie z.B. 1989 auch den Politisierungsschub der Kohorte der 1940-1959 Geborenen in den 70er Jahren nachzeichnen – was unter

---

<sup>1116</sup> EMNID II, S. 259-260.

<sup>1117</sup> Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 321-408.

<sup>1118</sup> Dies wurde deutlich gemacht von Allerbeck, Demokratisierung, S. 49-66.

anderem mit dem gewachsenen Bildungsniveau korreliert, wenn auch weniger stark als gewöhnlich.<sup>1119</sup>

Ursprung und lange Zeit auch thematischer Schwerpunkt der Umfragen war die Frage nach politischer Informiertheit und der Einstellung gegenüber der Demokratie. Insofern sind die aus dem empirischen Material hervorgegangenen soziologischen Analysen, unbenommen ihrer vielfach beachtlichen Differenziertheit, vor allem von ausländischen Beobachtern mit eben diesem Hauptaugenmerk rezipiert worden – auch wenn die Agenda der Umfragen zunehmend viel allgemeiner auch auf Kultur-, Bildungs- und immer stärker auch auf Freizeitfragen abzielte. Das Bild, das die westdeutsche Forschung auf dem politischen Gebiet vermittelte, war in erster Linie Entwarnung. In dieser Interpretation ist unter anderem auch die Beschreibung der skeptischen Generation zu lesen. Sie ist zwar auch Schelskys markante Positionierung im interdisziplinären Jugendsdiskurs, gesamtgesellschaftliche Analyse, soziologisches Methodenmanöver und zum Teil sogar persönlich-biografisch motivierte Rechtfertigung. Aber sie ist eben auch das wissenschaftlich abgesicherte Zeugnis, dass die deutsche Jugend von allen totalitären, nationalistischen, ideologischen Indoktrinationen „geheilt“ sei und dass man somit beruhigt in die (west-)deutsche Zukunft schauen könne.<sup>1120</sup>

#### 4.1.2 Vorbilder / Werte

*Jedem steht in dieser Zeit ein Bild von dem vor der Seele, was er werden soll; nicht als abstrakte Formel eines kategorischen Imperativs, sondern als das plastische Bild einer idealen Form der eigenen Seele.*<sup>1121</sup>

Die besorgte Frage nach Vor- und Leitbildern gehört zu den Klassikern der Jugendpsychologie, die formative Kraft von Idealbildern ist beim philosophischen Nachdenken über Bildung schon lange konstitutiv – man denke nur an das Hegelsche „Zu-sich-kommen“ –, und es hat besonders in Krisenzeiten Konjunktur. Lagen auch 1945 Eugen Kogon zufolge sämtliche „Idole und Ideale in Trümmern“<sup>1122</sup>, die existenzielle Notwendigkeit von Vorbildern zum Zwecke der Identifikation und Orientierung für die Adoleszenzphase wurde von Seiten der Entwicklungspsychologie immer noch als unbestritten vorausgesetzt, und auch in der Pädagogik haben Vorbilder im Sinne von

---

<sup>1119</sup> Vgl. Ursula Hoffmann-Lange, Der fragwürdige Beitrag von Jugendstudien zur Analyse von Trends in der politischen Kultur, in: Hans Merckens/Jürgen Zinnecker (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 3, Opladen 2003, S. 187-210.

<sup>1120</sup> Ein anderer interessanter Aspekt, nämlich die Vermutung eines indirekten Appells von Jugendforschern an ihren Untersuchungsgegenstand selbst, im Sinne eines „So seid Ihr!“ muss hingegen spekulativ bleiben. Die These von Abels, dass Jugend immer stark auf Bilder reagiert, die Wissenschaft über sie produziert, ist grundsätzlich plausibel. Und speziell in der politischen Demoskopie, die im Vorfeld von Wahlen eine breite Öffentlichkeit erreicht, ist die meinungsprägende Komponente unbestritten, sodass zumindest Rückkoppelungsprozesse auch in der empirischen Jugendforschung vermutet werden können, wenngleich eher in Form eines „doppelt vermittelten“ Einflusses. Denn beim „Forschungsgegenstand“ selbst kamen die Umfrageergebnisse ja nicht direkt, kaum in der selektiv verarbeiteten medialen Form an, sondern erst nachdem diese einen Einfluss auf Lehrer, Eltern, Politiker oder Sozialarbeiter ausgeübt hatten und diese Erkenntnisse dann Implikationen für die Praxis hatten. In anderen Zusammenhängen (PISA) gilt dies heute noch deutlicher.

<sup>1121</sup> Eduard Spranger, hier zitiert von Thomae, Vorbilder, S. 2.

<sup>1122</sup> Eugen Kogon, Die restaurative Republik. Zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (=Gesammelte Schriften, Bd. 6), Weinheim/Berlin 1996, S. 280.

nachahmenswerten Modellen ihre zentrale Funktion, und zwar in beide Richtungen: positive, die für die sittlich-moralische Entwicklung Jugendlicher als förderlich angesehen werden, und negative, die das Gegenteil dieser Werte personifizieren.<sup>1123</sup>

Bedenkliche oder doch zumindest suspekte Vorbilder – das waren in dieser Zeit die neuen Stars aus der Film- und Musikbranche. In den Zeitungen und Zeitschriften wandten sich Kulturkritiker verschiedener Couleur gegen den Starkult um Schauspieler und Musiker, wie er den Jugendlichen als Hauptzielgruppe über die neuen medialen Verbreitungswege Jugendzeitschriften, Konzerte, Musikfilme und Radiosendungen angeboten wurde. Angeblich 800 von sogenannten „Star-Clubs“ mit insgesamt über 130.000 Mitgliedern existierten 1958 als Fan-Zusammenschlüsse, getragen wurden diese vor allen Dingen von weiblichen Mittelschicht-Jugendlichen.<sup>1124</sup> Thema der Jugendschutzdebatten waren jedoch auch die in den Schundheften propagierten Vorbilder, hier mit besonderem Fokus auf Geschlechterbilder. Denn dort sei es „jedenfalls nicht die Mutter, die Krankenschwester, die treue Magd, die Heilige, sondern die Modepuppe, das ‚Fräulein Nummer‘, die Revuetänzerin, die ‚Schönheitskönigin‘“, die als vorbildlich dargestellt wurden.<sup>1125</sup> Man ging damit grundsätzlich von einer Fragilität der jugendlichen Wertesysteme aus. Der junge Mensch wisse eben noch nicht, „worauf es im Leben wirklich ankommt“, er versuche, „mit allen Sinnen das Leben zu erfahren und zu genießen, zugleich sucht er aber auch nach Verhaltensvorbildern“. <sup>1126</sup> Diskurse über richtige und falsche Ideale, in den Begriffen „Idole“/„Stars“ negativ konnotiert, stehen dann auch häufig in direktem Zusammenhang mit dem Ruf nach Jugendschutz. So galt der Starschnitt von Brigitte Bardot in der BRAVO dem rheinland-pfälzischen Sozialministerium 1959 als „falsches Leitbild“ und damit jugendgefährdend, sodass es eine Indizierung bei der Bundesprüfstelle beantragte.<sup>1127</sup> Angesichts solcher öffentlicher Kritik stellten Beobachter stellvertretend die Gegenfrage, ob denn dieses Übel der Freizeitindustrie in der Konsumlenkung wirklich so groß sei und vergleichbar mit der „Roten Schablone“ jenseits des Eisernen Vorhangs,

---

<sup>1123</sup> Vgl. Horst Schaub/Karl G. Zenke (Hrsg.), Handwörterbuch der Pädagogik, München 1995, S. 329. Laut Wörterbuch wird als Vorbild eine Person als Modell gewählt, die „fesselt“, „ergreift“ oder aufgrund seiner sozialen Macht, die er besitzt (Eltern, Lehrer, Politiker), wohingegen Idole in Person eines oft fanatisch verehrten Stars als „Ersatz“ für nachahmenswerte Vorbilder gewählt werden; S. 159.

<sup>1124</sup> Zahlenangabe bei Heigert, Typ, S. 117.

<sup>1125</sup> Wolfgang Metzger, Was ist jugendgefährdend?, in: Jugendliteratur 3 (1957), H. 10, S. 443-458; S. 450-451.

<sup>1126</sup> Ulrich Beer, Jugend zwischen Waren und Werten. Konsumerziehung gegen Konsumzwang, Stuttgart 1964. Dass Beer in seinem vom Deutschen Sparkassenverlag herausgegebenen Buch in seiner Forderung nach Konsumerziehung unter anderem empfiehlt, den Jugendlichen frühzeitig einen „Überblick über die Möglichkeiten des Sparens und Geldanlegens“ mit auf den Weg zu geben, ist ein eher skurriles Beispiel für die Probleme der Auftragsforschung.

<sup>1127</sup> Nach Maase, BRAVO, S. 111. Es ist, wie in Kap 2.2.4 gezeigt, nicht untypisch, dass die Begründungen für Jugendschutzmaßnahmen von Bund und Ländern kultureller und medienkritischer Art sind. Die desolante Situation der Jugend nach dem Krieg ist, den Leitlinien für die Landesstelle der Aktion Jugendschutz in Baden-Württemberg zufolge, nur sekundär in der materiellen Not zu sehen, sie „ergeben sich aus unseren sozialen Nöten, wobei Flüchtlingselend, Vaterlosigkeit und Wohnungsnot eine bedeutende Rolle spielen, vor allem aber auch aus der rücksichtslosen Indienstnahme der Mittel des technischen Fortschritts durch das Vergnügungs- und Unterhaltungsgewerbe und die entsprechenden Industriezweige, sowie die Unachtsamkeit und Verantwortungslosigkeit breiter Kreise der Erwachsenen.“ Aktion Jugendschutz Baden-Württemberg 1956, S. 1.

oder ob man hier nicht das kleinere Übel beobachte und man sagen müsse: „Lieber ‚twisten‘ als ‚marschieren‘.“<sup>1128</sup>

Bei den Antworten in den Umfragen dominieren eindeutig die Vorbilder aus der Familie oder Schule. Personen, die nicht aus dem persönlichen Umfeld stammen, werden nicht einmal zu einem Viertel genannt. Lediglich 13 Prozent geben Personen als Vorbild an, die man grob als Bühnen- oder Sportstars bezeichnen könnte. Aber rund 40 Prozent können oder wollen 1954 überhaupt kein Vorbild angeben.<sup>1129</sup> Für etliche Beobachter ein alarmierender Wert: Zum neuen Typ der „individualistischen“ Jugend gehöre es offenbar, dass paradoxerweise deren einziges Ideal sei, kein Ideal mehr zu haben, so Georg Reimann im Anschluss an die EMNID-Befragung 1953.<sup>1130</sup> Und so konnte Schelskys Bild der skeptischen Generation mit ihrer Traditions-, Ideal- und Ideologielosigkeit tatsächlich als ein „Gegenprogramm von Jugend“<sup>1131</sup> funktionieren, das Pädagogen provozierte.

Die Begründungen für die jeweilige Vorbildwahl lassen sich folgendermaßen kategorisieren:

**TABELLE 34 Begründungen für die Vorbildwahl 1954**

„Weshalb?“ (= Anschlussfrage an: „Jeder von uns hat so etwas wie ein Vorbild. Wem möchten Sie am liebsten gleichen?“; an die 60% Befragten, die ein Vorbild nannten)

Begründung	%
Haltung und Charakter	20
- Güte, Ausgeglichenheit	9
- Vorbildlich; „ganzer Kerl“	7
- Anständigkeit, Gerechtigkeit	3
- Humor	1
Wissen und Können	16
- Tüchtigkeit	13
- Klugheit/Wissen	3
Sympathiekundgabe	8
- Sympathie, Bewunderung, Verbundenheitsgefühl	8
Leistung und Erfolg	8
- Leistung und Erfolg (allgemein)	5
- Sportliche Leistung	3
Äußere Merkmale	5
- Schönheit/Ruhm	5
k.A.	3

(EMNID II, S. 176)

Insbesondere der Spitzenwert für „Tüchtigkeit“ ist bezeichnend, kann diese doch, über alle Sozial- und Bildungsgrenzen hinweg, als die Kardinaltugend der Wiederaufbau- und Wirtschaftswundergesellschaft gelten. Und dies entspricht in Verbindung mit „Fleiß“, „Arbeitsamkeit“ und „Streb-samkeit“ auch dem Selbstbild, das die Mehrzahl der Westdeutschen von sich hatte.<sup>1132</sup>

Wenn schon direkt nach dem Zweiten Weltkrieg Elisabeth Noelle fragen ließ: „Glauben Sie, daß der Erfolg im Leben hauptsächlich vom Glück abhängt, von der Tüchtigkeit, von guten Be-

<sup>1128</sup> Pfaff, Welt, S. 127.

<sup>1129</sup> EMNID II, S. 171.

<sup>1130</sup> Georg Reimann, Verderbt – Verdammt – Verraten? Jugend in Licht und Schatten, Schmiden 1955, S. 12.

<sup>1131</sup> Fend, Sozialgeschichte, S. 205.

<sup>1132</sup> EMNID-Informationen 9, 44 (1957) und dies unabhängig von der Bildungsschicht: Erfolg im Leben hängt nach den in der Frankfurter Studie befragten Studenten zu 83 Prozent von der „Tüchtigkeit“ ab, vgl. Stifterrat, Bild, S. 29.

ziehungen oder von ererbtem Besitz?“ – und 85 Prozent der befragten Jugendlichen in Tüchtigkeit den Hauptfaktor für Erfolg sahen, hätte man dies noch den als unstrukturiert wahrgenommenen Nachkriegsverhältnissen zuschreiben können.<sup>1133</sup> Die Persistenz dieser Einstellung bis Mitte der 60er Jahre macht den Wert dann aber zu einem lange Zeit allgemeingültigen – und zwar über alle Altersgrenzen hinweg. Nur wenige kritische Stimmen sahen in der starken Fixierung auf Fleiß und Arbeitsbereitschaft einen „Taumel maßloser Tüchtigkeit“.<sup>1134</sup> Tüchtigkeit als quasi sozial- und bildungsunabhängige „deutsche“ Eigenschaft (womöglich gleichzeitig auch als Rechtfertigung für soziale Ungleichheit) kollidiert überraschenderweise dann in der späteren 1965er Befragung mit der überdeutlichen Ablehnung des Statements, dass sich Tüchtigkeit auch mit Volksschulbildung durchsetzt. Hier hatte sich offenbar ein breites Bewusstsein für die durch Bildung eingeschränkte soziale Mobilität herausgebildet.<sup>1135</sup>

Allen Unkenrufen einer konsumorientierten Jugendkultur zum Trotz galt unter den Jugendlichen das Sparen als eine wesentliche von den Eltern übernommene Kardinaltugend, sodass sich auch Konsumorientierung strukturell kaum von dem der Erwachsenen unterschied: Man träumte von und sparte auf langlebige Konsumgüter wie den Fotoapparat oder dem Auto und hielt sich bei den alltäglichen Ausgaben für Freizeit zurück.<sup>1136</sup>

Bei der dritten EMNID-Untersuchung 1955 hatten schon deutlich weniger Jugendliche ein Vorbild genannt als in den Jahren zuvor, nämlich nicht einmal jeder Zweite. Dies mag eventuell mit der veränderten und weniger suggestiven Fragestellung („Haben Sie ein Vorbild, dem Sie ungefähr gleichen möchten?“) zusammenhängen.<sup>1137</sup> Zu vermuten wäre auch ein Reihfolgeeffekt: So kommt die Frage nach dem Vorbild in EMNID III im Fragebogen, unmittelbar nachdem nach der Begründung für die Präferenz einer entweder selbstständigen oder abhängigen Berufsposition gefragt worden war.<sup>1138</sup> Trotzdem: Vielleicht bezeichnet diese Entwicklung einen Trend, dass Vor-

---

<sup>1133</sup> Vgl. Institut, Jugendbefragungen.

<sup>1134</sup> Paul Schallück, Von deutscher Tüchtigkeit, in: ders., Zum Beispiel. Essays, Frankfurt a.M. 1962, S. 8-10: „Werfen wir einen Blick auf unser Land: da wimmelt und brodeln es, da wird geschafft, geleistet, da ist in Staub- und Schweißwolken die deutsche Tüchtigkeit tüchtig am Werk. Autos rasen durch die Städte, Häuser schießen aus dem Boden, Strassen werden durchs Land gekerbt, Brücken von Ufer zu Ufer geschlagen, durch Stahlgerüste pfeift der Wind, schon morgen sind sie verkleidet, Hämmern, Rattern, Gebrodel bei Tag und Nacht. Welch Schauspiel! Aber ach - ist man dieses Schauspiels müde geworden, dann fragt sich der Betrachter: was tut das deutsche Volk sonst noch? Darauf eine Antwort zu finden ist nicht leicht. Es schafft und arbeitet unaufhörlich, es rafft und will vorwärts kommen, ohne zu fragen – wohin? Es gönnt sich keine Ruhe, jeder will der Erste sein und den anderen hinter sich lassen. Dieses Volk hat zu viel getan des Guten. Es arbeitet, schuftet und schwitzt auf Kosten des Lebens, der Lebensart...“

<sup>1135</sup> Zu den Auffassungen über ein dominantes Thema der 60er Jahre, nämlich Bildung und Bildungschancen, hier: EMNID 1965, v373: „Über eine gute Ausbildung für Leben und Beruf gibt es verschiedene Meinungen. Ich habe Sie hier aufgeschrieben: a) Tüchtigkeit setzt sich auch mit Volksschulbildung durch.“ Nur etwa jeder Vierte sieht dies so. 70,2 Prozent glauben nicht (mehr) daran.

<sup>1136</sup> Vgl. Scharmann, Konsumverhalten, S. 39-60.

<sup>1137</sup> EMNID III, S. 35. In den Methodenausführungen zu EMNID II wurde die absichtlich suggestiv formulierte Vorbildfrage noch als ideal angesehen, um die Antwortbereitschaft zu erhöhen: „Jeder von uns hat so etwas wie ein Vorbild. Wem möchten Sie am liebsten ungefähr gleichen?“

<sup>1138</sup> Fragebogen in EMNID III, S. 29.

bilder in der Reflexion zum eigenen Sozialisationsprozess an Bedeutung einbüßen – was durch spätere Untersuchungen bestätigt wird.<sup>1139</sup>

Eine ähnliche Form, Idealbildung über Personen zu messen, lief über die Frage nach den „bewunderten Persönlichkeiten aus der deutschen Vergangenheit“. Hier lag Bismarck eindeutig vorne. Friedrich der Große, Hitler und Goethe folgten mit Abstand.<sup>1140</sup> Die Tatsache, dass Ober- und Hochschulgebildeten hier mehr einfiel, unterstreicht den Wissenscharakter der Frage. Andere, wie der Thomae-Schüler Glöckel, versuchten 1956 eine Vorbildstudie aus dem Jahr 1932 zu wiederholen. Sein Fazit: Es hat sich überraschend wenig geändert, die Reihenfolge und Häufigkeit der Idealgruppen ist gleich. Am meisten werden die Menschen aus der nahen Umgebung als positives Ideal genannt, dann Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart.<sup>1141</sup> Dabei stand in den 50ern die Frage im Raum, ob das Vater-Vorbild im Schwinden begriffen sei. Vaterlosigkeit als „abendländisches Schicksal“ ist auch ein zentraler Topos weit über die Jugendschutzdebatten der 50er Jahre hinaus. Ein Kind, so kann man exemplarisch zitieren, das – sei es durch den Tod des Vaters oder durch den Verlust von dessen Autorität – ohne die „Schutzmacht des Vaters aufwächst“, hat es „außerordentlich schwer, dem Andrang der Triebwelt zu widerstehen“.<sup>1142</sup> Und der Halbstarke wäre demnach je nach Lesart erstes Opfer oder erster Profiteur eines „Kontroll-Lochs“ durch die temporäre oder permanente Abwesenheit der Väter.<sup>1143</sup> Anders argumentierte übrigens René König, der zwar auf die daraus resultierende ökonomische Notlage der Familie hinwies, die Bedeutung der Mutter für die „Aufrechterhaltung der Familie“ höher einschätzte, ihr Verlust ziehe eine größere moralische Gefährdung nach sich. Die autoritär-patriarchalische Vaterhaltung interpretierte König als Zeichen von Schwäche, als Surrogat „wirklicher Autorität“, generell seien die „Gewaltverhältnisse des Vaters gegenüber Weib und Kind“ im Verschwinden begriffen.<sup>1144</sup> Etwas später sprach Ludwig von Friedeburg etwas vorschnell von einem grundlegenden Wandel in der Erziehung: weg von Subordination, hin zu einer neuen „Kollegialität“.<sup>1145</sup> Alexander Mitscherlichs „Vaterlose Gesellschaft“ von 1961 stand als Schlagwort Pate und wurde, auch wenn es mit einer anderen Intention geschrieben worden war, auf wohlstandsverwahrloste und ohne rechte Erziehung aufgewachsene Jugendliche gemünzt. Mitscherlich konstatierte dort eigentlich eine ungesunde Affirmation, das Verschwinden eines konfliktreichen und produktiven Reibens an er-

---

<sup>1139</sup> So Pfeils Untersuchung 1964, in der 23-Jährige aus Hamburg rückblickend auf ihre Schulzeit nur zu 40 Prozent ein Vorbild nennen konnten. S. 125-126.

<sup>1140</sup> Konkret lautete die Fragestellung „Welche Persönlichkeit aus unserer deutschen Vergangenheit bewundern Sie am meisten?“ Bismarck nannten 13, Friedrich 6, Hitler 5 und Goethe 4 von hundert Befragten. EMNID II, S. 165-170.

<sup>1141</sup> Berichtet von Thomae, Probleme, S. 31-32.

<sup>1142</sup> Büntrop, Probleme, S. 11-12.

<sup>1143</sup> Fischer-Kowalski, Halbstarke, S. 61-62. Von einer „Kontroll-Lücke“ war übrigens schon im Bezug auf das Kaiserreich die Rede gewesen. Diese wurde gesehen in der Phase zwischen „Schulbank und Kasernentor“, die es dem männlichen Arbeiterjugendlichen ermöglichte, unkontrolliert von erwachsenen Instanzen über die Schwelle zu schlagen. Vgl. Peukert, Halbstarke, S. 534-535.

<sup>1144</sup> Vgl. König, Familie, S. 188-190; S. 159.

<sup>1145</sup> Von Friedeburg, Verhältnis, S. 178. Matthias Grundmann, Generationenbeziehungen in der Jugend sozialisationstheoretisch beleuchtet, in Merckens/Zinnecker, Jahrbuch Jugendforschung 2004, S. 109-128.



wachsenen Bezugspersonen, einen Generationskonflikt, der sich verflüchtigt habe und der eine „unheilige Allianz zwischen paternalistischer Autorität und Konsumismus“ nach sich ziehe:

*In der unübersichtlichen Massengesellschaft hat diese autoritäre Form der Eingewöhnung in das soziale Feld aber eine unerwartete Antwort gefunden, nämlich eine Stärkung der Abhängigkeitsbestrebungen und eine Bejahung der Unmündigkeit. Das faktische Gegenbild zu den für unsere Zeitläufte charakteristischen Helden der Massen sind die ‚initiativarmen‘ Frühpensionäre, die in ihren Wohlfahrtsstaaten nie flügge werden wollen.*  
<sup>1146</sup>

In der EMNID-Befragung nach „Grundeinstellungen und Orientierungsmaßstäben“ nannte 1961 dann nur noch ein Drittel eine positive Antwort auf die Frage: „Gibt es für Sie ein persönliches Vorbild oder einen Idealtyp?“<sup>1147</sup> Bei diesen 15-20-Jährigen trägt höchstens ein höherer Bildungshintergrund leicht dazu bei, persönliche Vorbilder und Idealtypen zu nennen. Deutlich häufiger weiß man einen Menschen oder Typen, dem man „gar nicht ähnlich werden möchte“.<sup>1148</sup> Offen abgefragte Begründungen für die Vorbild- bzw. Negativbild-Wahl ergeben wörtliche Nennungen mit weiter Streuung und geringer Aussagekraft. Kaum konkreter wird es durch die im Grunde genauere Fragestellung nach „Eigenschaften an Menschen, die man besonders schätzt“. Hilfsbereitschaft, Kameradschaftlichkeit, Offenheit und Ehrlichkeit gehören, unabhängig von Altersgruppe oder Geschlecht, zu den Top-Nennungen.

1965 schließlich fiel die Frage nach den Vorbildern, nach den Menschen, „denen man ungefähr gleichen will“ ersatzlos und ohne weitere Begründung weg. Stattdessen wurde versucht, die Jugendlichen ihre Sozialisationsfaktoren selbst beurteilen zu lassen und zu sagen, von wem sie „Wichtiges gelernt“ haben.<sup>1149</sup> Die genaue Fragestellung lautete: „Wo haben Sie eigentlich Dinge gelernt, die Ihnen heute für das Leben wichtig erscheinen?“ Antworten nach Liste, Elternhaus und Schule dominieren, Gleichaltrigengruppen oder Medien kommen als Antwortmöglichkeit überhaupt nicht vor. Und allein das intensive Fragen danach erscheint als ein Indikator für einen wesentlichen Umbruch dieser Zeit: Die Produzenten von Jugend waren im Begriff, sich grundlegend zu ändern: Die Situation von vor 1945 muss als Ausnahme gesehen werden, in der der Staat bzw. die Partei das Monopol beanspruchte, die heranwachsende Generation zuzurichten, und dabei traditionelle Sozialisationsinstanzen zurückdrängte. Nach Wiederfindungsphase und Restitution des Bildungssystems wurde versucht, die traditionellen Konstrukteure der Bildungsinstitutionen, der Kirche und vor allem der Familie wieder in ihre alten Positionen zu verhelfen. Die Familie als „Gruppe besonderer Art“ (König), die emotionale Verbundenheit garantiert, das Schulsystem noch vor der Phase der zeitlichen Ausbreitung mit für alle Beteiligten klarer Platzierungsmacht waren aber bei genauem Hinsehen doch eher Sozialisatoren von Kindern und Gymnasiasten. Die Definition dessen, was Jugend ist, die Kompetenz, wer sie prägt, und die Ver-

---

<sup>1146</sup> Mitscherlich, Weg, S. 321.

<sup>1147</sup> EMNID 1961, S. 1.

<sup>1148</sup> 40prozentige Nennung, vor allem in den Eigenschaften „Unehrllich/hinterhältig/egoistisch“ (freie Angabe), EMNID 1961, S. 17-21.

<sup>1149</sup> EMNID V, v364-v371.

fügung darüber, was sie darf, war aber schon nach einigen Jahren nicht mehr ganz so eindeutig. Der Wechsel des „Aktivierungs- und Kontrollparadigmas“<sup>1150</sup> vollzog sich vergleichsweise schnell. Die direkte Verfügungsgewalt schwächte sich ab, der Markt präsentierte Alternativenangebote in einem gewissen Vakuum, das dadurch entstanden war, dass in der Nachkriegszeit „das schlechte Gewissen der Älteren“ im Verbund mit der „Skepsis der Jüngeren“ die Propagierung von lebenden personalen Vorbildern verhindert hatte.<sup>1151</sup> Neu hinzu kamen die Identifikationsangebote der Werbung, kommerzielle Stars und ihre Medien. Poster mit den Lieblingsmusikern oder -schauspielern dringen in die Privaträume ein, die BRAVO und andere Jugendzeitschriften beraten, welche Idole zu wählen sind. Gleichzeitig ist aber plausibel, dass solche Angebote erst dann normativ werden, wenn sie durch die Bezugsgruppen im engeren Sinne (Familie, Peers, Freund/Freundin) anerkannt werden.<sup>1152</sup> Je größer der Wirkungsbereich altershomogener Gruppen ist, desto einflussreicher sind die Peers – und diese Gruppen entstehen nach Eisenstadt ja am ehesten dort, wo sich die Wert- und Normmuster der Gesellschaft von denen der Familie unterscheiden. Wohlgermerkt: Das ist ein Erklärungsansatz aus den USA, der in Westdeutschland gerne aufgenommen wird, ohne genauer auf die besseren Voraussetzungen hinzuweisen, die in den USA für die Herausbildung informeller altershomogener und gemischtgeschlechtlicher Gruppen herrschten.<sup>1153</sup>

Die zentrale Frage im Komplex Vorbilder ist auch hier: Löst sich Jugend von vorhandenen Idealen? Lassen sich demzufolge generationsspezifische Werte ablesen und beschreiben? Lässt sich zeigen, dass neue Sozialisationsagenturen (Massenmedien und moderne Freizeitindustrie) nicht nur den Lebensstil, sondern schon den Wertehorizont der Heranwachsenden prägen? Vom Rumoren eines herannahenden Generationenkonflikts oder einer Kollision von alten und neuen Werten ist in den Antworten auf die Fragen in diesem Bereich jedenfalls wenig zu lesen. Dies kann zwei Gründe haben: Entweder waren diese Konflikte bis Mitte der 60er Jahre tatsächlich nicht (mehr) vorhanden oder sie waren nur bei marginalen Gruppen existent, sodass diese in den Häufigkeitsverteilungen schlichtweg „untergehen“ – das alte Problem nicht sichtbarer „Trägergruppen“ einer Jugendgeneration und der Tatsache, dass Umfragen in dieser heruntergebrochenen Form ungeeignet sind, so etwas darzustellen. Und schließlich ist zu trennen zwischen Gesamtgesellschaft und Familienalltag, wie dies auch Tenbrucks Eindruck 1963 ist: Wiewohl sich die Jugend zur „Teilkultur“ entwickle, habe sich das Verhältnis der Generationen in den Familien entschärft.<sup>1154</sup>

---

<sup>1150</sup> Zinnecker, Jugendkultur, S. 85.

<sup>1151</sup> Hartmut M. Griese, Personale Orientierungen im Jugendalter – Vorbilder und Idole, in: Sander, Jugend, S. 211-253; S. 230.

<sup>1152</sup> Vgl. Friedhelm Neidhardt, Gesellschaftliche Wirkungen der Massenmedien, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 9 (1964), S. 210-234.

<sup>1153</sup> Als Ausnahme: Luetkens, Bemerkungen, S. 175.

<sup>1154</sup> Vgl. Tenbruck, Väter, S. 136.

#### 4.1.3 Arbeitseinstellung / Aufstiegsorientierung

Arbeit ist in der frühen Bundesrepublik ein Wert „an sich“ und auch ein ganz zentrales Thema in den Jugendstudien. Die abgefragte Arbeitseinstellung der Jugendlichen (immerhin sind 4/5 der Befragten 1955 berufstätig!), lässt eine durchaus pragmatische Einstellung erkennen. Die dominante Funktion der Arbeit lag demnach im Gelderwerb, eine Prioritätensetzung, die einige Beobachter, besonders im Hinblick auf die Arbeiterjugendlichen enttäuschte. Karl Bednarik schrieb zur veränderten Einstellung des jungen Arbeiters – ungefähr drei Jahre vor dem Halb-starken-Phänomen – dass dieser „die Arbeitswelt nur als die Basis seines Vergnügungslebens“ auffasse, nicht mehr an „großen sozialen Aufgaben“ Politik und Identifikation mit traditionellen Klassenbildern interessiert sei und sein „Klassenethos“ verloren habe.<sup>1155</sup> Orientiert sei dieser „neue Typ“ bzw. „Schlurf“ an amerikanischen Vorbildern, er neige zu modernen Tänzen und Musik, seinen kargen Wortschatz beziehe er aus den amerikanischen Filmimporten. Der neue Typ des „Kinoeingangsherumstehers“ falle durch „exzentrische Aufmachung“, „primitive Redeweise“ und „Kinolatein“ auf.

Nun sind schleichende Prozesse wie etwa eine „Entproletarisierung“ in den Umfragen kaum ablesbar. Der „Abschied von der Proletarität“ durch rasante Verbesserung der sozialen Lage ist aber zumindest realhistorisch erklärbar, wenn auch Teil des gesamtgesellschaftlichen Fahrstuhl-effekts.<sup>1156</sup> Die viel beachtete Studie, die die Schelsky-Gruppe 1953 mit 1.300 Hamburger Berufsschülern durchführte, bestätigt den „gefühlten Wandel“ in der vorherrschenden Arbeitermentalität. In dem Band „Arbeiterjugend gestern und heute“ wird herausgearbeitet, dass der Wunsch nach sozialem Aufstieg ein individueller, keiner für die gesamte Klasse ist. Vergleichsmaßstab ist hier ein vermutetes hohes Klassenbewusstsein in den 20er Jahren. Der Freizeitstil des Arbeiterjugendlichen, so ein zentrales Ergebnis, ist an den Wertvorstellungen des Kleinbürgers orientiert.<sup>1157</sup> Das traditionelle Distanzgefühl zur bürgerlichen Welt sei bei der jungen Arbeitergeneration ver-

---

<sup>1155</sup> Bednarik ist beliebtestes Angriffsziel der neueren Soziologie, die zunehmend auf quantitativ-empirische Methoden setzte. Für sie war Bednarik der Prototyp des aus der eigenen biografischen Erfahrung argumentierenden Forschers, der aufgrund von Einzelbeobachtungen epochale Typen entwirft, die aber nicht repräsentativ und somit völlig verzerrt sind. Unter anderem von Bracken, Meinungsforschung, S. 117. Dass der „neue Typ“ auch eine „alte Klage“ ist, betont Heinz Kluth, Arbeiterjugend – Begriff und Wirklichkeit, in: Arbeiterjugend gestern und heute, S. 16-174, insbes. S. 74-101. Vgl. auch Schildt, Zeiten, S. 174-175. Was bei der Diskussion um Bednariks Buch aber ebenfalls deutlich wird: Die Stimmen, die vor Dramatisierung in der Darstellung und Interpretation moderner Lebensstile warnen, sind zahlreich und einflussreich. Zwei einflussreiche Studien zum wahrgenommenen Wandel der Arbeits- und Lebensverhältnisse und des Selbstbildes des Arbeiters sind in dieser Phase: Mayntz, Schichtung; Heinz Popitz/Hans Paul Bahrdt/Ernst August Jüres/Hanno Kersting (Hrsg.), Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, Tübingen 1957.

<sup>1156</sup> Dazu zählt die de-facto Vollbeschäftigung, der Anstieg sozialer Sicherheit durch den schnellen Ausbau staatlicher Sozialleistungen (tarif- und rentenpolitische Neuerungen wie die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und dynamische Rente) sinkende Wochenarbeitszeiten, vor allen natürlich: die Entwicklung der Reallöhne nach 1949, und damit verbunden die gewachsene Kaufkraft, Wohneigentum etc. Vgl. Josef Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt a.M. 1984; Nolte, Ordnung, S. 351-377; Beck, Risikogesellschaft, S. 122. Vgl. zur Stabilität sozialer Ungleichheiten: Karl Martin Bolte/Stefan Hradil, Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1999<sup>7</sup>. Auch die geschlechtsspezifische Chancen- und Einkommensungleichheit bleibt deutlich: vgl. Braun, Konzept. Doch ist der Einschätzung zuzustimmen, dass ungleiche Konsumstile in Einrichtung, Kleidung, Massenmedien, persönlicher Inszenierung usw. „bei aller demonstrativen Unterschiedlichkeit die klassenkulturellen Attribute abgelegt haben“. Beck, Risikogesellschaft, S. 125.

<sup>1157</sup> Vgl. Kluth, Arbeiterjugend, S. 111-118.

mindert, mit dem Begriff des „Proletariats“ konnten die meisten Befragten in der 1953er-Erhebung schon überhaupt nichts mehr anfangen, was angesichts des zunehmenden Facharbeitertums auch wenig überrascht.<sup>1158</sup> Desweiteren stellte man fest, dass der alte Schichtungsbegriff verschwunden ist und der tiefe Graben zur bürgerlichen Welt so nicht mehr existiert, wobei man fragen muss, ob auch in diese Debatte der Systemgegensatz hereinspielt. Dergestalt, dass gezeigt wird, dass die Bundesrepublik entgegen der DDR-Sicht sich auf friedlichem Weg von der alten Klassengesellschaft verabschiedet hat – und dabei lediglich aufpassen muss, nicht in Materialismus oder „klein-familiären Gruppenegoismus“ zu verfallen.<sup>1159</sup> Dies ist zumindest bei Schelsky weniger scharf gemeint, als es klingt. Auch hier werden Leistungs- und Aufstiegsgedanke sowie materielle Orientierung grundsätzlich als systemkonform und positiv gesehen. An die Stelle einer Gruppenidentität tritt eine individuelle Aufstiegsmentalität – und dies steht auch für den gesellschaftlichen Wertewandel hinsichtlich eines Einsickerns der US-amerikanischen Mentalität. Und dieses individuelle Aufstiegsstreben gilt als grundsätzlich positiv, ungeachtet der kulturellen Vorbehalte („Kulturverflachung“), die zahlreiche westdeutsche Intellektuelle Amerika ja weiterhin entgegen brachten.

Mit Blick auf die relevanten Fragebatterien in den EMNID-Studien könnte man außerdem zusammenzufassen: Jugendliche Einstellungen liegen nicht jenseits von Klassen- bzw. Schichtunterschieden, aber ihre Aussagen sind schon lesbar im Kontext erodierender sozio-kultureller Milieus. Zur „klassischen Berufsethik“ kann man wenig sagen, zumindest wird aber schon das sichtbar, was man später „Gleichgewichtsethik zwischen Beruf und Freizeit“<sup>1160</sup> nennt. Also eher ein Normenwandel in dem Sinne, dass sich die vereinbarten Formen ändern, Prioritäten gesellschaftlich zu begründen und zu legitimieren. Jedenfalls ist aufschlussreich, welchen Raum die Einstellungen zu Arbeit und Beruf in den Jugendstudien einnehmen. Die Arbeitsgesellschaft der frühen Bundesrepublik thematisiert sich selbst und eine Differenz: Beruf wird im bürgerlichen Ideal als „Berufung“, von den Jugendlichen eher pragmatisch als das, was man aus seinen individuellen Möglichkeiten und der Schulbildung machen kann, gedacht.<sup>1161</sup> Der Beruf, so wurde hernach argumentiert, verlöre zunehmend den Status eines Lebensinhaltes und würde, ganz rational, als notwendig hingennommene Vorbedingung einer „schönen Freizeit oder eines behaglichen Lebens“ betrachtet.<sup>1162</sup> Die Einstellung zu Arbeit und Beruf – das ist wie immer auch eine Frage des Vergleichs. Nimmt man sehr alte Studien zum Vergleich, dann relativiert sich das Ausmaß materiellen Strebens: Nach EMNID II bezeichneten 8 Prozent Arbeit als „schwere Last“ bzw.

<sup>1158</sup> Vgl. Kluth, Arbeiterjugend, S. 146-149. Diese Befunde bestätigen Popitz/Bahrtdt, Gesellschaftsbild, S. 169.

<sup>1159</sup> Schelsky, Wandlungen, S. 161. Dennoch wäre bei solchen Themen kritisch zu fragen, inwieweit bei solchen Fragen Umfrageforschung zur Ideologieproduktion erhalten musste – man steuert über Frageauswahl und -formulierung. Politisch jedenfalls liegen solche Ergebnisse ganz auf Schelskys Linie, die bekanntermaßen alles andere als links war.

<sup>1160</sup> Elisabeth Noelle-Neumann/Burkhard Strümpel, Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse, München/Zürich 1984, S. 98.

<sup>1161</sup> Einiges zum Längsschnittvergleich bei diesem Thema beizutragen haben Noelle-Neumann/Piel, Generation.

<sup>1162</sup> Thomae, Verhältnis, S. 39.

„notwendiges Übel“ und ein Drittel als „Möglichkeit zum Geldverdienst“, 38 Prozent als „befriedigende Tätigkeit“ und 21 Prozent als „Erfüllung einer Aufgabe“ – Verschiebungen zu einer Untersuchung von Rudolf Regnet aus dem Jahr 1929 bestehen nur insofern, als Arbeit erfüllender wahrgenommen und Geldverdienst demgegenüber etwas in den Hintergrund getreten war, was auch als Ausdruck einer zunehmend stabilen volkswirtschaftlichen Situation gesehen werden kann.<sup>1163</sup> Gleichwohl weisen Beobachter immer wieder darauf hin, dass der Einkommensvorsprung der berufstätigen Jugend – am meisten dürften in der ersten Berufsphase die Ungelernten in der Lohntüte gehabt haben – eine gegenwärtige Gratifikation zuungunsten der Zukunftschancen ist, die Arbeiterkinder sich „im Einklang mit ihren Eltern häufig für den raschen Verdienst und damit gegen die für sie unüberschaubar langfristigen Investitionen einer akademischen Ausbildung“ entscheiden.<sup>1164</sup>

Diese Werte zum Arbeitsethos blieben auch in den folgenden Jahren des eigentlichen Aufschwungs stabil, ein Vergleich zur 1964er Befragung zeigt nur minimale Veränderungen.<sup>1165</sup> Ein Ausblick in die 80er Jahre macht dann aber – bei allen methodischen Vorbehalten<sup>1166</sup> – deutlich, wie relativ eine solche Einschätzung ist, wie besonders bei den männlichen Jugendlichen der schon in den 50er Jahren diagnostizierte Prozess einer negativeren bzw. instrumentellen Einstellung erst deutlich später einsetzt:

**TABELLE 35 Einstellung Berufstätiger zur Arbeit, Vergleich 1955 und 1984**

„Empfinden Sie Ihre Arbeit in erster Linie als schwere Last, notwendiges Übel, Möglichkeit, Geld zu verdienen, befriedigende Tätigkeit, Erfüllung einer Aufgabe?“ (15-24 J., einschl. Azubis, in %)

	Jugend 1955		Jugend 1984	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Schwere Last	1	1	3	2
Notwendiges Übel	6	8	17	11
Möglichkeit, Geld zu verdienen	29	35	38	32
Befriedigende Tätigkeit	40	36	26	33
Erfüllung einer Aufgabe	23	18	17	21
k.A.	1	2	-	-

(Fischer u.a., Jugendliche, S. 16)

Nur: Was ist hier Arbeit? Es ist ja zu vermuten, dass die Semantik von Arbeit aus der Zeit heraus eine andere als heute ist, sich auf dem Weg in die Dienstleistungsgesellschaft zum Beispiel gerade erst von der originären Verquickung zum Physischen löst. Das eigentlich Erstaunliche ist aber, dass die Werte für die Gesamtbevölkerung bei identischer Fragestellung sogar noch deutlich weniger idealistisch ausfallen, die Erwartungshaltung aber hinsichtlich jugendlichem Arbeitsethos

<sup>1163</sup> Diese Gegenüberstellung zitiert nach Udo Undeutsch, Die psychische Entwicklung der heutigen Jugend, München 1966, S. 61. Original: Rudolf Regnet, Das Arbeitserlebnis des Jugendlichen in der industriellen Großstadt, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie 39 (1931), S. 326-391.

<sup>1164</sup> Ralf Dahrendorf, Arbeiterkinder an deutschen Universitäten, Tübingen 1965, S. 18.

<sup>1165</sup> Blücher, Menschen, S. 44.

<sup>1166</sup> Erwähnt sei hier, neben der für Zeitreihen häufig ungünstigen, weil unterschiedlichen Alterseingrenzung, die unterschiedliche Frageformulierung und Antwortkategorien. Hier (Jugend '85) ist ein jugendlicher Bias anzunehmen, hervorgerufen durch die Quota-Stichprobe, dass Interviews vornehmlich im Bekanntenkreis durchgeführt wurden. Vgl. Klaus R. Allerbeck/Wendy J. Hoag, Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven, München 1986 und Fend, Soziologie, S. 236.

generell ein höheres ist: Bereits 1955 ist für 18 Prozent der Erwachsenen Arbeit die Erfüllung einer Aufgabe und nur für 28 Prozent eine befriedigende Tätigkeit.<sup>1167</sup> Eine weitere Replikationsstudie zum Arbeitsethos bei Allerbeck/Hoag unterstreicht den Bedeutungsverlust von Arbeit zwischen den 60ern und 80er Jahren:

**TABELLE 36 Arbeit und glückliches Leben 1962 und 1983**

*„Jeder Mensch hat seine eigene Auffassung darüber, was die Arbeit für sein Leben bedeutet. Können Sie mir sagen, welche dieser Ansichten Ihrer Auffassung von der Arbeit am nächsten kommt?“ (16-18 Jährige, in %)*

	Jugend 1962		Jugend 1983	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Auch ohne Arbeit könnte man ein glückliches Leben führen.	4	8,5	8,6	8,2
Etwas Arbeit gehört mit zu einem glücklichen Leben.	29,5	48,2	43	56,4
Ohne Arbeit ist ein glückliches Leben unmöglich.	50,4	33,4	43,2	32,6
Nur durch Arbeit wird man glücklich.	16,1	9,9	5,2	2,8

(Allerbeck/Hoag, Jugend, S. 70)

Dies deckt sich auch mit den bekannten Ergebnissen aus Längsschnittvergleichen auf Erwachsenenenebene. Demnach hat sich die Einstellung zur Arbeit zwischen den 50er und 80er Jahren für alle Altersgruppen fundamental relativiert: In den 15 Jahren zwischen ca. 1967 bis ca. 1982 entwickelt sich die mehrheitsfähige Vorstellung der angesprochenen „Gleichgewichtsethik“. <sup>1168</sup> Im Jugendvergleich lässt sich zwischen den Stellungnahmen während der entbehrungsreichen Zeit Anfang der 50er und der vergleichsweise saturierten Zeit Mitte der 60er Jahre erstaunlicherweise noch keine signifikante Veränderung feststellen. Es hält sich zumindest das, was Schelsky den „zivilisatorischen Bezug zur Arbeit“ genannt hat, als nüchterne Realisierung des Vertragsverhältnisses der Arbeit: Die funktionale Einordnung der Arbeit als ein Bereich neben anderen wird als positiver Fortschritt gesehen, da die notwendige „Distanzierung von Ganzheits- und Sinn-erfüllungsansprüchen“ die einzelnen Gebiete schlicht überfordere. <sup>1169</sup> Dabei ist zu bedenken, dass ein Drittel der 1955 bereits Erwerbstätigen ihren ursprünglichen Berufswunsch aus unterschiedlichsten Gründen nicht hat verwirklichen können. <sup>1170</sup> Als interessanter Nebenaspekt fällt in der NWDR-Studie 1953 die relativ enge Bindung zum Beruf auf, was angesichts der Tatsache, dass viele sich in der schwierigen Situation auf dem Arbeits- und Lehrstellenmarkt und aufgrund der elterlichen Entscheidungsgewalt ihren Beruf ja selten frei ausgewählt hatten. Ebenso überraschen die Arbeitsplatz-Flexibilität und die hohe Bereitschaft, den Betrieb zu wechseln. Dennoch sind von den in offener Frage erhobenen Sorgen die überwiegende Zahl dem Bereich „Beruf/Verdienst“ zuzuordnen. <sup>1171</sup>

Als mit hohem Arbeitsethos zusammenhängende zentrale Werte der frühen Bundesrepublik gelten Fleiß und soziales Aufstiegsstreben. Und das stark ausgeprägte persönliche Aufstiegsstreben war

<sup>1167</sup> Und 4 Prozent als schwere Last, 14 als notwendiges Übel und 35 Prozent als Möglichkeit, Geld zu verdienen; vgl. von Stackelberg, Souffleur, S. 186.

<sup>1168</sup> Vgl. Strümpel, der von „Gleichgewichtsethikern“ spricht, in: Noelle-Neumann/Strümpel, Arbeit, S. 9-10.

<sup>1169</sup> Vgl. Schelsky, Generation, S. 265-268.

<sup>1170</sup> EMNID III, S. 211.

<sup>1171</sup> NWDR, S. 93-106; S. 109.

der skeptischen Generation als eine der auffälligsten Verhaltensweisen zugeteilt worden. Weiterbildung ist aber eine der wenigen Kategorien, bei der das in den Umfragen angegebene Interesse größer ist als die tatsächlich ausgeführte Tätigkeit. An Veranstaltungen der Volkshochschule oder ähnlicher Einrichtungen nahmen nach eigenen Angaben 1954 insgesamt 16 Prozent teil, was zum Teil auch als prestigegesteuertes Antwortverhalten gewertet werden kann. Doch hinzu kam sicher auch ein weitverbreiteter Anspruch auf eine bessere Berufsposition, soziale Sicherheit und auf einen höheren Verdienst. Weiterbildung kann nämlich neben dem Sport und dem Kino als ein verstärkt jungendliches Freizeitfeld bezeichnet werden, wenn man sieht, dass der Anteil der unter 25 Jährigen an der Gesamtzahl der VHS-Klienten 1956 und auch 1962 bei über 50 Prozent lag.<sup>1172</sup> Als besonders fortbildungshungrig, indiziert durch Abendkurse, berufliche Fortbildung und Fachzeitschriften-Lektüre, kann der männliche Lehrling und Student gelten. Die Jugendlichen mit niedriger Schulbildung, für die die Volkshochschulen ja in erster Linie geschaffen worden waren, besuchten deren Kurse aber sehr viel seltener, als es ihre Altersgenossen mit Mittel- oder Oberschulabschluss taten.<sup>1173</sup> Das oft gelobte, manchmal als untypisch für Jugend und als „privatistisch“ interpretierte Aufstiegsstreben ist übrigens schon Thema seit der Hessen-Studie von 1950. Als Tatsache akzeptiert, heißt es ein paar Jahre später, eine wachsende Zahl von jungen Berufstätigen verbringe ihre „Freizeit hinter Fachbüchern“.<sup>1174</sup> Dass das „persönliche Vorwärtsgelangen“, der berufliche Aufstieg für die Mehrzahl von eminenter Bedeutung war, wird daneben auch von qualitativen Untersuchungen bestätigt.<sup>1175</sup> Und die Möglichkeiten waren durch Volkshochschulen, konfessionelle Erwachsenenbildung, Kulturvereine oder Gewerkschaftsangebote äußerst vielfältig. Etwa jeder Fünfte nahm Weiterbildungsangebote in Form von Kursen und Einzelveranstaltungen wahr. Genauere, auch gemeindesoziologisch orientierte Studien im Ruhrgebiet können das mit Blick auf die konkrete Aufstiegsorientierung der Bergmannssöhne, die in überwältigender Mehrheit eine Stelle im handwerklichen und kaufmännischen Bereich anstreben, bestätigen.<sup>1176</sup>

Bleibt man bei der strukturfunktionalistisch gesetzten Dichotomie, dem Konflikt zwischen zwei gegensätzlich strukturierten Welten – dem familiären vs. dem gesellschaftlich-öffentlichen

<sup>1172</sup> Aus der pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes. Zit. nach Strzelewicz, Jugend, S. 57 sowie Reinhard Wilke, Die Volkshochschule in der Bundesrepublik und Berlin/Bonn 1956.

<sup>1173</sup> EMNID II, S. 302. Besonders auffällig ist das überdurchschnittliche Interesse der Befragten mit Mittelschulabschluss, von denen ein Drittel Weiterbildungskurse besuchte.

<sup>1174</sup> Schiefer, Deutschlands, S. 131.

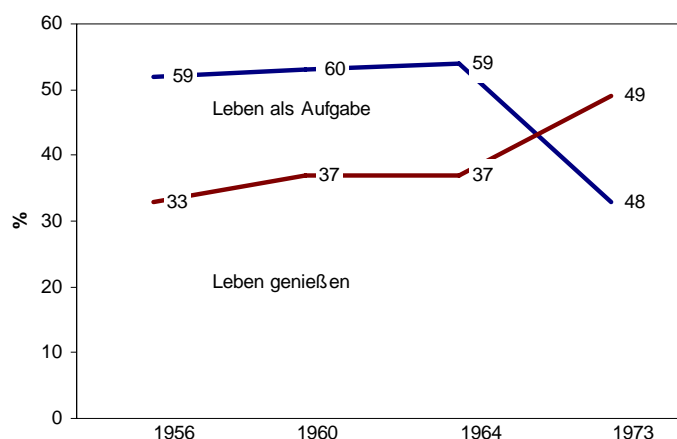
<sup>1175</sup> So bei Grosse-Hartlage/Rauch, Zwanzigjährige, S. 408ff.

<sup>1176</sup> So z.B. Croon und Utermann in ihrer Studie zur Zechengemeinde, eine Studie, die am Endpunkt dessen steht, was man noch als originäre Arbeiterkultur im Ruhrgebiet bezeichnen kann. Die Krise des Bergbaus und die anschließenden Umstrukturierungen beginnen ja bereits ab 1958/59. Vgl. Croon u.a., Zeche, S. 199. Eine schöne Beschreibung zum typischen Freizeitverhalten jugendlicher Industriearbeiter findet sich in der Studie von Renate Wald von 1960. Was man in der Freizeit erlebe, spiele sich grundsätzlich draußen ab: „(...) das ‚Herumlungern‘ auf den Straßen der Innenstädte, das ‚Herumflanieren und Schwatzen an den Straßenecken‘, das ‚Bolzen‘ auf freien Plätzen zwischen den Häusern, das ‚Herumstehen am Kino und beim Sportplatz, der regelmäßige Besuch der Spätvorstellungen, die samstägliche Runde durch Tanzcafés und Kneipen mit Musikbox und Spielautomaten. Den Höhepunkt bildete die ‚Tour‘ am Wochenende, zu der man die ‚Maschine aufdrehte‘ und mit der Clique in eine andere Stadt fuhr (...)“. Renate Wald, Industriearbeiter privat. Eine Studie über private Lebensformen und persönliche Interessen, Stuttgart 1960, S. 80-82.

Lebensbereich – und bei den im Übergang auftretenden Verhaltensunsicherheiten und Orientierungsproblemen, dann müsste man tatsächlich bestätigen, dass die Jugendlichen diesem mit zunehmender Berufsorientierung, Privatismus und frühzeitiger Anpassung an die Erwachsenenengesellschaft begegneten. Zumindest, was den „Privatismus“ betrifft, kann man aber vorsichtig von einem gleichzeitigen Perioden- und Kohorteneffekt sprechen. So haben sich nämlich derartige Einstellungen bei den untersuchten Jahrgängen in der Replikation erhalten.<sup>1177</sup> Die Tatsache, dass Schelsky das ihm vorliegende empirische Material zielgerichtet auf seine Thesen hin deutete, erscheint bei genauerem Blick auf die Zahlen zwar unübersehbar. Doch die tendenziell funktionale Arbeitseinstellung, die seit Mitte der 50er Jahre bei den Jugendlichen beobachtet wurde, setzt sich in den folgenden Jahrzehnten durch: die Beobachtung eines zunehmenden „Jobdenkens“ mit der Hauptmotivation des Gelderwerbs. Parallel ist der wachsende Trend zu mehr Genussorientierung schon ab Anfang, deutlicher aber ab Mitte der 60er bei den Jüngeren ablesbar. Dazu gibt es die schon fast klassisch zu nennende Frage des Allensbach Instituts – in der es im Grunde um die Grundfesten der Industrie- als Arbeitsgesellschaft geht.<sup>1178</sup>

#### **Grafik 12 Leben als Aufgabe vs. Leben genießen**

„Es unterhalten sich zwei Leute über das Leben. Der erste sagt: ‚Ich betrachte mein Leben als Aufgabe, für die ich da bin und für die ich alle Kräfte einsetze. Ich möchte in meinem Leben etwas leisten, auch wenn das oft schwer und mühsam ist.‘ Der zweite sagt: ‚Ich möchte mein Leben genießen und mich nicht mehr abmühen als nötig. Man lebt nur einmal, und die Hauptsache ist doch, dass man etwas von seinem Leben hat.‘“ (unter 30-Jährige)



(IfD-Umfragen 1000, 1041, 1086, 2096)

Für die Unter 30-Jährigen sieht man die Entwicklung schon etwas früher mit größerem Ausschlag Richtung Genuss, besonders entfernte sich die jüngere Generation allerdings erst Anfang der 70er mit einem beschleunigten Wertewandel.

<sup>1177</sup> Werner Fuchs, Soziale Orientierungsmuster: Bilder vom Ich in der sozialen Welt, in: in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 1, S. 133-194; S. 142.

<sup>1178</sup> Noelle-Neumann/Strümpel, Arbeit, S. 10-11.



#### 4.1.4 Kulturelle Normen / Werte im Wandel?

Auch die Jugendforscher äußerten, wie im Kapitel 3 dargestellt, den diffusen Verdacht, dass sich kulturelle Chiffren verschieben, Hochkultur ihre Leitfunktion einbüßt und dass dies mit einem allgemeinen Wertewandel, schließlich mit sozialen Umschichtungsprozessen in den westlichen Gesellschaften nach 1945, aber eben auch mit einem unsicheren Kulturtransfer auf die Jugend zu tun hat. Und bei oberflächlicher Betrachtung könnte man Jugendkultur, hier: das „Wesen“ des Rock ‘n’ Roll, und die Klassennivellierung bzw. Milieuerosion ja „spielend“ zusammenbringen:

*Rock ‘n’ Roll und seine Abkömmlinge (...) überwand (...) spielend Landes- und Rassengrenzen, soziale Schichten, religiöse und kulturelle Prägungen. Was der Jazz nie geschafft hat (er war und blieb elitär, städtisch und kopflastig), gelang Rock ‘n’ Roll sozusagen nebenher: Beschränkungen, Eingrenzungen und Spezialisierungen zu überwinden, gesamtgesellschaftliche Bedeutung zu erlangen.*<sup>1179</sup>

Doch bei näherem Hinsehen wird deutlich, dass „Jugendkultur“ noch andere Codes der Unterscheidung beinhaltet, und zwar ganz klassische. Wenn man von Jugendkultur spricht, sind in den 50er Jahren besonders das Arbeitermilieu und katholische Milieu noch stark in die jeweils zielgerichtete milieu-immanente Sozialisation durch die vorhergehende Generation involviert.<sup>1180</sup> So ist zunächst die Mitte des 20. Jahrhunderts dominante Position von Religion und Glaubensgrundsätzen der christlichen Kirchen für das Alltagsleben und als Wertorientierung evident. Jede der Jugendstudien enthält – neben den Fragebatterien zu Freizeitverhalten und Vorbildern – jeweils auch einen eigenen kleinen Teil mit Glaubensfragen. Eine mögliche Entkirchlichung, eine gefühlte Säkularisierung beschäftigt die Gesellschaft der 50er Jahre stark. Konfessionelle Gegensätze scheinen hingegen angesichts der jahrhundertealten Spaltung vergleichsweise schnell an Bedeutung zu verlieren, was man an der sinkenden Quote konfessionell homogener Eheschließungen ablesen kann: War 1910 lediglich jede zehnte Ehe konfessionell gemischt, 1935 schon 15 Prozent, gab es 1955 schon über ein Viertel gemischtkonfessionelle Ehen und Anfang der 70er Jahre dann ein Drittel.<sup>1181</sup> Diese nachprüfbare interkonfessionelle Annäherung hat selbstverständlich viel zu tun mit der konfessionellen Diffusion der westdeutschen Bevölkerung durch die Flüchtlingsströme aus den ehemaligen Ostgebieten. Dass die millionenfache Integration von Flüchtlingen durch die konfessionelle Durchmischung an Brisanz kurzzeitig aber noch zunahm, auch wie hartnäckig sich Vorbehalte hielten, ist in zahllosen Berichten belegt und hält sich als „Mentalreservation“. 1953 glaubte noch jeder vierte befragte Jugendliche, dass man in einer „gemischten“ Ehe nicht glücklich werden könne. In Ortschaften unter 2.000 Einwohnern war dies sogar jeder Dritte.<sup>1182</sup>

<sup>1179</sup> Michael O.R. Kröher, Fünfzig Jahre nach dem Urknall: Das verpasste Rock ‘n’ Roll Jubiläum, in: Dieter Gorny/Jürgen Stark, Popkultur 2002/2003. Das Jahrbuch für die Musikkultur, Musikmedien und Musikindustrie, Reinbek 2002, S. 34-40; S. 36-37.

<sup>1180</sup> Großbölting, Jugendkulturen, S. 68. Definition von Jugendkultur nach Möller, Jugend(lichkeits)kulturen, vgl. Kapitel 3.1.

<sup>1181</sup> M. Rainer Lepsius, Sozialstruktur und soziale Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Richard Löwenthal/Hans-Peter Schwarz (Hrsg.), Die zweite Republik: 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz, Stuttgart 1974, S. 263-288; S. 264.

<sup>1182</sup> Die genaue Fragestellung lautete: „Zwei junge Leute lieben sich, der eine ist Protestant, der andere Katholik. Glauben Sie, daß diese beiden eine glückliche Ehe miteinander führen können?“ EMNID I, S. 334.

Im Untersuchungszeitraum gab es kaum Kirchenaustritte. Aus der evangelischen Kirche lag der Anteil lediglich zwischen 0,13 und 0,25 Prozent, bei den Katholiken sogar bei unter 0,1 Prozent.<sup>1183</sup> Stabil war auch der Indikator Kirchengang, bei den Katholiken war dieser permanent höher als bei den Protestanten, vor allem auf dem Land.<sup>1184</sup> Keine Veränderungen oder Auffälligkeiten gibt es im Altersvergleich, im Gegenteil: Die Kirchenbesucherzahlen lagen bei den 18-24-jährigen Katholiken höher als bei den 25-44-jährigen, die Frequenz des Kirchenbesuchs geht mit zunehmender persönlicher Unabhängigkeit vom Elternhaus zurück.<sup>1185</sup> Eine Korrelation kirchlicher Bindung mit dem Grad der familiären Integration bestand hier ganz eindeutig. Bei zunehmender persönlicher Unabhängigkeit vom Elternhaus, ein Prozess, der sich bei den Mädchen generell langsamer vollzog, ging auch die Häufigkeit des Kirchenbesuchs zurück.<sup>1186</sup> Es sind – neben den Älteren – gerade auch die Jüngeren, und hier in besonderem Maß die jungen Frauen, die regelmäßig in die Kirche gehen, das „Treueverhältnis“ sank aber im Altersverlauf der Befragten zwischen 15 und 24 Jahren.

**TABELLE 37 Kirchenbesuch, aufgeteilt nach Alter und Geschlecht 1964**

(Prozentsatz derer, die am letzten Sonntag in der Kirche waren)

Altersgruppen	Protestanten		Katholiken	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
16-20 Jahre	12	22	52	73
21-29 Jahre	7	12	48	57
30-39 Jahre	8	13	48	57
40-49 Jahre	10	16	53	60
50-59 Jahre	11	16	53	68
60-69 Jahre	20	29	59	71
70 Jahre und älter	25	34	65	73
Insgesamt	12	18	52	62

(Schmidtchen S. 275, zusammengestellt aus IfD-Umfragen 1964)

Dass die christlichen Kirchen selbst schon Ende der 50er Jahre im Rahmen von umfangreichen kirchensoziologischen Forschungen damit begannen, mittels Umfragen zu versuchen, Glaubensverbreitung und -intensität zu messen, erscheint nebenbei als ein weiteres Indiz für den raschen Legitimationsgewinn quantitativ-empirischer Sozialforschung. „Religion ohne Entscheidung“ ist das Schlagwort der bekannt gewordenen Publikation zur ersten repräsentativen Umfrage zu Glaubenthemen überhaupt, das von der Evangelischen Kirche Deutschlands in Auftrag gegeben, vom Bund mitfinanziert und vom EMNID-Institut durchgeführt wurde.<sup>1187</sup> Mit „Religion ohne Entscheidung“ ist gemeint, dass es eher die Hinnahme einer als schicksalhaft wahrgenommenen

<sup>1183</sup> Karl Gabriel, Von der „vordergründigen“ zur „hintergründigen“ Religiosität: Zur Entwicklung von Religion und Kirche in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Robert Hettlage (Hrsg.), Die Bundesrepublik. Eine kritische Bilanz, München 1990, S. 255-279, hier: S. 275.

<sup>1184</sup> EMNID I, S. 265; EMNID II, S. 307.

<sup>1185</sup> Reigrotzki, Verflechtungen, S. 40-42.

<sup>1186</sup> NWDR, S. 93.

<sup>1187</sup> Hans-Otto Wölber, Religion ohne Entscheidung. Volkskirche am Beispiel der jungen Generation, Göttingen 1959. Die 1958 durchgeführte Studie war von der Arbeitsgemeinschaft der evangelischen Jugend in Deutschland bei EMNID in Auftrag gegeben worden – ein Beispiel dafür, dass die Strategie des Meinungsforschungsinstituts, sich über die ersten Panorama-Studien öffentlich als Experte zu profilieren, zum Teil bereits aufging.

Kirche/Konfession/Religion als eine bewusste Entscheidung ist, die als vorherrschende Haltung bei den Jugendlichen auszumachen sei. Gegen die herkömmliche Dichotomie gläubig/nichtgläubig argumentiert Wölber auf empirischer Grundlage: Von einem Glaubens-Kern ausgehend, zerfließt die Religiosität der Jugend. Während 76 bis 79 Prozent Kirche als notwendig bejahen und ihr ein positives Zeugnis ausstellen, verkleinert sich die Gruppe, wenn es konkreter um die weltanschaulichen Basissätze geht. So finden 64 Prozent der Befragten, dass Gott durch die Bibel zum Menschen spricht, 56 glauben an einen personifizierten Gott, 47 an die Abhängigkeit des eigenen Lebensweges von göttlicher Fügung, lediglich 39 Prozent sehen im Christentum den einzigen Weg zu Gott.<sup>1188</sup> Interpretiert wurden solche Zahlen vom Protestanten Wölber als ein „kraftloses Unbehagen“ in Glaubensfragen, als eine „religiöse Unselbständigkeit“, als „Anzeichen relativistischer Betrachtungsweisen“.<sup>1189</sup>

Der Vorbehalt der katholischen Kirche gegenüber der Meinungsforschung und der „Zählbarkeit“ von Frömmigkeit war zunächst vergleichsweise höher: Generell stand sie der neuen Methode, die „vox populi“ zu erheben, kritisch gegenüber, vor allem Fragen zur Intimsphäre wurden teilweise als „Dämoskopie“ verteufelt, um schon wenige Jahre später die größte Umfrage ihrer Zeit, nämlich eine Totalbefragung aller deutscher Katholiken, zu veranlassen.<sup>1190</sup> So blieben also selbst die Kirchen von dem Trend der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ nicht unberührt und griffen bei der Beobachtung ihrer Mitglieder vermehrt auf Umfragedaten zurück, zwar noch nicht in dem Umfang, wie dies dann in den 70er Jahren der Fall sein wird – aber immerhin: Auch Glauben erscheint operationalisierbar.<sup>1191</sup>

Man muss sich den Raum, den das kirchliche Leben – gerade auf dem Land und in katholischen Gegenden – für das „Teenagerleben“ einnahm, noch einmal vergegenwärtigen. Laut Höffners Spezialuntersuchung von 1961 besuchten 25 Prozent der 14-20-jährigen Jungen und 44 Prozent der Mädchen die Sonntagsmesse – in den Landpfarreien tun dies sogar 60 bzw. 71 Prozent – den Topwert erreichen Kinder katholischer Landwirte mit 91 Prozent.<sup>1192</sup> Im Gegensatz zur konkreten

<sup>1188</sup> Wölber, Religion, S. 149.

<sup>1189</sup> Ebd., S. 221. Im Hinblick auf den späteren Wandel von Religiosität die erstaunliche Analyse aus Schelskys Skeptischer Generation: „Diese Jugend ist Religion und Kirche gegenüber fragend offen (...) ‚Offenheit gegenüber dem Religiösen‘ heißt eben keineswegs, dass die Jugend fromm wäre, daß sie ‚offen gegenüber Gott‘ oder auch nur religiös bewegt und aufgerührt wäre. Es ist mehr das Verständnis einer für diese Generation typischen Vorurteilslosigkeit, die da fragt: Wir wollen doch sehen, was daran ist? Oder: Was können wir davon brauchen?“ Schelsky, Generation, S. 480.

<sup>1190</sup> Paul Wenger, „Dämoskopie“, in: Rheinischer Merkur vom 26. September 1956, zit. nach Kruke, Demoskopie, S. 459. Gleichwohl es christliche Sozialwissenschaften und eine längere Tradition einer Zählbarkeit von Frömmigkeit gab, wie Ziemann zeigte. Vgl. Benjamin Ziemann, Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945-1975 (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 175), Göttingen 2007.

<sup>1191</sup> Begleitet werden die Ergebnisse dieser empirischen Untersuchungen von umfangreichen Rechtfertigungsversuchen, die mit religionssoziologischen Untersuchungen einhergehen. So weist man im Vorwort von „Religion ohne Entscheidung“ darauf hin, dass: „(...) Fühlung mit den empirischen Forschungseinrichtungen, vor allem der Soziologie, gehalten werden sollte, auch wenn es um die rätselhafte Glaubensfrage ging. (...) Zweifellos wurde hier entschieden die Voraussetzung gemacht, daß der Glaube des Menschen nicht nur etwas ungreifbar Innerliches ist, sondern klar in intellektuellen Urteilen, gefühlsmäßigen Bindungen und im praktischen Verhalten zum Ausdruck kommt (...)“ Wölber, Religion, S. 5.

<sup>1192</sup> Joseph Höffner, Industrielle Revolution und religiöse Krise, Schwund und Wandel des religiösen Verhaltens in der modernen Gesellschaft, Köln/Opladen 1961, S. 267; S. 26; Wollenweber/Planck, Lebenslage, S. 401-426; S. 405.

Frage, ob man am vergangenen Sonntag in der Kirche war, steigt die Besucherfrequenz in der Selbstdarstellung der Befragten sogar um ca. 1/3.<sup>1193</sup> Und es liegen auch wenig Anzeichen dafür vor, dass hier ein Bruch im kirchlichen Verhalten stattfindet oder sich abzeichnet, doch ist der anschließende Bedeutungsverlust konfessionell gebundener Religion durch Zeitreihen hinlänglich dokumentiert.<sup>1194</sup>

Die Vereinbarkeit von „Religion und Moderne“ – das interessiert ganz besonders in der Zeit ab Anfang der 60er Jahre. Eine komplette Fragebatterie ist dafür in der 1961er-Befragung vorgesehen. Bei aller Vorsicht vor Umfrageergebnissen, die sich mit dem heiklen Bereich der Religion befassen: Drei Viertel der 15-20-Jährigen – evangelisch wie katholisch – halten diese Vereinbarkeit für möglich – was ja zunächst nur für eine relativ hohe Toleranz steht bzw. dafür, dass dieses diffuse „modern“ in der Vorstellungswelt der Jugendlichen nicht als Antithese zu herkömmlichen Lebensformen taugte.<sup>1195</sup> Grundsätzlich ist auch eine positive Einstellung zu den zehn Geboten vorhanden.<sup>1196</sup> An eine höhere, lenkende Kraft glauben insgesamt 58 Prozent, allerdings 53 Prozent der männlichen, 64 Prozent der weiblichen, 52 der evangelischen und 69 der katholischen befragten 15-20-Jährigen, wobei dies – nicht überraschend – mit dem Kirchenbesuch korreliert.<sup>1197</sup> Der hohe Stellenwert von Religiosität und Bürgerlichkeit ist ja für diese Phase nicht zu trennen von dem, was man retrospektiv die Dominanz der „Pflicht- und Akzeptanzwerte“ genannt hat. Stabile Wertmuster, auch bedingt durch die starke Präsenz der Kirchen, das heißt ja nicht nur soziale Integration, sondern auch – insbesondere für die Jugendlichen – soziale Kontrolle. Erinnert sei hier auch noch einmal an die nicht kleine Gruppe der Heim- und Internatskinder und -jugendlichen, die, meist unter religiöser Obhut, in ein viel dichteres Kontrollnetz gebunden waren. Auch die formale Einbindung in kirchliche Jugendgruppen ist nach wie vor hoch. Und zumindest in einer ihrer Funktionen – der des möglichst wenig kontrollierten Zusammenseins – wächst Konkurrenz durch offene Jugendheime, sodass auch die kirchliche Jugendarbeit ab der zweiten Hälfte der 50er Jahre versuchte, neue Trends in den jugendlichen Freizeitpräferenzen einzufangen.<sup>1198</sup> Waren dies zunächst noch stark vom Jugendschutz-Gedanken getragene Tanztees, als

---

<sup>1193</sup> Wölber, Religion, S. 194. Zum Kirchbesuch als ländliche Angelegenheit vgl. Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 11, wonach in Dörfern 40, in kleinen Städten 30, in Mittelstädten 27 und in Großstädten lediglich 17 Prozent angeben, regelmäßig den Gottesdienst zu besuchen.

<sup>1194</sup> Vgl. u.a. Renate Köcher, Wandel des religiösen Bewusstseins in der Bundesrepublik Deutschland, in: Gegenwartskunde. Sonderheft 5: Religion, Kirche und Gesellschaft, Opladen 1988, S. 145-161; Gerhard Schmidtchen, Was den Deutschen heilig ist. Religiöse und politische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 1979. Fundamental der Bedeutungsverlust der Konfessionen auf dem Bereich ihrer ursprünglich starken sozialisatorischen Funktion innerhalb des sozio-moralischen Milieus. Vgl. Werner Fuchs, Konfessionelle Milieus und Religiosität, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 1, S. 265-304.

<sup>1195</sup> „Was meinen Sie: Kann man nach Ihrer Meinung ein ‚moderner Mensch‘ sein, d.h. ein Mensch, der in die heutige Zeit hineinpasst, und dabei gleichzeitig religiös sein? Oder lässt sich das nicht miteinander vereinbaren?“ EMNID 1961, S. 46.

<sup>1196</sup> Ebd., S. 46-73.

<sup>1197</sup> Renate Köcher, Religiös in einer säkularisierten Welt, in: Elisabeth Noelle-Neumann/Renate Köcher, Die verletzte Nation, Stuttgart 1987, S. 164-281; S. 175.

<sup>1198</sup> Insgesamt ist das Schwinden äußerer Kontrollmechanismen im Vergleich zwischen 1962 und 1983 als Trend unübersehbar, vgl. Allerbeck/Hoeg 1985; Klages, Wertorientierungen.

Form „erlaubter Geselligkeit unter der Glasglocke“<sup>1199</sup>, ging man dann zaghaft dazu über, diese Veranstaltungen in Kooperation mit z.B. jugendlichen Fanclubs zu organisieren. Diese blieben im Vergleich zu den kommerziellen Angeboten aber verhaltensdispositiv. Aufsichtspersonal, Krawattenzwang für Jungen, Hosenverbot für Mädchen, allgemeines Alkohol- und Rauchverbot minimierten die Attraktivität solcher moderner Angebote.

Anders als die Hinweise zu Kohorteneffekten bei der Einstellung zur Arbeit und zur Religion, lassen sich bei der Messung der Erziehungsziele immer noch mehr autoritär-traditionalistische als liberal orientierte Prägungen erkennen. Dass die Jugendlichen nicht außerhalb des konservativen Klimas standen, sondern Teil desselben waren, illustrieren auch exemplarisch einige Umfrageergebnisse. Laut der zweiten Shell/EMNID-Studie von 1954 würden 70 Prozent ihre Kinder „genau so“ oder „ungefähr so“ erziehen, wie sie selbst erzogen worden sind.<sup>1200</sup> Und auch 1964 waren dies noch 73 Prozent.<sup>1201</sup> Nur bei der Landjugend sah es völlig anders aus, die Kritikpunkte sind fulminanter. Lediglich ein Viertel zeigt sich mit der Erziehung durch ihre Eltern zufrieden, ihren eigenen Kindern würden sie in erster Linie eine bessere Ausbildung geben, an zweiter Stelle „mehr Vertrauen“.<sup>1202</sup> Allgemeiner nach der Vorbildhaftigkeit in der Lebensführung gefragt, gaben 41 Prozent der Jüngeren (15-20-Jährige) im Jahr 1961 an, dass sie ihr Leben später so führen möchten, „wie es im Elternhaus geführt worden ist“.<sup>1203</sup> Das heißt aber gleichzeitig, dass eine Mehrheit es „ganz“ (5 Prozent) oder „manches“ (35 Prozent) anders machen würde oder sich nicht dazu äußern möchte (16 Prozent). Die Streuung ist groß: Neben der Kritik an altmodischer und stillloser Lebensführung, Äußerlichkeiten wie Einrichtung und Mode reicht die Ablehnung bis hin zu den Erziehungsprinzipien, „zu wenig Familienleben“ und grob „Generationengegensätze“.<sup>1204</sup> Weniger streng, als sie selbst erzogen wurden, wollten ihre eigenen Kinder 1955 36 Prozent der Schüler/Studenten, 42 Prozent der Berufstätigen mit Volksschulbildung und 49 Prozent der Berufstätigen ohne Volksschulbildung erziehen – ein Indiz für die sozial unterschiedlich bedingte Erziehungspraxis.<sup>1205</sup> Erst in den 80ern kippte die Zustimmung zu den elterlichen Erziehungsmethoden in eine 50-50-Aufteilung.<sup>1206</sup> Im 21. Jahrhundert (2006) sind es dann wieder 71 Prozent der 12-25-Jährigen, die ihre eigenen Kinder „genau so“ oder „ungefähr so“ erziehen wollen, wie

---

<sup>1199</sup> Carl Wolfgang Müller/Peter Nimmermann, In Jugendclubs und Tanzlokalen, München 1968, S. 64-65.

<sup>1200</sup> EMNID II, S. 184. Die Deutung von solchen Zahlen ist aber immer höchst umstritten, zumal Kontrollfragen fehlen. Man könnte die 41 Prozent, die angaben, ihre Kinder „ungefähr so“ zu erziehen, auch als vorsichtige Kritiker ihrer Eltern bezeichnen. Hinzu kommt die Tatsache, dass diese Frage nur an die 86 Prozent ging, die einen Kinderwunsch angegeben hatten.

<sup>1201</sup> Blücher, Menschen, S. 72.

<sup>1202</sup> Etwas altersabhängig liegen diese bei 45-61 und 33-39 Prozent. Auch „weniger Arbeit“, „größere Freiheiten“ und „mehr Taschengeld“ finden 10-15prozentige Zustimmungen, vgl. Wollenweber/Planck, Lebenslage, Bd. 2, S. 485.

<sup>1203</sup> Die genaue Frageformulierung lautete: „Möchten Sie Ihr Leben später so führen, wie es bei Ihnen zu Hause, ich meine in Ihrem Elternhaus geführt worden ist oder würden Sie da manches anders machen?“ EMNID 1961, S. 29.

<sup>1204</sup> EMNID 1961, S. 34.

<sup>1205</sup> EMNID III, S. 169.

<sup>1206</sup> 1953: „genauso“ (32), „ungefähr so“ (41), „anders“ (18), „ganz anders“ (6), gegenüber dem Jahr 1984: „genauso“ (12), „ungefähr so“ (41), „anders“ (37), „ganz anders“ (11 Prozent). EMNID I, S. 170, Jürgen Zinnecker, Kindheit, Erziehung, Familie, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 97-292; S. 158-162.

sie selbst erzogen worden sind.<sup>1207</sup> Von der großen Mehrheit, die nach eigenen Angaben ihre Erziehungsideale an denen ihrer Eltern ausrichten wollten, blieb übrigens in der späteren Praxis wenig übrig. In der spektakulären Vergleichsstudie „Jugend 1955/Jugend und Erwachsene 1985“, dem bisher einzigen systematischen Versuch, Jugendgeschichte unter Zuhilfenahme historischer Umfragedaten zweier Zeitpunkte zu schreiben, befragte man eben diese Generation, wie sich denn ihre Erziehungspraxis tatsächlich gestalte – 54 Prozent konzedierten, sie hätten ihre Kinder doch gänzlich anders erzogen als ihre eigenen Eltern sie.

Aufschlussreich im Kontext Wertehorizont sind auch die Antworten auf die Frage, was man vom künftigen Ehepartner erwarte. Bei den ledigen jungen Männern steht, noch weit vor „gut, lieb, gute Kameradin“ (16 Prozent) sowie „äußere Erscheinung“ und „Fleiß“ (je 14 Prozent) die Eigenschaft „gute Hausfrau“ mit 40 Prozent am höchsten im Kurs. Die jungen Frauen erwarteten von ihrem zukünftigen Ehemann vor allem „Können, Leistung, Fleiß“ (34 Prozent), „Treue“ (24 Prozent) und die Eigenschaften „gut, lieb, guter Kamerad“ (22 Prozent).

Die Jugendforscher stellten außerdem, z.T. nicht ohne Erleichterung, fest, dass sich das jugendliche Wahlverhalten – dies bezieht sich also nur auf die 21-24-Jährigen – von dem der Erwachsenen kaum unterschied.<sup>1208</sup> Die Tendenz zu autoritären Staatsauffassungen und die hohe Zustimmung zur Prügel- und Todesstrafe bestätigen das Bild von einer eher autoritär denn liberal orientierten Mehrheit der Jugendlichen, wobei auffallend viele Mädchen und junge Frauen sich überhaupt nicht zu politischen Fragen äußern. Für die Todesstrafe sprechen sich 1961 60 Prozent der 15-20-Jährigen aus, dabei scheint die Zustimmung zur Todesstrafe bei der Gesamtbevölkerung noch etwas höher zu liegen, Anfang der 60er bei etwa 71 Prozent, was im internationalen Vergleich ein Spitzenwert ist.<sup>1209</sup> Die Zustimmung der 16-29-jährigen Befragten, die 1950 grundsätzlich für die Todesstrafe sind, nahm anders als heute, mit höherer Schulbildung zu. Dafür waren 51 Prozent (Volksschule), 59 Prozent (Mittelschule) und 74 Prozent (Gymnasium), was sich in der Abstufung später umkehrte: 1980 beträgt die Zustimmung: 20, 12 und 6 Prozent.<sup>1210</sup>

Eine weitere interessante Fragebatterie erhob 1954, mitten in der Phase von Besatzungsstatut und Adenauers Politik der Westbindung, die Meinung der Jugendlichen zum Ausland. Ob, wenn ja was und überhaupt von welchen Völkern wir Deutschen etwas lernen können, wollten die EMNID-Interviewer wissen. Immerhin 70 Prozent bejahten dies, als bevorzugte Länder wurden die USA

---

<sup>1207</sup> Shell, Jugend 2006, S. 57.

<sup>1208</sup> Reigrotzki, Verflechtungen, S. 126.

<sup>1209</sup> EMNID 1961, S. 131. DIVO, Umfragen, S. 133. Völlig unterschiedliche Fragestellungen machen hier einen Vergleich schwierig: Bei EMNID 1961 lautet der Wortlaut: „Man hat in letzter Zeit darüber gesprochen, ob man bei uns in Deutschland für bestimmte Fälle die Todesstrafe wieder einführen soll. Würden Sie persönlich die Wiedereinführung der Todesstrafe für bestimmte Fälle für richtig halten oder sind Sie grundsätzlich dagegen?“ Bei den regelmäßigen EMNID-Informationen heißt es hingegen: „Sind Sie dafür oder dagegen, daß ein Mörder, für den keine mildernden Umstände sprechen, mit dem Tode bestraft wird?“

<sup>1210</sup> Zahlen aus: Elisabeth Noelle-Neumann/Edgar Piel (Hrsg.), Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978-1983, München / Wien 1983, S. 313.

(27), England (11), die Schweiz (7) und Frankreich (5) genannt.<sup>1211</sup> Die Antworten auf die offene Nachfrage, was man lernen könnte, sind wenig spektakulär. Insgesamt werden wirtschaftliche, technisch-wissenschaftliche Leistungen und politische Einstellungen genannt („Neutralität“, „Demokratie“, „Nationalgefühl“). Größter gruppierter Einzelpunkt aber ist die „Lebensart“ (13 Prozent). Umgekehrt nach dem nationalen Selbstbild gefragt, erstaunt die Deutlichkeit, in der die bekannten deutschen Tugenden reproduziert werden: Von 80prozentiger Zustimmung, dass das Ausland von den Deutschen etwas lernen könnte, entfallen 28 auf „Fleiß“, 8 auf „Ordnungsliebe, Organisationstalent“, und je 7 Prozent auf „Technik“ und „Idealismus, Standhaftigkeit, Tapferkeit“.<sup>1212</sup>

## 4.2 Fragen an eine mögliche Jugendkultur

*Working-class subcultures are clearly part-time, temporary episodes of shorter duration, and are neighbourhood-based with local peer group affiliations. (...) Middle-class subcultures tend to be more diffuse, more conscious of an international cultural influence. (...) They have a longer influence over their members' life circle (...). [For young industrial workers,] work and leisure remain separated, work providing the means to enjoy leisure.*<sup>1213</sup>

Die Vermutung einer autonomen kommerziellen Jugendkultur stellte sich, wie in Kapitel 3 gezeigt, als ein vielfach diskutiertes „Problem“ der modernen Gesellschaft dar. Als Kehrseite einer instrumentellen Arbeitseinstellung – und sicher meist unausgesprochen auch: der ersten Säkularisierungstendenzen – wurde auf der einen Seite festgestellt, dass viele Menschen in der modernen Gesellschaft die Freizeit als neue Sinnerfüllung überlasten, für andere schien Freizeit durch Entleerung als bloße Unterhaltung und als Zeitvertreib mit reiner Entlastungsfunktion gekennzeichnet. Der Kern des Freizeitproblems wird in der völligen Beschäftigungswillkür gesehen sowie in dem Effekt, dass sich „Lebenssinn restlos individualisiert“ und „nicht an einem institutionell gesicherten Wert orientiert“ ist.<sup>1214</sup> Besonders brisant erschien dies bei Jugendlichen, denen im Diskurs, wie gezeigt, zwei gegensätzliche Folgen zugeschrieben wurden: Entweder Langeweile (der Jugendliche weiß mit seiner freien Zeit nichts anzufangen) oder Reizüberflutung (der Jugendliche nutzt falsche, weil kommerzielle oder allein technisch-orientierte Freizeitangebote). Simplifizie-

<sup>1211</sup> Von Russland glaubten lediglich 2 Prozent, etwas lernen zu können. Die genaue Frageformulierung lautete: „Können wir als Deutsche von anderen Völkern etwas lernen?“, offene Nachfrage lediglich: „Von wem?“ bzw. „Was?“ EMNID II, S. 269-273.

<sup>1212</sup> Des Weiteren, der von EMNID vorgenommenen Gruppierung folgend: „Aufbauleistung“ (4), Qualität der Arbeit (4), „Wirtschaft und Landwirtschaft“ (3), Kultur (3), Wissenschaft (2), Militärische Fähigkeiten (2). EMNID II, S. 275. Was die wegen kultureller Vorbehalte ambivalente Haltung zu Amerika bestätigt, vgl. Merrit/Merrit, HICOG-Reports.

<sup>1213</sup> Mike Brake, *The sociology of youth culture and youth subcultures*, London 1980, S. 86.

<sup>1214</sup> Tartler, *Generationsgestalt*, S. 108: „Daraus ergibt sich eine weitere Frage, ob der Anspruch, oder die Forderung nach ‚sinnvoller‘ Freizeitbeschäftigung nicht unerfüllbar und deshalb falsch sind.“ Hier wird erneut der Einfluss des Freizeitkritikers David Riesmans deutlich: vgl. David Riesman, *Beobachtungen zum Wandel der Mußgestaltung*, in: *Perspektiven*, H. 5 (1953), S. 98ff. Dies ist auch Basis für Wurzbacher, ihm zufolge ist der Grund für das „geringe Hineinwachsen der Jugend in den öffentlichen Interessenbereich (...) jene egozentrisch kalkulierende Einstellung zu nennen, die durch den (...) Individualisierungsprozeß in einer Gesellschaft höchster beruflicher Leistungsanreize gezüchtet wird.“ Wurzbacher u.a., *Arbeiterin*, S. 29.

Simplifizierend kann man unterscheiden zwischen denjenigen, die wie Muchow oder Bednarik der Meinung sind, dass es dem Jugendlichen nur selten gelingt, „die gewonnene Zeit richtig zu nutzen, indem er lernt oder liest“<sup>1215</sup> und der Gruppe an Kommentatoren, die jugendliches Freizeitverhalten verteidigen oder grundsätzlich als systemrational beschreiben (Schelsky, Tenbruck, Tartler). Abschreckendes Bild oder Vorbild – nur ganz ohne Deutung jugendlichen Freizeitverhaltens kommt kaum ein Jugendforscher aus. Freizeit sinnvoll zu „gestalten“ wurde von kulturkritischer Seite, vor allem von Seiten der Kirchen auch im Sinne einer Konsumaskese/Konsumpädagogik, als eine der wesentlichsten Aufgaben für die Gesellschaft der jungen Bundesrepublik überhaupt gesehen, Freizeithilfe schien angesichts des „Erziehungsproblems Nr.1“<sup>1216</sup> dringend geboten. „Hobby“ – das ist Anfang der 50er Jahre ein eher pejorativ besetzter Begriff. Man spricht in diesem Zusammenhang lieber vom „Steckenpferd“, dem gegenüber dem Anglizismus bzw. Amerikanismus „Hobby“ offensichtlich eine inhaltliche Überlegenheit zugestanden wurde und eine ernsthaftere und tiefere Beschäftigung mit den Dingen suggerierte. Erinnert sei auch an Günter Anders‘ fundamentaler Kritik an der „Do it Yourself“-Kultur: Millionen würden neuerdings ihre Muße damit verbringen, sich selbst technische Schwierigkeiten zu bereiten, sich „Steine in den Weg zu legen.“<sup>1217</sup> Eine in geschmacklicher Ausprägung zwar sozial unterschiedliche, aber eine über Medien generell gleichartige Zugangsmöglichkeit und ein universaler Konsum von industriell hergestellten Massenproduktionen – auch das ist mit Nivellierter Mittelstandsgesellschaft gemeint. Der moderne Freizeitraum ist laut Schelsky im Wesentlichen „Konsumraum“.<sup>1218</sup> Tatsache ist hingegen: Der Anteil der Vielen an den „drei Hauptstützen der Konsumgesellschaft“ Motorisierung, Tourismus, Massenmedien ist, wie in Kapitel 2 skizziert, zunächst nur partiell, scheint aber zu wachsen.

#### 4.2.1 Freizeit zwischen Häuslichkeit und „Kulturindustrie“

Lediglich zwei Prozent können auf die Frage nach ihrer liebsten Freizeitbeschäftigung keine Antwort geben. Reigrotzki sprach schon 1956 bei der als sehr groß erscheinenden Variationsbreite von einem „Gestrüpp der Freizeitaktivitäten“.<sup>1219</sup> Doch insgesamt machen es die Umfrageergebnisse schwer, von einer jugendlichen Pionierstellung in einer neuen konsumorientierten Freizeitkultur zu sprechen. Es zeigt sich ein insgesamt unspektakuläres Bild jugendlichen Freizeitverhaltens, das sich vor allem in der Woche häuslich und „erwachsenenähnlich“ abspielt.

Auf die engen zeitlichen, finanziellen und räumlichen Rahmenbedingungen wurde in Kap 2.5 bereits hingewiesen. Leider fehlen genauere Studien über die jeweilige zeitliche Gewichtung von

<sup>1215</sup> Bednarik, Arbeiter, S. 72.

<sup>1216</sup> Walter Becker, Die Bewältigung der freien Zeit, in: Ruf ins Volk 9 (1957), S. 81-82. Dazu insbesondere Schildt, Zeiten, S. 363-384.

<sup>1217</sup> Anders, Antiquiertheit, S. 201, vgl. Habermas, Notizen.

<sup>1218</sup> Helmut Schelsky, Beruf und Freizeit als Erziehungsziele der modernen Gesellschaft, in: Die Deutsche Schule 48 (1956), S. 246-261; S. 257.

<sup>1219</sup> Reigrotzki, Verflechtungen, S. 196.



unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen oder beispielsweise ihre Unterscheidung nach Werktag und Wochenende. Eine Ausnahme stellt EMNID III dar, bei der zwei separate Fragen: „Womit befassen Sie sich nach Feierabend am liebsten?“ und „Womit befassen Sie sich sonntags am liebsten?“ gestellt wurden und man so interessante Hinweise auf die zeitliche Verteilung der sogenannten „Liebhabezeiten“ erhält, mit der Einschränkung, dass der Samstagabend, der doch immerhin in einer 6-Tage-Woche als wichtigster „Ausgehabend“ gilt, leider nicht eigens thematisiert wird. Aus dieser Unterscheidung geht allerdings hervor, dass der Wochentag viel stärker durch rezeptive und Einzelbeschäftigungen wie Lesen, Basteln und Radiohören und ein starkes regeneratives Element im familiäreren und häuslicheren Rahmen geprägt war. Der Sport hingegen, „Tanzen und Vergnügen“ sowie Kino-, Konzert- und Theaterbesuche sind eindeutige Sonntagsbeschäftigungen, die allesamt einen außerhäuslichen und geselligen Charakter aufweisen. Auch ist am „heiligen Sonntag“ weniger Neigung zu praktischen Beschäftigungen zu erkennen.<sup>1220</sup> Für viele stand ja auch zunächst der Besuch des Gottesdienstes auf dem Programm – fast die Hälfte der Befragten war innerhalb der letzten Woche (die Katholiken zu drei Viertel) in der Kirche gewesen.<sup>1221</sup>

**TABELLE 38 Freizeittätigkeiten werktags und am Wochenende im Vergleich 1954/55**  
(in %; Mehrfachnennungen möglich)

„Womit befassen Sie sich in Ihrer Freizeit am liebsten?“ (1954)  
„Womit befassen Sie sich nach Feierabend am liebsten?“ (1955)  
„Womit befassen Sie sich sonntags am liebsten?“ (1955)

„Liebhabezeiten“	Insgesamt (1954)	Werktags (1955)	Sonntags (1955)
Einzelbeschäftigungen	51	68	25
a) Lesen	35	41	16
b) Praktische Beschäftigungen	29	29	9
c) Zeichnen, Malen, Musizieren	9	6	3
d) Fortbildende Beschäftigung	3	5	2
Gesellige Beschäftigungen	44	29	74
a) Sport, Wandern	33	13	52
b) Erzählen, Unterhalten, Spiele	10	12	9
c) Tanz, Vergnügen	5	4	16
d) Besuche machen, bekommen	-	2	5
Zuhören, Zuschauen	12	16	25
a) Rundfunk und Fernsehen	7	13	6
b) Kino, Konzert, (Theater)	6 (1)	5	21
Schlaf, Ruhe, Erholung	3	6	6
Sonstiges	2	4	5
K.A.	1	2	3

(Zusammenstellung aus EMNID II, S. 139; EMNID III, S. 261, 264)

Der Überblick zeigt neben dem zweigeteilten Verhalten, das abhängig vom Werk- bzw. Sonntag ist, noch ein zweites: Stellt man, wie 1954, die Frage ganz allgemein nach den liebsten Freizeitbeschäftigungen, so verstehen die Jugendlichen darunter vorwiegend die feierabendliche Freizeit. Dass aber der Sonntag ganz anders verbracht wurde, ist bei der Analyse zu bedenken, auch und

<sup>1220</sup> EMNID III, S. 94. Rolf Fröhner kommentiert: „Der Strickstrumpf bleibt im Nähkasten.“

<sup>1221</sup> Ebd., S. 111.

gerade dann, wenn von einigen Seiten eine schon fast übertriebene Häuslichkeit und Familienorientierung der jugendlichen Freizeit festgestellt wurde.<sup>1222</sup> Und für den Samstagabend, für den ja leider keine gesonderte Frage vorliegt, kann eine noch höhere Außerhäuslichkeit angenommen werden. Wie Utermann andeutete, kann gerade auf dem Freizeitsegment eben keine Nivellierung jugendlicher Verhaltensformen beobachtet werden, auch nicht, dass die einzelnen Lebenswelten zunehmend amorph geworden seien, wie von Schelsky als Signal für eine als positiv gewertete Entsegmentierung der Gesellschaft gesehen.<sup>1223</sup> Im Gegenteil: Gerade hier differenziert es sich sozial aus. So konnte der Arbeiterjugendliche mehr Geld für den Besuch von Veranstaltungen und für gemeinsame Unternehmungen ausgeben, sich an Freizeitbeschäftigungen beteiligen, die etwas kosten, sich Musikgeräte oder -instrumente anschaffen oder Dinge, die „soziales Gewicht“ besitzen, wie Kleidung, Fahrräder oder Motorräder.<sup>1224</sup> Zum Komplex Freizeitkultur sollen im Folgenden einzelne Beobachtungsfelder separat betrachtet werden: Reisen, Sport und Tanzen.

Auf dem Gebiet von Reisen/Urlaub vollzieht sich eine schnelle Entwicklung weg von der Bescheidenheit und dem kurzen, meist bei Verwandten verbrachten Jahresurlaub der frühen Jahre hin zu mehrfachen Kurzurlaube, die dann auch einmal ins nahe Ausland führen konnten. Das Klischee von der Italienreise war allerdings vor dem Ende der 50er Jahre für viele Westdeutsche mehr Sehnsuchtsmelodie in den Schlagern als Realität – lediglich neun Prozent der westdeutschen Bevölkerung reisten beispielsweise 1960 ins meist deutschsprachige Ausland, und noch 1955 hatten drei Viertel überhaupt noch nie eine Reise ins Ausland gemacht.<sup>1225</sup> Die Sehnsucht aber ist groß – und sie entspricht dem Klischee: Jeder vierte Mann, sogar jede dritte Frau gab 1957 an, bei freier Wahl nach Capri reisen zu wollen.<sup>1226</sup> Die Auswahlmöglichkeiten nahmen zu: Man wählte zwischen Kleingruppenreisen mit dem Verein oder der Kirchengemeinde, privat organisierten Reisefreizeiten oder Pauschalreisen. Entwicklungen auf dem Gebiet des Reisens wurden gleichwohl ähnlich argwöhnisch verfolgt wie Veränderungen im Bereich des Sports oder der Medienutzung. Gerade professionelle Jugendbetreuer und -beobachter, die stark durch die Jugendbewegung geprägt waren, standen den neuen Formen, die weg vom Jugendwandern führten und sich in den „neuen Mächten der Technisierung, Kommerzialisierung und Kollektivierung“ – kurz: im „Tourismus“ manifestierten, kritisch gegenüber. Diese drei neuen Mächte seien es, gegen die

---

<sup>1222</sup> Fröhner, Familie, S. 99.

<sup>1223</sup> Schelsky, Generation, S. 384-437.

<sup>1224</sup> Karl Utermann, Freizeitprobleme bei den männlichen Jugendlichen einer Zechengemeinde, Köln/Opladen 1957, S. 42-43. Eine reichlich typisierte dichotome Aufteilung auch an anderer Stelle: „Das Freizeitverhalten der jugendlichen aus den unteren Sozialschichten (...) ist gekennzeichnet durch den gewohnheitsmäßigen Kinogang, frühzeitigen Beginn von Alkohol- und Nikotingenuß, Vorliebe für das Moped, meist passive Sportbegeisterung (Fußball); die Geselligkeit dieser Jugendlichen ist familienfremd (...) Die Jugend der bürgerlich-mittelständischen Kreise verhält sich wenig uniform. Aus ihr rekrutieren sich die Jugendverbände als auch der kommerziell gelenkten Teenager- und Starklubs (...).“ Ernst Bornemann/Hans Böttcher, Der Jugendliche und seine Freizeit. Chancen und Gefährdungen, Göttingen 1964, S. 29-30.

<sup>1225</sup> DIVO-Institut, Erhebungen über Tourismus, Ein Bericht über Urlaub und Reisen der westdeutschen Bevölkerung 1954-1961, Frankfurt a.M. 1962, S. 22; Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 49.

<sup>1226</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1957), S. 41. „Wenn Sie tun könnten, was Sie wollen: Wohin würden Sie fahren, was möchten Sie sich am liebsten einmal ansehen, was möchten Sie gern einmal erleben?“ Direkt hinter der Sehnsuchtsinsel lagen Paris und Petersdom/Rom.

die Jugenderziehung ihren Standpunkt einnehmen müsse, so Anton Graßl, Mitglied des Bayerischen Jugendrings (BJR) und Präsident des Welt-Jugendherbergverbands 1953. Er wandte sich gegen weite Fahrten und „wilde Unterkünfte, die weder hygienisch noch moralisch einwandfrei sind“, und gegen die „Reisegesellschaft“, die die „Gruppe“ nicht ersetzen könnten:

*Das Gemeinschaftserlebnis der Gruppe auf Fahrt, das Bildungserlebnis der Entdeckung von Heimat und Welt, das Abenteuer in seinem schönen und ursprünglichen Sinn dürfen der Jugend durch den ‚Tourismus‘ nicht genommen werden.*<sup>1227</sup>

Rein rechtlich stand den bereits berufstätigen Jugendlichen auch wenig Zeit für ausgedehnte Reisen zur Verfügung: Bis zur Novellierung des Jugendarbeitsschutzgesetzes standen ihnen im Alter unter 16 Jahren 15 Tage, zwischen 16 und 18 Jahren lediglich 12 Urlaubstage zu. Dennoch tat sich auf diesem Gebiet einiges: War die entweder bei Verwandten oder gemeinsam mit der Familie verbrachte „Sommerfrische“ ursprünglich ein Privileg der bürgerlichen Jugend, dann ein wesentliches Element der Hitlerjugend, die eben auch eine riesige Freizeit- und Reiseorganisation von oben war, so differenzierte sich das Bild danach wieder aus. Nach den Jahren des Wiederaufbaus konnte die DIVO-Untersuchung über Freizeit und Ferien der Jugend 1957 zeigen, wie auch Schüler in bescheidenem Rahmen verreisen konnten. Mehr als die Hälfte der 11- bzw. 13-Jährigen war demnach 1956 in den Sommerferien verreist gewesen – Schüler von der Höheren Schule hatten offenkundig deutlich mehr Möglichkeiten:

**TABELLE 39 Verreist nach Schulform 1957**

„Warst du im vorigen Jahr in den großen Ferien verreist?“ (in %)

	5. Schuljahr		7. Schuljahr	
	Volksschüler	Höhere Schüler	Volksschüler	Höhere Schüler
Ja	54	72	56	66
Nein	46	28	44	34

(DIVO 1957, S. 49)

Diese Reisen bestanden dann, meist in Begleitung der Eltern, in erster Linie aus Verwandtenbesuchen, während Kinder von Höheren Schulen auch häufiger in einer Pension oder einem Hotel übernachteten und auch länger unterwegs waren.<sup>1228</sup>

<sup>1227</sup> Anton Graßl, Jugendtourismus: zeitgeschichtliche Betrachtungen, in: deutsche jugend 1 (1953), H. 2, S. 16-22. Eine Welt, die gefühlt kleiner wird, in der die jungen Menschen „nicht mehr mit Klampfe und Geige, sondern mit ihren neuen Leichtmetall-Fahrrädern oder auch schon auf Motorrollern und Motorrädern“ beschäftigen, klingt in Graßls Beschreibung Kapitalismus-kritisch: „Reisebüros und Jungreiseunternehmen wollen den Jugendgruppen alle Mühe abnehmen und preisen in bunten Prospekten ihre Fahrten an. Das Fremdenverkehrsgewerbe ist zu einer mächtigen Industrie geworden. Visen und Devisen bilden keine unüberwindlichen Schranken mehr, und der Bundesjugendplan gibt Zuschüsse für internationalen Jugendaustausch.“ (S. 16).

<sup>1228</sup> Die Untersuchung hatte drei Alterstufen im Fokus und hatte die, schriftlich zu beantworteten, Fragebögen der jeweiligen Altersstufe angepasst: Die Ältesten (15 Jahre) werden gesiezt, die Gruppe der 11- und 13-Jährigen reduziert. Diese keinesfalls repräsentative Schüler-Studie wirft einige Fragen auf, sie thematisiert zum Beispiel am Rande die soziale Prädisposition von Schulkarrieren, vgl. S. 67-68 (Kategorien im Original, wobei „selbständige Handwerker und Geschäftsleute“ sowie „Landwirte“ zu gruppieren, nicht unproblematisch ist. Ein ähnliches Gruppierungsproblem auch bei den EMNID-Studien 1953-55, in denen ich bei den Selbständigen die ganze Bandbreite vom Fabrikbesitzer bis zum Straßenhändler findet.)

**TABELLE 40 Verreist nach Schulform, Dauer 1957***„Wie lange warst du verreist?“ (von den Verreisten, in %)*

	5. Schuljahr		7. Schuljahr	
	Volksschüler	Höhere Schüler	Volksschüler	Höhere Schüler
Bis zu 3 Tagen	2	1	3	-
4-9 Tage	7	2	13	6
10-15 Tage	12	18	12	18
16-21 Tage	10	20	7	13
22-35 Tage	14	25	11	13
36 Tage und mehr	6	5	6	13
K.A.	2	1	3	2

(DIVO 1957, S. 51)

Generell gilt: Großstädter verreisten deutlich häufiger und länger als Jugendliche vom Land, Ober-  
schüler länger als Berufsschüler, Jungen häufiger als Mädchen, Jugendliche insgesamt deutlich  
häufiger als Erwachsene.<sup>1229</sup> So haben von den 16-24-Jährigen nach eigenen Angaben 37 Prozent  
eine, allerdings eher kurze Urlaubsreise gemacht, im Durchschnitt waren dies nur 28.  
Überdurchschnittlich viele Jugendliche gingen auf den Campingplatz.<sup>1230</sup> Man wurde mobiler,  
allerdings in überschaubaren Ausmaßen: Ein eigenes Auto ist noch kein Thema, das kommt erst  
einige Jahre später in Gestalt der kleinen und von den Eltern abgelegten „Jugendautos“ (VW-  
Käfer). Das Unterwegssein mit dem eigenen Moped oder Motorrad war zuvor das auffälligste und  
am meisten untersuchte Phänomen jugendlicher Mobilität, sei es aus kulturkritischer Sicht als  
„Motorisierung der Muße“ im Rahmen tourismus-kritischer Diskurse<sup>1231</sup>, sei es aus verkehrs-  
psychologischer Sicht. So stellte Heinz Schimetschke in seiner Münchener Studie von 1958 fest,  
dass das Fahrzeug primär für den Arbeitsweg angeschafft wird, doch Motorradfahren aus ent-  
wicklungspsychologischer Sicht eine typisch pubertäre Tätigkeit ist, die nach „perfektionierter  
Freizeit“ sucht, nach einer Beschäftigung also, die keine „schöpferische“ ist.<sup>1232</sup> Auch Schelsky  
stellte die zweiseitige Motivationslage des Motorradfahrens für junge Arbeiter und Handwerker  
heraus, wenn er es als Resultat grundsätzlicher Technikaffinität und gleichzeitig als emotionalen  
Ausgleich und Gegenpol gegen die „disziplinierte und unemotional-sachliche Handarbeit des  
Berufs“ beschrieb, da es „Freiheitsgrade des eigenen Willens, emotionale Erlebnisse und Selbst-  
wertbestätigung“ zulasse.<sup>1233</sup> Als weitere Motivationslagen müsste man noch die Funktion eines  
Status- und Männlichkeitssymbols hinzuzufügen, weiterhin das Provokationspotenzial im  
öffentlichen Raum (via Lautstärke und „frisierter“ Leistung), die Gruppen-Bildung durch  
Motorisierung („Horden“), die faktische Ausweitung der Freizeitzone und damit verbundene  
größere Unabhängigkeit – schließlich die pure Notwendigkeit, seine Arbeitsstätte zu erreichen.  
Das Trampen war in der frühen Bundesrepublik die neueste unkonventionelle Form des Reisens,  
in der das „Wegkommen“ und „Unterwegssein“ neben dem Kontrollentzug im Vordergrund  
stehen. Trampen stand bei den Jugendschützern der 50er noch stärker als das „moderne Nomaden-

<sup>1229</sup> Strzelewicz, Jugend, S. 35.<sup>1230</sup> Zumindest für die Erhebung von 1960 lässt sich dies sagen. Vgl. DIVO, Markt, S. 143.<sup>1231</sup> Friedrich Sieburg, Die Lust am Untergang: Selbstgespräch auf Bundesebene, Hamburg 1961, S. 94.<sup>1232</sup> Schimetschke, Mopedfahrer, S. 22<sup>1233</sup> Schelsky, Generation, S. 345.

tum“ des Campings unter kritischer Beobachtung. Und dies weniger wegen der Gefahr, Opfer einer Straftat zu werden, sondern aus charakterlichen Gründen. Denn allein das stundenlange Warten am Straßenrand

*(...) mit all seinen Enttäuschungen hat zweifellos charakterlich einen ungünstigen Einfluß. Im Ausland werden dazu meist die Winkzeichen als Belästigung und Bettelei empfunden. So schadet das Reisen per Anhalter nicht nur den Jugendlichen selbst, sondern auch dem deutschen Ansehen im Auslande.*<sup>1234</sup>

Hier sind erste Ansätze von ganz eigenen Wegen in den Urlaub zu sehen, eine Art subkultureller Jugendtourismus, der schnell zu einem Massenphänomen wurde. Konzerte und Festivals, internationale Jugendtreffen und Interrail gehörten schon einige Jahre später ganz selbstverständlich zu diesem Ensemble an beliebten Jugendreisen.

Aktives Sporttreiben ist eine sehr jugendliche Angelegenheit, und dies ist schon in den frühen 50ern so.<sup>1235</sup> Am beliebtesten sind Fußball und Schwimmen, danach Turnen und Wintersport, wobei die Aktivität schon ab dem 18. Lebensjahr deutlich nachlässt – und ab dem 25. dann noch einmal.<sup>1236</sup> Ob im Verein mit dem konkurrenzlos populären Fußball oder ungebunden (hier sind Radfahren, Schwimmen und Wandern am beliebtesten) – die Ausübung eines Sports ist stark mit der Geselligkeit unter meist Altersgleichen verbunden. Vielleicht ist dies der Hauptgrund für seine wachsende Attraktivität: War der Sport bis 1955 schon neben dem Lesen die mit Abstand beliebteste Freizeittätigkeit, so stieg seine Popularität in den Jahren darauf noch weiter an. Allein: Es waren primär die männlichen Jugendlichen, für die mit 43 bzw. 44 Prozent der Sport die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit war, während bei den weiblichen Befragten nur ein Fünftel Interesse für Sport zeigte.<sup>1237</sup> In der jüngsten Altersgruppe der 15-18-Jährigen zeigt sich die größte Beliebtheit (50 Prozent), bei den über 22-Jährigen fallen die Anteile dann deutlich ab (25-28 Prozent).<sup>1238</sup> Diese geschlechtsspezifische Differenzierung kann als typisches Merkmal für die 50er Jahre gelten. In den folgenden Jahrzehnten holen die weiblichen Jugendlichen auf und weisen ab den 70ern gleich hohes Sportinteresse und Sportaktivität auf. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass Sport eine der wenigen Freizeitbeschäftigungen ist, deren Beliebtheit unabhängig von der sozialen Stellung und dem Bildungsabschluss sowie der Ortsgröße ist. Das schließt jedoch noch keineswegs aus, dass sich diese Unterschiede über die Wahl einer bestimmten Sportart oder eines bestimmten Sportvereins – z.B. gab es etwa beim Fußball immer noch die klassischen „Arbeiterklubs“, die bürgerlichen Vereine oder die katholischen „DJKs“ – fortführen ließen.

Ein gegenüber der eigenen sportlichen Betätigung noch höheres Interesse galt – sehr zum Missfallen einiger EMNID-Kommentatoren – dem Besuch von Sportveranstaltungen, die unter dem

<sup>1234</sup> Camping und Trampen wieder im Blickfeld, in: Ruf ins Volk 8 (1956), S. 7-10.

<sup>1235</sup> Vgl. DIVO, Markt, S. 146-147.

<sup>1236</sup> Im nichtorganisierten Sport lag Schwimmen als Freizeitbeschäftigung ganz vorn. Vgl. Strzelewicz, Jugend, S. 25.

<sup>1237</sup> NWDR, S. 135. Wie oben (Tabelle 2) gezeigt, ist beim Sport der höchste Grad an Übereinstimmung von Fragetyp 1 („Lieblingsbeschäftigung, Interesse“) mit Fragetyp 2 („Beschäftigung“) festzustellen.

<sup>1238</sup> Ebd., S. 138.

Verdacht standen, eine „Suggestivwirkung des Massensports in Bezug auf passive Teilnahme“<sup>1239</sup> auszuüben, womit die Dichotomie innen- vs. außergeleiteter Freizeitgestaltung seine Fortführung erfuhr. Knapp zwei Drittel insgesamt und 80 Prozent der männlichen Jugendlichen sahen sich „öfter einmal eine Sportveranstaltung an“.<sup>1240</sup> Die Untersuchung von Sportplatzbesuchern in einer Ruhrgebietsstadt 1954 zeigt, dass dies eindeutig eine Domäne der jungen Männer ist.<sup>1241</sup> Zu diesem Zeitpunkt wurde wegen der Bedeutungslosigkeit des Fernsehens in der Fragestellung übrigens noch nicht zwischen Live-Teilnahme und medial vermitteltem Zuschauen unterschieden, obwohl sportliche Großereignisse wie die Fußball-Weltmeisterschaft bereits ein frühes, meist bei Bekannten oder in Gaststätten stattfindendes Fernseherlebnis waren. Die klassische Erziehungsfunktion des Sports, das spielerische Einüben von Affektkontrolle und sozialen Regeln, drohte auch dadurch in Gefahr zu sein, wenn laut kulturkritischen Beobachtern andere Formen der Einstellung zum Sport wichtiger wurden. Dies gilt zum einen für die Unterscheidung „passiv“ und „aktiv“, also die Tendenz, dass das Zuschauen von Sportveranstaltungen, live oder medial vermittelt, eine zunehmend wichtigere Rolle spielte; zum anderen, wenn die Motivationslage der Sporttreibenden eine abweichende war und diese den Sportverein aus ganz anderen Gründen als zum Zweck der körperlichen Ertüchtigung besuchten, nämlich, wie oben gezeigt, der Geselligkeit, des „Networking“ wegen – und man kann weiterhin vermuten: auch als Legitimation, um von zu Hause wegzukommen. Nur teilweise zum Sport gehörig, war das Wandern eine Freizeitbeschäftigung, die ein besonderes Interesse der zeitgenössischen Jugendforscher auf sich zog. Sie galt als unverdächtige Beschäftigung, die in ihrer Naturbezogenheit und Unentgeltlichkeit geradezu als Gegenpol zur Konsum- und Vergnügungsorientiertheit fungierte. Gleichwohl wurde angemerkt, dass der weltanschauliche, idealistische Hintergrund aus den Zeiten des Wandervogels neuerdings fehle. Doch laut Blücher habe die Gesamtheit der Jugend „eine der Grundverhaltensweisen der Jugendbewegung übernommen“.<sup>1242</sup> Die Tatsache, dass das Wandern deutlich weniger ein Interessengebiet, jedoch eine alters-, geschlechts- und bildungsübergreifend ausgeübte Tätigkeit ist, könnte aber viel schlichter in seiner Unentgeltlichkeit liegen. Auch ist zu vermuten, dass der Oberbegriff sich nicht ausschließlich auf das klassische Wandern bezog, sondern auch das Spazieren gehen, „Bummeln“ und das Durch-den-Ort-Schlendern mit Freunden mit einschloss. Von Blücher als sogenannte „weiche“ Freizeitbetätigung ermittelt, war das Tanzen keine Spontanennung auf die Frage nach den bevorzugten Aktivitäten am Wochenende. Die Frage „Tanzen Sie gern?“ wurde hingegen zu zwei Drittel bejaht, aus Gründen des beschränkten Zugangs (Jugendschutz) deutlich mehr von den Über-18-Jährigen. Noch Anfang der 50er Jahre waren dementsprechende Wünsche zur Abendgestaltung auf breiten Widerstand der Eltern gestoßen.<sup>1243</sup> Es ver-

<sup>1239</sup> EMNID II, S. 74.

<sup>1240</sup> Ebd., S. 74, S. 218-219.

<sup>1241</sup> NWDR, S. 138-139; Günther Kieslich, Freizeitgestaltung in einer Industriestadt. Ergebnisse einer Befragung in Marl, Dortmund 1956, S. 91.

<sup>1242</sup> Blücher, Freizeit, S. 73.

<sup>1243</sup> Baumert, Jugend, S. 91.

wundert allerdings, dass das Thema Tanzstunde in den Umfragen nicht vorkommt. Der traditionelle Gesellschaftstanz wurde als wichtiger Erziehungsbereich und Kulturtransfer von Alt nach Jung angesehen und spielte, ebenso wie die Benimm-Bücher dieser Zeit, eine wichtige Rolle, wenn es darum ging, die „Initiationsriten“ der bürgerlichen Gesellschaft zu beschreiben, etwa 300.000 Jugendliche jährlich die Kurse in den Tanzschulen.<sup>1244</sup> So steht die Tanzschule als Ganzes für ein aus Sicht der Erwachsenengesellschaft wichtiges Element im Altersübergang: Die Einübung von Affektkontrolle hat damit ebenso zu tun wie das Erlernen allgemeingültiger Umgangsformen. Darüber hinaus diente die streng ritualisierte Tanzstunde der beobachteten und kontrollierten Begegnung der Geschlechter untereinander, bestätigte dabei sexuelle Normen. Die örtliche Tanzschule war aber auch eine Art „bewachter Heiratsmarkt“, wie sich in späteren Studien an der Frage, wo man sich als Paar kennen gelernt habe, ablesen lässt.<sup>1245</sup>

Oft erzählt und beschrieben drang der Rock ‘n’ Roll in diese heile Welt des Gesellschaftstanzes mit seiner ostentativen Körperlichkeit als „Schock“ und Tabubruch ein. Zudem zeigte er Anfänge einer „Individualisierung“ auch im Tanzstil, was sich wenig später im Einzeltanz des Twist fortsetzte. Und doch sind die Geschlechterrollen im neuartigen Paartanz Rock ‘n’ Roll doch auch als klassisch zu bezeichnen: Mann trägt und wirbelt, Frau lässt sich tragen und wirbeln. Zumindest bis 1955 kann aber von einer jugendlichen „Tanzwut“ noch nicht die Rede sein. Lediglich eine Minderheit von 5 Prozent gab Tanzen (bei offener Frage) als Interessengebiet an; immerhin 6 Prozent, und dabei stark beschränkt auf die Gruppe der 17-22-Jährigen, gingen oft, d.h. mindestens einmal in der Woche, zum Tanzen, fast jeder Zweite kam aus dem Angestellten-Milieu.<sup>1246</sup> Unter den bevorzugten Tänzen Ende 1955 sucht man den Rock ‘n’ Roll noch vergeblich, was aber sicher auch damit zusammenhängt, dass die EMNID-Fragesteller nur eine Antwortmöglichkeit zuließen. Dominant waren weiterhin die konventionellen Tanzschul-Standardformen Walzer, Tango, Foxtrott und Langsamer Walzer, die mit insgesamt 77 Prozent die US-Importe Boogie-Woogie, Jitterbug und Swing mit 8 Prozent weit hinter sich ließen. Es mangelte nicht zuletzt schlicht an den Plattformen für die freie Ausgestaltung eines eigenen Musikgeschmacks, sieht man einmal von öffentlichen kommerziellen Freizeiträumen wie Cafés oder Milchbars ab; und zu Hause, was ja meist hieß: Bei den Eltern unterlag man in der Regel auch einer musik-ästhetischen Kontrolle. Doch zeichnete sich 1955 bereits ab, dass die neuen Tanz- und Musikstile in der jüngsten Altersklasse der 15-18-Jährigen an Bedeutung gewannen, ebenso bei einer Minderheit der Großstadtjugendlichen, denen es leichter fiel, sich subkulturelle Musik-Räume z.B. in Form von Jazz-Kellern zu erschließen.<sup>1247</sup>

---

<sup>1244</sup> Bornemann/Böttcher, Jugendliche, S. 18; Mitterauer, Sozialgeschichte, S. 52. Im Fernsehen wird dies mittlerweile als historische Reality-Soap simuliert, wie in der ARD-Reihe „Die Bräuteschule – wie die 50er Jahre wirklich waren“.

<sup>1245</sup> Auch im Kontrast zum weniger kontrollierten lokalen Heiratsmarkt Schützenfest und Kirmes.

<sup>1246</sup> EMNID III, S. 82-83.

<sup>1247</sup> Vgl. ebd., S. 267-268.

Die Zahlen vermitteln allerdings nicht den Eindruck, dass den Jugendlichen „eine regelrechte Trink- und Tanzwut befallen hat“, wie Bednarik 1953 schrieb.<sup>1248</sup> Es wird auch deutlich, dass sich ungefähr ab den 1940er Jahrgängen – vor allem in Kontrast zu den um 1930 Geborenen als „Jugend ohne Jugend“ – neue Möglichkeiten auftun. Stilrepertoires erweitern sich erst für einige, dann für eine immer größer werdende Gruppe. Breiter als dies bei den Halbstarken wirksam werden konnte, erreicht der Twist/Beat die Jugend.<sup>1249</sup> Damit beginnt schon eher das, was die Forscher der britischen CCCS Ende der 70er Jahre als „Subkultur“ bezeichnen, v.a. der große Einfluss von als jugendlich empfundener Musik auf den Sozialisationsprozess und die informelle Gruppenbildung von Jugendlichen.<sup>1250</sup>

Soziale Prädispositionen reproduzieren sich, diese Differenzierungen finden aber zunehmend auf kultureller Ebene statt – mittels Umfragen lassen sich neue „Stile“ jedoch nicht immer ideal nachvollziehen.<sup>1251</sup> Plakativ formuliert, prägen zwei Halbstarke das öffentliche Bild von Jugend mehr als 20 Messdiener. Neue Trends sind aber nichts, was sich in den repräsentativen Untersuchungen unmittelbar niederschlägt. Sind sie erfolgreich, dann entfalten sie erst, gerade in produktiver Wechselwirkung zwischen aktiven Minderheiten und Massenmedien, nach einer gewissen Inkubationszeit weite Wirkung. Ganz ähnlich verhielt es sich übrigens Ende der 60er Jahre in den USA, als man sich darüber wunderte, dass das überall sichtbare Hippiephänomen in den Umfragen schlichtweg nicht vorkam. So wird tatsächlich erst in dem Fall, in dem Ereignisse neue Strukturen generieren, sich dies auch auf der Einstellungsebene messbar zeigen. Zugespitzt: Messbare Bereitschaften gehen den öffentlich sichtbaren Handlungen nicht voraus – sie folgen ihr unter Umständen.<sup>1252</sup>

Weitgehend einig war man sich im Jugendediskurs, dass die Jugend Mitte bis Ende der 50er Jahre kein Generationsbewusstsein besitze. Kennzeichnend sei ein fortlaufender Anpassungsprozess von Verhaltensmustern. Manche vermuten heute, dass sich dieses Bewusstsein ohnehin erst später, oft via Mediengeneration bildet.<sup>1253</sup> Und tatsächlich erscheint die medienspezifische Sozialisation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen zunehmenden Einfluss auf „schlummernde

---

<sup>1248</sup> So Bednarik, Arbeiter, S. 73. Beruhigend dagegen Reinhold Bergler, der herausgefunden hat, dass „von den Jugendlichen eine beschwingte, dabei aber irgendwie gepflegte Atmosphäre bevorzugt wird“ und dieser sich dort wohl fühlt, „wo man sich zwar vergnügt, lustig, aber anständig und nicht ausfallend beträgt“. Reinhold Bergler, Dimensionen der Wunsch- und Erlebniswelt Jugendlicher, in: von Friedeburg, Jugend, S. 513-523; S. 513. Ergebnisse zum Tabak- und Alkoholkonsum vgl. EMNID II, S. 145; EMNID III, S. 270.

<sup>1249</sup> EMNID IV, S. 178.

<sup>1250</sup> Vgl. die Studien des Birmingham „Centre for Contemporary Cultural Studies“, u.a. Dick Hebdige, Subculture – the meaning of style, London 1979 und Mike Brake, The sociology of youth cultures: sex, drugs and rock ‘n’ roll? London 1980, die sich beide auf Stuart Hall’s „Resistance through Rituals“ (1976) beziehen und dessen These erweitern. Der Behauptung von Hall, dass der Widerstand, der lediglich über populärkulturelle Stile ausgedrückt wird, immer auch politisch bedeutsam sei, ist in ihrer Allgemeinheit sicherlich nicht zuzustimmen.

<sup>1251</sup> Nach Axel Schildt werden „neue Lebens- und Freizeitstile öffentlich sichtbar und medial stilisiert, zwar nur Minderheiten erfassend, aber z.T. Leitfunktion und Verbreitung in 60ern.“ Schildt, Zeiten, S. 154.

<sup>1252</sup> Vgl. Roland Eckert, Orientierung oder Desinformation? Eine Kritik jugendsoziologischer Erklärungsroutinen, in: Griesse/Scherr, Theoriedefizite, S. 41-48; S. 46-47.

<sup>1253</sup> Vgl. Hörisch, Mediengenerationen.



Potenzialität“ von Generationszusammenhängen zu haben. Auch deshalb soll Freizeit in Bezug auf Mediennutzung nun eingehender untersucht werden.

#### 4.2.2 Mediennutzung

Fragen zur Mediennutzung und Informationsbeschaffung verfügen selbst in Deutschland über eine längere Tradition. In den OMGUS- und HICOG-Studien der Amerikaner findet sich – neben Fragen hinsichtlich Demokratisierung, internationale Politik, Einstellung zur Besatzungspolitik eine nicht unerhebliche Menge an „Medienfragen“.<sup>1254</sup> Dort ging primär es darum, herauszufinden, welcher Medieneinfluss die NS-Herrschaft mit ermöglicht hat und umgekehrt, inwieweit demokratische Umorientierung medial „transportiert“ werden könnte.

Nach Walter Jaide sollte man zeitgeschichtliche Jugendkohorten danach unterscheiden, wie stark sie in ihren Prägejahren von dem zunehmenden Wohlstand betroffen wurden und daran partizipierten: 1. Nachkriegsjugend, 2. Wirtschaftswunderjugend und 3. saturierte Jugend (Prosperität)<sup>1255</sup> Hermann Giesecke hält dagegen:

*Jugendliche fühlen sich selbst nie als eine Gruppe, und schon gar nicht im Hinblick auf den gemeinsamen Konsum. Dafür sind die Interessen der einzelnen Jahrgänge viel zu verschieden. Herrschen etwa bei der Kleidung der Jüngeren noch bunte Farben, enge Hosen und sonstiges auffälliges modisches Beiwerk vor, so bevorzugen die älteren Jugendlichen deutlich einen unauffälligeren sportlichen oder damenhaft modischen Stil, in dem man ‚erwachsen‘ wirkt. In ähnlicher Weise nimmt die Vorliebe für bestimmte Schlager und wilde Rhythmen ab.*<sup>1256</sup>

Ausgehend von der These, dass allgemeiner Medienwandel und individueller Mediengebrauch für den Menschen des 20. Jahrhunderts von prägender Bedeutung sind und dass die Medien, mit denen man im Jugendalter umgeht, für die Gesamtbiografie bestimmend bleiben, dass also Jugend die lebenszyklische Phase ist, in der aus einer gewissen Einstellungsoffenheit dominante habituelle Praxen inkorporiert werden, könnte man für die Jugendlichen der 50er Jahre ein Medienprofil erstellen, wohlwissend, wie vorsichtig die Umfragen gerade im Bereich Mediennutzung zu interpretieren sind. Und das aus zwei Gründen: 1. Mediennutzung findet häufig unbewusst statt (Radio, später Fernseher laufen im Hintergrund) und 2. Die Nennung von Medien ist mit starken Prestigewerten belegt.<sup>1257</sup> Dies gilt für heutige Umfragen zum Medienkonsum und muss für die frühe Bundesrepublik noch stärker zutreffen: Da weiß man, dass das „gute Buch“ dem Kino prestigemäßig weit überlegen ist, und gibt es häufiger an, als tatsächlich genutzt.<sup>1258</sup>

Die kulturellen Generatoren von Generationserfahrungen haben sich, wie Jürgen Zinnecker gezeigt hat, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zügig vermehrt – Erfahrungen aus der Alltags-

<sup>1254</sup> Für die Jahre 1945-1949 kann man bei etwa einem Fünftel der Reports den Schwerpunkt Medien ausmachen. Wettach, Volk, S. 54-56. Ebenso Meyen, Quelle, S. 40-41.

<sup>1255</sup> Jaide, Generationen, S. 85.

<sup>1256</sup> Herrmann Giesecke, Jung-Sein in Deutschland, in: Sonntagsblatt Nr. 19-25 (1965).

<sup>1257</sup> Vgl. Meyen, Quelle, S. 47.

<sup>1258</sup> Ebd., S. 47. Meyen weist in diesem Zusammenhang auf die EMNID-Umfrageserie „Meinungen über Massenmedien“ in den 60er Jahren hin. Ziel war es, die Medienkonkurrenz Radio/TV vs. dem alten Leitmedium Zeitung zu untersuchen.

kultur, die eben viel mit Technik, Medien, Konsum und Popkultur zu tun haben, entfalten prägende Kraft für gemeinsame Erinnerungsgemeinschaften.<sup>1259</sup> Und wenn heute von zunehmender Medialisierung und Kommerzialisierung im Jugendleben die Rede ist, greift dies auf einen schon älteren Diskurs, bzw. eine ältere Klage zurück. Schon in den 50er Jahren dominierte die Wahrnehmung, in einer Zeit des (massen-)medialen Umbruchs zu leben. Viele Jugenddebatten wurden von den Befürchtungen geprägt, diesen Medien käme eine unkontrollierbare Macht als neue Sozialisationsinstanz zu.<sup>1260</sup>

Ein Beispiel vorweg, das zeigt, wie stark die Analyse jeweils von der Fragestellung und Darstellung der Zahlen gelenkt wurde. Die NWDR-Hörerstudie aus Eigeninteresse, aber auch die erste Shell/EMNID-Studie legte einen Fokus auf die „publizistischen Mittel“, die die Jugendlichen interessieren und nutzen, jeweils im Vergleich Rundfunk, Buch, Zeitung und Film. Der NWDR stellte überrascht fest, dass die Zeitung in der Gunst vor Radio und Kino steht, veröffentlichte dazu folgende Aufstellung:

**TABELLE 41a Vergleich des Interessegrades an den Publikationsmitteln**

Grad des Interesses	Rundfunk	Film	Zeitung	Buch
Stark interessiert	44	41	57	28
Durchschnittlich interessiert	32	30	24	51
Schwach interessiert	21	29	9	15
Überhaupt nicht interessiert	3	-	10	6

(NWDR, S. 52)

EMNID hingegen destilliert seine Ergebnisse in folgendes Schema:

**TABELLE 41b Übersicht über die publizistischen Einflüsse**

1. lesen Zeitungen („Gestern oder vorgestern“)	70
2. lesen Bücher („in den letzten vier Wochen“)	53
3. hören Rundfunk („Gestern oder vorgestern“)	77
4. gehen ins Kino („in den letzten 4 Wochen“)	83

(EMNID I, S. 53)

Heraus kommt eine Präferenzliste, die über die Vorgabe der Zeitangabe („Gestern“, „in den letzten vier Wochen“) beliebig gesteuert werden kann. Versucht man übrigens, aus der NWDR-Studie analoge Fragestellungen zur EMNID-Untersuchung herauszuholen, kommt man auf fast identische Zahlen – ganz nebenbei ein wiederum gutes Zeichen, was die Validität der Umfragen betrifft:

**TABELLE 41c Mediennutzung NWDR/EMNID-Studie im Vergleich**

	NWDR	EMNID
Zeitungen lesen	68 „regelmäßig“, „häufig“	70 „gestern oder vorgestern“
Ins Kino gehen	87 „1x im Monat o. mehr“	83 „in den letzten vier Wochen“
Bücher lesen	55 „sehr viel“, „des öfteren“	53 „in den letzten vier Wochen“
Radio hören	76 „viel“, „durchschnittlich“	77 „gestern oder vorgestern“

(NWDR 1953, S. 15-41; EMNID I, S. 235-247)

<sup>1259</sup> Vgl. Jürgen Zinnecker, Das Deutungsmuster Jugendgeneration. Fragen an Karl Mannheim, in: ders./Hans Merckens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 2002, S. 61-98, insbesondere S. 88-90.

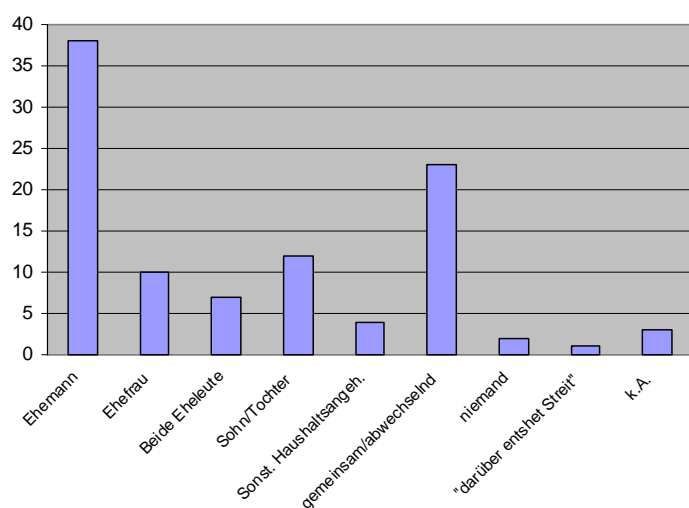
<sup>1260</sup> Vgl. die Ausführungen in Kapitel 3, besonders 3.5 und 3.6.

Nun zu den einzelnen Medien selbst. Das Radio durchläuft in dieser Phase eine offenkundige Bedeutungsverschiebung: Der Rundfunk ist bereits zu Beginn der 50er Jahre nicht nur Hauptquelle für politische Information, wie amerikanische Surveys herausfanden. Es ist zudem erster Unterhalter und hatte eine wichtige Funktion in der Strukturierung der Tageszeiten. Das Radio blieb „Hegemon der häuslichen Freizeit“ bis weit in die 60er Jahre hinein.<sup>1261</sup>

Insgesamt besaß 1953 nur etwa jeder vierte Jugendliche ein eigenes Rundfunkgerät, wobei die soziale Stellung hier keine wesentliche Rolle spielt. Wichtige Faktoren sind dagegen Einkommen und Alter. Vor allem die Jüngeren besaßen selten ein eigenes Radio und mussten sich – das elterliche Gerät stand gewöhnlich in der beheizten Wohnküche – auch den elterlichen Hörgewohnheiten anschließen.

#### GRAFIK 13 Auswahl des Radioprogramms 1954

„Wer bestimmt bei Ihnen, wenn Sie zusammensitzen und Radio hören, meist, welches Programm gehört wird?“ (Radiobesitzer, Ehepaar mit Kindern, in %)



(Fröhner, S. 395)

Für das Radiohören ist seine Verwendbarkeit als Sekundärtätigkeit, die Primäraktivitäten begleitet, typisch, also als Hintergrundmusik zur Hausarbeit, zum Basteln, Lesen oder Unterhalten. Selbst die Mahlzeiten wurden in den vielen westdeutschen Haushalten vom Rundfunk begleitet. Laut Hörerpost und erfragtem Hörverhalten wurden von den Programmgestaltern in erster Linie Sendungen zur Unterhaltung und Zerstreuung verlangt. Ein Altersgruppenvergleich zeigt, dass 15-24-Jährige mehr Radio hörten (46 Prozent hören „viel“) als Angehörige älterer Jahrgänge, wo es 37 Prozent sogenannter „Vielhörer“ gab.<sup>1262</sup>

Erst mit der Verbreitung des Fernsehens und dessen Ausbau mit dem Zweiten Kanal 1963 wurde das Radio in der Abendgestaltung zunehmend unwichtiger. Der Rundfunk als Hausfreund mit „seiner fröhlichen akustischen Welt“ in einer entbehrungsreichen Nachkriegszeit verlor in der

<sup>1261</sup> Axel Schildt, Hegemon häuslicher Freizeit – Rundfunk in den 50er Jahren, in: ders./Sywottek, Modernisierung, S. 458-476.

<sup>1262</sup> Vgl. Institut für Demoskopie/Süddeutscher Rundfunk, Der Rundfunkhörer 1953/54, Allensbach 1954.

Hochphase des Wirtschaftswunders etwas von seiner „pathologischen Rolle.“<sup>1263</sup> Anders die Situation bei den Jugendlichen. Für diejenigen, die noch zu Hause wohnten, wandelte sich die Nutzung vom geduldeten Mithören zum souveränen individuellen Zugriff. So konnte man sich, während die Eltern fernsahen, mit dem Radio in einen anderen Raum zurückziehen. Radionutzung individualisierte sich: falls ein eigenes Zimmer vorhanden ist, mit einem eigenem Radio und mobil dem Zugriff der Eltern völlig entzogen über das Transistorradio oder Tonbandgerät. Beides waren technische Innovationen, die ihren Siegeszug Ende der 50er Jahre begannen und sich, wie die zahlreichen Werbeanzeigen in der „Twen“ und anderen Zeitschriften zeigen, speziell an jugendliche Käuferschichten richteten. Die Tragbarkeit des Mediums hatte für die Jugendlichen maßgebliche Folgen: den Entzug vor elterlicher Kontrolle und die Möglichkeit zu demonstrativem Musikkonsum in Öffentlichkeit und Peers. Gleichzeitig steht die neue Mobilität auch für das Besetzen und Umdefinieren des öffentlichen Raums, ja ist sogar Ausdruck für Grenzverschiebungen von Privatheit und Öffentlichkeit insgesamt.<sup>1264</sup> Musikgeräusche werden schnell nicht nur einfach „Teil der urbanen Lautkulisse“<sup>1265</sup>, sondern zu einem Statussymbol und Distinktionsmittel innerhalb der Gleichaltrigengruppe und, je nach Musikrichtung und Lautstärke, zu einem Provokationspotenzial auf der Straße, auf Parkbänken, Spielplätzen oder in Freibädern.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gab es aber lange Zeit kaum Sendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, die speziell auf Jugendliche abzielten – deshalb auch die „Sensation“ Jukebox als eine der seltenen Gelegenheiten, mit der man seine musikalischen Präferenzen öffentlich zur Schau stellen konnte.<sup>1266</sup> Ausnahmen stellten Sendungen wie beispielsweise „Tanztee der Jugend“ (ab 1956 im Süddeutschen Rundfunk) oder die „Teenager-Party! Rhythmus für junge Leute“ dar, die 1959 für kurze Zeit eine Stunde wöchentlich im Bayerischen Rundfunk lief. Der Schulfunk ist zwar in den 50er Jahren von zentraler Bedeutung, gehört aber in eine andere Kategorie und ist dem Bildungsauftrag der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten geschuldet.<sup>1267</sup> Ansonsten ist aus heutiger Sicht wenig Juveniles im Programm, und das, obwohl schon 1954 als bevorzugte Rundfunksendungen im weitesten Sinne „Tanz- und Unterhaltungsmusik“ und „Bunte Sendungen“ genannt wurden.<sup>1268</sup> Der Kommentar in einer Allensbach-Studie von 1958 beurteilte die Tendenzen zu leichter Unterhaltungsmusik ambivalent: Bei sozial schlecht integrierten Personen wird leichte Musik als Realitätsflucht gewertet. Bei den „Vitaleren“ hingegen ist die

<sup>1263</sup> Vermutlich ist damit eher „kurierend“ gemeint. Institut für Allensbach, Rundfunk und Fernsehen 1959, Bd. I, S. 1-10, zitiert nach Meyen, Quelle, S. 55.

<sup>1264</sup> Vgl. Hartmut Petzold, Die Geschichte des Transistors und die Veränderung einer Medienkultur, in: Studienkreis Rundfunk und Geschichte. Mitteilungen, 14 (1988), H. 4, S. 331-338.

<sup>1265</sup> Heike Weber, Vom Ausflugs- zum Alltagsbegleiter. Tragbare Radios und mobiles Radiohören 1950-1970, in: Jutta Rösler (Hrsg.), MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien, Wiesbaden 2007, S. 129-138; S. 135.

<sup>1266</sup> Auf immerhin 12.000 solcher jukeboxes schätzt Grotum den Bestand im Jahr 1957. Grotum, Halbstarke, S. 200.

<sup>1267</sup> Vgl. Konrad Dussel, The Triumph of English Language Pop Music: West German Radio Programming, in: Schildt/Siegfried, Between Marx, S. 127-148.

<sup>1268</sup> EMNID II, S. 278, S. 279.

Tendenz zu leichter Musik lediglich Ausdruck einer allgemein größeren Kontakt- und Erlebnisstärke.<sup>1269</sup>

Im Altersvergleich von 1953 fällt auf, dass es bei den heranwachsenden 18-24-Jährigen deutlich weniger konkreten Zuspruch zu einzelnen Sendeformaten gab als bei den Älteren. Und für die Mädchen bzw. Frauen war noch weniger dabei:

**TABELLE 42 Lieblingssendungen im Hörfunk 1953**

„Bei welchen Sendungen möchten Sie ungestört sein?“ (in %, Mehrfachantworten möglich)

	Männer					Frauen				
	18-24	25-29	30-44	45-50	Ab 60	18-24	25-29	30-44	45-50	Ab 60
Wirtschaftsfunk	8	12	15	17	18	3	4	7	7	6
Landfunk	10	10	14	25	29	14	11	13	19	18
Parteisendungen	6	10	10	14	19	1	3	2	4	6
Gewerkschaftssendungen	5	12	10	12	10	1	2	2	2	1
Lokale Nachrichten	24	23	32	37	36	20	20	22	28	23
Hausfrauensendungen	-	-	1	4	6	30	36	47	45	41
Politische Kommentare	20	20	34	28	32	3	7	7	10	8
Kirchliche Nachrichten	6	9	7	12	23	6	8	14	18	28
Sportsendungen	48	62	47	40	22	15	11	11	6	5
Hörspiel	52	57	44	47	35	69	60	63	51	46
Nachrichten	40	57	62	61	68	23	30	37	66	40
Gottesdienst	10	11	12	22	38	14	19	30	61	41
Gesamt	229	283	287	319	336	199	209	255	317	263

(IfD, Rundfunkhörer, S. 7)

Insgesamt waren Hörspiele und Sportsendungen bei allen Altersgruppen beliebt. Der deutlichste Unterschied – das bestätigt eine Allensbach-Erhebung für den Süddeutschen Rundfunk, die die Präferenzen von 14-17-Jährigen mit denen der erwachsenen Hörerschaft vergleicht – ist in der geringeren Bedeutung politischer Sendungen zu sehen, auch kirchliche Sendungen waren weniger beliebt.<sup>1270</sup> Den Spitzenplatz unter den Radiosendungen, die aufgrund meist väterlicher Entscheidungsgewalt nicht eingeschaltet werden durften, nahm der Jazz mit der Hälfte aller Nennungen ein. Allerdings gab es überhaupt nur eine Minderheit von 7 Prozent, die diese Musik besonders goutierte. Trotz der in der Jugend-/Hörerforschung des NWDR leider äußerst groben Einteilung fällt die bildungsdeterminierte Unterscheidung zwischen populärer U- und elitärer, akademisch-bürgerlicher E-Kultur deutlich auf. Bei der Frage nach den bevorzugten Radiosendungen zeigt sich der gegensätzliche Geschmack dergestalt, dass „Leichte Unterhaltungsmusik“ und „Bunte Abende“ bei steigendem Bildungsniveau unpopulärer, „ernste Musik“ und politische sowie kulturelle Wortsendungen beliebter werden.<sup>1271</sup>

Attraktive Alternativen fanden sich im Programm der American Forces Network (AFN), deren Einschaltquoten man für Mitte der 50er Jahre bei höchst unterschiedlicher Erreichbarkeit auf immerhin ca. 3-5 Prozent taxierte, beim BFN lagen diese wohl noch etwas darüber.<sup>1272</sup> Auch Radio

<sup>1269</sup> Vgl. Institut für Demoskopie, Die Freizeit. Eine Studie unter Arbeitern und Angestellten, 2 Bde., Allensbach 1958.

<sup>1270</sup> Institut für Demoskopie, Junge Rundfunkhörer 1956. Eine Umfrage für den Süddeutschen Rundfunk, Allensbach o. J. [1957], S. 3-8; S. 20-21.

<sup>1271</sup> NWDR, S. 22.

<sup>1272</sup> „Welchen Sender hören Sie sich im allgemeinen zuerst an, wenn Sie Radio hören wollen?“ Immerhin vier Prozent schalten zuerst AFN an, einige mehr dürften dorthin umgeschaltet haben. Denn 20 Prozent der 14-17- und 18 Prozent der 18-23-Jährigen hören neben dem Süddeutschen Rundfunk auch AFN. IfD, Rundfunkhörer, S. 6; vgl. auch Schildt, Zeiten, S. 14.

Luxemburg, dessen deutschsprachiges Programm 1957 startete, steht für eine Modernisierung der stets dominanten „leichten Unterhaltungsmusik“. Noch wichtiger für den sich entwickelnden öffentlichen jugendlichen Habitus und für die Eroberung der Straße und anderer Räume, die besetzt oder umdefiniert wurden, ist die Musikbeschallung auf Kirmesplätzen. Vor allen Dingen weiteten sich, wie gezeigt, die Möglichkeiten aus, selbstbestimmt Musik zu hören. Zuhause im eigenen Zimmer vor dem eigenen Radio mit neuen Sendern – oder außerhalb mit dem Transistorradio oder Tonbandgerät. Die Geräte wurden erschwinglicher, sodass immer mehr Jugendliche mobil und im mittlerweile eigenen Zimmer „ihre“ Musik hören konnten. Insofern war – von der „Hardwareseite“ aus gesehen – nicht der Siegeszug des Fernsehens, sondern mehr noch die Etablierung des Zweiradios ein entscheidender Schub für die Entwicklung jugendlicher Eigenwelten. So verfügten 1953 15-18-jährige NWDR-Hörer nur zu 6 Prozent über ein eigenes Radio, die 19-20-Jährigen zu 14 Prozent und bei den Anfang 20-Jährigen war es bereits jeder Dritte.<sup>1273</sup> Anfang der 60er Jahre hatte sich der Besitz eigener Radios bereits weiter erhöht, hinzu kamen die neuen, in der Werbung häufig auf Jugendliche ausgerichteten Plattenspieler.<sup>1274</sup> Die berühmten Schallplattensammlungen waren allerdings Mitte der 50er Jahre noch kein Thema, doch schon 1960 besaßen fast die Hälfte der Heranwachsenden eine eigene Plattensammlung.<sup>1275</sup> Genauer muss man sagen, dass es die 16-30-Jährigen waren, die beim Schallplattenkauf ganz vorne waren: 40 Prozent des Gesamtumsatzes machte allein diese Altersklasse aus.<sup>1276</sup> Der schnell wachsende Musikmarkt wurde mit der Beat-Generation ein „Jugendmarkt“ und der Musikstil Beat mehr noch als in den bildungsdistinktiven Unterscheidungen in den 50ern eine Musikrichtung, die verschiedene soziale Gruppen ansprach.<sup>1277</sup>

Unabhängig vom Transportmedium war Musik das jugendliche Leitmedium, die wichtigste Ausdrucksform für Jugendliche in der frühen Bundesrepublik und es war zugleich auch das erste und deutlichste Feld, auf dem Gemeinschaft hergestellt wurde. Und das ist bis heute so. Musikästhetische Abweichung und die Entwicklung eines eigenen Stils sind sichtbarster Ausdruck jugendlicher Teilkultur, die andererseits Jugend mitformt, ästhetische Differenzen zur Erwachsenenwelt aufbaut. Auf diesem Feld finden aber gleichzeitig auch zahlreiche soziale Distinktionsprozesse statt. Deutlich wird dies bei der sozial unterschiedlichen Rezeption des Rock ‘n’ Roll, der in einer Phasenverschiebung rezipiert, dann verändert und in der schließlich vor-

<sup>1273</sup> NWDR, S. 16-17.

<sup>1274</sup> Ehrmann/Landgrebe, Bravo-Leser, S. 43; S. 47. Bei anderer Alterseinteilung sind es 13 (w) bzw. 14 (m) Prozent der 12-16-Jährigen, 26 (w) bzw. 37 (m) Prozent der 17-20-Jährigen und 27 (w) bzw. 56 (m) Prozent der 21-24-Jährigen, die 1960 ein eigenes Radio besitzen.

<sup>1275</sup> Scharmann, Konsumverhalten, S. 34.

<sup>1276</sup> Schildt, Zeiten, S. 223.

<sup>1277</sup> Weiteres zu den Programmpräferenzen im „Jahrzehnt des Rundfunks“ bei Schildt, Zeiten, S. 203-261. Neben eigenen musikalischen Vorlieben haben sicher auch die im Vergleich deutlich besseren Fremdsprachenkenntnisse der Unter-25-Jährigen eine Rolle gespielt. Vgl. DIVO, Markt, S. 150.

handenen Vielschichtigkeit schließlich doch als Generation angenommen werden konnte, ausnahmsweise als Nachahmungseffekt von „unten“ nach „oben“. <sup>1278</sup>

Die idealtypische dichotomische Aufteilung zwischen U- und E-Kultur lässt sich mit dem Aufkommen von Jazzmusik kaum beibehalten, liegt diese doch genau „dazwischen“. Von weniger Informierten wurde Jazz zwar als Teil der neuen Jugendkultur gesehen und ganz allgemein dem „Rock ‘n’ Roll“ zugeschlagen. Dies lag sicherlich auch an der gleichen Form informeller Gruppenbildung qua Musikpräferenz und an der Etablierung spezieller Orte wie dem Jazzkeller, die sich vom Habitus des „klassischen“ Kulturkonsums deutlich unterschieden. Die assoziativen Verknüpfungen, die entstehen, wenn in der Umfrage ungestützt und ohne Tonbeispiel nach „Jazz“ gefragt wird, beschrieb der Mentor der Hörerforschung beim NWDR, Wolfgang Ernst, Anfang der 50er Jahre:

*Wenn wir die Frage stellen: ‚Wie ist Ihrer Meinung zur Jazzmusik?‘, so löst das in sehr vielen Fällen Assoziationen aus, die dann die tatsächliche Meinung verzerren. Solche Assoziationsabläufe sehen etwa so aus: Jazz = amerikanisch = Krieg gegen Amerika verloren = ablehnen, oder (vornehmlich bei Jugendlichen): Jazz = amerikanisch = progressiv = zustimmen.* <sup>1279</sup>

Bei höherer Popularität unter den jungen Leuten war und ist der Jazz als Bildungsmusik mit hohem Distinktionsgrad dennoch ein Minderheitenprogramm. Im Vergleich zu den Fans der entstehenden angloamerikanisch dominierten und stark körperorientierten Rock ‘n’ Roll- und Pop-Kultur waren die Jazzer deutlich älter und rekrutierten sich in erster Linie aus dem städtisch-studentischen Milieu. Er wurde auch nie für größere Zuhörerkreise populär, denn dieser „Hör-genuss“ hatte viel mit Expertenwissen zu tun. Die Umfragen bestätigen dies: 7 Prozent in der NWDR-Befragung und nur 4 Prozent der EMNID-Befragten gaben 1953 an, gerne „Jazz“ im Radio zu hören. Die Kategorie „Unterhaltungsmusik“ erreichte den achtfachen Wert. <sup>1280</sup> Ergebnisse aus Spezialuntersuchungen wie die von Radio Bremen 1958 unterstreichen, wie sich Musikpräferenzen schon in frühen Jahren bildungsabhängig auseinanderentwickelten: Während Volks- und Mittelschüler zu 76,7 Prozent Schlager, zu 12 Prozent Volkslieder bevorzugten, aber deutlich weniger zu klassischer Musik (2,9), Opern und Operetten (7,2) und Jazz (1,2) tendierten, waren dies bei Oberschülern immerhin 35,3 Prozent Schlager und 1,3 Prozent Volkslieder, dagegen standen klassische Musik (25), Opern und Operetten (19,5) und Jazz (18,9) hoch im Kurs. <sup>1281</sup> Dennoch existierte im Jugendsdiskurs die Befürchtung, kulturelle Codes könnten durch Kategorie-

<sup>1278</sup> Vgl. Hüser, Rock sowie Maase, Amerika. Allerdings: Wegen der voranschreitenden Fragmentierung der Musikgenres kann man zwar insgesamt von einer vereinheitlichten Jugendsprache Rock/Pop sprechen, bei genauerem Hinsehen aber von einem Fortbestand sozialer Unterschiede über – auch sozial konnotierte – Geschmacksentscheidungen ausgehen, nicht nur, was die Grundsatzentscheidung „Beatles oder Stones?“ betraf.

<sup>1279</sup> Wolfgang Ernst, Zweck und Aufgaben der Hörerforschung, in: Institut, Sozialforschung, S. 70-75; S. 73.

<sup>1280</sup> NWDR, S. 20; EMNID I, S. 243. Von der populären Kulturkritik hingegen wird dieses vergleichsweise feine ästhetische Mittel elitärer Distinktion als maschinell und animalisch beschrieben, als „Obstinatheit des präzise arbeitenden Stanzwerks, das das Glissando der Animalität in immer gleiche Stücke zerschneidet.“ Anders, Antiquiertheit, S. 83.

<sup>1281</sup> Ergebnisse bei Günter Hegele, Die Welt des Schlagers, in: Solidarität. Monatsschrift für gewerkschaftliche Jugendarbeit, H. 9 (1962), S. 168-179. Bildungsbedingte Musikpräferenzen bestätigen die NWDR-Ergebnisse von 1953, S. 22.

und vor allem Hierarchielosigkeit in fast schon postmodern anmutender Weise verschwimmen, was die Nivellierungsthese auf Kulturmilieu-Ebene zu bestätigen schien, denn

*(...) es wachsen Menschen heran, die sich der klassischen Literatur ebenso hingeben können wie einem Kriminalroman, die der Jazz-Musik genau so positiv gegenüber stehen wie der klassischen Musik. Die Gültigkeit der Kategorien für die Bestimmung des kulturellen und bildungsmäßigen Status eines Menschen ist nicht mehr unbestritten, alte und neue Maßstäbe gehen ineinander über.*<sup>1282</sup>

Gleichzeitig machen die Fragestellungen in den Umfragen zum Thema Musik eine eklatante Unkenntnis der neuen Musikstile deutlich. Denn Jazz als Sammelbegriff für sämtliche nicht traditionelle Tanz- und Unterhaltungsmusik enthält alles von Dixieland bis Cool-Jazz sowie auch Rock 'n' Roll und den frühen Beat. In zahlreichen Zeitungsartikeln finden sich ähnliche Verwechslungen. So ist im Zusammenhang mit Presseberichten über die Halbstarkenkrawalle häufig von „Jazz“ die Rede.

Im Beat findet sich dann wenig später tatsächlich eine Synthese, weniger musikhistorisch, sondern auf Zielgruppenebene. Er ist ebenfalls zunächst eher die Sache der „Postadoleszenten“, aber im Gegensatz zum Jazz mit weniger hohen Bildungsschranken verbunden und bezieht im Vergleich zum Rock 'n' Roll auch die weibliche Jugend stärker mit ein. Die Tatsache, dass diese Musikrichtung geografisch nah lag, machte ihn noch attraktiver. Der Beat kam, personifiziert durch die Beatles, dem Mythos gemäß über Hamburg nach Deutschland. Wer es sich leisten konnte, begann England als Vorbild von Stil und Jugendkultur zu besuchen. Der neue Musikstil Beat und der dazu gehörige Tanzstil Twist wurden schnell zu einer Sache der Mehrheit, und sie können in den 60er-Studien als erste wirklich messbare jugendkulturelle Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen gelten – der Vergleich von 1955 mit 1964 zeigt jedenfalls diese signifikante Entwicklung. Denn Rock 'n' Roll und Jazz waren gleichermaßen Minderheitenprogramm für Gruppen mit dem beschriebenen sozialen Hintergrund und Bildungsprofil. Und die Teenagermusik eines Peter Kraus kann man, wenn man Intentionalität unterstellt, retrospektiv tatsächlich auch als den Versuch deuten, die neuen Rhythmen in eine weiche Schlagerhülle zu packen und damit zu entschärfen. Parallel dazu wurde aber von derselben Plattenfirma Ted Herold etabliert, die im Vergleich immer noch rebellischere Variante eines deutschen Presleys. Auch „Schlager“ als Begriff ist schon wieder mehrdeutig, meint aber v.a. die kommerziell erfolgreiche „leichte“ Musik eines Freddy Quinn oder Peter Alexander, die ja im Übrigen selbst amerikanisch beeinflusst waren.<sup>1283</sup> Dennoch erscheint Rock/Pop-Musik als ein wichtiger Einschnitt für die Internationalisierung von Kultur; einschränkend wäre zu sagen: als erste globale Sprache, die von einer Mehrheit der jungen Menschen

<sup>1282</sup> Lohmar, Jugend, S. 225.

<sup>1283</sup> Aber hierfür war die weiße Mittelstandskultur einer Doris Day und eines Dean Martin maßgeblich – und nicht Rock 'n' Roll oder Rhythm 'n' Blues, die als Musik der Unterprivilegierten entstanden waren. Es scheint bei den kulturellen Debatten also gar nicht so sehr um Pro- oder Antiamerikanismus gegangen zu sein, sondern vielmehr um die Frage, welche soziale Schicht kulturelle Standards setzen darf – und welche nicht. Dazu u.a. Thommi Herrwerth, Katzenklo & Caprifischer. Die deutschen Hits aus 50 Jahren, Berlin 1998, S. 7-37. Im Vergleich zu Frankreich aber – so Hüser in einer Vergleichsstudie – ist in den neuen Schlagern eine „Art populärer Überidentifikation mit den Vereinigten Staaten“ zu lesen. Das, was stereotypisch als amerikanisch galt: Individuelle Stärke und Willenskraft, Eigensinn und Freiheit, konnte in Frankreich weder marktfähig noch erfolgreich sein.



im Westen goutiert und gesprochen wurde. Doch auch mehr als das: Über Musik gelang vielleicht nicht direkt die „Sozialisierung in eigener Regie“ (Tenbruck). Aber sie war doch wesentlich für den Beginn einer jugendlichen Selbstdefinition. Auch hier kam – folgt man beispielsweise den BRAVO-Musikcharts als Indikator – der Wechsel weg von der Deutschsprachigkeit in der populären Musik erst um 1964/65: Waren 1963 noch 19 deutsche Stücke und ein amerikanischer (Presley) unter den ersten zwanzig, so blieben 1966 und in der Folge nur noch vier deutsche Titel übrig: Einzig Roy Black hielt die Stellung für die deutsche Schlagermusik.<sup>1284</sup> Nicht nur in Bezug auf die Internationalisierung des Marktes steht dieses Detail für eine rasante Entwicklung auf dem Gebiet, das in der Folge das Jugendterritorium schlechthin darstellte: Rock- und Popmusik sowie alle ihre Spielarten.

Zu Beginn der Bundesrepublik waren die Jugendlichen noch in den Musikgeschmack der Erwachsenen eingebunden und der Mediengewalt ihrer Eltern unterworfen. Da verliefen die Grenzen noch eindeutig zwischen den Bildungsschichten. Aber bereits fünfzehn Jahre später war dieses eigene Feld für die Jugendlichen erschlossen und bildet ein Reservoir, das in der Folge immer neue Revivals und Stilausdifferenzierungen und -mixturen ermöglicht.<sup>1285</sup> Streng genommen blieb ein eigener jugendlicher Musikstil aber doch eine Episode von etwa drei Jahrzehnten, wenn man bedenkt, wie generationenübergreifend die meisten Spielarten der Popmusik heute funktionieren. Man könnte sogar behaupten, dass Jugendlichen dies schmerzhaft bewusst ist und sie zum Teil Gegenmaßnahmen durch neue Exklusionsverfahren entwickeln, um wieder „unter sich“ zu sein; etwa, indem sie noch stärker auf ihr Körperkapital setzen, wie beim Techno/Rave geschehen – ähnlich, wie beim Rock ‘n’ Roll (und noch früher beim Walzer) auch schon die expressive Körperlichkeit und die für die Zeit provokanten sexuellen Andeutungen als das Neue und Junge dazugekommen waren.

Das aktive Musizieren bleibt im Übrigen ganz Wenigen vorbehalten. EMNID fragte nicht, ob ein Instrument gespielt wird. In einem anderen Zusammenhang – knapp 10 Prozent nennen „Musizieren“ als Freizeitbeschäftigung – bestätigt sich die Vermutung, dass dies vor allem ein bildungsbürgerliches Metier war – die Fanfarenchöre auf dem Land einmal ausgenommen.<sup>1286</sup> Mitte der 60er Jahre hatte sich die Situation hier grundlegend geändert. Ihren Idolen, den Beatles, Stones oder Lords nacheifernd, gründeten sich zahlreiche Schülerbands, in denen sich vor allem männliche Jugendliche im Alter zwischen 15 und 20 zusammenfanden. Seitdem gehört das aktive Musizieren – sei es nun in der klassischen, volkstümlichen oder popmusikalischen Variante – zu einem wichtigen Bestandteil jugendlicher Freizeitgestaltung.

---

<sup>1284</sup> Vgl. Thommi Herrwerth, *Itsy Bitsy Teenie Weenie. Die deutschen Hits der Sixties*, Marburg 1995. Auch hier handelte es sich um eine Umfrage: Die BRAVO-Musicbox setzte sich zusammen aus den wöchentlichen Abstimmungen der Leser.

<sup>1285</sup> „Erschlossen“ soll ausdrücken, dass dies, wie auch die Entwicklung von Jugendkultur insgesamt – als ein beidseitiger Prozess gesehen wird: Weder wird es von einer profitsüchtigen Kulturindustrie aufgezwungen, noch wird es aus komplett eigener Kraft von den Jugendlichen selbst „geschöpft“.

<sup>1286</sup> Blücher, *Freizeit*, S. 78; EMNID III, S. 262, S. 265.

Zu Beginn des Fernsehzeitalters war dieses neue Medium alles andere als ein jugendliches.<sup>1287</sup> Erwachsene und Kinder schauen nach einer empirischen Studie von 1959 doppelt soviel fern wie die Jugendlichen, nämlich 14-16 statt 7-8 Stunden.<sup>1288</sup> Insgesamt sahen Mädchen, die, wie erwähnt, stärker unter dem Häuslichkeitsgebot standen, häufiger fern als Jungen, beliebteste Programme sind in allen Altersgruppen „bunte Unterhaltungssendungen“ sowie „Sport“ und „Spielfilme“, wenngleich die Auswahl zu Beginn noch gering ist. Die soziale Zusammensetzung der Besitzer eines TV-Geräts zeigt von dem Aufkommen (mit dem Katalysator Fußball-WM 1954) bis hin zur relativen Etablierung (ca. 1962), wie stark abhängig der Besitz eines Fernsehgeräts vom verfügbaren Einkommen war – aber eben nicht nur. Anfangs noch Statussymbol von Selbstständigenfamilien, hält der Fernseher schon bald Einzug in die Wohnzimmer der sogenannten Mittelschicht, bevor diese wiederum von Arbeiterhaushalten überholt wurden.<sup>1289</sup>

Gegen alle Vorbehalte, die bei neuen Medien stets aufkommen, nämlich dass sie die alten ersetzen und inhaltlich flacher als diese sind, konnte schon 1959 festgestellt werden, dass TV-Konsum keinen Einfluss auf das Buch- oder Zeitungslektüre-Verhalten hat. Unbestritten verstärkte er hingegen den Trend zur häuslichen Freizeitgestaltung. Auch die Etablierung des neuen Mediums Fernsehens wird von warnenden Stimmen des Jugendschutzes begleitet, Jugendschützer stellten schon bald erste Fälle von Fernsehsucht bei Kindern und Jugendlichen fest.<sup>1290</sup> Bemerkenswert ist aber, dass das Fernsehen vergleichsweise weniger der Kulturkritik ausgesetzt war als andere Medien, wie beispielsweise das Kino. Das mag mit der starken erwachsenen Nutzung zu tun haben, womöglich auch mit dem öffentlich-rechtlichen, behäbigen Bildungshabitus, den die frühen Programme „ausstrahlten“. Ein weiterer Grund liegt sicher auch in der Tatsache, dass es sich hier um eine absolut familienkonforme Freizeitaktivität handelte – schließlich saßen Ende der 50er Jahre im Schnitt 3,6 Personen gemeinsam vor dem Bildschirm, um sich dann zum Teil Duplikate des eigenen Familienlebens („Die Schöllermanns“) anzusehen. Und dies war für Jugendliche

---

<sup>1287</sup> Wenngleich dies – trotz entsprechender Studien – von Zeitgenossen nicht unbedingt so wahrgenommen wurde. Vgl. unter anderem DIVO-Institut, Jugend und Fernsehen, o. O. 1961.

<sup>1288</sup> Gerhard Maletzke, Fernsehen im Leben der Jugend, Hamburg 1959. Die Untersuchung eines der Pioniere der Medienforschung beruht auf einer Befragung von 15-20-jährigen Hamburgern im Jahr 1957/58. Vgl. auch Axel Schildt, Der Beginn des Fernsehzeitalters – Fernsehen in den 50er Jahren, in: ders./Sywottek, Modernisierung, S. 477-492.

<sup>1289</sup> Ein Viertel der 4-Personen-Haushalte mit einem Nettoeinkommen von weniger als 300 DM hatte ein Fernsehgerät, in der Einkommensgruppe von 600 bis unter 800 DM waren es schon 46 Prozent. In der nächsten Gruppe (800 bis unter 1200 DM) ergab sich der gleiche Prozentsatz, wogegen ab 1200 DM wieder ein geringfügiger Rückgang zu verzeichnen war (43 Prozent). Aus: Statistisches Bundesamt, Preise Löhne Wirtschaftsrechnung. Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart 1964, S. 11. In der Studie von 1962/63 unter Großstadtjugendlichen findet sich schon deutlicher die Tendenz von Schichten mit niedrigerem sozioökonomischem Status zur neuen Medientechnologie und dem mit ihr verbundenen Prestigegewinn. Vgl. Fritz Stückrath/Georg Schottmayer, Fernsehen und Großstadtjugend, Braunschweig 1967.

<sup>1290</sup> So beispielsweise Walter Becker, Jugendschutz in neuen Gesetzen, in: Unsere Jugend 12 (1960), S. 406-416. Es gehe bei der Gestaltung des Fernsehprogramms darum, alles zu vermeiden, was das Familienleben beeinträchtigt und „vom Inhalt her dem jungen Publikum das Beste bieten (...), damit die geistigen Bedürfnisse der jungen Menschen geweckt und befriedigt, ihre vitalen Antriebe vergeistigt, Zucht und Maß vorgelebt und vorgespielt werden, kurz, damit das allgemeine Ziel der Erziehung auch durch dieses Massenmedium gefördert wird.“ (S. 413).

offenbar weniger attraktiv,<sup>1291</sup> wobei in Befragungen das Fernsehen, ähnlich wie das Radiohören, von vielen überhaupt nicht als eigenständige Freizeitbeschäftigung gesehen wird bzw. man als Befragter nach vielen öffentlichen Mediendiskussionen um die relative soziale Unerwünschtheit von starkem Medienkonsum weiß. Nicht nur die Häuslichkeit des Konsums, wohl auch das Programm selbst machte die mangelnde Attraktivität der „Mattscheibe“ für die Jugendlichen aus, während es für Kinder im Nachmittagsprogramm mit „Fury“ & Co. bereits einige Pflichttermine gab.

„Willkommen im Beat-Club!“ hieß es bei Radio Bremen erst am 25. September 1965. Das erste Jugendformat im deutschen Fernsehen ging auf Sendung – wurde legendär und steht für die weitere Verbreitung westlicher Musik- und Modestile via TV. Signifikant ist dabei Wilhelm Wiebens Ankündigung, der um Verständnis bei den erwachsenen Zuschauern bat:

*Guten Tag, liebe Beat-Freunde. Nun ist es endlich soweit. In wenigen Sekunden beginnt die erste Show im Deutschen Fernsehen, die nur für Euch gemacht ist. Sie aber, meine Damen und Herren, die Sie Beat-Musik nicht mögen, bitten wir um Ihr Verständnis: Es ist eine Live-Sendung mit jungen Leuten, für junge Leute. Und nun geht's los!*<sup>1292</sup>

Der „Beat Club“ fand schnell viele begeisterte Anhänger wie auch erbitterte Gegner. Das Zitieren einiger diffamierender Leserbriefe („Massenausbruch von Wahnsinn“, „Affenhaus!“) wurde fortan selbst Bestandteil der Sendung, und feindliche Kritik autoritärer Erwachsener diente offenbar dazu, „Fortschrittlichkeit und Bedeutsamkeit der eigenen Position zu beglaubigen“.<sup>1293</sup> Und so wurden im Vergleich zum Medium Kino und zur Popmusik, die als Vehikel jugendlicher Selbstdefinition sicher wichtiger waren, nun relativ spät auch TV-Formate von Produzentenseite „jugendgerechter“ inszeniert und die Verbindung Jugend mit Popmusik auch im Fernsehen institutionalisiert.

Parallel entwickelte sich der Kinofilm im Verlauf der frühen Bundesrepublik erst zum jugendlichen Medium, vor allem in dem Moment, in dem sich das „Pantoffelkino“ Fernseher als häusliches Pendant anbot und überwiegend von Erwachsenen genutzt wurde. Aber schon 1953 gingen zwei Drittel der Jugendlichen mindestens alle 14 Tage ins Kino:

---

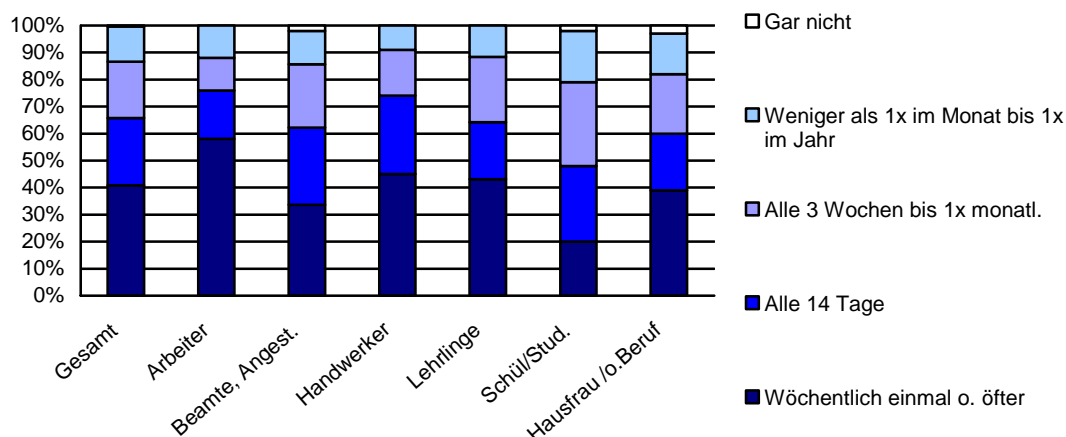
<sup>1291</sup> Maletzke, Fernsehen, S. 145. Nicht zu übersehen sind dennoch die kritischen Stimmen von Intellektuellen-Seite, die die Anfangszeit der Etablierung des neuen Mediums begleiteten, Adorno, de Man und Gehlen, allen voran aber Günther Anders in seiner „Antiquiertheit“. Vgl. auch Schildt, Zeiten, S. 389-397.

<sup>1292</sup> Gefunden auf <http://www.radiobremen.de/tv/beatclub/anfang.html> – der Radio-Bremen-Hommage an die „Legende“ Beat-Club.

<sup>1293</sup> Siegfried, Teenager, S. 615.

#### GRAFIK 14 Häufigkeit jugendl. Kinobesuch nach Berufsgruppen 1953

„Wie oft gehen Sie durchschnittlich ins Kino?“



(NWDR, S. 177)

Überdurchschnittlich oft gingen junge Arbeiter und Handwerker, am seltensten dagegen Schüler und Studenten ins Kino. Ein in diesem Fall unwesentlicher Faktor war bei einem Eintrittspreis von circa 40 Pfennig die unterschiedliche finanzielle Potenz. Junge Angestellte und Beamte hatten ja ähnlich viel Geld zur Verfügung, gingen aber nicht häufiger ins Filmtheater als Befragte der Kategorie „Hausfrau/ohne Beruf“. Hinzu kam womöglich eine, je nach sozialer Position, ganz generell unterschiedliche Einstellung zum Medium Film. Demnach war das Kino in jener Zeit eher ein Vergnügen von körperlich arbeitenden Berufsgruppen sowie tendenziell niedrigeren Bildungsschichten:

#### TABELLE 43 Häufigkeit Kinobesuch 1953

(nach Schulbildung, in %)

	Mindestens alle 14 Tage	Alle 3 Wochen u. seltener
Volksschule	70	30
Mittelschule/ Mittl. Reife	59	41
Abitur/ Universität	42	58

(NWDR, S. 44)

Das Kino als spezifischer Jugendraum mit Saal, Eingangsbereich und Kinovorplatz besaß schon länger seinen hohen symbolischen Stellenwert. In den Umfrageergebnissen fällt dies nicht besonders auf – Kinobesuch als außerhäusliche Freizeitbeschäftigung wurde weniger genannt als tatsächlich über komplementäre Statistiken nachweisbar. Und dies entweder, weil es eine eher unbewusste Tätigkeit ist und somit laut Blücher zu den „weichen“, weil habitualisierten Freizeitbeschäftigungen gehört, oder weil Filmkonsum in den Antworten bewusst unterschlagen wird, wohl wissend, wie kritisch die Erwachsenenwelt im Allgemeinen und Jugendschutz im Besonderen diese Freizeitbeschäftigung beurteilte.<sup>1294</sup> Vergleichsstudien zeigen, dass die Praxis, Frei-

<sup>1294</sup> Vgl. Blücher, Freizeit, S. 80-81. Tatsächlich zeigen aber zeitgenössische Untersuchungen, dass der jugendliche Kinobesuch häufiger war, als es sich in den Umfragen darstellt. Vgl. Reigrotzki, Verflechtungen, S. 227-228;

zeit außerhäuslich z.B. in Kneipe und Kino zu verbringen, insbesondere wochentags ohnehin kaum üblich war.<sup>1295</sup> Die starke Häuslichkeit ist dabei tatsächlich als eine außergewöhnliche Fixierung auf die Kernfamilie zu sehen, da auch außerfamiliäre Kontakte, das Treffen mit Freunden und Bekannten im Zeitvergleich wenig „Raum“ einnahmen.<sup>1296</sup> In der Hörerforschung wurde 1957 nach dem letzten Silvesterfest gefragt und danach, wo man denn die Stunde vor Mitternacht verbracht habe. Hier nur als komplementäre Information zum Thema Außerhäuslichkeit, erscheint es als Indiz dafür, wie sich das Ausgehverhalten der älteren Jugendlichen von den Jüngeren und Älteren unterschied:

**TABELLE 44 Ausgehen 1957**

„Wissen Sie noch, wie Sie den letzten Silvesterabend verbracht haben?“ (in %)

	14-17 J.	18-23 J.	Hörerschaft > 23 J.
Zu Hause gewesen	54	34	54
Schon geschlafen	11	6	19
Im Lokal	20	35	12
Bei Bekannten gefeiert	11	20	13
Gearbeitet, spazieren, auf der Bahn etc.	4	5	2

(IfD, Junge Rundfunkhörer 1957, S. 23)

Kino ist ein Gemeinschaftsereignis, das zum außerhäuslichen Freizeitensemble gehört: Wer häufig ins Kino ging, ging auch öfter zum Tanzen oder besuchte ein Lokal.<sup>1297</sup> Kommentatoren der Umfragergebnisse zeigten sich Mitte der 50er Jahre auch darüber überrascht, dass es eine Konvergenz in der Mediennutzung gab, egal ob in der Kombination Radio mit Zeitung oder Radio mit Buch. Eine wichtige Beobachtung in der Freizeitkultur ist auch der Trend, dass sich jugendkulturelle Angebote zunehmend „vernetzen“ und gegenseitig bedingen: Kinofilme verweisen auf Schallplatten, Jugendzeitschriften auf die Stars, diese wiederum auf Werbeprodukte.

Das Kino als aufsehenerregende „Sozialstation für die Widerborstigen“<sup>1298</sup> manifestierte sich nur in den seltenen Fällen, in denen Filme Stimulans für Gewalt- und Protestaktionen waren, wie bei „Rock around the Clock“ geschehen. Die Antworten auf die Frage nach ihrem Lieblingsfilm der

---

Martin Keilhacker/Erich Wasem, Jugend im Kraftfeld der Massenmedien, München 1965, S. 10-11. Das Verhältnis von Jugend zum Film ist zwar ein vor allem seit den Jugendschutzgesetzen 1951 und 1953 stark diskutierter „Problemkreis“, solche Debatten finden aber in ähnlicher Form auch in den anderen westeuropäischen Ländern und im internationalen Austausch statt. Vgl. u.a. Film und Jugend. Vorträge der Section Film des International de la presse, de la cinématographie et de la radio pour enfants unter dem Patronat der UNESCO, Mailand 19.-23. März 1952 (=Mitteilungen des Deutschen Instituts für Filmkunde 12-14, hrsg. von Hanns-Wilhelm Lavies), Wiesbaden 1952.

<sup>1295</sup> Art, Umfang und soziale Interaktion in der Freizeit unterschieden sich demnach deutlich zwischen wochentags und wochenends – die Restriktionen, sich mit Freunden innerhalb der Woche, womöglich „einfach so“ zu treffen, waren hoch.

<sup>1296</sup> Jedenfalls im Vergleich mit den 80er Jahren, wo etwa die Hälfte, und nicht, wie in den 50ern ein Viertel der Befragten sich mindestens einmal in der Woche mit Freunden und Bekannten traf, bei Rosemarie Nave-Hertz, Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4, 1984, S. 45-63; S. 57-58.

<sup>1297</sup> NWDR, S. 45. Um doch typischerweise vorsichtig zu kommentieren: „Es muß in diesem Zusammenhang festgestellt werden, daß die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung keine eindeutigen Unterlagen zur Frage günstiger oder schädigender Einflüsse des Kinobesuchs auf die Jugend liefern können.“ Andere Erhebungen bestätigen auch Reigrotzkis und die NWDR-Zahlen aus dem Jahr 1953. Kinobesuch mit andersgeschlechtlichem Partner ist die häufigste Konstellation.

<sup>1298</sup> Dietrich Kerlen, Jugend und Medien in Deutschland. Eine kulturhistorische Studie, hrsg. von Matthias Rath und Gudrun Marci-Boehnke, Weinheim/Basel 2005, S. 103.

letzten Zeit zeigen schon die breite Fächerung des jugendlichen Geschmacks: Es wurden insgesamt 850 verschiedene Filme aus unterschiedlichsten Genres genannt – also eigentlich alles, was lief – von „Wenn die Heide träumt“ und „Marie Antoinette“ bis „Rommel“ und „12 Uhr mittags“ – ohne dass, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, die Kassenschlager des Jahres 1953 („Don Camillo“, „Grün ist die Heide“ und „Sie tanzte nur einen Sommer“) eine übermäßige Erwähnung erfuhren. Ab circa 1955 häuften sich dann solche Filme, die sich ganz speziell an das junge Publikum richteten. „Teenpics“ mit dem Thema Generationskonflikt („Denn sie wissen nicht, was sie tun“, „Die Saat der Gewalt“, „Außer Rand und Band“ oder „Die Halbstarken“) wie auch Komödien, z.B. mit „Conny & Peter“, kamen in Mode.

Laut EMNID-Studie lagen bei den weiblichen Jugendlichen „Heimat- und Dorffilme“ in der Gunst ganz vorne, bei den männlichen ebenfalls, zusammen mit Filmen aus der Rubrik „Abenteuer und Wildwest“; außerdem „Problemfilme“ und „künstlerisch wertvolle Filme“. Etwas unglücklich erscheint, dass der NWDR 1953 „Historische und Problemfilme“ sowie „Unterhaltungs- und Lustspielfilme“ zusammenfasst. Die Gruppierung hat den Vorteil, dass beruhigt festgestellt werden konnte, jeder dritte jugendliche Kinogänger besuche „künstlerisch wertvolle Filme“, und dies „erscheint angesichts des pessimistischen Orakels über den Filmgeschmack der Jugendlichen als recht positiv“. Eine selten klare Bezugnahme auf damals aktuelle pädagogische Jugendschutzdebatten: Die Ergebnisse ließen die Auffassung einer auch nur „teilweise ‚Verseuchung‘ der Jugendlichen durch Kriminalfilme“ nicht zu.<sup>1299</sup> Inhaltlich widerspricht eine Analyse der Filmpaletten zwar dem Klischee der Eintönigkeit des Programms, die Kassenschlager aber waren in der Tat die leichten Heimat- und Kitschfilme und auch die Abenteuer- und Kriegsfilme standen im Zentrum des Interesses. Eindeutig ist auch, wie geschlechts- und bildungsspezifisch die verschiedenen Genres ihr junges Publikum jeweils ansprachen.<sup>1300</sup> Kurz: Auch bei gleichem Angebot präferierten in einer Spezialerhebung von 1956 männliche Berufsschuljugendliche abenteuerlich-spannungsgeladene Filme (u.a. „Canaris“), genauso wie die gleichaltrigen Oberschüler, die aber auch „Problemfilme“ (u.a. „Jenseits von Eden“) mögen. Der Heimat- und Liebesfilm („Sissi“) war Favorit bei den Berufsschülerinnen, wurde aber auch von den männlichen Berufsschülern genannt, während ihn männliche Oberschülern ablehnten. Die Oberschülerinnen hingegen schauten sowohl Romy Schneider als auch James Dean.<sup>1301</sup>

<sup>1299</sup> NWDR, S. 47, S. 49.

<sup>1300</sup> Verschiedene Erhebungen zusammenfassend: Keilhacker/Wasem, Jugend. Darin wird auch eine Studie des Wissenschaftlichen Instituts für Jugendfragen in Film und Fernsehen zitiert, dessen Kategorisierung für die Jahre 1958-1963 sich aber auf einem ähnlich allgemeinen Niveau befindet. „Abenteuerlich-spannungsgeladene Filme“, also Wildwest, Krimi, Kriegs- und Geschichtsschinken, dominieren deutlich (918 im Verleih), gefolgt von „leichter Unterhaltung“, d.h. Lustspiele und Musikfilme, (452) und den sogenannten „Problemfilmen“ (404). Deutlich dahinter – und zum Jahrzehntwechsel schon auf dem Rückzug – die „gemütsbetonten Filme“, also Heimat und Liebesfilme (113) und „Kulturfilme“ (74). Ebd., S. 20.

<sup>1301</sup> Keilhacker/Wasem, Jugend, S. 22.

Der eskapistische Rückzug in die scheinbar behagliche Vormoderne des Heimatfilms ist vielfach beschrieben worden<sup>1302</sup>, unter anderem spielte das Genre Heimatfilm mit Flüchtlingsthematik bei der sozialpsychologischen Verarbeitung von Eingliederungsproblemen eine sicher nicht zu unterschätzende Rolle. Daneben gab es aber auch „klerikale Filme“ und andere Leinwand-Autoritäten, auffallend viele Monarchen, Ärzte wie Dr. Sauerbruch und Dr. Holl, und immer wieder Förster, außerdem viel Historie als das Werk großer Männer, viel Unterhaltung mit dem Schwerpunkt Musik.<sup>1303</sup> Die filmische Verarbeitung der Kriegserlebnisse verlief lediglich ansatzweise über unpolitische oder gar apologetische Melodramen, in denen militärischer Widerstand („Canaris“, „Der 20. Juli“) und das Leiden des einfachen Soldaten („08/15“, „Hunde, wollt ihr ewig leben“) im Mittelpunkt stehen. „Des Teufels General“ ist da keine Ausnahme, eher noch „Die Brücke“ von 1955, die das Bild einer verführten und verlorenen Kriegsjugend entscheidend mitprägte – ohne die politischen Ursachen des Krieges zu thematisieren. Es ist keineswegs so gewesen, dass im Film der frühen Bundesrepublik die nationalsozialistische Vergangenheit tabu gewesen wäre. Es gab zahlreiche „Uniform-Filme“, genauso, wie es unzählige Romane über Ereignisse und Erlebnisse zwischen 1933 und 1945, häufiger: zwischen 1939 und 1945 gab. „Geschwiegen“ wurde also nicht vollends. Aber die Fragen nach Verantwortung oder gar Schuld des Einzelnen wurden kaum gestellt. Das „Grauen des Krieges“, die „saubere Wehrmacht“ und die Selbstviktimisierung der einfachen Deutschen standen in der Darstellung weit vor der Thematisierung von Kriegsverbrechen und Holocaust.<sup>1304</sup>

Wenn damals von „Kinosucht“ oder „Kinobesessenheit“ die Rede war, dann lag dies weniger am Programm als vielmehr am Raum, der für Jugendliche so attraktiv sein konnte. Ein Problem wurde von Pädagogen darin gesehen, dass der Jugendliche via Film zu früh Einblicke in erwachsene Lebensweisen bekommen konnte, dass sich über das Kinoerlebnis Generationengrenzen verwischen und sich „der Vorhang beiseite geschoben hat, der für frühere Jugendgenerationen noch vor dem vollen Leben hing.“<sup>1305</sup> Für die Vorhänge war dann die FSK selbst bzw. die Jugendschutzgesetzgebung zuständig.

1956 ist als „Kinojahr“ in die Geschichte eingegangen: Die 6.438 westdeutschen Filmtheater freuten sich über 817,5 Millionen Besucher. Auf dem Höhepunkt der Kino-Begeisterung zeigt sich (hier leider mit nicht unproblematischen Klassifikationen nur ab dem Alter von 16 erhoben) das

<sup>1302</sup> Dieser pauschale Überblick verkürzt, zum Kinoprogramm, speziell zum Heimatfilm der 50er Jahren ließe sich sicherlich noch Ausführlicheres sagen: vgl. u.a. Margit Szöllösi-Janze, „Aussuchen und Abschießen!“ – Der Heimatfilm in den Fünfziger Jahren als historische Quelle, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44 (1993), S. 308-321; Tina Andrea Greis, Der bundesdeutsche Heimatfilm der 50er Jahre, Univ.-Diss., Frankfurt a.M. 1991.

<sup>1303</sup> Vgl. Johannes von Moltke, No Place Like Home. Locations of Heimat in German Cinema, Berkeley 2005; Klaus Kreimeier, Der westdeutsche Film in den fünfziger Jahren, in: Bänsch, fünfziger Jahre, S. 283-305.

<sup>1304</sup> Das Tagebuch der Anne Frank kann hier als eine große Ausnahme gelten.

<sup>1305</sup> Fritz Stückrath/Georg Schottmeyer, Psychologie des Filmerlebens in Kindheit und Jugend, Hamburg 1955, S. 170.

Bild, dass das Kino keine exklusiv junge, eher eine junge und mitteljunge Angelegenheit war, an der alle mehr oder weniger teilhatten.<sup>1306</sup>

**TABELLE 45 Kinobesuch, November 1956**

„Könnten Sie mir sagen, wie oft Sie ins Kino gehen?“ (in %)

	> 1x wöchentl.	ca. 1x wöchentl.	2-3 x monatl.	ca. 1x monatl.	< 1x monatl.	seit Jahren nicht
GESAMT	3	16	16	19	28	18
MÄNNER	4	15	15	18	29	19
FRAUEN	2	16	16	21	27	18
ALTERSGRUPPEN						
16-17 Jahre	9	32	34	15	9	1
18-29 Jahre	5	28	26	21	17	3
30-44 Jahre	3	16	17	25	29	10
45-59 Jahre	2	10	11	19	36	22
60 Jahre und älter	1	6	5	10	30	48
STADT/LAND						
Dörfer	2	7	10	18	33	30
Kleinstädte	3	19	17	19	24	18
Mittelstädte	3	16	16	19	29	17
Großstädte	3	19	18	21	27	12

(Jahrbuch Öffentliche Meinung 1956, S. 60)

Dabei kam es beim Kinobesuch offenbar nicht so sehr auf die Ortsgröße an. Solange ein Kino erreichbar war, wurde dies von der hier untersuchten Altersgruppe überrepräsentativ häufig besucht. Ausgeschlossen sind allerdings die in der Landwirtschaft beschäftigten Jugendlichen, genauer: die im Familienbetrieb eingebundenen.<sup>1307</sup> Auch wenn eine Korrelation zwischen steigender Wohnortgröße und Filmanspruch besteht, die Jugend in den ländlichen Gebieten blieb keinesfalls außen vor.<sup>1308</sup> Mit einem Drittel aller Befragten stellten die Landarbeiter- oder Landwirtskinder zwar die kinoabstinenteste Gruppe dar – sie war im letzten Monat kein einziges Mal im Kino gewesen. Aufgeteilt nach Ortsgrößen kann man jedoch feststellen, dass die Landbevölkerung durchaus am Film teilhatte. In Wohnorten mit unter 10.000 Einwohnern hatte jeder Vierte in den letzten vier Wochen das Kino besucht und damit häufiger als die Jugendlichen in Städten bis zu 100.000 Einwohnern (23 Prozent) und die in der Großstadt (nur 18 Prozent).<sup>1309</sup> Aber eben dort sind die „Vielgänger“ zu finden, die, bei größerer Auswahl und öfter wechselndem Programm, drei bis fünfmal monatlich das Kino aufsuchten.

Trotz der großen Popularität von Radio und Kino hielten die Printmedien in der frühen Bundesrepublik ihre nach wie vor dominante Stellung. Bücher, Zeitungen und Zeitschriften waren bei

<sup>1306</sup> Das Radio wurde übrigens zur gleichen Zeit von 92 Prozent der Westdeutschen genutzt. Noelle/Neumann, Jahrbuch (1957), S. 62.

<sup>1307</sup> Vgl. Ernst Wurdack, Film und Landjugend, in: Jugend Film Fernsehen 6 (1962), H. 3, S. 71-180; S. 174. Bei Ortsgrößen von weniger als 500 wird der Filmbezug allerdings deutlich zurück, Wollenweber/Planck, Lebenslage, Bd. 2, S. 323.

<sup>1308</sup> EMNID I, S. 249; 251. Wobei mitbedacht werden muss, dass die Landbevölkerung auf „künstlerisch wertvolle Filme“ in ihrem Dorfkino ja meistens vergeblich wartet.

<sup>1309</sup> Ebd., S. 247. Diese Zahlen differieren etwas von den Zahlen der NWDR-Studie; sie beziehen sich nicht wie oben auf die Frage „Wie oft gehen Sie durchschnittlich ins Kino?“, sondern auf: „Wie oft waren Sie in den letzten vier Wochen im Kino?“



Jung und Alt gleichermaßen beliebt und differenzierten sich in ihren Angeboten immer weiter aus. Jeder zweite Jugendliche las demnach in seiner Freizeit Bücher, Zeitungen, Zeitschriften oder „Heftchen“. Der Grad der Lesefreudigkeit war eher eine Frage des soziokulturellen Hintergrunds und der Schulbildung, steht aber in keinem Zusammenhang mit dem finanziellen Budget. Denn durch die Verbreitung von Büchereien, Buchgemeinschaften sowie „Lesezirkeln“ und preisgünstigen Taschenbüchern war das Lesen zu einer leicht zugänglichen und erschwinglichen Freizeitbeschäftigung geworden, deren außerordentliche Beliebtheit von den Antworten auf die Kontrollfrage zum angegebenen Leseverhalten „Wann haben Sie zuletzt ein Buch gelesen?“ bestätigt wird.<sup>1310</sup> Dabei werden eindeutig die „Schmöker“, also leichte Unterhaltung in Form von Abenteuer-, Gesellschafts- und Liebesromanen der sogenannten „guten Literatur“ gegenüber vorgezogen. Gerade so, wie der Sport ein überwiegend männliches, stellte das Lesen, gerade im Bereich der Zeitschriften, ein eher weibliches Interessengebiet dar. Zudem ist hier gegenüber den Schülern, Studenten und Angestellten die Gruppe der Handwerker und Arbeiter deutlich unterrepräsentiert. Die sogenannten „Leseheftchen“ schließlich, die es für 20-50 Pfennig zu kaufen gab, waren tatsächlich äußerst beliebt: Jeder Vierte hatte 1954 im letzten Monat mindestens eins davon gelesen. Es handelte sich bei den männlichen Jugendlichen v.a. um „Kriminal- und Abenteuergeschichten“, während die weiblichen der Kategorie „Liebe und Gesellschaft“ zugetan waren. Die Comics sind demgegenüber wieder eine ganz eigene Form der Text/Bild-Kombination und schwerpunktmäßig an das ältere Kind adressiert.<sup>1311</sup>

Lesen Jugendliche Zeitung? Die Umfragen geben Aufschluss darüber, dass, nicht aber was in der Zeitung gelesen wurde. Beim Zeitungs-Leseverhalten sollte am meisten interessieren: Welche Teile in der Zeitung erscheinen am interessantesten? Seit langem ist bekannt, dass Zeitungen vor allem wegen des Lokalteils gelesen werden.<sup>1312</sup> Laut EMNID 1953 favorisierten männliche Leser in dieser Reihenfolge Politik, Sport und Lokales, während weibliche Jugendliche die Bereiche Lokales und Feuilleton, aber auch Anzeigen und Fortsetzungsromane am meisten ansprachen.<sup>1313</sup> Allerdings bleibt offen, welche Zeitung präferiert wurde – Bild, FAZ oder die regionale Presse? NWDR 1953 gibt immerhin grob Aufschluss: Regionale Zeitungen (57 Prozent) rangieren vor Kopfblättern (20) und Heimatblättchen (20).<sup>1314</sup>

Neben einer seriösen Zeitung stand aber das „gute Buch“ nicht nur in der Wertschätzung der Medienforscher ganz oben, seine Nutzung war auch vergleichsweise am besten erforscht, in erster Linie durch Studien, die von Bertelsmann in Auftrag gegeben worden waren. In den Analysen aus

<sup>1310</sup> Ein Buch gelesen haben laut NWDR, S. 25, innerhalb der letzten 14 Tage 61, des letzten Monats 15, innerhalb der letzten zwei Monate 7 und vor mehr als zwei Monaten 14 Prozent.

<sup>1311</sup> „Readers Digest“ oder die für 14/15-Jährige konzipierte Jugendzeitschrift „Die Rasselbande“ gehören nicht zur Rubrik „Leseheftchen“. EMNID II, S. 287; NWDR, S. 136. Im Vergleich zu Film und Radio etwas knapper dargestellt, finden sich weitere Analysen zum Thema Printmedien nachfolgend sowie im Kapitel 4.2.5.

<sup>1312</sup> Vgl. Die Zeitungsleser 1966. Leseranalyse der deutschen Tageszeitungen, hrsg. vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger, Bad Godesberg 1966.

<sup>1313</sup> NWDR, S. 36.

<sup>1314</sup> Ebd., S. 32.

der Zeit wurde das Buch nicht nur als eines von mehreren Medien betrachtet – es war das Mittel zum Kulturtransfer schlechthin. Lesen galt als aktiver, produktiver, bildungspositiver Akt, während Radio und Fernsehen häufig der Kategorie „Nichts tun“ zugeordnet wurden.<sup>1315</sup> In einer 1958 für Bertelsmann durchgeführten Spezialuntersuchung fällt auf, dass die Kategorie Alter überraschend wenig Einfluss auf das Leseverhalten und die Einstellung zum Buch hat, wenn man vom „Lesecknick“ nach der sogenannten Vorpubertät einmal absieht.<sup>1316</sup> Der einzige nennenswerte Unterschied bestand demnach darin, dass Jüngere mehr Interesse an „Abenteuer-, spannenden Tatschengeschichten, Wildwest- und Indianergeschichten“ hatten als die Erwachsenen. Völlig ohne Bedeutung ist auch bei der beliebtesten Freizeitbeschäftigung das zur Verfügung stehende Taschengeld. Viel entscheidender für die Fragen, wie viel man liest, wie wichtig Lesen im Ensemble der Freizeitaktivitäten und welcher Art die Literatur ist, sind auch hier soziale Herkunft bzw. Bildung.

**TABELLE 46 Lesen 1953**

*Zusammenhang Bücherlesen mit 1. Geldbudget , 2. Schulbildung, 3. Sozialer Herkunft/ Beruf des Vaters 1953. Lesen Sie Bücher? (in %)*

1.	Insges.	Taschengeld bis 25,-	Taschengeld 26-75 ,-	Taschengeld 76-150,-
„Sehr viel“, „des öfteren“	55	57	53	51
„Gelegentlich“, „Selten“	38	38	39	40
„Nie“	7	5	8	9

2.	Volks- schule	Mittelschule, Mittlere Reife	Hochschule, Abitur
„Sehr viel“, „des öfteren“	46	67	81
„Gelegentlich“, „Selten“	44	31	19
„Nie“	10	2	-

3.	Selbständige	Angestellte	Beamte	Arbeiter	Landwirtschaft
„Sehr viel“, „des öfteren“	75	64	74	47	46
„Gelegentlich“, „Selten“	25	32	26	43	47
„Nie“	-	4	-	10	7

(NWDR, S. 26-27)

<sup>1315</sup> Otto Walter Haseloff, Das Buch im Erleben unserer Jugendlichen, in: Bertelsmann-Briefe 2/1960, S. 1-15. Vgl. hierzu auch: Kerlen, Jugend und Medien, S. 96-113.

<sup>1316</sup> Rolf Fröhner, Das Buch in der Gegenwart. Eine empirisch-sozialwissenschaftliche Untersuchung, Gütersloh 1961.

**TABELLE 47 Bücher 1955**

„Haben Sie zur Zeit irgendwelche Bücher in Ihrer Wohnung (geliehene und eigene) Können Sie mir sagen, wie viel Bücher Sie haben?“ (in %)

	Keine Bücher	< 10	10-29	30-99	>100	k.A.
GESAMT	35	11	22	19	10	3
MÄNNER	35	11	21	19	11	25
FRAUEN	35	11	22	19	10	3
ALTER						
19-29 Jahre	31	14	27	19	7	2
30-44 Jahre	32	11	23	21	11	2
45-59 Jahre	37	10	20	19	12	2
60 Jahre und älter	42	10	16	18	11	3
SCHULBESUCH						
Volksschule	42	13	23	15	4	3
Mittlere Reife	13	5	20	33	27	2
Abitur	5	3	15	26	46	5
BERUFSKREISE						
Arbeiter	42	15	23	15	3	2
Landarbeiter	70	13	12	3	1	1
Landwirte	48	11	19	12	6	4
Angestellte	19	6	22	31	19	3
Beamte	13	6	19	26	33	3
Selbständige im Handel/Gewerbe	23	5	24	26	19	3
Freie Berufe	14	7	12	29	36	2
MONATSEINKOMMEN						
< 100 DM	58	12	11	10	3	6
100 bis unter 250 DM	51	13	18	11	4	3
250 bis unter 400 DM	34	13	27	18	6	2
400 bis unter 600 DM	23	8	24	28	14	3
600 DM und mehr	10	3	15	29	40	3
STADT/LAND						
Dörfer	51	11	19	12	5	2
Kleinstädte	33	11	23	21	9	3
Mittelstädte	25	10	28	20	14	3
Großstädte	27	12	20	24	15	2

(Jahrbuch Öffentliche Meinung 1947-1955, S. 87)

Welcher Lesestoff aber wurde bevorzugt? Im Ganzen waren in den westdeutschen Bücherschränken zu dieser Zeit im weitesten Sinne Unterhaltungsliteratur, historische Romane, Liebesromane, religiöse Bücher bzw. Gesangs- oder Gebetsbücher und die Bibel, Kochbücher, Lexika und Atlanten zu finden. Zuletzt gelesen aber wurden hauptsächlich „normale Unterhaltungsliteratur“ (48 Prozent), „flache Unterhaltungslektüre“ (23 Prozent), gefolgt von „hoher Unterhaltungsliteratur, auch Klassikern“ (17 Prozent). Auch in einem anderen Zusammenhang sieht man nicht nur, wie eklatant die Affinität zu Büchern je nach Bildungsgrad variiert, sondern auch, dass dies auch mit der Variable Alter zu tun hat; im Gesamtvergleich lasen die Jugendlichen, vor allem die Mädchen nämlich sehr viel.<sup>1317</sup>

Der Wachstumsmarkt der Zeitschriften richtete sich sowohl an generationsübergreifende Zielgruppen (z.B. Hörzu) als auch ausdifferenziert an bestimmte Altersgruppen (BRAVO, TWEN). Die Zeitschriften, egal, ob wöchentlich erscheinende Illustrierte, Rundfunk- und Fernsehblätter oder Frauenzeitschriften, waren bei den Jüngeren weiter verbreitet als bei den über 24-Jährigen. Illustrierte standen hoch im Kurs, über die Verbreitung durch Lesemappen fand sie bei den Jüngeren eine hohe Resonanz, fast ein Drittel der rund 5 Millionen Mitglieder der populären

<sup>1317</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch (1947-1955), S. 102.

Buchclubs waren unter 25 Jahre alt.<sup>1318</sup> Gerade im Zuge der ersten Bundesjugendpläne war ein besonderer Wert der „Geistigen Nahrung“ zugemessen worden, sodass ein nicht unerheblicher Teil des Budgets Jugendbibliotheken, Jugendabteilungen in allgemeinen Bibliotheken und Büchereien in Heimen und Bildungsstätten zugute kam.

Die jugendeigenen Publikationen, also die in der „jungen Presse“ zusammengefassten Organe, unter anderem Lehrlings- oder Schülerzeitschriften, wurden in einer Gesamtauflage von ca. 600.000 gedruckt.<sup>1319</sup> Bei diesen wie bei den auflagestarken Periodika, zum Beispiel der kirchlichen Jugendorganisationen oder der Gewerkschaftsjugend („Aufwärts“) ist hingegen nur schwer einzuschätzen, inwieweit diese von den Mitgliedern tatsächlich gelesen wurden. Insgesamt lässt sich die jugendliche Zeitschriftenlandschaft nach 1945 nach Hussong grob in drei Phasen einteilen:

1. „Re-Education“, der Förderung demokratischer Tugenden und Engagement verpflichtet und von den Alliierten lizenziert („Pinguin“, „Zukunft“, „Horizont“ etc.)
2. „Jugendpflege“ und „Jugendschutz“ in weltanschaulich gebundenen Zeitschriften, oft durch Bund und Länder finanziell unterstützt („Aufwärts“, „Der Fährmann“, „Jugend unterm Wort“ etc.)
3. „Kommerz“, eine Hinwendung zum Jugendlichen selbst unter Einbezug der neuen populären Kultur und Bejahung von Konsumorientierung.<sup>1320</sup>

Erfolgreichste Zeitschrift war zunächst die „Rasselbande“ gewesen, die ab 1953 immerhin mit einer Auflage von 300.000 erschien. Vom Profil her ist die „Rasselbande“ schon eine Zeitschrift neuen Typs, zwar noch gefördert vom „Verein zur Förderung guter Jugendzeitschriften“ und mit eher harmlosen Themen versehen, aber schon leicht reißerisch und bunt mit Abenteuergeschichten und Comics illustriert. Als „Propagandazeitschrift der Wirtschaftswundergeneration“ diffamiert, ebnete die Rasselbande den Weg für das Zentralorgan kommerzieller Jugendkultur, der BRAVO.<sup>1321</sup>

Seit August 1956 auf dem Markt, entwickelte sich die BRAVO von einem Film- und Fernsehblatt zur „Zeitschrift mit dem jungen Herzen“, so der kurzzeitige Untertitel 1957. Der BRAVO kann man im Rückblick eine wichtige Mittlerfunktion zuschreiben, denn auf der einen Seite entschärfte sie gewisse jugendkulturelle Äußerungen durch eine verstehende redaktionelle Verarbeitung mit

---

<sup>1318</sup> Beiträge zum Jugendbüchereiwesen und Jugendlesen. Leser- und büchereikundliche Untersuchungen des Deutschen Büchereiverbandes im Auftrage des Studienbüros für Jugendfragen, Manuskript, Berlin 1960 und Arbeitsgemeinschaft Leseranlyse (Hrsg.), Die Zeitschriftenleser 1954, Frankfurt a.M. o. J. [1954]. Die Studie war jeweils zur Hälfte DIVO und IfD-Allensbach übertragen worden. Kieslich, Freizeitgestaltung, S. 48.

<sup>1319</sup> Dies schätzt man für 1960. Vgl. Martin Hussong, Jugendzeitschriften von 1945 bis 1960. Phasen, Typen, Tendenzen, in: Doderer (Hrsg.), Trümmern, S. 521-585; S. 556.

<sup>1320</sup> Dabei räumt Hussong mit dem Mythos auf, mit der BRAVO sei ohne Vorläufer die erste wirklich kommerzielle Jugendzeitschrift auf den Markt gekommen. Vgl. Hussong, Jugendzeitschriften.

<sup>1321</sup> Was sich in der EMNID-Jugendstudie von 1965 bestätigt: Demnach lesen die 14-15-Jährigen mehr als doppelt so häufig solch eine Jugendzeitschrift wie die 16-17-Jährigen. Bei noch älteren sinkt die Beliebtheit schnell, vgl. EMNID V, v237 v430. Vgl. auch Hussong, Jugendzeitschriften, S. 572. Zu dem Konzept der Jugendzeitschriften vgl. Manfred Knoche/Monika Lindgens, Erscheinungsbild und Inhaltsstruktur von Jugendzeitschriften. Ergebnisse einer systematischen Inhaltsanalyse, Frankfurt a.M. 1983.

dem Ziel, mögliche inter- und intragenerationelle Konflikte auszugleichen, wie dies bei den Berichten während der Halbstarken-Krawalle deutlich wird. Auf der anderen Seite reihte sie sich in ihren Berichten schon aus Eigeninteresse nicht in die zeitgenössische Materialismus-Kritik ein und übersetzte kommerzielle Angebote bejahend in eine jugendkulturelle Sprache, die verstanden wird.<sup>1322</sup> Zudem nahm es die Erzeugnisse amerikanischer Popkultur positiv auf – mehr noch: Die BRAVO propagierte bestimmte Film- und Musikstars, die in Westdeutschland noch nicht bekannt waren und wurde so zur „erstrangigen Ressource für jugendliche Selbstamerikanisierung“, und „gleichermaßen Produkt und Medium der Rezeption US-amerikanischer Populärkultur“.<sup>1323</sup> Nach Eigenauskunft 1960 waren mehr als die Hälfte der BRAVO-Leser zwischen 10 und 20 Jahre alt, 30 Prozent zwischen 12 und 16. War die Rasselbande noch ohne Stars und Sternchen aus der Film- und Musikwelt ausgekommen, war dies nicht erst seit dem Starschnitt ein ganz wesentlicher Bestandteil der BRAVO, dabei gleichermaßen Hauptangriffsfläche wegen des Propagierens falscher Vorbilder und zentrales Kaufargument – noch bevor 1963 die zweite Säule des BRAVO-Erfolgs, die Aufklärungsberatung hinzukam.<sup>1324</sup>

Inhaltlich gab es eine klare Linie, die nicht überschritten wurde. Bei aller Wertschätzung kommerziell erfolgreicher Populärkultur und trotz der aufgeschlosseneren Haltung gegenüber allem Informellen und der Propagierung einer neuen Körperlichkeit – Existenzialisten und rebellierende Halbstarke passten ebenso wenig in die positiv-saubere Teenagerwelt der BRAVO wie Auseinandersetzung über Politik. Im Grunde blieben alle Statements zum Zeitgeschehen im Kern konservativ und generations-harmonisch.<sup>1325</sup> Gleichzeitig suggerierte die Zeitschrift als Ganzes, unvoreingenommen auf der Seite der Jugendlichen zu stehen. Und so entschärfte die Zeitschrift tatsächlich auch das Protestpotenzial der aufkommenden Rock ‘n’ Roll-Kultur und schaltete sich beschwichtigend in Diskussionen zum Beispiel über die Halbstarken ein. Anders verhielt es sich mit der seit 1959 erscheinenden TWEN. Diese pflegte mit ihrer Jazztrompete als

<sup>1322</sup> Was folgt, sind erste Ansätze zur Untersuchung einer eigenen Jugendsprache. Die eigentliche Jugendsprachforschung beginnt nicht zufällig so richtig erst in den 50er Jahren, als die anglophonen Einflüsse im jugendlichen „Slang“ immer deutlicher wurden. Vgl. Heinz Küpper, Zur Sprache der Jugend, in: Sprachwart 10 (1961), S. 186-188. Ein kurzer Überblick über die Forschungsentwicklung, die Jugendsprache betreffend: Peter Schlobinski, Jugendsprache und Jugendkultur, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2002, S. 14-19.

<sup>1323</sup> Kaspar Maase, Medium jugendlicher Emanzipation. BRAVO in den 50ern, in: Archiv, 50 Jahre, S. 13-34, hier S. 16, S. 110. Die Inhaltsanalyse von BRAVO-Beiträgen, in denen dezidiert das amerikanisch-lässige dem zackig-militärischen vorgezogen wird, überzeugt. Vgl. auch: Kaspar Maase, „Lässig“ kontra „zackig“ – Nachkriegsjugend und Männlichkeit in geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Benninghaus/Kohtz, Mädchen, S. 79-101. Zu zwei Topstars der 50er und 60er bestand ohnehin eine ganz besondere Beziehung. Elvis Presley war durch seine Militärzeit ab 1958 das Lieblingscover-Motiv, und später entstand zu den Beatles durch ihre Hamburger Zeit und dann durch das Promoten der „BRAVO-Beatles-Blitztournee“ eine ganz besondere Bindung. So zu sehen in der Ausstellung im Haus der Geschichte „Elvis in Deutschland“: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), Elvis in Deutschland, Bonn 2004.

<sup>1324</sup> Vgl. 50 Jahre BRAVO. Als aufschlussreiche Quelle, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann: Hans-Jürgen Wensierski, Vom unreifen Befehlsempfänger zum selbstbewußten Argumentationsakrobaten. Eine Analyse jugendlicher Verselbständigungskonzepte anhand der Leserbriefberatung der Jugendzeitschrift BRAVO 1966-1986, in: Abels u.a., Wege, S. 497-685.

<sup>1325</sup> Ablesbar ist dies jeweils an der Kolumne einer Kunstfigur. Der Teenager-Prototyp namens „Steffi“, eine angeblich 16-jährige Tagebuchschreiberin und BRAVO-Ratgeberin, bringt in den Jahren 1958/1959 wöchentlich nach Selbstaussage „durchschnittliche Teenageransichten“ zu Papier und prägt damit mit, was als „jugendlich“ zu gelten hat. Interessant auch der Aspekt, wie stark der Wert der „Leistung“, i.S. eines ehrlich erworbenen, materiellen Outputs (z.B. Plattenverkäufe) Eingang in die BRAVO-Artikel findet. Vgl. Maase, BRAVO, S. 146-158.

Markenzeichen auf dem Titel schon ein deutlich avantgardistischeres Image und warf durchaus auch brisante Themen wie Pille und Atombombe auf, lag aber in der Auflage mit anfangs ca. 60.000 noch deutlich unter den späteren Erfolgen um 1970.<sup>1326</sup>

#### 4.2.3 „Gesellung“

Von zahlreichen Jugendforschern der frühen Bundesrepublik wurde die jugendliche „Gruppe“ als überzeitliche Sozialform angenommen. Jugend in der Gruppe wird im Tönnies'schen Sinne als „Gemeinschaft“ verstanden, und als ein Ideal, in der ein wesentlicher Teil der biologischen und geistigen Reifezeit stattfinden sollte. Jugendbewegte Vorstellungen von Gruppe in der „Kulturpubertät“ waren zwar auf dem Rückzug, aber zu Beginn der 50er Jahre für die Jugendarbeit noch dominant.<sup>1327</sup>

Dagegen setzten viele neue Diskursführer auf dem Feld der Jugendforschung, allen voran Schelsky, Eisenstadt und Tenbruck, neue Akzente. Nach Tenbruck vollzieht sich eine Ausgliederung aus altersheterogenen Gruppen wie Familie, Verwandtschaft und Gemeinde, während altershomogene Gruppen zu den dominanten Sozialisationsträgern und zur „wahren Brücke des Jugendlichen in die Gesellschaft“ werden – Sozialisation in eigener Regie wird hier überhaupt erst denkbar.<sup>1328</sup> Für die Strukturfunktionalisten gilt der Sozialisator Peergroup als ein wichtiges Element der „interlinking sphere“ zwischen altem Sozialisationsraum Familie und den institutionellen Bereichen der (Erwachsenen-)Gesellschaft. Die neue Zeit zeichne sich demnach immer weniger durch innige Bindungen und gruppengeführte Gemeinschaften aus und immer mehr durch Peers – ein weitverbreitetes Gefühl, dass die empirische Sozialforschung bestätigte. Die informelle, lockere Gruppe freier Jugendgeselligkeit mit weniger Bindung und Intimität, unter Wahrung individueller Selbstständigkeit, schien eine von den USA übernommene soziale Tatsache in der Massengesellschaft.<sup>1329</sup> Gerhard Wurzbacher stellte in seiner Quintessenz aus Sicht von Anfang der 60er Jahre die auffallende Versachlichungstendenz, was die jugendliche Einstellung zum Beruf und zur Freizeit betrifft, heraus, und bestätigte auch deren grundsätzliche Erwachsenenbezogenheit.<sup>1330</sup> Doch es gebe weiterhin jugendbezogene und -bestimmte Gesellungsformen, weniger in Form eines Moratoriums, eher im Sinne eines Experimentierraums als eines der wichtigsten „Erfordernisse einer dynamisch sich verändernden Gesellschaft“. <sup>1331</sup> Überhöhte Freundschaftsbeziehungen hätten demnach an Emotionalität verloren – statt des Freundes wird ein

---

<sup>1326</sup> Siegfried, Time, S. 521.

<sup>1327</sup> So auch die Skizze bei Faltermaier, Nachdenken, S. 21: „Die von Erlebnissen gespeiste, durch Zusammensein im kleinen Kreis nach außen weithin abgeschottete, sich auch abgehoben fühlende Gruppe Gleichaltriger, mit gleichgestimmten psychischen Empfindungen (...)“

<sup>1328</sup> Tenbruck, Jugend, S. 75-76; S. 98.

<sup>1329</sup> Vgl. Schelsky, Generation, S. 110.

<sup>1330</sup> Wurzbacher, Gesellungsformen, S. 12.

<sup>1331</sup> Ebd., S. 121.

„aktueller Freizeitpartner“ gesucht, die „nicht so verpflichtende Kameradschaft und Bekanntschaft“ trete an die Stelle ernsthafter, tiefer Freundschaft.<sup>1332</sup>

Im Kontext soziologisch-pädagogischer Kontroversen wurde ab der zweiten Hälfte der 50er Jahre zunehmend auf die desintegrative Wirkung der Freizeit hingewiesen, die diese im Hinblick auf die Familie habe. Die Jugendlichen, so eine zentrale These, verbrächten immer mehr Zeit „außerhalb der familialen Atmosphäre“ und würden ebendort auch hauptsächlich sozialisiert.<sup>1333</sup> Nur 10 Prozent der liebsten Freizeitbeschäftigungen, so wurde nach der EMNID-Befragung 1953 beklagt, bezögen sich auf irgendeine Art familienbezogener Beschäftigung. Dabei wird jedoch nicht berücksichtigt, dass eben diese familiennahen Tätigkeiten, also gemeinsames Radiohören, Garten- und Hausarbeit oder sich unterhalten von den Befragten womöglich als zu selbstverständlich, alltäglich und unspektakulär angesehen wurden, als dass diese besondere Erwähnung in der Rubrik „Liebste Freizeitbeschäftigung“ finden konnten, zumal dann, wenn man bedenkt, dass im Schnitt überhaupt nur 1,4 Lieblingsaktivitäten angegeben wurden.<sup>1334</sup>

Schon die Genese der Fragestellungen zeigt den Wandel auf dem Gebiet der „Gesellung“ an. Denn noch wenige Jahre zuvor, zu Beginn der 50er Jahre, steht die Sorge um Vereinsamung im Zentrum des Interesses, nach informellen Gruppen wurde zunächst gar nicht gefragt. Die allgemeine „Bindungslosigkeit“ in der modernen Gesellschaft war im Diskurs von Nachkriegszeit und beginnender Bundesrepublik aufs Engste mit der Jugend verknüpft, die gleichzeitig neue sozial-ökonomische Not und psychische Haltlosigkeit symbolisierte – Meinungsforscher thematisierten diese „Regression ins Negative“ in den frühen Studien. So wurde die Nachkriegsgeneration gefragt, ob sie „wirkliche Freunde“, Vertrauenspersonen habe, ob sie ihre Sorgen mit jemandem durchsprechen könne, gar, ob sie gern ein „Tier als guten Freund hätte“.<sup>1335</sup> Der Subtext ist ein komparativer, doch auch hier bleibt das grundsätzliche Problem des Vergleichs mit einem immer nur vermuteten oder aus eigener Erinnerung zusammengesetzten „Vorher“. Doch das Vertrauensproblem in der unmittelbaren Nachkriegszeit ist virulent, wenn in einer frühen Allensbach-Umfrage von 1947 immerhin 69 Prozent die Frage „Glauben Sie, daß man den meisten Menschen um sich herum vertrauen kann?“ verneinten, und auch die Civic Culture-Studie zeigt, dass hier im internationalen Vergleich auch über die nächsten Jahre noch wenig Vertrauensbasis aufgebaut worden war.<sup>1336</sup> Die Frage „Haben Sie einen wirklichen Freund?“ indiziert, dass es auch hinsicht-

---

<sup>1332</sup> Münster, Geld, S. 29.

<sup>1333</sup> Thomae, Verhältnis, S. 44.

<sup>1334</sup> Bei der Wiederholungsuntersuchung im Jahre 1984 gaben die befragten Jugendlichen bereits fast doppelt so viele, nämlich 2,4 Lieblingsbeschäftigungen an, was auf eine Ausdifferenzierung des Freizeitfeldes hinweist. Nicht zu unterschätzen ist daneben die größere Auskunftsfreudigkeit der 80er-Jahre-Jugend sowie eine veränderte Interview-situation. Vgl. Zinnecker, Jugendkultur, S. 178.

<sup>1335</sup> EMNID I, S. 142. Dass 72 Prozent der befragten Jugendlichen hier mit „Ja“ antwortete, bleibt vom Aussagewert gering.

<sup>1336</sup> Während nur 16 Prozent mit „Ja“ antworteten und 15 Prozent keine Meinung hatten. Institut, Jugendumfragen, Frage 46. Laut Allensbach steigt das soziale Vertrauen im Zeitraum zwischen 1953 auf 1964 von 13 auf immerhin 28 Prozent, die Vorstellung, man könne den meisten Menschen nicht vertrauen, sinkt von 83 auf 55 Prozent. Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach, Demokratieverankerung in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Untersuchung zum 30-jährigen Bestehen der Bundesrepublik, Allensbach 1979.

lich der Jugend anfangs noch weniger um die Frage nach Peers und deren sozialisatorischen Einfluss geht, sondern noch um die ganz grundsätzliche Frage, ob die junge Generation überhaupt Bezugspersonen habe, zumal sie ja häufig in unvollständigen Familienverhältnissen aufwuchs. Generell gaben etwas zwei Drittel an, einen Freund bzw. eine Freundin zu haben, womit stets gleichgeschlechtliche Freunde gemeint waren. In der Rubrik „Seelische Probleme“ wurde außerdem gefragt, ob man eine Person habe, mit dem man „Sorgen und Nöte durchsprechen“ kann. Das konnten in leicht steigender Tendenz 1953-1955 immerhin zwischen ca. 70 und 84 Prozent bejahen, ohne dass es hinsichtlich des Profils der Befragten größere Unterschiede gäbe, wie offenbar vermutet wurde.<sup>1337</sup> Die Personen des Vertrauens waren mit großem Abstand die Mutter bzw. Eltern, die Freunde schoben sich in der kurzen Entwicklung von 1953 bis 1955 noch vor den Vater, wobei besonders auffällt, wie wenig dieser der Tochter eine Vertrauensperson war.<sup>1338</sup> Außerdem fällt auf, wie die Schüler, Studenten sowie die bereits Berufstätigen mit Volksschulbildung in der ersten Hälfte der 50er noch stark elternorientiert waren, während sich die jungen Berufstätigen mit gehobener Bildung sich bereits häufiger an Freunde wandten.<sup>1339</sup> Was in den Fragen von EMNID I und II ebenfalls eine eigene Batterie erhielt, sicher auch hinsichtlich potenzieller zukünftiger Auftraggeber, waren Fragen nach der Zugehörigkeit und Beliebtheit von Jugendorganisationen, dabei wollte man unter anderem die „wichtigsten Eigenschaften eines guten Jugendführers“ erfahren.<sup>1340</sup> Die formale Akzeptanz traditioneller Jugendorganisationen war ja, wie oben bereits gezeigt, zunächst noch sehr groß: 15 Prozent waren in Sportvereinen aktiv, 12 in kirchlichen Gruppen, drei in gewerkschaftlichen Jugendverbänden. Die in diesem Zusammenhang abgefragte Motivation für die Vereins- oder Verbandszugehörigkeit erschien allerdings äußerst unterschiedlich: Reine Dienstleistung im Sinne z.B. des speziellen Angebots, Gemeinschaftserlebnis, Orientierung, schlicht der legitime Vorwand, von zu Hause wegzukommen.<sup>1341</sup> Den Vereinen wurde häufig eine stark sozial-integrative Funktion zugeschrieben, die soziale Zusammensetzung der jeweiligen Vereine blieb jedoch häufig homogen. Die Organisiertheit zeigt eben doch klassenspezifische Unterschiede: Für den Bereich des Vereinswesens ist jedenfalls unübersehbar, dass es noch eine definierbare männliche Arbeiterkultur gab – mit dem Hauptintegrator Fußballverein.<sup>1342</sup> Die Validität von Vereinsstatistiken und Angaben über Mitglied-

<sup>1337</sup> Lediglich die Gruppe der Vollwaisen fällt deutlich ab. Vgl. EMNID II, S. 146-149; EMNID III, S. 275-277. Entscheidende Veränderung in der Fragestellung: 1955 fragt man nach „Sorgen und Nöte allgemein menschlicher Art“, als Antwortmöglichkeiten sind hier nur Ja, nein, k.A. möglich, während vorher zwischen den Möglichkeiten nach „allen“, „die meisten“, „nur wenige“ und „keine“ gewählt werden konnte. Ein interessantes Detail: Die Aufschlüsselungen „Flüchtling/Nicht-Flüchtling“ und „Vater Soldat/nicht Soldat gewesen“ fallen in der Darstellung 1956 weg.

<sup>1338</sup> Die Vertrauensperson Freund bzw. Freundin steigt im weiteren Verlauf noch weiter an: Jugendwerk, Jugend, Bd. III, S. 32.

<sup>1339</sup> EMNID III, S. 276-277.

<sup>1340</sup> EMNID II, S. 130-39.

<sup>1341</sup> EMNID I, S. 30, EMNID II, S. 132 – Man erhält konstante Werte trotz veränderter Fragestellung. EMNID I, S. 155-157.

<sup>1342</sup> Hierzu Alfred Bietau, Vom Pütt auf'n Platz? Die Veränderung jugendlicher proletarischer Lebenswelten im Ruhrgebiet seit 1945, in: Land der Hoffnung, Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1945, hrsg. von Wilfried Breyvogel und Heinz-Hermann Krüger, Berlin/Bonn 1987, S. 186-199.



schaften ist zwar immer etwas zweifelhaft; generell kann man aber sagen, dass etwa ein Drittel der Mädchen und die Hälfte der männlichen Jugend organisiert waren, wobei bis 21-Jährige eher in Vereine und Verbände eingebunden sind als Ältere. Auch abgehoben von der realen Situation zeigt sich bei der Frage, welcher Jugendgruppe man bei „völlig freier Wahl“ beitreten würde erneut, wie populär die Sportvereine waren.<sup>1343</sup> Es waren also nicht die reinen Zahlen, die irritierten, sondern eher der Nachweis, dass der umfassende Anspruch von Jugendverbandsarbeit überzeichnet war, dass man den Verbänden den „Grundwiderspruch zwischen Motivationen der Teilnehmer und Intentionen der Veranstalter“, den Monopolanspruch an „Gemeinschaftsbildung“ empirisch aufgezeigt hatte.<sup>1344</sup>

**TABELLE 48 Organisationsgrad 1953**

*Angehörigkeit 15-24-Jähriger zu Jugendorganisationen/Vereinen (Mehrfachnennungen mgl.)*<sup>1345</sup>

Mitgliedschaft in	%
TURN- UND SPORT	15
KONF. GRUPPEN	12
- Katholische Jugend	(6)
- Evangelische Jugend	(6)
GRUPPEN FÜR SPEZ. INTERESSEN	6
(Weltclub, Akkordeonclub, Taubenzüchterverein etc.)	
GEWERKSCHAFTSJUGEND	3
KIRCHENCHOR, GESANGSVEREIN	2
BÜNDISCHE JUGEND	1
FALKEN	1
SONSTIGE	3
(Landjugend, DJO, Trachtenjugend, Studentenvereinigungen etc.)	
Nicht organisiert	64

(EMNID I, S. 153-154)

Viele Formen jugendlicher Gesellung werden über das Aufzählen reiner Mitgliedschaften allerdings nicht erhoben. Komplementär müssten gerade hier auch andere, qualitative Zugänge erschlossen werden, zum Beispiel wenn man nach der Sozialisation fragt, die auf der Straße, in „Szenen“ stattfindet. Dieter Baacke führte dies in der Jugendforschung der 70er/80er Jahre mit seiner Theorie der „ökologischen Zonen“ ein, indem er vier „Kreise“ zog:

1. Alltag, in der Regel von Familie geprägt durch enge emotionale Bindungen und direkte Kommunikation,
2. Nahzone, Nachbarschaft – erste Außenbeziehungen,
3. funktionsspezifische Einrichtungen (Schule, Betrieb, Schwimmhalle etc.), diese sind zeit- und zweckbeschränkt, das Handeln folgt festen Rollenmustern,
4. gelegentliche Kontakte/Peripherie: Freizeit, Kaufhaus, Wohnung von Verwandten.<sup>1346</sup>

<sup>1343</sup> EMNID II, S. 130.

<sup>1344</sup> Faltermaier, Nachdenken, S. 15.

<sup>1345</sup> Die genaue Fragestellung lautete 1953: „Gehören Sie einer Jugendorganisation, also einer Jugendgruppe, einem Bund, einer politischen, sportlichen, konfessionellen oder gewerkschaftlichen Jugendvereinigung, an? Bitte nennen Sie alle Gruppen und Organisationen, denen Sie zur Zeit angehören.“ Die leicht variierte Fragestellung im Folgejahr ergab dann übrigens ähnliche Zahlen: „Sind Sie vielleicht selbst Mitglied irgendeiner Jugendgruppe oder Jugendvereinigung? Bitte nennen Sie alle Gruppen oder Vereinigungen, denen Sie angehören.“ (EMNID II, S. 132-133).

Von innen nach außen werden die nach Konnexität, Intimität, Institutionalisierung, Kontrolle und Wertbesetzung unterschiedlichen „Kreise“ für den Heranwachsenden erschlossen. Wenn man Baackes Theorie der „ökologischen Zonen“ auf die 50er Jahre überträgt, könnte man im Vergleich zur Situation ab den 70er/80ern zumindest sagen, dass die erste und dritte stärker, die vierte Zone noch kaum erobert war. Die „Zonenerschließung“ vollzieht sich von innen (Familiengemeinschaft) nach außen (Freizeit, Öffentlichkeiten). Diese Erschließung, so könnte man übertragen, geht aber, je nach sozialer Prädisposition, unterschiedlich schnell vonstatten. Ausflüge in die „ökologische Peripherie“ mit ihren höheren Kommunikations- und Handlungschancen haben nicht nur mit ökonomischen Möglichkeiten zu tun (hier wären die bereits arbeitenden Jugendlichen im Vorteil), sondern auch mit Zeitbudget und den Netzwerken des gemeinsamen „Aufspürens“ (Oberschüler und Studenten), nicht zuletzt sicherlich mit der Kontrollsituation, wo ältere und v.a. männliche Jugendliche im Vorteil sind. Jugendliche Freundschaftsgruppen, die auszeichnet, dass sie geschlechts- und im Vergleich zu Kindergruppen auch sozialhomogen sind, sind meistens männlich. Die Jugendschutzgesetzgebung jedenfalls trug in ihrer sozialräumlichen Perspektive („Orte, die geeignet sind, Jugendliche zu gefährden“) dem Eindruck Rechnung, dass von neuen Öffentlichkeiten eine latente Gefahr ausgehe.

Von soziologischen Studien zu amerikanischen Subkulturen beeinflusst, unterscheiden auch deutsche Jugendforscher fortan terminologisch zwischen den mit Kriminalität konnotierten „Banden“ bzw. „Gangs“, die aus Jugendlichen der Unterschichten bestehen, und den „Cliques“, in denen sich Jugendliche der Mittelschicht zusammenfinden.<sup>1347</sup> Tendenz steigend: 59 Prozent der männlichen und 42 Prozent der weiblichen Befragten gaben schließlich 1964 an, in einem Kreis von Leuten zu sein, der sich „regelmäßig oder öfters trifft und sich zusammengehörig fühlt“. <sup>1348</sup> Diese empirisch belegbare Zunahme an Gleichaltrigengruppen, wohl auch ihre emotionale Bedeutung wurden zwiespältig aufgenommen: Einerseits wurde in dem zunehmenden sozialisatorischen Einfluss von Gleichaltrigen eine Schwächung der klassischen Erziehungsinstitutionen Schule und Elternhaus befürchtet. Andere, u.a. Samuel N. Eisenstadt, betonten, dass mit den „Peers“ ein Übungsfeld entstanden sei, das für die Bewältigung des Lebens in der funktional differenzierten Gesellschaft enorm wichtig ist: Diese entstehen beim Übergang von Kindheit zur Erwachsenenwelt ja überhaupt erst in komplexen, differenzierten, arbeitsteiligen Gesellschaften. In der öffentlichen Wahrnehmung wurden und werden sie allerdings weniger im strukturfunktionalistischen Sinn als gesamtgesellschaftlich wichtige jugendkulturelle „interlinking sphere“ im Freizeitbereich gesehen, die hilft, sich von den partikularistischen Werten der Her-

---

<sup>1346</sup> Vgl. Dieter Baacke, Die 13-18-Jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters, Weinheim/München 1983<sup>3</sup>, S. 48.

<sup>1347</sup> Die Diskussion über jugendliche Subkulturen kommt etwa Anfang der 60er Jahre mit der Rezeption der Arbeiten von Coleman und Salisbury auf, wird Mitte der 60er immer dominanter, wobei in Deutschland Tenbrucks Teilkultur-Thesen im Mittelpunkt stehen. Vgl. Helmut Kentler, „Subkulturen“ von Jugendlichen, in: deutsche jugend 8 (1964), S. 403-412.

<sup>1348</sup> EMNID IV, S. 104.

kunftsfamilie zu lösen und allmählich die universalistischen Rollenerwartungen der Erwachsenengesellschaft einzuüben, sondern sie werden eher als Gefahr, meist als Unruheherd ausgemacht.

Auch in Bezug auf diese „Gesellung“ läge ein klarer Vorteil bei den bereits berufstätigen oder im Lehrlingsverhältnis stehenden Jugendlichen. Sie hatten zwar vergleichsweise weniger Freizeit, aber eine deutlich höhere Autonomie von den Eltern. Die Hälfte der Freizeit eines männlichen Lehrlings verbrachte dieser mit Freund und Peers, die andere Hälfte teilten sich Eltern und Freundin im Verhältnis 1:3. Bei einem gleichaltrigen Schüler war dieses Verhältnis genau umgekehrt zugunsten der Eltern.<sup>1349</sup> So zeigt auch die erhobene „Freizeitbindung“ in der NWDR-Studie das männliche Privileg, sich häufiger in informellen meist geschlechtshomogenen Gruppen außerhalb des Elternhauses zu treffen.<sup>1350</sup>

**TABELLE 49 Informale Bindung 1953**

„Wie oft gehen Sie durchschnittlich zu Freunden und Bekannten bzw. zu Verwandten am Ort?“ (in %)

	Zu Freunden & Bekannten			Zu Verwandten		
	insges.	männl.	weibl.	insges.	männl.	weibl.
2-7 wöchentlich	41	48	32	11	11	13
Wöchentlich oder zweiwöchentlich	35	31	40	25	23	26
Alle 1-3 Monate	13	12	14	15	18	12
Überhaupt nicht	9	6	12	28	28	28
Keine Verwandten am Ort				16	14	17
k.A.	2	3	2	5	6	4

(NWDR, S. 156)

Eine besonders schwer zu erkundende Form der „Gesellung“ waren und sind feste Zweierbeziehungen und sexuelle Erfahrungen, ist doch die sogenannte sexuelle Befreiung eine „Matrix“, die hinter sämtlichen Liberalisierungstendenzen der 60er/70er Jahre steht und häufig wirkmächtiger ist als alles Politische.

#### 4.2.4 Liebe / Partnerschaft

*Als die kleine Jane grade 18 war, führte sie der Jim in die Dancing Bar. Doch am nächsten Tag fragte die Mama: Kind warum warst du erst heut morgen da!*<sup>1351</sup>

Wenn die Sängerin Manuela darauf hinweist, dass allein der Bossa Nova schuld sei, dann klingen dort Abenteuerlust und neue, aus Amerika kommende Ausgeh- und Musikstile deutlich mit – aber ebenso der drohende Konflikt mit den Eltern.

1962 gaben von der Gruppe der 16-Jährigen lediglich 3 Prozent der Mädchen und 2 Prozent der Jungen an, einen festen Freund bzw. eine feste Freundin zu haben. Vor allem jungen Mädchen waren, anders, als es viele Songtexte der Teenager-Hitparade suggerierten, enge Grenzen für Liebesbeziehungen gesetzt. So berichtete Edith Göbel 1959 nach ihrer Analyse von etwa 10.000 Schulaufsätzen, dass die größten Schwierigkeiten immer dann entstehen, wenn die Mädchen ver-

<sup>1349</sup> Leopold Rosenmayr/Eva Köckeis/Henrik Kreuz (Hrsg.), Kulturelle Interessen von Jugendlichen, Wien/München 1966, S. XLVII.

<sup>1350</sup> NWDR, S. 153-155.

<sup>1351</sup> Schuld war laut Sängerin Manuela nur der Bossa Nova (1963).

suchen, Beziehungen zu Jungen aufzubauen, und sie konstatiert, dass etwa ein Drittel aller angegebenen Behinderungen durch die Eltern sich auf „diesen Bereich“ beziehen und etwa ein Fünftel aller befragten Mädchen sich „hinsichtlich des Kontaktes mit dem anderen Geschlecht von verständnislosen Erwachsenen alleingelassen“ oder sogar zu Unrecht behindert fühlt.<sup>1352</sup> Vom zukünftigen Partner erwarteten die Jugendlichen 1953 ganz konventionelle Eigenschaften und Fähigkeiten.

**TABELLE 50 Vorstellungen über den Ehepartner 1953**

„Welche Eigenschaften oder Fähigkeiten vor allem soll die Frau/der Mann, der/die Sie einmal heiraten, haben?“ (in %)<sup>1353</sup>

Antworten	Ledige männl. Jugendliche
1. gute Hausfrau	38
2. gut, lieb, gute Kameradin	16
3. äußere Erscheinung	14
4. Fleiß	14
5. Treue	12
6. sparsam	10
(...)	
19. Liebe	1

Antworten	Ledige weibl. Jugendliche
1. Können, Leistung, Fleiß	34
2. Treue	24
3. gut, lieb, treuer Kamerad	22
4. guter Charakter	20
5. äußere Erscheinung	13
6. solide, sparsam	11
(...)	
15. Liebe	3

(EMNID I, S. 328-333)

Andere verstreute Ergebnisse im Zeitraum bis 1964 bestätigen diesen Befund. So lässt sich auch nicht sagen, dass, wie man vielleicht vermuten könnte, bestimmte Altersgruppen traditionellen Rollenbildern eher zusprachen als andere. Auch ist dies kein Phänomen einer ländlichen Gesellschaft. Untersuchungen am Beispiel Hamburgs bestätigen die konservativen Erwartungen an den potenziellen Partner bzw. die Partnerin.<sup>1354</sup> Ein besonders interessantes Detail ist die Frage nach der Berufstätigkeit der Frau. In den Umfragen wurde berufliche Tüchtigkeit nur dann von der zukünftigen Partnerin erwartet, wenn es sich um das Umfeld der Landwirte, selbstständige Handwerker und kleine Geschäftsleute handelte.<sup>1355</sup> Die beruflich aktive Ehefrau wurde demnach von den meisten jungen Männern und Frauen gleichermaßen als Ausnahme gesehen, befristet vor allem auf die erste kinderlose Phase der Ehe mit der Funktion des „Hinzuverdienens“.<sup>1356</sup> Und dies entsprach auch dem von der offiziellen Familienpolitik propagierten Modell der Versorgerehe. Immerhin fand mehr als die Hälfte der 23-jährigen Hamburger, dass beide Ehepartner in der

<sup>1352</sup> Göbel, Mädchen, S. 361.

<sup>1353</sup> Man beachte die unterschiedliche Kategorisierung bei den frei gegebenen Antworten.

<sup>1354</sup> Pfeil, S. 76.

<sup>1355</sup> Ebd.

<sup>1356</sup> Ebd., S. 87-88.

„Familie bestimmen“ sollten, ein Drittel wies dem Mann die entscheidende Rolle zu. Auf die Nachfrage allerdings, wer den Ausschlag geben soll, falls sich beide nicht einigen können, kehren sich diese Zahlen um.<sup>1357</sup> Damit lagen die Befürworter von Gleichberechtigung leicht über den Werten ähnlicher Untersuchungen bei der erwachsenen Bevölkerung.<sup>1358</sup>

**TABELLE 51 Befürwortete Entscheidungsstrukturen bei Familienentscheidungen 1964**

Der bestimmende Teil in der Familie soll sein:	Spontanangaben „Wer soll in der Familie bestimmen?“ (in %)	Auf Nachfrage: „Aber wenn man sich nicht einigen kann, wer soll dann den Ausschlag geben?“ (in %)
		(in %)
Beide	54	32
Der Mann	32	54
Je nach Gebieten	10	10
Die Frau	2	2
Andere Antworten	2	2
	100	100

(Pfeil, S. 78-79)

Bei den früh Verheirateten ist die Tendenz deutlich: Zwischen Kennenlernen und Heiraten lagen im Durchschnitt drei Jahre. Die mit 23 Jahren Verheirateten kannten ihre Partner bereits, seit sie 18 oder 19 (Männer) beziehungsweise seit sie 16 oder 17 (Frauen) waren.<sup>1359</sup> Auf Nachfrage ergab sich, dass der Termin der Eheschließung insbesondere abhängig ist vom Beruf (Mindesteinkommen und Dauerstellung) und stark im Zusammenhang mit dem Ziel steht, eine Wohnung zu bekommen (38 Prozent).<sup>1360</sup>

**TABELLE 52 Alter des Kennenlernens des Partners 1964**

(% der verheirateten und verlobten Befragten, einschl. Geschiedene, n=106)

Alter des Kennenlernens	Verheiratete Befragte	
	Männl.	Weibl.
15 und weniger	6	8
16 und 17	15	42
18 und 19	38	28
20 und 21	36	18
22 und 23	5	4
	100	100

Alter des Kennenlernens	Verlobte Befragte	
	Männl.	Weibl.
16 und weniger	5	5
17 und 18	9	13
19 und 20	28	38
21 und 22	51	36
23	7	7
	100	100

(Pfeil, S. 72)

Ein schließlich nicht ganz unwichtiger Aspekt der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“: Man heiratet endogam. Die Heiratskreise erweisen sich in den 50er Jahren als noch weitaus ge-

<sup>1357</sup> Pfeil, S. 78-79.

<sup>1358</sup> Kmiecjak, Wertstrukturen, Tab. X, 16a. (Allenbach-Umfrage von 1954).

<sup>1359</sup> Pfeil, S. 73.

<sup>1360</sup> Ebd.

schlossener als heute, soziale Klassen sind nach Wehler eben doch auch „emotionale Klassen“, die über das Konnubium soziale Ungleichheit und Prestigehierarchien reproduzieren.<sup>1361</sup>

Die Intimsphäre bleibt meist das am schwersten zugängliche Terrain der Umfrageforschung: Die wenigen Zahlen zum Sexualverhalten und sexuellen Einstellungen ergeben ein facettenreiches, doch fast widersprüchliches Bild. Helmut Schelsky stellte schon bei der Jugend der 50er Jahre einen „Abbau an Schamkonventionen“ fest.<sup>1362</sup> Retrospektiv glaubte Fuchs in den 80er Jahren rekonstruieren zu können, dass die Jugend der 50er Jahre im Allgemeinen nach Schulzeit und Berufsausbildung mit ca. 18 Jahren die ersten sexuellen Erfahrungen gesammelt hatte.<sup>1363</sup> Und frühe Umfragen zeigen überraschende Ergebnisse zu sexuellem Verhalten und Vorstellungen. Ludwig von Friedeburgs Erhebung von 1949 deutete immerhin an, dass sich öffentliche Moral und private Praxis möglicherweise stark widersprachen. Demnach hatten 89 Prozent der männlichen und 69 Prozent der weiblichen Befragten vorehelichen Geschlechtsverkehr.<sup>1364</sup> Auf die Frage „Halten Sie intime Beziehungen zwischen unverheirateten Menschen für notwendig, zulässig oder verwerflich?“ antworteten mit „verwerflich“ 41 Prozent der Über-65-Jährigen und lediglich 6 Prozent der Twens.<sup>1365</sup> Ein Bruch vielleicht nicht unbedingt im Sexualverhalten, aber doch in der öffentlichen Behandlung dieses Themas muss sehr schnell Anfang der 50er Jahre eingesetzt haben.<sup>1366</sup> Eine Facette des trotz anderer Fragestellung fast widersprüchlichen Bildes zeigte sich aber bereits in der Darmstadt-Studie von 1950. Dort billigten 52 Prozent der Stadtbewohner und 62 Prozent der Bewohner des ländlichen Umlands „das freie Zusammenleben von Mann und Frau“ „überhaupt nicht“ und 34 Prozent (Stadt) sowie 28 Prozent (Land) „unter besonderen Umständen“. Ein schwer einzuordnendes Ergebnis, das wohl auf der Schwelle steht zwischen der Freizügigkeit der in Bewegung geratenen Verhältnisse in der unmittelbaren Nachkriegszeit und der „schrittweise Wiederherstellung einer domestizierten Heterosexualität“, wie sie häufig als für die 50er Jahre als typisch beschrieben worden ist.<sup>1367</sup> Ein Fund aus der DIVO-Studie von 1962 unterstreicht die

---

<sup>1361</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Emotionen in der Geschichte: Sind soziale Klassen auch emotionale Klassen?, in: ders., Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert, München 2000, S. 251-264. Zeitnah als besonders stark wahrgenommen wurde der Trend, dass Einheimische und Vertriebene untereinander heirateten. So hatten bis 1954 bereits sechzig Prozent der Vertriebenen Einheimische geheiratet. Hiddo M. Jones, Zur Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, Köln 1965, S. 256.

<sup>1362</sup> Schelsky, Soziologie, S. 111.

<sup>1363</sup> Arthur Fischer/Horst H. Stein, Zum Tabellenteil, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 5, S. 137-324; S. 169-170.

<sup>1364</sup> Ludwig von Friedeburg, Die Umfrage in der Intimsphäre, Stuttgart 1953, S. 89. Vgl. auch die nicht-repräsentative Studie von Hunger, Sexualwissen. Zeitnah liegt lediglich die englische Studie von Schofield vor, nach der so etwas wie „sexuelle Freizügigkeit“ Anfang der 60er Jahre lediglich bei den als „halbstark“ markierten Jugendlichen auffindbar war. Deutsche Ausgabe vgl. Michael Schofield, Das sexuelle Verhalten junger Leute, Hamburg 1969 (Original: „Sexual Behaviour of Young People“ von 1965). Zahlreiche plakative Beispiele zur Sexualpädagogik der 50er Jahre und Analysen aus dem Bereich der Oral History, die die Vermutung bestätigen, dass Arbeiterjugendliche früher sexuelle Freiheiten wahrnehmen konnten, bei Peter Kuhnert/Ute Ackemann, Jenseits von Lust und Liebe? Jugendsexualität in den 50er Jahren, in: Krüger, Elvis-Tolle, S. 43-81.

<sup>1365</sup> Friedeburg, Umfrage, Tab. 27; Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 589.

<sup>1366</sup> Baumert, Familien, S. 176-177. Vgl. Niehuss, Familie, S. 313.

<sup>1367</sup> Herzog, Politisierung, S. 91ff. sowie S. 111. Herzog betont in ihrer Studie die Tatsache, dass die (rassisch geprägte) Sexualpolitik der Nationalsozialisten keinesfalls rein restaurativ und sittenstreng war und im Gegenteil zum Teil liberalisierende Tendenzen aufwies. Insofern – nach dem Kontrollloch der unmittelbaren Nachkriegszeit – wurde „in den fünfziger Jahren ein Versprechen eingelöst [...], das ursprünglich das NS-Regime gegeben, aber nicht gehalten hatte – in Ordnung zu bringen, was Weimar ‚verdorben‘ hatte.“ (S. 131-132).

Doppelbödigkeit von Antworten auf diesem Gebiet – und die Schwierigkeiten, diese zu dechiffrieren. So wurde als eigene Meinung zum vorehelichen Sex zurückhaltender geantwortet (1/3 pro), als man dies in der Einstellung der eigenen Freunde zu diesem Thema vermutete (1/2 pro).<sup>1368</sup> Gleichzeitig galten für Jungen und Mädchen immer höchst unterschiedliche Normen, nicht nur, was die Akzeptanz sexueller Erfahrungen vor der Ehe betrifft. Für das Benimmbuch „Das Einmal-eins des guten Tons“, ein Bestseller in Millionenaufgabe, galt als sicher, dass der „anständige und ritterliche Mann“ vor dem zurückhaltenden Mädchen mehr Achtung hat als vor dem leicht zu erobernden, das ja

*so oder so dafür bezahlen muß, wenn einmal die letzte Schranke gefallen ist. Vielleicht nur mit einem Fleck auf seiner Ehre oder mit ein paar Sorgenfalten im Gesicht, vielleicht mit mehr. Denn heute noch gilt das harte Männerwort: „Zum Amüsieren ist sie wunderbar, aber heiraten? Niemals.“*<sup>1369</sup>

Dies ist Teil des Klimas, in dem diskutiert wurde und das sich phasenweise auch in der Gesetzgebung niederschlug. Auf den „Schmutz- und Schundparagraf“ und die Sexualerziehung wurde bereits hingewiesen. Der sogenannte „Kuppeleiparagraf“ (§180 StGB) basierte auf verschiedenen Vorläufern aus Kaiserreich, Weimar und Nationalsozialismus – hinzu kam aber nun die Haftung der Eltern. Auf den teuren und teilweise lebensgefährlichen Schwangerschaftsabbruch standen fünf Jahre Gefängnis.<sup>1370</sup> Angst vor ungewollter Schwangerschaft, Unkenntnis in Aufklärungsfragen, Gerüchte über die negativen Folgen von Selbstbefriedigung – die Untersuchungen auf diesem Gebiet, zumal in der Oral History, sind zahlreich. Empfängnisverhütung war tabuisiert und – mit Ausnahme der Kalendermethode – kirchlich untersagt. Die Pille kam zwar 1961 in Westdeutschland auf den Markt, eine Verschreibung für nicht verheiratete Frauen war aber nicht vorgesehen, Abtreibungen keine Seltenheit.<sup>1371</sup> Diese nahmen die jungen Frauen entweder selbst oder mit Hilfe von „Abtreibungsärzten“ vor, die den Abbruch illegal durchführten. Allein 1959 wurden 5.400 Personen deswegen verurteilt.<sup>1372</sup> Man schätzt, dass in der Bundesrepublik in den 50ern jährlich ungefähr 500.000 bis eine Millionen Abtreibungen vorgenommen wurden und die Zahl zu Beginn der 60er Jahre noch weiter anstieg, sodass auf eine Geburt jeweils eine illegale Abtreibung kam. Das gesundheitliche Risiko war zu dieser Zeit immer noch enorm hoch: Vermutlich starben jedes Jahr durchschnittlich 10.000 Frauen an den Folgen eines solchen „Eingriffs“.<sup>1373</sup> Die Einführung der Pille markiert noch nicht unmittelbar den Wendepunkt für das Sexualverhalten der

<sup>1368</sup> DIVO 1962, v153, v186. Bei den eigenen Eltern wird von jugendlicher Seite übrigens eine nur 10-prozentige Zustimmung zu vorehelichem Sex vermutet, v178.

<sup>1369</sup> Gertrud Oheim, Einmaleins des guten Tons, Gütersloh 1962<sup>35</sup>, S. 124-125.

<sup>1370</sup> Vgl. Christian de Nuys-Henkemann, „Wenn die rote Sonne abends im Meer versinkt...“ Die Sexualmoral der fünfziger Jahre, in: Anja Bagel-Bohlan (Hrsg.), Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert, Opladen 1990, S. 107-146.

<sup>1371</sup> Vgl. Dagmar Herzog, Between Coitus and Commodification. Young West German Women and the Impact of the Pill, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hrsg.), Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960-1980, New York/Oxford 2006, S. 261-286.

<sup>1372</sup> Angela Delille/Andrea Grohn, Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Frauenpolitik in den 50er Jahren, Berlin 1985, S. 123.

<sup>1373</sup> Herzog, Coitus, S. 269.

jungen Westdeutschen, sondern erst die massenweise Verschreibung an Frauen ab dem Ende der 60er Jahre. In der gleichen Zeit nahm die „Aufklärungswelle“ ihren Anfang und die Diskussionen um die Liberalisierung des Abtreibungsparagrafen 218 erst so richtig an Fahrt auf.

Dank Oral History gibt es daneben zahlreiche Hinweise auf deutliche Bruchstellen zwischen den Vorgaben der „Öffentlichen Meinung“ und dem, diese teilweise reproduzierenden Antwortverhalten in Umfragen auf der einen und der tatsächlichen Praxis, hier: dem Sexualverhalten und den moralischen Vorstellungen, auf der anderen Seite. Doch waren Gelegenheiten und Räume zu vorhehlichen Sex überhaupt äußerst begrenzt. Im Diskurs um Jugend und Amerikanisierung wurde das „amerikanische Petting“ (Schelsky) zu einem Thema, das für eine Gesamthaltung der Jugendlichen stand. Das Phänomen sei zu erklären als „Kompromiß zwischen grundsätzlicher sexueller Genußsucht, habitueller Risikoablehnung und der Rücksicht auf die nur als äußerliche Konventionen empfundenen moralischen Ansprüche der Gesellschaft“, das Motto „Genuss ohne Reue“ sei typisch für die skeptische Generation.<sup>1374</sup>

Dass sexuelles Verhalten auch schichtenabhängig war, bewies u.a. der aufsehenerregende Kinsey-Report für die USA.<sup>1375</sup> Für Deutschland gab es in dieser Zeit nichts Vergleichbares. Lediglich Heinz Hungers populäre Studie „Das Sexualwissen der Jugend“ von 1954 schien einen relativ unaufgeklärten Kenntnisstand über sexuelle Themen bei den Jugendlichen bewiesen zu haben. Aus sexualpädagogischen Gründen hielt der Autor dies sogar für begrüßenswert: Ein Sexualwissen der Jugend sei grundsätzlich unerwünscht, ja unnötig und „nicht ungefährlich“, denn „je weniger die Jugend vom Sexuellen im eigentlichen Sinne weiß, davon bewegt und umgetrieben wird, desto besser für sie und uns als Erzieher.“<sup>1376</sup> Durchaus eine vernehmbare Stimme im Diskurs, ist die Befragung von immerhin 1.000 14-18-Jährigen empirisch nahezu wertlos. Die Hoffnung, es den Amerikanern auf dem schwierigen Feld der Umfragen in der Intimsphäre gleichzutun, scheitert an sprachlicher Umständlichkeit der Art „Mit welchem Organ bringt der Mann seine Fortpflanzungszellen in den mütterlichen Schoß?“ Zu weiten Teilen sind diese und ähnliche Studien am ehesten der Jugendschutz-Literatur zuzuordnen, als Pamphlete für Zentralisierung und Monopolisierung kirchlich-schulischer Sexualerziehung.<sup>1377</sup> Die Frage „Wie nennt man die Vereinigung von Mann und Frau zur Weckung neuen Lebens?“ wurde vorwiegend mit „Ehe“ beantwortet. Immerhin: Eine mangelhafte Aufklärung wird in zahlreichen Zeitzeugeninterviews bestätigt und beklagt. Dabei sind die Jungen offenkundig noch weniger aufgeklärt worden als die Mädchen: 32 Prozent der männlichen und 42 Prozent der weiblichen 23-Jährigen bestätigten 1964,

---

<sup>1374</sup> Schelsky, Soziologie, S. 122.

<sup>1375</sup> 1948 erscheint der erste Kinsey-Report zum männlichen, 1953 der erste Report zum weiblichen Sexualverhalten, die ab Mitte der 50er Jahre auch in gekürzter Form auf Deutsch herauskommen.

<sup>1376</sup> Hunger, Sexualwissen, S. 23.

<sup>1377</sup> Ebd., S. 76. Demnach hielten die befragten Jugendlichen selbst „häufigen Kinobesuch“ zu 21,3 Prozent für „gefährlich“ und zu 41,2 Prozent für „schädlich“. Ein Antwortverhalten, ganz im Sinne des Autors, der selbst glaubt, dass „der Teufel im allgemeinen dadurch ins Spiel kommt, dass langsam aber stetig Hemmungen abgebaut werden. Dafür ist der Film ein ganz vorzüglicher Kuppler.“ (S. 229) Kirchliche Bindung hingegen bedeutet einen „beachtlichen Schutz gegen eine vorzeitige Aufnahme erotischer Beziehungen.“ (S. 238).



aufgeklärt worden zu sein – und dies ist bei den Mädchen eindeutig abhängig von der sozialen Herkunft:

**TABELLE 53 „Aufklärungsquote“ Jahrgang 1941**

*Aufgeklärt worden von ... (23-Jährige in Hamburg 1964 nach Vaterberuf)*

	Töchter		Söhne	
	... von niemandem	... Vater, Mutter o. beiden	... von niemandem	... von Vater, Mutter o. beiden
Akademiker	13	71	43	28
Gehobene, leitende Angestellte	17	57	30	37
Mittlere /kleine Beamte	29	40	20	39
Angestellte Handwerker oder Facharbeiter	33	38	33	33
Selbständige Landwirte, Handwerker, Kaufleute etc.	30	37	49	23
Sonstige Angestellte	26	36	30	37
An- und ungelernte Arbeiter	48	29	38	32

(Pfeil, S. 158)

Jeder Zweite fand laut derselben Umfrage übrigens Geschlechtsverkehr vor der Ehe dann für gerechtfertigt, wenn man den Partner heiraten will. Demnach konnten sich 81 Prozent der Frauen und 49 Prozent der Männer keinen Sex mit einem Partner vorstellen, den man nicht liebt.<sup>1378</sup> Ein knappes Drittel hielt es für richtig, damit bis zur Ehe zu warten und immerhin 16 Prozent (männlich 24, weiblich 7) hielten Sex vor der Ehe auch dann für gerechtfertigt, wenn keine Dauerbeziehung beabsichtigt ist.<sup>1379</sup> Die Variante „Würden es Ihre Altersgenossen in Ihrem Kreis für selbstverständlich halten, daß...“ ergab dann eine deutlichere Zustimmung zu vorehelichem Geschlechtsverkehr auch ohne spätere Heirat oder Dauerbeziehung: weiblich zu 13, männlich zu 38 Prozent. Ledige gaben sich freizügiger als bereits Verheiratete, und eine höhere Schulbildung bedeutete gleichzeitig auch eine grundsätzlich liberalere Einstellung gegenüber vorehelichem Sexualverhalten.<sup>1380</sup> Das wichtigste Ergebnis aber ist: Abstinenz wurde bei den Altersgenossen in der Regel eher nicht vermutet. Bemerkenswert ist deshalb die Allgemeindiagnose, wie sie Schelsky in der „Soziologie der Sexualität“ als „Konsumhaltung im Geschlechtlichen“ aufgeworfen hatte:

*„Genuß ohne Reue“, dieser Werbeslogan einer Filterzigarettenfabrik (...) kennzeichnet ohne Zweifel ebenso das allgemeine Wunschbild und weitgehend auch die Praxis des sexuellen Verkehrs in der modernen westlichen Zivilisation. Die Forderung auf Risikolosigkeit und der pure Genußstandpunkt des Verhaltens setzen sich dabei gegenseitig voraus.*<sup>1381</sup>

Die Indizien deuten zumindest darauf hin, dass hier ein eigener jugendlicher Moralkodex in Entwicklung war, zeitgleich mit sexualfeindlichen Kampagnen engagierter Jugendschützer und einem fast kollektiven Beschweigen von sexuellen Themen bei der Elterngeneration sowie der Degradierung des Geschlechtlichen als „Primitivpubertät“ und Bedenken wegen Akzeleration in

<sup>1378</sup> Von Friedeburg, Umfrage, S. 78.

<sup>1379</sup> Pfeil, S. 162-163.

<sup>1380</sup> Pfeil, S. 165-167.

<sup>1381</sup> Schelsky, Soziologie, S. 121; Blücher, Generation, S. 152-153; S. 399.

Teilen der pädagogisch-entwicklungspsychologischen Jugendforschung.<sup>1382</sup> Gleichwohl liegen auch auf diesem Gebiet genügend Hinweise auf das „Differenzgeflecht Jugend“<sup>1383</sup> vor, das erst inmitten eines „konjunktiven Erfahrungsraums“ im mehrdimensionalen Zusammenspiel von Kategorien wie Milieu, Geschlecht und Alter seine Bedeutung entfaltet.<sup>1384</sup> Wenn zu Beginn der Untersuchung in Übereinstimmung mit den meisten Befunden historischer Jugendforschung vermutet wurde, dass als zentrale Kategorien der Unterscheidung Gender, Bildung bzw. soziale Herkunft eine Rolle spielen und dass darüber hinaus altersbinnendifferenzierte Aufschlüsselungen heterogenes Jugendleben nachweisen können, dann wurde dies im bisherigen Verlauf grundsätzlich bestätigt. Dennoch soll dies im Folgenden noch einmal an exemplarischen Determinanten diskutiert werden.

#### 4.2.5 Heterogenitäten: Soziale Disposition, Bildungshintergrund, Geschlecht

Es ist zwar offensichtlich, dass die faktische sozioökonomische Position ebenso wie der feste Rahmen der in der späteren Forschung herausgearbeiteten sozialmoralischen Milieus zu dieser Zeit schon nicht mehr umfassend sämtliche Lebensumstände bestimmten. Eine umfragebasierte Retrospektion erhärtet aber die Vermutung, dass die soziale Disposition nach wie vor die Einstellungen und Verhaltensweisen der Jugendlichen in einem sehr starken Maße determinierte. Und dies ganz entgegen der zeitgenössischen These eines Verschwindens sozial determinierter Jugendtypen, wie Schelsky dies exemplarisch am Arbeiterjugendlichen zu zeigen versucht hatte:

*In einer Gesellschaft, die immer schichten-unspezifischer und generationsundifferenzierter wird, verliert der Begriff der Arbeiterjugend zunehmend an sozialer Realität. Wenn man heute noch festere Vorstellungen mit dem Begriff ‚Arbeiterjugend‘ verbindet, so liegt das an einer ideologie- und theoriebelasteten Erinnerung.*<sup>1385</sup>

Nun sollte also der von seinen Bindungen sich loslösende Arbeiterjugendliche – der fern von so etwas wie „Kulturpubertät“ steht – die „strukturleitende und verhaltensbildende“ Figur dieser Jugendgeneration sein.<sup>1386</sup> Noch einmal: Rein empirisch scheint die Erklärung dafür einfach zu sein; Schüler und Studenten sind in den Umfragestudien eine absolute Minderheit, die überwältigende Mehrheit stellt die Lehr- und Berufsjugend. Und so erscheint es logisch, dass in dem Moment, in dem das öffentliche Jugendbild vom bürgerlichen Bildungsideal entkoppelt wird, andere Merkmale, z.B. kommerzialisierte Lebenswelten, an Bedeutung gewinnen, dass, bleibt man

<sup>1382</sup> Zu diesem „Gemisch von moralischer Entrüstung, gutgemeinter Besorgtheit und kultureller Unsicherheit“ (Abels, Jugend, S. 149) vgl. die Absätze über Jugendschutz in Kap 2.2.4 und Kapitel 3.5.

<sup>1383</sup> Michael Wimmer, Fremdheit zwischen den Generationen. Generative Differenz, Generationsdifferenz, Kultur-differenz, in: Jutta Ecarius (Hrsg.), Was will die jüngere mit der älteren Generation? Generationsbeziehungen in der Erziehungswissenschaft, Opladen 1998, S. 81-113.

<sup>1384</sup> Zur untrennbaren Verbindung von Konjunktion und Distinktion beschreiben Bohnsack/Schäffer: „Eine Verständigung über die Grenzen von Generationenzusammenhängen bzw. zwischen diesen kann somit als Analogie zu einem kulturellen Fremdverstehen gesehen werden; und Generationendifferenzen sind analog zu Kultur-differenzen zu konzeptionieren (...). Eine derartige kommunikative Verständigung ist mit Phänomenen der Distinktion verbunden.“ Bohnsack/Schäffer, Generation, S. 255.

<sup>1385</sup> Schelsky, Arbeiterjugend, S. 11.

<sup>1386</sup> Schelsky, Generation, S. 8.

bei einer solchen klassischen Zweiteilung, die sogenannte „Primitivpubertät“ aufgrund von Kommerzialisierung dominant werden kann. Wie Josef Mooser später gezeigt hat, waren es die Arbeiter, die in ihrer subjektiven Wahrnehmung von „Aufstieg“ den größten Sprung machten, der Aspekt des Abschieds von der Proletarität schwang aber schon in Schelskys Analysen mit. Die durch Bildung erworbenen Distinktionspotenziale, verbunden mit studentischen Freiräumen, einer „pädagogischen Provinz“ zum Experimentieren und produktivem Stil-Setzen sind nicht konkurrenzlos. Wenn es nun auf einen Habitus ankommt, bei dem das Ensemble an jugendlichen Accessoires eingekauft werden kann, dann sind all diejenigen dabei, die konsumieren können – und das sind an erster Stelle die jungen Facharbeiter, die dies sicherlich auch mit weniger schlechtem Gewissen tun konnten als ihre bildungsbürgerlich geprägten Altersgenossen.<sup>1387</sup> Für Disziplinierungsstrategien sind neue materielle Freiheiten gleichzeitig fatal, so wie es der weitverbreitete Ausspruch, den jungen Leuten gehe „es wohl zu gut“, ausdrückt. Dabei ist auch bekannt, wie unterschiedlich sich die Verdienstmöglichkeiten je nach Region gestalteten. Teile der jungen Arbeiterschaft in bestimmten Branchen und bestimmten Boomregionen – wie im Bergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets – konnten sich mit höherem Verdienst einen expressiveren Freizeitstil leisten.<sup>1388</sup> Die altersunabhängige Entlohnung der Arbeiter führte dazu, dass viele junge männliche Arbeiter wesentlich mehr verdienen konnten als gleichaltrige junge Angestellte.<sup>1389</sup> Jedoch ist die apostrophierte Leitbildfunktion der Arbeiterjugendlichen zumindest, was die Politisierungstendenzen betrifft, von kurzer Dauer, sind es doch die Studenten/Schüler, die im weiteren Verlauf die Agenda bestimmen. Der Zugang zu höherer Bildung blieb weiterhin begrenzt, nur durchschnittlich 4 Prozent der Arbeiterkinder machten in den 50er Jahren Abitur. Andererseits weisen Kohortenanalysen den sinkenden Einfluss sozialer Herkunft auf Bildungschancen und Sozialstatus nach – die Scheidelinie liegt bei den etwa 1940 Geborenen.<sup>1390</sup>

Der Wandel des Arbeiterbewusstseins war ein viel diskutiertes Thema der Zeit, ein wichtiger Baustein der Nivellierungsthese und ein Motiv, das stark am Jugendverhalten festgemacht wurde. Schelsky und sein Mitarbeiterteam machten sich im Rahmen des vom DGB geförderten Projekts zur Arbeiterjugend Mitte der 50er an einen Vergleich mit Daten aus den 20er Jahren. Dabei entwickelten sie die These, dass bei der Jugend wie auch beim Arbeiter keine „strukturell bündige soziale und menschliche Daseinsform“ mehr erkennbar sei.<sup>1391</sup> Wurzbachers und Jaides Untersuchung „Die junge Arbeiterin“, initiiert vom Reichsverband Evangelischer Weiblicher Jugend

<sup>1387</sup> So schlussfolgert auch Maase nach ausführlicher Beschäftigung mit der Entwicklung von Popularkultur: „Proletarische Offenheit für neue Möglichkeiten guten Lebens machte Arbeiter im Rahmen ihrer Kaufkraft zur Avantgarde einer zeitgemäßen Gemeinkultur – wenn nicht ‚dinglich‘, so doch in der bejahenden, mit gutem Gewissen genießenden Einstellung.“ Maase, ‚Gemeinkultur‘, S. 80.

<sup>1388</sup> Hinweise u.a. bei Croon/Utermann, Zeche; Breyvogel/Krüger, Land.

<sup>1389</sup> Vgl. Siegfried, Time. Dabei müssen Konsum und Entpolitisierung nicht Hand in Hand gehen. Das Gegenteil hat der weitere Verlauf der 60er Jahre gezeigt: Pop-/Rockkultur wird wichtig als Plattform zur Netzwerkbildung im Sinne auch einer Internationalisierung und gar als Chiffre für gesellschaftspolitische Alternativkonzepte.

<sup>1390</sup> Vgl. Hans-Peter Bloßfeld, Bildungsverläufe im historischen Wandel. Eine Längsschnittanalyse über die Veränderung der Bildungsbeteiligung im Lebenslauf dreier Geburtskohorten, in: Hans-Joachim Bodenhöfer (Hrsg.), Bildung, Beruf, Arbeitsmarkt, Berlin 1988, S. 259-302.

<sup>1391</sup> Schelsky, Arbeiterjugend, S. 10.

und finanziert aus Mitteln des Bundesjugendplans, bestätigte die Entwurzelungsthese. Ein Faktor für das als unzureichend charakterisierte Hineinwachsen der Jugend in den öffentlichen Interessensbereich sei die „egozentrisch kalkulierende Einstellung“, die durch den „Individualisierungsprozess in einer Gesellschaft höchster beruflicher Leistungsanreize gezüchtet wird“. <sup>1392</sup> Diese großen Studien prägten einen signifikanten Wandel in der Perzeption lohnabhängiger Jugend, die sich als neues (vorbildhaftes) Jugendkonzept überhaupt erst „legitimiert“ – ein Konzept, das so wenig zu tun hatte mit traditionellen hegemonialen Vorstellungen vom Bildungsmoratorium in lebensweltlicher Askese, weil es dezidiert und z.T. provokativ kommerziell war. <sup>1393</sup> Ein deutlicher Wechsel vollzog sich immerhin in der familiären Autoritätsstruktur, die eigene Berufs- und Lebensplanung wurde zunehmend in die Verantwortung der Jugendlichen selbst gestellt. Das Postulat der freien Berufswahl (oder wenn man möchte: der Zwang zur individuellen Lebensplanung) fand Eingang in die Fragebögen und wurde unter der Rubrik „Berufsfindung und Zufriedenheit mit dem Beruf“ ein wichtiges Thema auch bei qualitativen Studien. <sup>1394</sup>

Zu erwähnen sei an dieser Stelle außerdem noch einmal die nach wie vor sehr endogame Partnerwahl, d.h. entgegen anderslautender Diagnosen schienen Eheschließungen außerhalb der eigenen sozialen Schicht eher die Ausnahme gewesen zu sein. <sup>1395</sup> Die konfessionelle Gebundenheit bei der Partnerwahl ist ebenfalls immer noch offenkundig („Könnten Sie sich vorstellen, eine Protestantin zu heiraten?“), wenngleich im Trend von abnehmender Bedeutung. Waren 1911 nur 10 Prozent der Ehen konfessionell gemischt und 1935 noch 15 Prozent, machten diese 1955 bereits ein Viertel aus. Schon wenige Jahre später ist Interkonfessionalität kein Thema mehr in den Umfragen.

Und doch lassen sich auf dem weiten Feld von Freizeit und Kultur die deutlichsten Unterschiede finden, nicht nur, aber besonders offensichtlich, was die Musikpräferenzen betrifft. Die Aufteilung nach Bildungsabschluss weist ebenfalls auf eine Reproduktion von Ungleichheit im Bereich kultureller Distinktion hin: Volksschüler bevorzugten eher „leichte Musik“ und „bunte Sendungen“, Jugendliche mit Abitur bzw. Hochschulabschluss hörten gerne „ernste Musik“ und „politische und kulturelle Wortsendungen“. Und entsprechend verhält es sich bei den 4 Prozent „Kulturinteressierten“, also diejenigen, die 1953 den Punkt „Besuch kultureller Veranstaltungen“ als Freizeitinteresse angaben, wobei zunächst einmal ganz klassisch an Theater und Konzerte gedacht werden kann. Unklar muss dabei leider bleiben, wie weit der jugendliche Kulturbegriff ging, ob er den Besuch von „Bunten Abenden“ oder Jazzkonzerten mit einschloss. Der Zusammenhang

---

<sup>1392</sup> Vgl. Wurzbacher, Arbeiterin.

<sup>1393</sup> Zu vermuten wäre aber ein ideologischer Bias solcher Spezialumfragen. Auf den ersten Blick erscheint die Bereitschaft, sich zur Arbeiterschaft zu bekennen, tatsächlich gering. So bejahten 1954 bei einer Erhebung an einer Hamburger Berufsschule lediglich 28 Prozent der männlichen und 45 Prozent der weiblichen gewerblichen Lehrlinge die Frage: „Sind Sie ein Arbeiter?“ Plausibel erscheint, dass man sich, solange noch in der Lehre befindlich, noch nicht zugehörig fühlte, zumal eine abgeschlossene Lehre Anfang der 50er noch keineswegs eine Arbeitsstelle garantierte. Vgl. auch Mooser, Arbeiterleben, S. 214-223.

<sup>1394</sup> Scharmann, Konsumverhalten, S. 306-307; Grosse-Hartlage, Zwanzigjährige, S. 250-284.

<sup>1395</sup> Zusammenfassend: Niehuss, Familie, S. 303-304.

mit dem Bildungsgrad ist unübersehbar, besonders deutlich in der starken Überrepräsentation der Hochschüler. Aufgrund des Antwortverhaltens lässt sich aber nicht behaupten, dass die Volksschüler nicht am kulturellen Leben partizipiert hätten.<sup>1396</sup> Doch auch hier ist ein teilweise statusbedingt vorgegebenes Kulturinteresse anzunehmen. Wenn man nämlich konkret nach einem Theaterbesuch im letzten Jahr fragt und die Antworten nach Vaterberuf und Schulbildung aufschlüsselt, wird der Zusammenhang offensichtlicher.<sup>1397</sup> Zu beachten ist die starke Abstinenz von Jugendlichen, die aus dem Bauern- und Arbeitermilieu stammen:

**TABELLE 54 Theatergänger 1953**

„Hatten Sie im Laufe des letzten Jahres Gelegenheit, ins Theater zu gehen?“ (in %)

Beruf des Vaters	Ja	Nein	k.A.
Arbeiter	28	71	1
Angestellter	57	43	-
Beamter	67	33	-
Selbst. u. freie Berufe	58	40	2
Landwirte	34	65	1
Landarbeiter	20	80	-
Rentner, Pensionäre, Invaliden	35	65	-
<b>Schulbildung</b>			
Volksschule	37	62	1
Mittelschule	66	34	-
Oberschule/Abitur	79	20	1

(EMNID I, S. 257)

Verständlicherweise ist diese Freizeittätigkeit nicht nur eine Frage der Bildung, sondern auch eine der Angebote. So war jeder zweite Kulturinteressierte ein Großstädter, bei einem großstädtischen Anteil der Bevölkerung von sonst nur 38 Prozent. In Wohnorten bis zu 2.000 Einwohnern hingegen war fast die Hälfte noch nie im Theater gewesen und hatte zu zwei Dritteln noch überhaupt keine „musikalische Veranstaltung“ besucht.<sup>1398</sup> „Bildung und Stadt“ beschreibt die Situation der Studierenden recht gut, und tatsächlich gab ein Drittel der Studenten 1960 an, im Verlaufe des letzten halben Jahres ein- oder zweimal in Oper oder Theater gewesen zu sein, 45 Prozent waren dort noch häufiger.<sup>1399</sup> Hinzufügen ließe sich noch das etwas höhere Kulturinteresse bzw. die Kulturbeflissenheit der Mädchen und jungen Frauen. Die Persistenz der Bildungsprägung wird auch am Beispiel der Abendbeschäftigungen der 23-Jährigen Hamburgs 1964 deutlich:

<sup>1396</sup> Blücher, Freizeit, S. 65: Von den 4 Prozent, die kulturelle Veranstaltungen als Freizeitbeschäftigung angegeben hatten, befinden sich zu gut einem Drittel Jugendliche mit Volksschulbildung, zu einem weiteren Drittel Mittelschüler.

<sup>1397</sup> Ein Beispiel für eine gut entwickelte Fragestellung, weil sie, im Gegensatz zu etwa „Waren Sie ... im Theater?“, nicht nach lehrerhafter Abfrage der kulturellen Hausaufgaben klingt. Auf der anderen Seite ist der ermittelte Wert für „Gelegenheit“ als etwas höher als der tatsächlich stattgefundene Theaterbesuch zu veranschlagen.

<sup>1398</sup> Als Großstadt gelten sowohl in der EMNID- als auch in der NWDR-Erhebung wie in der Amtlichen Statistik üblich, Städte mit mindestens 100.000 Einwohnern. EMNID II, S. 299.

<sup>1399</sup> Stifterrat, Bild, S. 29.

**TABELLE 55 Abendbeschäftigungen 1964***Abendliche Beschäftigungen nach Schulbildung (23-Jährige Hamburger 1964, %)*

	Volks- schule	Mittl. Reife	Abitur
Lektüre	33	38	48
Basteln, Handarbeit, Hausarbeit	23	13	4
Berufli. Arbeit, Weiterbildung	18	13	51
Musik aktiv	4	7	14
Fernsehen und Radio	27	14	7
„zu Hause sein“	19	14	7
Unterhaltung, Geselligkeit	36	34	35
Sport, Spaziergang, Tanz	16	15	7
Insg. (Mehrfachnennungen mgl.)	176	174	178

(Pfeil, S. 121)

Aus den Untersuchungen unter Federführung von Wollenweber/Planck lassen sich einige komplementäre Einblicke zum Leben der Landjugend finden. „Landjugend“ wird in den von DIVO durchgeführten Umfragen von 1955 und 1968 definiert als die Gruppe der 17-28-Jährigen, die in Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern leben. Eine altersmäßig vergleichsweise weite Definition, bedenkt man zum Beispiel, dass 25 Prozent (1953) bzw. 40 Prozent (1968) von den so Befragten bereits verheiratet waren – und der Ehestatus zweifellos damals der wichtigste war, um in der Gesellschaft als erwachsen akzeptiert zu werden.<sup>1400</sup> Die Motivation, sich überhaupt empirisch mit Verhaltensweisen und Einstellungen der Landjugend zu beschäftigen, lag in der Wahrnehmung eines fulminanten sozialen Wandels begründet: dem historisch schnellen Schrumpfen des primären Sektors und den damit verbundenen Strukturveränderungen auf dem Land, dazu der Wandel der landwirtschaftlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse durch Mechanisierung. Aber darüber hinaus wurden auch die ungleich größeren Herausforderungen gesehen, denen sich ländliche Gegenden angesichts der Flüchtlingsströme nach 1945 gegenüber-sahen, was den Soziologen Ludwig Neundörfer dazu veranlasste, bereits 1948 von einer „Revolution des Dorfes“ zu sprechen.<sup>1401</sup> Und auch hier standen die Fragen, ob die Jugend – die auf dem Land einen ursprünglich höheren Anteil an der Gesamtbevölkerung stellte als in der Stadt – den Wandlungsprozessen und neuen Anforderungen (nach Planck: dem Leistungs-, Entscheidungs-, Kooperations- und Mobilitätswang) genügend angepasst ist, im Zentrum des Interesses. Darüber hinaus hatte der Fokus auf die Landjugend auch eine seismografische Komponente für die Gesamtgesellschaft, denn:

*(...) Jugend reagiert auf Neues rascher als andere Lebensalter. Sie nimmt regeren und engagierteren Anteil an laufenden Entwicklungen und steht dem Fortschritt unbefangener gegenüber. An der Jugend (...) müssten wir die Fragwürdigkeit der eigenen Errungen-schaften und die Grenzen der Wirksamkeit eigenen Wertens und Planens erkennen.*<sup>1402</sup>

Da traditionelle Formen des dörflichen, besonders kirchenzentrierten Brauchtums zunächst durch NS-Kulturpolitik und dann durch die hinzukommende Teilgesellschaft der Flüchtlinge und auch

<sup>1400</sup> Zum Vergleich: Auch in der Befragtengruppe von EMNID sind immerhin schon 7 Prozent verheiratet.

<sup>1401</sup> Vgl. Erker, Revolution, S. 367.

<sup>1402</sup> Ulrich Planck, Landjugend im sozialen Wandel. Ergebnisse einer Trenduntersuchung über die Lebenslage der west-deutschen Landjugend, München 1970, S. 13-14.

durch neue Ansätze durch die Militärregierungen im Fluss waren, mussten neue jugendliche Ausdrucksformen auf dem Land umso mehr als besonders kontrastreich zur Tradition empfunden werden. Berichte von Kommunalpolitikern und Kirchenfunktionären über „Verwahrlosung“ im Allgemeinen und „Tanzwut“ im Besonderen sind schon unmittelbar nach 1945 außerordentlich zahlreich.<sup>1403</sup>

Die Arbeitszeiten der Landjugend überstiegen diejenigen der anderen arbeitstätigen Jugendlichen noch deutlich. Man kann für sogenannte „Familienarbeitskräfte“ in der Landwirtschaft von einem 14-Stunden-Tag ausgehen, „Fremdarbeitskräfte“ hatten etwa eine halbe Stunde früher frei.<sup>1404</sup> Dominant standen Hofübernahme bzw. Hauswirtschaftsschule auf dem Programm, freie Berufswahl war eher selten – und dies war nicht auf das landwirtschaftliche Milieu beschränkt, sondern ein Dorfphänomen insgesamt. Auch bei den Kindern von selbstständigen Gewerbetreibenden, Angestellten und v.a. von Arbeitern gab es hohe Anteile unerfüllter Berufswünsche. Waren die Gründe dafür 1953 noch eher externer Art, nämlich der Lehrstellen- und Arbeitsplatzmangel, so sind es 13 Jahre später immer noch „fehlende Erlaubnis der Eltern“ und „Unabkömmlichkeit im Elternhaus“.<sup>1405</sup>

**TABELLE 56 Abendliche Beschäftigungen Landjugend 1955/68**

„Landjugend“ – Abendliche Beschäftigungen 1955 und 1968, in %

	1955	1968
Arbeiten	30	15
Lernen	2	2
Lesen	19	10
Fernsehen	-	32
Radiohören	10	2
Ausruhen, Schlafen	9	5
Besuche machen/empfangen	7	9
Gasthaus besuchen	6	6
Unterhalten, Spielen	5	5
Kino/Theater besuchen	4	1
Versammlung besuchen	2	2
Musizieren	2	2
Sport treiben	1	2
Spaziergehen	1	2
Andere Aktivitäten	2	11

(Planck, S. 137)

Auch auf dem Land wuchs die Ressource Freizeit zwischen den zwei Erhebungszeitpunkten 1955 und 1968 an. Dennoch stieg von 1955 bis 1968 auch der Anteil derer, die mit dem Umfang an Freizeit unzufrieden waren, von 31 auf 41 Prozent. Dies sind in erster Linie die in der Landwirtschaft Beschäftigten, die Hausfrauen und Schüler.<sup>1406</sup> Dominant waren neben den sportlichen Aktivitäten noch lange Zeit die konfessionellen Jugendgruppen. Der überlagernde Einfluss der sozialmoralischen Milieus schien sich auf dem Land – blickt man allein auf die formale Ein-

<sup>1403</sup> Vgl. Erker, *Revolution*, S. 407-409.

<sup>1404</sup> Wollenweber/Planck, *Lebenslage*, Bd. 1, S. 252.

<sup>1405</sup> Planck, *Landjugend*, S. 92-93.

<sup>1406</sup> Ebd., S. 131. Wohl gemerkt: Die Befragung fand jeweils im Winter statt, wo die Arbeitsbelastung in der freien Zeit geringer war als im Sommer.

gebundenheit – trotz der konfessionellen Durchmischung noch bis weit in die 60er Jahre zu halten.<sup>1407</sup> Die Beschäftigung mit dem neuen Medium Fernsehen ging eindeutig auf Kosten von Radio und Kino. Beim Kino muss hinzugefügt werden, dass sich Leidenschaft für das „Lichtspieltheater“ und der Boom des Motorradfahrens in den 50ern korrelierten. Man muss das Klischee, dass es auf dem Land kein Kinoleben gegeben habe, dahingehend modifizieren, dass es in mittelgroßen Dörfern und Kleinstädten nicht weniger Filmtheater gab als in Mittelstädten.<sup>1408</sup> Bei Gemeinden unter 2.000 Einwohnern war die Situation schon deutlich schlechter und das Fortkommen in die nächste Stadt am Sonntagnachmittag nur durch Motorisierung möglich – ein wichtiger Aspekt bei der „Entprovinzialisierung dörflichen Lebens“.<sup>1409</sup>

Die Realgeschichte der Jugend beginnt für Mädchen überhaupt erst in den 50er Jahren, in dem Moment nämlich, als das klassische Konzept Jugend als gesellschaftlich kontrollierte Sozialisation zum (männlich-bürgerlichen) Erwachsenen weiter entwickelt wird.<sup>1410</sup> Familiäre Kontrollmechanismen begannen sich abzuschwächen, geschlechterspezifische Benachteiligungen und traditionelle Rollenstereotypen blieben bestehen.<sup>1411</sup> Die offenkundige Benachteiligung weiblicher Jugendlicher hinsichtlich Bildungschancen und Berufskarriere lässt sich nicht relativieren, eine Differenzierung immerhin scheint angebracht: Interessant ist, dass 1962 die „höheren Töchter“, also Mädchen aus gebildeten Familien, im Vergleich zu ihren Brüdern deutlich seltener Abitur und Hochschulbildung anstrebten (53 Prozent gegenüber 67 Prozent). Bei den Kindern in anderen Bildungsschichten aber waren die Mädchen in diesem Punkt eher etwas im Vorteil. In den Fällen, bei denen die Väter einen geringeren Schulabschluss als Abitur vorzuweisen haben, hatten die Mädchen nämlich bessere Quoten.<sup>1412</sup> Eine qualifizierte Berufsausbildung als erstrebenswertes Ziel wurde aber noch keineswegs selbstverständlich vermittelt, die Bildungskarriere endete in der Regel schon vor der Hochschule. Insofern könnte man lediglich von einer sehr langsamen Weiterverschiebung weiblicher Bildungs- und Berufschancen seit 1949 sprechen: von der Partizipation bis zur späteren Überrepräsentation zuerst im Oberschulbereich, später dann in der Hochschulbildung. Doch der Einfluss der Eltern blieb für die Bildungskarriere der Mädchen lange Zeit ein restriktiver: Noch 1965 erklärte jedes fünfte Mädchen, das es nach der Volksschule gerne aber noch eine weiterführende Schule besucht hätte, dies sei aber unter dem Einfluss der Eltern nicht

<sup>1407</sup> Und die formale Eingebundenheit, wie sie sich in zeitgenössischen Analysen darstellt, spricht auch dafür, dass Teile traditioneller Arbeiterkultur bei den Jungarbeitern fortbestand: Neben Fußballverein spielten auch 1957 noch Taubenzüchter- oder Akkordeonverein eine gewisse Rolle. Vgl. Croon/Utermann, Zeche, S. 229-235.

<sup>1408</sup> Wollenweber/Planck, Lebenslage, S. 310-377.

<sup>1409</sup> Eine weitere infrastrukturelle Verbesserung schufen die sogenannten „Wanderkinos“, vgl. Wollenweber/Planck, Lebenslage, S. 104; S. 138-139.

<sup>1410</sup> Vgl. Jürgen Zinnecker, Jugend in der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Epoche, in: Dieter Baacke/Werner Heitmeyer (Hrsg.), Neue Widersprüche, Weinheim/München 1985, S. 24-45. Nicht übersehen werden darf dabei allerdings die kurze BDM-Phase, als familiäre Auslösung und eine von oben konstituierte Gruppenbildung der „Mädel“ in der Zeit des Nationalsozialismus. Vgl. auch: Bilden/Diezinger, Konstitution.

<sup>1411</sup> Vgl. exemplarisch Fröhner, Ehe.

<sup>1412</sup> DIVO 1962, v298 v92 v311. Vgl. auch Klaus R. Allerbeck/Wendy J. Hoag, Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven, München 1985, S. 75.



geschehen, während es bei den Jungen nur 8 Prozent waren.<sup>1413</sup> Ähnlich sieht es bei der unterschiedlichen beruflichen Förderung aus. Im Jahr 1960 gingen 23,4 Prozent der weiblichen Volksschulabgänger direkt in ungelernte Arbeit, jedoch nur 8 Prozent der männlichen.<sup>1414</sup>

Für eine große Zahl der weiblichen Jugendlichen bedeutete Jugendphase tatsächlich noch eine „soziale Wartephase“. Die ihnen primär zugeschriebene Rolle als Hausfrau und Mutter konnten sie noch nicht ausfüllen, verzichteten aber gerade deshalb auf langfristige Berufsplanung, bis der „Richtige kommt“.<sup>1415</sup> Edith Göbel konnte jedoch nach der Analyse von Selbstzeugnissen feststellen, dass sich Lebensstile, auch ausgedrückt in Mode oder Freizeitverhalten, zum Teil von denen ihrer Eltern völlig unterschieden, insbesondere im Hinblick auf das neue Selbstverständnis privilegierter junger Teenager-Mädchen. Bemerkenswert an Göbels Studie ist der dort konstatierte Einstellungswechsel bei den jungen Mädchen, bei denen Anfang der 60er Jahre schon nicht mehr nur das Warten auf die Hochzeit, sondern auch rationale Berufsplanung eine Rolle spielte. Das mütterliche Ideal trat zurück, ein neues Selbstbewusstsein als jugendlicher Teenager mit einem unspezifischen Generationsbewusstsein hervor und wurde durch die kommerziellen Teenagerprodukte und -foren oder selbst geknüpften Netzwerke verstärkt.<sup>1416</sup>

Dass aber die realen Unterschiede mehr als nur „gradueller Natur“<sup>1417</sup> und Chancen geschlechtsspezifisch ungleich verteilt waren, macht nicht nur der Blick auf Bildungskarrieren deutlich. In mehrerer Hinsicht war die Jugendzeit nicht nur reglementierter, sondern auch deutlich kürzer, wenn man nur zwei wichtige Einschnitte, nämlich den Auszug aus dem Elternhaus und die Heirat, die bei Frauen durchschnittlich zwei Jahre früher geschlossen wurde, betrachtet. Nicht selten fielen beide Einschnitte in eins, sodass die im Vergleich autonomste Phase des Jugendalters, nämlich Nicht-Schüler und nicht-mehr-zu-Hause-wohnend, lediglich für wenige, wie Studentinnen und weibliche Lehrlinge in Wohnheimen, besonders ausgeprägt war. Und es waren auch weniger finanzielle Mittel vorhanden, v.a. wegen des Sparens für die Aussteuer. Außerdem wurden Mädchen weniger gesellschaftlich akzeptierte Hobbies zugestanden und weniger Entfaltungsmöglichkeiten, grundsätzlich „raus“ zu dürfen. Ganz entscheidend bleibt aber, dass sie unter ungleich stärkerer familiärer und gesellschaftlicher Kontrolle standen – das Mädchen wurde im Familienrahmen auf ihr späteres Dasein als Hausfrau und Mutter vorbereitet. Und das heißt auch, dass sie

---

<sup>1413</sup> EMNID V, S. 305.

<sup>1414</sup> Carola Möller auf Basis von Zahlen des Statistischen Bundesamtes. Carola Möller, Die Einfügung der ungelernten Jungarbeiterin in den industriellen Arbeitsprozeß, Meisenheim am Glan 1966, S. 7.

<sup>1415</sup> In diesem Sinne auch schon Neidhardt, *Generation*, S. 58: „Für viele von ihnen ist Jugend deshalb – gesellschaftlich gesehen – ein Leerraum, der die Kontinuität in der Entwicklung zur weiblichen Erwachsenenrolle unterbricht und, im Falle der relativ vielen un- und angelernten Arbeiterinnen, durch Einschieben einer Verlegenheitsphase bloßen Mitverdienens stört.“

<sup>1416</sup> Einer stillen Revolution, fast im Inglehartschen Sinne: „Vergleicht man jedoch allgemein das Verhalten der heutigen Mädchengeneration mit derjenigen früherer Epochen, so kann wohl zweifellos von einer ‚Revolution‘ gesprochen werden, einer Revolution, die weniger durch laute Proteste und Opposition hervorgerufen wurde als vielmehr durch das Aufgreifen der Möglichkeiten, die die veränderten Umweltverhältnisse den Mädchen heute bieten.“ Göbel, *Mädchen*, S. 20; S. 401.

<sup>1417</sup> Blücher, *Generation*, S. 114; S. 116.

sich einem viel höheren Druck eines moralischen Normensystems ausgesetzt sahen, wie es sich auch in Sätzen wie „Komm mir nicht mit einem Kind nach Hause“ ausdrückt.<sup>1418</sup>

Der sichtbare Ausbruch weiblicher Teenagerkultur aus der „Kultur der eigenen vier Wände“<sup>1419</sup> kommt zwar erst später. Doch das ehemals exklusiv männliche jugendliche Sozialverhalten – außerhäuslich verbrachte Freizeit in Peer-Groups – wird ganz langsam auch für weibliche Jugendliche eine Variante. Den Status, den sie innerhalb dieser Gruppen einnahmen, muss man freilich separat betrachten: So war ihnen zum Beispiel im System der Halbstarken-Gruppen die Rolle von „Puppen“ und „Bräuten“ zugeordnet. Dennoch waren gemischtgeschlechtliche informelle Gruppen auch für damalige Beobachter das eigentlich Neue im Jugendleben der frühen Bundesrepublik, es nahm in Ansätzen vorweg, was erst in den 60er und 70er Jahren Normalität wird: ein gemeinsames Aufwachsen unter schwindender direkter Kontrolle. Doch hier ist noch kaum sichtbar, was sich in den nachfolgenden Jahrzehnten entwickelte, der noch deutliche Geschlechtsunterschied verringert sich sukzessive in diversen Variablen wie Teilnahme an formellen und informellen Gruppen oder Meinungsäußerung zu Fragen nach politischer Einstellung, wie in den Studien der 60er/70er zu beobachten. So gibt es zweifellos im Verlauf der letzten 50 Jahre eine deutlich messbare Annäherung der weiblichen und männlichen Jugendbiografie, was die neuesten Shell-Studien erneut bestätigen.<sup>1420</sup> Hier hat also ein Angleichungsprozess stattgefunden, während sich Jugendleben durch die Vervielfältigung der Lebensstiloptionen auf vielen anderen Ebenen ausdifferenzierte. Damit verglichen stellt sich die Situation in den 50er und frühen 60er Jahren auf den ersten Blick viel standardisierter dar. Die Typen aber, unter denen Jugend propagiert wurde, wandelten sich immer schneller – und sie wurden femininer. Das *Generationenbild* prägten die Mädchen nun deutlicher mit als jede Jugendgeneration zuvor.

Um noch ein wenig mehr zu diesem Thema sagen zu können, bietet sich an dieser Stelle ein Exkurs zu einer Hamburger Studie aus dem Jahr 1964 an. Diese wurde nun schon einige Male erwähnt und kann – zwar ebenfalls nicht computerlesbar, aber bemerkenswert differenziert in ihren Fragestellungen – vielleicht noch weitere Hinweise speziell auf weibliche Jugendsozialisation geben. Es handelt sich um Elisabeth Pfeils Untersuchung „Die 23 Jährigen“, die in dieser Zeit eine Sonderstellung auf dem Feld der quantitativ-empirischen Jugendforschung einnimmt, nicht nur, weil sie Fragen, wie die nach der weiblichen Sozialisation, aber auch einzelne Aspekte zur Wertefragen und Medienkonsum sehr gut abbildet und somit die bisherigen Ausführungen ergänzen kann. Sie stellt einen singulären Versuch dar, einen einzelnen Jahrgang zu analysieren, der gerade

---

<sup>1418</sup> Alles Dinge, die, nicht zufällig, in den Umfragen nicht vorkommen, die aus heutiger Sicht aber entscheidend wären: Fragen, wie „Wann musst du abends zu Hause sein?“, „Wer entscheidet, mit wem du deine Freizeit verbringst / mit wem du ausgehen darfst?“ bis hin zu „Trägst du gerne Hosen / Darfst du Hosen tragen?“ hätte man sich aus späterer Sicht gewünscht.

<sup>1419</sup> Angela McRobbie/Jenny Garber, Mädchen in den Subkulturen, in: John Clarke, Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt a.M. 1979, S. 217-237; S. 224.

<sup>1420</sup> Vgl. die 14. Shell-Jugendstudie von 2002 und die 15. Studie von 2006.

im Begriff ist, den Status des Jugendlichen gegen den des Erwachsenen einzutauschen: den Geburtsjahrgang von 1941.<sup>1421</sup>

#### 4.2.6 Die 41er

Der Jahrgang der „41er“ hat es zwar, obwohl einige seiner Vertreter in der Studentenbewegung eine zentrale Rolle spielten, nie zu einer in den Medien bekannten Generation geschafft. Aber dieser Querschnitt ist deshalb aufschlussreich, weil er den Panoramablick – und damit den Gesamtanspruch, Jugend als Ganzes beschreiben zu wollen – verlässt und sich auf einen Jahrgang und eine Stadt (Hamburg) beschränkt. Die Untersuchung bietet hier die Chance, einen Blick auf eine Gruppe zu richten, die am Endpunkt unseres erweiterten Untersuchungszeitraums, der langen 50er Jahre, steht und die einen Teil ihrer Jugendphase in den 50er Jahren verlebt hat. Desweiteren wurde im bisherigen Verlauf mehrfach festgestellt, dass sich ab den Anfang 1940er Jahrgängen neue Möglichkeitsräume für „Jugend“ aufgetan haben. Der gemeinsame historisch-biografische Erfahrungszusammenhang eines einzigen Jahrgangs ist in Grundzügen außerdem verbindlicher, als dies bei gruppierten Jahrgängen der Fall sein kann.

Die frühkindliche Sozialisation des 41er Jahrgangs ist durch Bombenangriffe, Evakuierung, Flucht und Vertreibung gekennzeichnet. Man wächst in Trümmern auf, mitunter in Notquartieren und unvollständigen Familien, wird zu Notzeiten eingeschult und startet ins Berufsleben, als sich langsam eine Wende zum Besseren abzeichnet. Ein Drittel des Jahrgangs wächst ohne Vater auf, sei es durch dessen Tod (23 Prozent), durch Scheidung (9 Prozent) oder durch eine temporäre Abwesenheit der Väter in Kriegsgefangenschaft.<sup>1422</sup> Zwei Prozent wachsen bei Pflegeeltern oder in Heimen auf. 37 Prozent müssen wegen Ausbombung, Flucht und Vertreibung ihre Kindheit in Notunterkünften verbringen. Mehrfacher Orts- und Wohnungswechsel ist die Regel – 57 Prozent der Befragten sind gebürtige Hamburger, aber nur 40 haben dort ununterbrochen dort gelebt.

Das Heiratsverhalten gestaltet sich ähnlich wie bei anderen Gemeindegrößen, sodass Frauen hier knapp zur Hälfte, die männlichen Befragten zum Zeitpunkt der Befragung zu einem Viertel bereits verheiratet sind, was sich dann auch auf die weibliche Erwerbstätigkeit auswirkt, denn diese geht mit der Hochzeit, wie vielfach belegt, schlagartig zurück.

---

<sup>1421</sup> Die Zufallsstichprobe bestand aus 800 der 35.050 „41er“, die zu diesem Zeitpunkt in Hamburg lebten, schließt also auch Personen ein, die zum Zeitpunkt der Befragung noch 22 Jahre alt waren. Die 41er wurden übrigens nach weiteren fünf Jahren, also 1969 ein weiteres Mal interviewt. Daraus folgend: Bernd Buchhofer/Jürgen Friedrichs/Hartmut Lüdtke, Entgangene Bildungschancen: Eine empirische Analyse der Reaktionsmuster bei jungen Erwachsenen, in: Zeitschrift für Soziologie 2 (1973), S. 239-253.

<sup>1422</sup> Pfeil, S. 22-24.

**TABELLE 57 Erwerbstätigkeit und Familienstand 1964**

(Erwerbstätige in %)

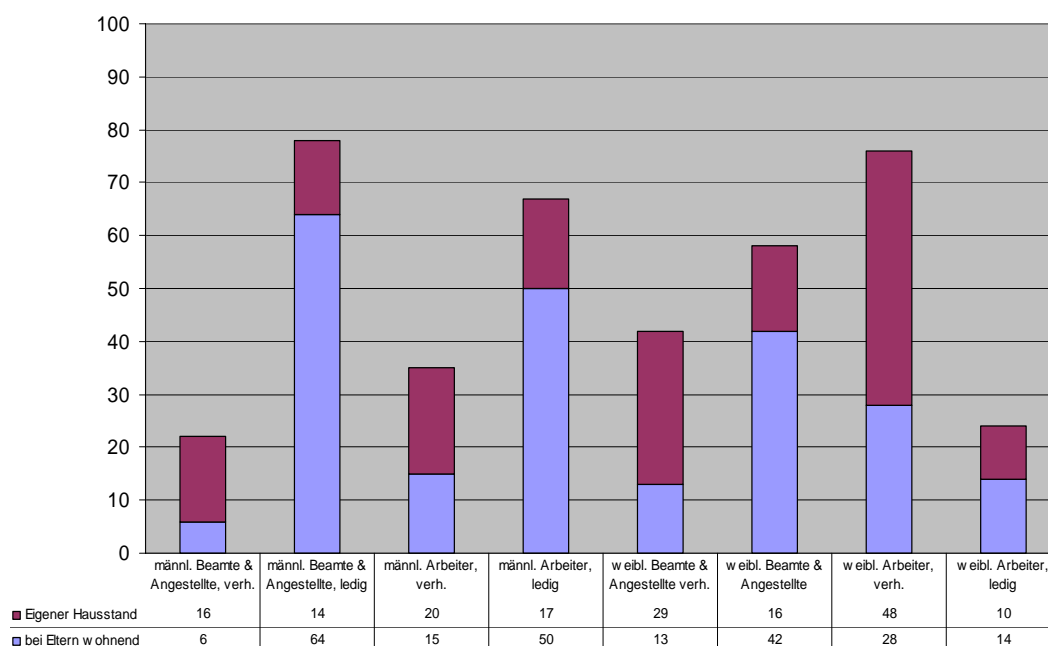
	Mikrozensus 1964		Hamburger Befragung 1964
	Bundesgebiet	Großstädte (> 100.000)	
23-jährige Männer	86 (Stud. u Schüler 13)	82 (17,5)	81 (19)
23-jährige Frauen	67 (4)	67 (6)	72 (8)
Unverheiratete	87	87	83
Frauen	(13)	(13)	(16)
Verheiratete Frauen	51 (0)	51 (0)	55 (1)

(Pfeil, S. 16)

Insofern erscheint es erneut problematisch, wenn ein großer Teil der Altersgruppe, die in der Definition der Umfragen noch als jugendlich gilt, für damalige und heutige Begriffe zwei gesellschaftlich als wesentlich angesehene Stufen bereits erreicht hat: Einstieg ins Berufsleben und/oder Eheschließung. Dagegen steht die Beobachtung, dass selbst verheiratete Paare die erste Phase ihrer Ehe oft noch unter dem Dach ihrer (Schwieger-)Eltern verbrachten.

**GRAFIK 15 Auszug aus dem Elternhaus Jahrgang 1941**

Verlassen des Elternhauses nach Geschlecht, Familienstand, Berufsgruppe: (23-Jährige, in Hamburg 1964)



(Pfeil, S. 47)

Zwischen Kennenlernen und Heirat liegen bei den bereits verheirateten 23-Jährigen im Schnitt drei Jahre, wobei die Paare, die sich „beim Tanzen“ kennengelernt haben (und dies ist jedes dritte Paar), am schnellsten eine Ehe schlossen (71 Prozent in weniger als 2 Jahren nach dem ersten Treffen). Überraschenderweise lernten sich nur wenige über Familiengeselligkeiten und gemeinsame Bekannte (12 Prozent) oder, wie heute üblich, während der Ausbildung und am Arbeitsplatz kennen (12 Prozent). Eine Ausnahme bilden hier allerdings die Studierenden. Die

Hälfte aller Studentenpaare kennt sich aus dem Studium. Nur 6 Prozent aller verlobten und verheirateten 23-Jährigen kennen sich noch aus der Kindheit.<sup>1423</sup>

Deutlicher noch als in den EMNID-Umfragen bilden sich in der Hamburger Umfrage Bildungsspezifikationen in der abendlichen Freizeitgestaltung ab. Hier findet sich bei den weiblichen eine etwa doppelt so häufige Nennung häuslicher Beschäftigungen wie bei den männlichen Befragten. Dies deckt sich mit Ergebnissen aus Re-Analysen zur Frage der Stabilität von Freizeitstilen. Demnach sind die drei Kategorien zwischen den 50er und 80er Jahren relativ stabil: 1. innenorientierte Familienfreizeit, 2. aktive, sportliche Freizeit, 3. kulturelle bzw. Bildungsfreizeit. Geschlecht (mehr Männer) und Alter (mehr Jüngere) determinieren die aktive, sportliche Freizeit sehr deutlich. Das Überraschende daran ist, dass die Bildung lediglich bei der kulturellen Freizeit einen entscheidenden Einflussfaktor darstellt.<sup>1424</sup>

**TABELLE 58 Abendbeschäftigung nach Schulbildung 1964**

(Hamburger 23-Jährige, in %, Mehrfachnennungen mgl.)

	Volksschule	Mittl. Reife	Abitur
Lektüre	33	38	48
Basteln, Handarbeit, Hausarbeit	23	13	4
Berufsl. Arbeit; Weiterbildung	18	39	51
Fernsehen und Radio	27	14	7
„zu Hause sein“	19	14	11
Unterhaltung; Geselligkeit	36	34	35
Sport; Spaziergang; Tanz	16	15	7
Insges.	176	174	178

(Pfeil, S. 121)

Bei den Rollenerwartungen an den Partner gibt es nach wie vor erhebliche Anteile eher traditionell-patriarchalischer Auffassungen vom Geschlechterverhältnis in Partnerschaft und Ehe. Dies bestätigt die EMNID-Studie 1964 und widerspricht der Erwartungshaltung, es gebe zu diesem Zeitpunkt bei den Großstadt-Twens bereits eine deutlich „modernere“ Auffassung. Einzig die Gruppe der Studierenden weicht stark vom Mainstream ab, auch, was andere Fragen betrifft, so bezüglich der Auffassungen zur Berufstätigkeit der Frau und zur kollegialen Arbeitsverteilung im Haushalt. Grundsätzlich sind aber – gerade im Vergleich mit den Studien der 50er Jahre – Vorstellungen eines partnerschaftlich-diskursiven Umgangs als Wertorientierung auf dem Vormarsch: Verständnis, Vertrauen „Toleranz, Rücksicht, Verzeihen“.<sup>1425</sup>

<sup>1423</sup> Vgl. Pfeil, S. 56; S. 74.

<sup>1424</sup> Vgl. Pavel Uttitz, Determinanten des Freizeitverhaltens in den letzten 30 Jahren, in: ZA-Information 16 (1985), S. 22-39.

<sup>1425</sup> Pfeil, S. 77-85.

**TABELLE 59 Eherezeppte Jahrgang 1941***Wichtig für die Haltbarkeit der Ehe (Hamburger 23-Jährige, 1964, in %)*

	männl.	weibl.
Liebe, Vertrauen, Sichaussprechen, Verständnis	88	67
Gleiches Interesse, gleiches Niveau	23	34
Sexuelles Zusammensein	3	2
Kinder	38	35
Toleranz, Rücksicht, Verzeihen	24	20
Glaube	5	5
Gewohnheit, Konvention	5	5
Finanzielle Sicherheit	19	13
Insges.	205	181

(Pfeil, S. 78)

Konstant hält sich bei männlichen und bei weiblichen Befragten die Vorstellung von einer regulären Kleinfamilie: „Der Mann im Beruf, die Frau zu Hause, zwei Kinder“, wobei beide Geschlechter die Berufstätigkeit der Frau in befristeten Rahmen (in Phase der Kinderlosigkeit) akzeptieren. Danach ist es die Beteiligung des Mannes an der Kinderbetreuung durchweg noch niedriger als die Teilnahme an der Hausarbeit.<sup>1426</sup> Die Frage nach den zentralen Lebenswerten fällt dementsprechend aus.<sup>1427</sup>

**TABELLE 60 Lebenswerte Jahrgang 1941***„Was ist es, das Ihnen das Leben lebenswert macht?“ (Hamburger 23-Jährige, 1964, in %)*

	Männl.	weibl.
Familie, Ehe, Partner, Kinder, harmonisches Familienleben	24	45
Beruf	36	24
Hoffnung (berufl. und privat)	8	4
Interessen für und Umgang mit Menschen, Freundschaft	5	9
Persönliche Interessen (Ferien, Wochenende, Privatleben)	6	3
Anderes (Weiterbildung, Kultur, Konsum, Sport, Gesundheit)	21	14
Alles	13	18
Nichts	2	1
Mehrfachnennungen mgl. (Anzahl $\geq$ 1,2)	115	117

(Pfeil, S. 95)

Die Großstädter offenbaren bei einem relativ positiven Gesamtrückblick auf das Elternhaus doch eine zunehmend abweichende Haltung gegenüber dem Erziehungsstil der Eltern: Davon distanzieren sich 58 Prozent, während es bei EMNID 1964 in der gleichen Altersgruppe drei Viertel sind, die es „genauso oder ähnlich“ wie ihre Eltern halten wollten. Genauer als dies bei den Panorama-Studien der Fall war, kann aber (nur Verlobte und Verheiratete gefiltert) gezeigt werden, dass die „von den eigenen Kindern verlangten Eigenschaften“ im Rahmen schon liberalere Tendenzen zeigen:

<sup>1426</sup> Pfeil, S. 86. Dies deckt sich mit der Studie über junge Mütter 1957: Elisabeth Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961. Der Kommentar von Pfeil: „Ein gewisser Vorrang des Mannes in der familialen Ebene, basierend teils auf einer gewünschten Überlegenheit, teils auf praktischer Lebensklugheit, wird weithin anerkannt.“

<sup>1427</sup> Die unpräzise Variablenbildung („Hoffnung“) und fragwürdige Gruppierung (Weiterbildung, Konsum und Gesundheit bilden eine Kategorie) schmälert die Aussagekraft dieser Werte. Immerhin zeigt eine Aufschlüsselung nach Berufsgruppen eine Differenzierung dergestalt, dass Studierende, Beamte und z.T. auch Angestellte Werte offenbaren, die im „personorientierten“ Bereich liegen. Die Akzeptanz der Familie als Lebensziel ist aber für alle dominant. Ebd., S. 96-107.

**TABELLE 61 Erziehungswerte Jahrgang 1941***Von den Kindern erwartete Eigenschaften (Hamburger 23-Jährige, 1964, in %, nur Verlobte und Verheiratete, n=433)*

Eigenschaften	Unbedingt	Nicht so sehr	Nicht
Höflich gegen ältere Menschen sein	95	3	-
Nicht lügen	94	4	1
Gute Tischmanieren haben	91	8	-
Überlegen, bevor sie handeln	87	11	1
Anderen helfen, auch wenn es unbequem ist	86	12	-
Ihren Standpunkt sachlich vertreten	85	14	-
Sich zu helfen wissen	80	17	1
Sich durchsetzen können unter ihren Kameraden	73	25	2
Nicht Widerworte geben, wenn man eine Arbeit von ihnen verlangt	66	25	2
Nicht sprechen, wenn ältere Leute reden	64	30	3
Sport treiben	62	32	4
Nicht mürrisch sein	57	34	2
Sich überall einfügen und anpassen	57	37	2
Sich nicht anstellen, wenn einem etwas wehtut	39	51	5
Andere in der Schule gute Noten bekommen	36	52	3

(Pfeil, S. 147)

Aufschlussreich sind bei dieser großstädtischen Gruppe gegen Ende der frühen Bundesrepublik, einer Gruppe zudem, die sich nach gängiger Definition (s.o.) am Ende der Jugendphase befand, auch die Befunde zum Thema „Politisches Interesse“. Die Antworten dieser 23-Jährigen bestätigen frühere Befunde aus den 50er Jahren, nämlich, dass sich intensiveres politisches Interesse deutlich auf männliche Jugendliche mit höherer Bildung konzentriert. Das Bild vom Zeitung lesenden Studenten bestätigt auch eine Allensbach-Studie von 1960, die die „geistigen Bilder der Studenten“ näher untersuchte und beispielsweise herausfand, dass 69 Prozent der Studenten wochentags eine Zeitung lesen.<sup>1428</sup>

Anders als in den EMNID-Studien wurden bei Pfeil sogenannte „Informationsmedien“ genauer betrachtet.<sup>1429</sup> Nur ein Viertel der weiblichen und lediglich 11 Prozent der männlichen 23-Jährigen lasen demnach überhaupt keine Tageszeitung. Wie vermutet, variiert die Auswahl der Zeitung je nach Bildungsgrad. In einer Stadt mit großer Auswahl und Verfügbarkeit an Medien wurde gruppiert in „seriöse“ Blätter (SZ, FAZ, Welt etc.) in „Massenblätter“ (Bild, Morgenpost) und „Sonstige“ (Abendblatt etc.). Volksschüler lasen demnach fast ausschließlich Sonstige (32 Prozent) und Boulevard (42 Prozent) während von den Befragten mit Mittlerer Reife schon jeder Dritte regelmäßig zur Gruppe der seriösen Zeitungen griff, unter den Abiturienten sogar zwei Drittel. Wochenzeitungen bzw. -magazine (Spiegel, Zeit) fallen demgegenüber etwas ab: Von den weiblichen Jugendlichen nutzte dieses Medium jede zehnte, von den männlichen jeder fünfte, von den Studenten jedoch jeder zweite. Das Fernsehen als noch junges Unterhaltungs- und Informationsmedium hat zu diesem Zeitpunkt das Radio gerade erst eingeholt. Auf die Frage, ob man sich über Tages- und Wochenzeitung hinaus noch auf andere Weise über politische Dinge informiere, ergab sich, dass das Radio von 46 Prozent genutzt wird – ebenso wie das Fernsehen.

<sup>1428</sup> Stifterrat, Bild, S. 7.<sup>1429</sup> Zum Folgenden: Pfeil, S. 298-303.

Die Leser seriöser Zeitungen neigten eher dazu, das Radio dem Fernsehen vorzuziehen.<sup>1430</sup> Die Studie bestätigt darüber hinaus auch ein latentes Nicht-Eingebunden-Sein in politische Sachverhalte und mehr als die Hälfte ist der Überzeugung, dass Einflussmöglichkeiten für den Einzelnen nicht vorhanden sind.<sup>1431</sup> In Anschluss an Schelskys Diktum der jugendlichen Verbraucherhaltung gegenüber dem Staat kommentiert Jürgen Friedrichs, eine der entscheidenden Mängel der Demokratie sei eben deren „Sprödigkeit gegen affektive Bindungen, wie sie für die Familie konstitutiv ist“.<sup>1432</sup> Und wie fragt man familiären Wertetransfer ab? Selten so zugespitzt wie in Pfeils Studie, in der der Gebrauch von Sprichwörtern als Indikator dient. Die Befragten sollten zu den zu Hause gehörten und selbst verwendeten Sprichwörtern Stellung nehmen.

**TABELLE 62 Lebensweisheiten Jahrgang 1941**

*Zu Hause gehörte und verwendete Sprichwörter (Hamburger 23-Jährige, 1964, in %)*

	Zu Hause zu hören bekommen	Als eigenen Erziehungsgrundsatz übernommen	
		m	w
Was man verspricht, muss man auch halten.	54	24	24
Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.	51	20	17
Wenn man etwas tut, muss man es auch ordentlich tun.	48	18	15
Was man anfängt, muss man auch zu Ende führen.	43	24	18
Wer nicht hören will, muss fühlen.	40	9	11
Was man nicht im Kopf hat, muss man in den Beinen haben.	39	5	5
Ehrlich währt am längsten.	21	41	46
Wie man in kleinen Dingen ist, so ist man auch in großen.	21	9	8

(Pfeil, S. 151)

Demnach werden Sparsamkeit, Zuverlässigkeit und Solidität ausdrückende Sprüche deutlich unpopulärer, während Ehrlichkeit zum zentralsten Wert für die eigenen Erziehungsideale – gerade in Abgrenzung zum Elternhaus – avanciert. So kann der Rückgang von verwendeten Sprichwörtern im Alltag auch als Verlust von Tradition und als Resultat ihrer zunehmenden semantischen Entleerung gesehen werden. Aber auch in dem Fall wäre umgekehrt davon auszugehen, dass diese Phrasenhaftigkeit erst dann entstand bzw. als solches empfunden wurde, wenn derlei allgemeingültige Grundüberzeugungen nicht mehr dem common sense entsprachen und sich die dahinter liegenden Werte bereits im Wandel befanden.

Eine interessante und vermutlich durch die Tatsache evozierte Frage, dass man es hier mit einem Alter zu tun hatte, das laut gängiger Jugenddefinition am Rande der Alterseingrenzung lag, ist die nach der Selbstwahrnehmung. In anderen Studien ist die Frage, ob man sich als „fertiger Mensch“ fühle, so nicht vorhanden. Dass sich Facharbeiter zu 35, Arbeiter zu 40, Studierende dagegen nur zu 2 Prozent als fertige Menschen bezeichneten, beleuchtet dabei erneut die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“, die Tatsache, dass Statuspassagen, die gemeinhin zum Erwachsensein ge-

<sup>1430</sup> Das Fernsehen ist zu dieser Zeit als Informationsmedium zwar dazugekommen, die erste Tagesschau wird 1952 gesendet. Der Schwerpunkt ihrer Wirkung als bestauntes „Pantoffelkino“ liegt aber deutlich in ihrer unterhaltenden Funktion, nicht zuletzt in ihrer Funktion als Prestigeobjekt und Möbelstück („Truhe“).

<sup>1431</sup> Demnach verneinen 55 Prozent die suggestive Frage, ob der „Einzelne Einfluss auf politisches Geschehen üben könne.“ Pfeil, S. 304.

<sup>1432</sup> Ebd., S. 307.



hören, in sehr verschiedenen Altersstufen erreicht werden und dass dies den Befragten auch bewusst ist.<sup>1433</sup> Gleichzeitig fühlten sich nur 4 Prozent der männlichen 23-jährigen Befragten nicht als „erwachsen wahrgenommen“, jedoch 16 Prozent der weiblichen:<sup>1434</sup> Je höher die Bildungsstufe, desto länger währte die Phase des subjektiv empfundenen Jugendstatus. Mit höherer Bildung vertrat man außerdem liberalere Grundwerte, auch was Erziehungsfragen betrifft, und hatte höheres Interesse an Politik und sozialem Engagement. Die selten verwendete Frage, die es in dieser Form in vergleichbaren Umfragen nicht gab, öffnet kurzzeitig den Blick in Fremd- und Eigenwahrnehmung als „Jugendlicher“ bzw. „Erwachsener“. Sie liefert jedoch kein eindeutiges Bild und bietet Anlass, die Skepsis bezüglich der üblichen Alterseingrenzung in den großen Jugendstudien aufrecht zu erhalten. Demzufolge würde man sich früher von den Eltern als Erwachsener behandelt fühlen, als man selbst glaubt, erwachsen zu sein, wobei die Anerkennung durch die Eltern bei den Söhnen stärker vom Beruf, bei den Töchtern stärker vom Verheiratenstatus abhängig war.

**TABELLE 63 Erwachsenenstatus 1964**

*Seit wann von den Eltern als erwachsen genommen/sich selbst als erwachsen fühlend (Hamburger 23-Jährige, 1964, genaue Fragestellung unbek.)*

	Männl. Befragte		Weibl. Befragte	
	im Urteil Eltern	im eigenen Urteil	im Urteil Eltern	im eigenen Urteil
Vor 18 Jahren	17	7	26	17
Mit 18	23	14	17	17
Mit 19-20	33	29	17	26
Mit 21-23	16	27	15	13
Noch nicht	4	18	16	23
Weiß nicht	7	5	9	4
Insges.	100	100	100	100

(Pfeil, S. 109)

Pfeils Studie, die ja neben den standardisierten auch längere qualitative Interviews enthält, betont im Gegensatz zu anderen, dass die dramatischen Kindheitserlebnisse der 1941er durch Krieg, Vertreibung und Nachkriegselend keineswegs zu einer kollektiven Traumatisierung einer ganzen Kohorte geführt habe. Das viel beschworene Problem der „Vaterlosigkeit“ wird hier nur am Rande überprüft. Die positive und optimistische Lebenseinstellung der meisten Befragten lässt sich hauptsächlich aus der wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung, deren Nachhaltigkeit 1964 evidenter war als noch 1954, erklären. Ängste angesichts ökonomisch stabiler Zeiten konnten demzufolge höchstens allgemein auf „Krieg, atomare Bedrohung“ abzielen.<sup>1435</sup> Fast die Hälfte derjenigen, die angab, von „Gefühlen der Angst und Unsicherheit gegenüber unserer Zeit heimgesucht zu werden“, konnte diese Angst nicht konkretisieren.

<sup>1433</sup> Vgl. Kapitel 1.1.

<sup>1434</sup> Pfeil, S. 363. Dagegen ist die weiblichen Selbstwahrnehmung eine andere: Ihre große Präferenz für einen älteren Ehemann (mind. 25 Jahre) begründen sie nicht mit dessen beruflicher Festigung, sondern mit dessen verspäteter „menschlicher Reifung“ (S. 65).

<sup>1435</sup> Ebd., S. 355; S. 367.

Bei aller Vorsicht, den Jahrgang 1941 als generationstypisch zu nehmen, bezeichnete Elisabeth Pfeil ihre Gruppe dennoch zusammenfassend als „zuversichtliche, konkretistische Generation“.<sup>1436</sup> Etwas näher am zeitgleich publizierenden Blücher als an Schelsky, wurde auch hier die Unauffälligkeit eines Geburtsjahrgangs herausgestellt, der vollständig in die Gesellschaft integriert schien und der deren Werte mit leichten Varianten, z.B. mit liberaleren Erziehungsmaßstäben, übernommen hat, der hoffnungsvoll in die Zukunft blickt und dabei „an die Determination von Chancen durch die Herkunftsfamilie und anderen gesellschaftlichen Barrieren vorbeisieht“.<sup>1437</sup> Es existiere Ende 1964 auch bei diesen Großstädtern keine „revolutionäre Haltung“ gegenüber den Eltern, es bestünden keine Generationenspannungen.<sup>1438</sup>

Dass politisches Interesse mit der Gemeindegröße und Bildungsschicht steigt, ist bekannt. Dies zeigt neben der Hamburger Untersuchung auch eine Berliner Studie von 1962.<sup>1439</sup> Wenn man bei der Hansestadt einschränkend auf gewisse vorherrschende und untypische Traditionen bürgerlich-liberaler Art verweisen muss, spielte bei West-Berlin Politik im öffentlichen Diskurs als „Front- und Mauerstadt“ eine größere Rolle als anderswo. Dennoch erscheinen einige Umfrageergebnisse auch aus dieser Studie bemerkenswert. Dazu gehört die Rubrik „Jugend über Jugend von heute“. Demnach war das Selbstbild sehr positiv, wenngleich die negativen Attribute in ihrer pauschalen Formulierung nicht zur Zustimmung einladen und die Frageformulierung („nennen Sie nur die Wichtigsten“) einen weiteren Filter setzt. Allerdings indizieren Fragestellung und Antwortmöglichkeiten, dass es im Jahre 1962 nicht mehr so sehr um die vermuteten Attribute der skeptischen Generation, sondern schon um ganz andere Diskussionen ging, viel deutlicher um Konsumverhalten, jugendliches Selbstbewusstsein und Unangepasstheit. So erscheint in Bezug auf das Generationenverhältnis der Vergleich mit der Beurteilung „der Erwachsenen“ frappant:

---

<sup>1436</sup> Pfeil, S. 354.

<sup>1437</sup> Jürgen Friedrichs, Theoretische Konsequenzen: Generationsproblem und Subkultur-These, in: Pfeil, S. 367.

<sup>1438</sup> Friedrichs in Pfeil, S. 369. Friedrichs kommentiert zu diesen 41ern, dieser Jahrgang sei sich zum größten Teil des allgemeinen Anspruchs nach politischer Aktivität bewusst. Und auch für Blücher sind es die mittleren Jahrgänge der 18-21-Jährigen, die er im Vergleich als politisch ansah. Blücher, Generation, S. 327. Vgl. auch Siegfried, Teenager, S. 609. Für Siegfried besteht hier, in der Phase zwischen Halbstarkenkrawallen und Studentenrebellion, der entscheidende Spannungsbogen, in dem sich der gesellschaftliche Diskurs über Jugend – und damit auch über die eigenen Werte und Normen – dramatisch veränderte (S. 583).

<sup>1439</sup> Institut für angewandte Sozialwissenschaft, Berliner Jugend 1962, Bad Godesberg o. J. [1962].

**TABELLE 64 Urteil über die Jugend/die Erwachsenen 1962**

„Versuchen Sie doch bitte einmal, anhand der folgenden Eigenschaften (Karte) die Jugendlichen von heute zu kennzeichnen. Nennen Sie so viele Eigenschaften, wie Sie wollen, aber nennen Sie nur die wichtigsten.“ Sowie „Mit den Erwachsenen haben Sie sicher Ihre eigenen Erfahrungen gemacht. Wie sind nun nach ihrem Urteil die meisten Erwachsenen?“ (West-Berliner 16-25-Jährige, in %)

Eigenschaften	Über die Jugend	Über die Erwachsenen
Sagen ehrlich, was sie denken	52	16
Modern	48	5
Lassen sich nichts vormachen	47	28
Aufgeschlossen	46	17
Politisch interessiert	33	42
Oberflächlich	17	11
Nur auf's Vergnügen aus	14	2
Keine Ideale	13	13
Arbeiten viel	13	56
Hemmungslos	10	1
Eingebildet	5	7
Langweilig	3	13

(IFAS, Berliner Jugend, S. 45)

Besonders auffällig ist das Gegenbild, das über Unmodernität, mangelnde Offenheit und Aufgeschlossenheit sowie die Arbeitseinstellung ausgedrückt wird.<sup>1440</sup> Dieses Ergebnis entspreche auch weitestgehend dem Stereotyp, das bei einer „außengeleiteten jungen Generation im Blick auf ihre innengeleitete Elterngeneration zu erwarten ist“, so der Kommentar von 1962.

Noch interessanter ist das Ergebnis der Anschlussfrage, in der ermittelt werden sollte, welches Bild die Erwachsenen mutmaßlich von den Jugendlichen haben. Das vermutete Urteil ähnelte dem, was später Freddy Quinn in seinem Song „Wir“ von 1966 als kollektive Anklage an eine neue Jugend sang.<sup>1441</sup> Man glaubte, als „Jugend von heute“ für oberflächlich, vergnügungssüchtig, ohne Ideale und hemmungslos gehalten zu werden.<sup>1442</sup> Die genaue Frageformulierung lautete: „Sie haben sicher die Erfahrung gemacht, dass die Erwachsenen über die Jugend von heute eine ganz bestimmte Meinung haben. Wie würden die Erwachsenen vermutlich über die Jugend von heute urteilen?“ 50 Prozent meinten „nur aufs Vergnügen aus“, 48 Prozent „oberflächlich“, 38 Prozent „ohne Ideale“ und 38 Prozent „Hemmungslos“. Niedrigster Wert war mit nur 3 Prozent „arbeiten viel“ – der einzige Wert aber, der sich mit der Selbsteinschätzung ungefähr deckt. Wenn nicht unbedingt ein Generationengegensatz, so ist dies doch zumindest ein Anzeichen für ein grundsätzliches Gefühl zu werten, missverstanden zu werden. Ein messbares Jugendbild, so wie ganz all-

<sup>1440</sup> IfaS, Jugend, S. 47. Mit Albert Scherr kann davon ausgegangen werden, dass in massenmedial geprägten Gesellschaften „das Alltagswissen, aber auch wissenschaftliche Theoreme und Forschungsergebnisse über ‚die Jugend‘ Heranwachsenden mitgeteilt und von ihnen aufgegriffen werden; d.h. damit, das Individuen lernen, ihr eigenes Erleben und Handeln vor dem Hintergrund des zirkulierenden Wissens über ‚die Jugend‘ zu interpretieren.“ Auch wäre zuzustimmen, dass Jugendforschung notwendig reflexiv sein muss, da sie selbst ein Element ihres Forschungsgegenstandes ist – dieser Forderung aber bisher kaum nachgekommen wurde. Albert Scherr, Konturen einer genuin soziologischen Jugendforschung, in: Griesse/Mansel/ders., Theoriedefizite, S. 49-66; S. 64-65.

<sup>1441</sup> Als Anti-Protestsong nimmt Quinn Bezug auf die Gammeler-Bewegung: „Die Welt von Morgen sind bereits heute WIR! Wer bleibt nicht ewig die lautstarke Meute? IHR! Wer sagt sogar, daß Arbeit nur schändet, so gelangweilt, so maßlos geblendet? IHR! IHR! IHR!“ Wie Schlager in der Bundesrepublik als konservative Reaktion auf Jugendbewegungen agiert, verdeutlicht das Beispiel Heintje, der dem offenen Generationenkonflikt 1968 mit „Mama“ singend entgegentritt. Hierzu: André Port le roi, Schlager lügen nicht. Deutscher Schlager und Politik in ihrer Zeit, Essen 1998.

<sup>1442</sup> IfaS, Jugend, S. 48-49. Interessant dabei: Auch die Jugendlichen (oder genauer: die höher gebildeten Jugendlichen) selbst sehen das pauschal so, dass die Jugend „zu sehr auf Vergnügen aus ist“. Ähnlich: IfD-Institut für Demoskopie, Pressedienst, 28.12.1960, Allensbach 1960. Tab.1 Insgesamt stimmen 52 Prozent der Befragten der Aussage zu, dass „die heutige Jugend zuviel auf Vergnügen aus ist“. Immerhin 31 Prozent der 16-17-, und 36 Prozent der 18-29-Jährigen sieht dies aber genauso.

gemein von Allensbach gefragt: „Haben Sie von den jungen Menschen, die heute zwischen 16 und 25 sind, einen überwiegend günstigen oder ungünstigen Eindruck?“, hatten im Jahr 1950 lediglich 24 Prozent einen günstigen Eindruck, 40 Prozent einen ungünstigen, unentschieden waren 25, kein Urteil hatten 11 Prozent. Im Zeitvergleich zeigt sich, wie innerhalb kürzester Zeit die Skepsis gegenüber den Jüngeren, trotz des, wie man vermuten könnte, negativen Bildes durch die rebellische Studentengeneration 1967/68, im Grundsätzlichen wich: 1956 waren es bereits 38 Prozent, die einen positiven Eindruck von der jungen Generation hatten, 1960 schon 40, um dann bis 1975 auf 62 Prozent zu steigen.<sup>1443</sup> Daran lässt sich ein Befund aus der 1962er-Studie von DIVO anschließen: Demnach ist die Zustimmung zum Satz „Den meisten Jugendlichen geht es heute zu gut: es ist höchste Zeit, dass sie wieder straffe Disziplin lernen“ bei den Älteren der Gruppe (über 20) deutlich höher als bei den Jüngeren – ein Indiz dafür, dass die Identifikation mit der Gruppe Jugend nachließ bzw. schon gar nicht mehr vorhanden war.<sup>1444</sup> Man konzidierte auch, dass die ermittelten Lebensziele der 23-Jährigen deutlich bildungsabhängig und nicht auf einen Nenner zu bringen waren: Es gab diejenigen, die sich mit Vorstellungen vom „platten Genuss“ zufriedengaben – als Beispiele wurden „Leben genießen, Ausgehen, Zeug kaufen, Reisen machen“ genannt. Es gab diejenigen, die die „schlichten Ziele der Existenzsicherung und der häuslichen Harmonie“ verfolgten. Und es gab schließlich diejenigen, die „bewusste Sinngebung und Eigengestaltung des Lebens“ suchten.<sup>1445</sup>

### 4.3 Ein Ausblick in die frühen 60er Jahre

Die bis zum diesem Punkt vorgenommene Retrospektion der historischen Umfragen zeigt, dass diese – zumindest wenn man sich nicht auf die Hauptstudien beschränkt und die verstreuten Einzelergebnisse aus den zahlreichen Spezialstudien miteinbezieht – tatsächlich Potenzial haben, Jugend in der frühen Bundesrepublik deutlicher zu konturieren. Mit Hilfe der empirischen Daten lassen sich der Blick auf Jugend und Jugendbilder schärfen, an der einen oder anderen Stelle Klischees revidieren oder den Fokus auf bestimmte Fragestellungen neu einstellen. Die vorliegenden Daten reichen aber offensichtlich nicht aus, um eine reguläre Sekundäranalyse zur Jugend in der frühen Bundesrepublik durchzuführen. Das liegt zum einen daran, dass die „Panoramastudien“ selbst ein zwar breites, aber eben nicht besonders tiefes Analysepotenzial bereithalten, und zum anderen daran, dass der aus methodischer und statistischer Sicht unbefriedigende Überlieferungszustand der Daten buchstäblich wenig Spielraum für alternative Fragestellungen bietet.

Aus diesem Grund soll nun ein genuin umfragebasierter Schritt in die 60er Jahre gesetzt werden, so wie dies im Hinblick auf die „41er“ schon ansatzweise begonnen wurde. Dieser empirische

<sup>1443</sup> Noelle/Neumann, Jahrbuch, (1947-1955), S. 114; Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 200; Elisabeth Noelle-Neumann (Hrsg.), *The Germans. Public Opinion Polls, 1967-1980*, London 1980, S. 45.

<sup>1444</sup> DIVO 1962, v142 v313.

<sup>1445</sup> Pfeil, S. 356.

Ausblick wird nicht zuletzt deshalb vorgenommen, weil für diese Zeit zwei für die Bundesrepublik repräsentative Datensätze vorliegen, die mit Hilfe statistischer Standardsoftware auswertbar sind. Es handelt sich dabei um die

- a) DIVO-Jugendstudie von 1962<sup>1446</sup> und
- b) die EMNID-Studie von 1965, die als dritte Shell- (und fünfte EMNID-Jugendstudie) unter dem Titel „Jugend, Bildung und Freizeit“ bekannt wurde.<sup>1447</sup>

Diese Datensätze eröffnen gute Möglichkeiten für sekundäranalytische Zugriffe. Da jedoch die 60er Jahre in der vorliegenden Untersuchung lediglich den erweiterten Beobachtungsraum darstellen, soll nicht das ganze analytische Potenzial der Datensätze ausgeschöpft werden. Der Blick richtet sich lediglich auf drei synthetisierende Themengebiete. Dafür wird der für die Arbeit zentrale Kulturbegriff in drei Teilbereiche zerlegt: Erstens in die politische Kultur, hier geht es konkret um die Fragen nach politischem Interesse, Demokratiefestigkeit und einer autoritär oder liberal orientierten Einstellung; zweitens die ökonomische Kultur, i.S. der Einstellung zur Arbeit und Aufstiegsorientierung und schließlich drittens die Freizeit- und Kommunikationskultur. Im ersten Auswertungsschritt wird es jeweils darum gehen, deskriptiv die allgemeinen Trends der beiden Studien in Hinblick auf die bisher herausgearbeiteten Ergebnisse zu untersuchen, auch um möglicherweise Anhaltspunkte für Einstellungsveränderungen im Zeitverlauf zu finden. Multivariate Analysen werden dann tieferliegende Analysen liefern und versuchen, spezifische Einstellungsbilder der jugendlichen Kohorten unter der Kontrolle weiterer konfundierender Einflussgrößen ursächlich zu erklären.<sup>1448</sup>

Die in 1.7 und im Verlaufe der bisherigen Untersuchung aufgeführten quellenkritischen Vorbehalte nicht außer Acht lassend, soll hier gleichwohl einmal en bloc „simuliert“ werden, was passiert, wenn zeithistorische Fragestellungen auf eine gute Datenbasis treffen – eine selektive Sekundäranalyse als Ausblick.

#### 4.3.1 Politische Kultur

„Politische Kultur“ hat sich in den Politikwissenschaften und angelehnten sozialwissenschaftlichen Forschungsbereichen als zentraler Begriff etabliert, wegweisend waren hier die ersten empirischen Arbeiten von Almond und Verba aus den 50er Jahren. Die Etablierung dieses Begriffs ist

---

<sup>1446</sup> ZA-Studie 0156.

<sup>1447</sup> ZA-Studie 0246.

<sup>1448</sup> Jugend als „erklärende“, unabhängige Variable im Vergleich mit anderen Kohorten einzusetzen, um damit unterschiedliche Einstellungsmuster zu den identifizierten Kulturfeldern zu erklären, ist mangels Vergleichsgruppen leider nicht möglich. Begrenzt wird dabei die Aussagekraft sowohl der deskriptiven als auch der multivariaten Perspektiven dadurch, dass hier zwei sich voneinander unterscheidende Umfrageprojekte untersucht werden, die naturgemäß nur eine sehr begrenzte Stringenz und Kongruenz hinsichtlich des Aufbaus und Wortlauts der Fragen und der Frageformulierungen bieten. Aufgrund dieser Divergenz, die bei Umfragenprojekten aus unterschiedlichen Händen nicht vermeidbar sind, musste zudem auf eine Kumulierung dieser beiden Datensätze verzichtet werden. Damit können die in den vertiefenden Auswertungsschritten durchgeführten multivariaten Analysen auch nicht für Variablen im Zeitverlauf kontrollieren. D.h. die nach ursächlicher Erklärung suchenden, multivariaten Analysen sind hier rein querschnittsbasiert und liefern Anhaltspunkte für die Erklärung von Einstellungen und Orientierungen zum Befragungszeitpunkt, können aber keine Ansätze zur Erklärung von Veränderungen liefern. Da maschinenlesbaren Umfragen ab Mitte der 60er Jahre harren ausführlichen zeithistorischen Kontextanalysen.

ist dabei in Deutschland eng mit der Frage verknüpft, wie sicher und stabil das System der Demokratie nach dem Zweiten Weltkrieg war, ob die Deutschen mit diesem System zufrieden waren oder aber, ob sich aufgrund von breiter Kritik und Unzufriedenheit, Instabilitäten im Politischen und damit im Gesamtgesellschaftlichen ableiten lassen konnten.

Auch die Jugendlichen waren dabei Teil der „civic culture“ auch stolz auf „Volkseigenschaften“ wie Fleiß und Sparsamkeit, vielleicht waren sie auch Teil eines „psychischen Immobilismus“, wie es Alexander Mitscherlich genannt hat. Der enge Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und politischem Interesse bzw. politischer Informiertheit ist tatsächlich international. Man hat aber gezeigt, dass bis in die 60er Jahre die „politische Kompetenz“ in Westdeutschland eine vergleichsweise „passive“ war.<sup>1449</sup> Wenn man sieht, wie stark das politische Interesse bildungsbasiert, also indirekt sozial bestimmt ist, wirken Zahlen aus den 50er Jahren tatsächlich als ein gewichtiges Argument für die Bildungsexpansion. Weiterhin ist ein enger Zusammenhang zwischen politischem Interesse bzw. Kenntnis der politischen Situation mit dem Bildungsniveau von Befragten festgestellt worden.

Dies passt noch zur Diagnose einer „Anpassung der Unbelasteten“<sup>1450</sup> (von Friedeburg), doch schon kurze Zeit später ergeben sich auch empirisch völlig andere Verhältnisse, wie Max Kaase gezeigt hat.<sup>1451</sup> Doch beginnt „Fundamentalliberalisierung“ in dieser Hinsicht schon ab dem Ende der 50er Jahre? Immerhin liegen zwischen der EMNID 1955 und der DIVO-Befragung 1962 politische Ereignisse, von denen man vermuten könnte, dass sie eine Politisierung positiv beeinflusst haben könnten: Die Debatten um Wiederbewaffnung und atomare Aufrüstung der Bundeswehr, aber auch die antisemitische Welle liegt lediglich zwei Jahre zurück; ein Jahr nach dem Mauerbau fällt die Feldphase mit der SPIEGEL-Affäre zusammen – laut Zeitgeschichtsforschung eine der wichtigsten Politisierungsschübe in der Bundesrepublik überhaupt.

Hinsichtlich einer Untersuchung des Leseverhaltens unterschiedlicher Zeitungsteile – eine gängige Strategie zur Operationalisierung des politischen Interesses – lässt sich erkennen, dass 1962 der Blick der Leser primär auf „Lokales“ und „Unfälle“ gerichtet ist (v236-v242). Für Politik und für Wirtschaft ist hingegen das Interesse ähnlich gering wie in den Umfragen der 50er Jahre. Zur umfangreichen Fragebatterie in der DIVO-Befragung zur politischen Kultur sei hier als ein weiterer Indikator die Frage nach dem Wunsch nach einer „einzigen starken nationalen Partei“ herausgegriffen. Im Durchschnitt befürwortete jeder dritte Befragte dieses Konzept, was stark mit der Frage nach der „Führung durch eine einzige starke Person“ korreliert.<sup>1452</sup> Die Haltung zum Ein-

---

<sup>1449</sup> Vgl. Almond/Verba, *Culture*, S. 54; S. 57, S. 173. Bestätigend: DIVO-Institut, *Umfragen. Ereignisse und Probleme der Zeit im Urteil der Bevölkerung*, Bd. 3-4, Frankfurt a.M. 1962, S. 122.

<sup>1450</sup> Von Friedeburg, *Verhältnis*, S. 185. Von Friedeburg zieht damit ähnliche Schlussfolgerungen wie Blücher in seiner *Generation der Unbefangenen*. Hier geht es um „die Integrationstendenz einer Generation, die weder die ökonomische noch die politische Entwicklung unserer Gesellschaft ernsthaft für problematisch hält und halten kann, da es ihr an eigener Erfahrung von Terror und Krieg, Krisen und Massenarbeitslosigkeit mangelt.“

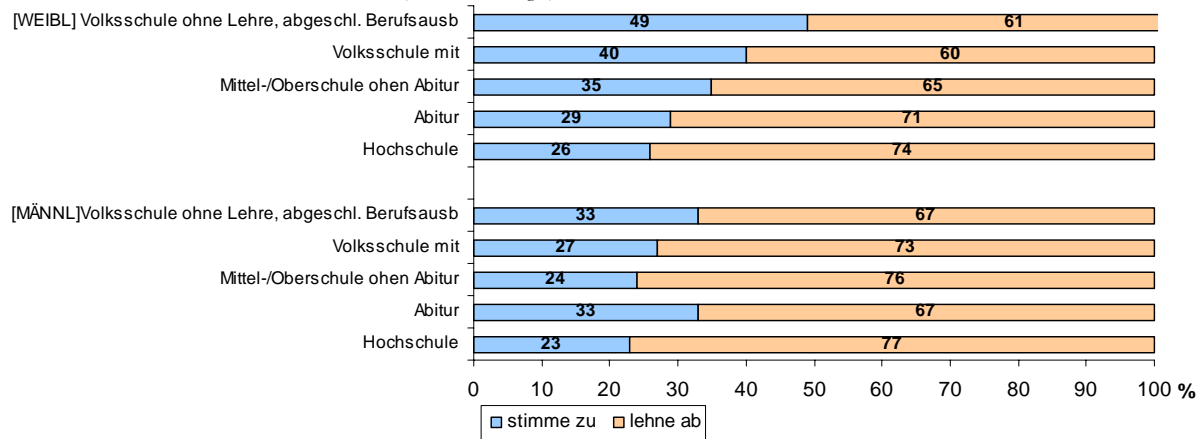
<sup>1451</sup> Vgl. Max Kaase, *Demokratische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Sozialwissenschaftliches Jahrbuch für Politik*, Bd. 2, München/Wien 1971, S. 119-326.

<sup>1452</sup> V126, F56 mit Vorlage Karte, im Wortlaut: „Hier sind einige Ansichten, wie sie oft von Leuten ausgesprochen werden. Stimmen Sie dieser Ansicht zu oder lehnen sie sie ab? ‚Wir sollten wieder eine einzige starke nationale

parteiprinzip scheint dabei sehr stark von der eigenen Bildung wie auch der sozialen Herkunft, hier abgebildet durch die Bildung des Vaters, abzuhängen.

#### GRAFIK 16 Eine nationale Partei nach Bildung und Geschlecht 1962

Zustimmung zur Aussage „Wir sollten wieder eine einzige starke nationale Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt.“ (16-24-Jährige)



(DIVO 1962, v126 v311)

Betrachtet man zunächst den Einfluss der eigenen Bildung, zeigen sich vor allem drei zentrale Tendenzen. Erstens scheint der Effekt des formellen Bildungsgrades bei den weiblichen linearer zu verlaufen als bei den männlichen Befragten. Befürworten 49 Prozent der jungen Frauen mit einem Volksschulabschluss ohne Lehre und ohne abgeschlossene Berufsausbildung das Prinzip einer einzigen nationalen und starken Partei, so sind es bei den weiblichen Befragten mit Hochschulausbildung nur noch 26 Prozent. Neben der deutlichen Kraft, die ohnehin von der Bildung auszugehen scheint, ist aber insbesondere die von Bildungsstufe zu Bildungsstufe abnehmende Haltung gegenüber einer einzigen nationalen Partei ausschlaggebend dafür, von einem linear verlaufenden Bildungseffekt auszugehen. Dass bei den Männern der Bildungseffekt nicht so deutlich linear verläuft, liegt an den männlichen Befragten mit Abiturabschluss. 33 Prozent von ihnen sprechen sich für eine starke Einheitspartei aus. Damit liegen sie auf demselben Niveau wie die Befragten ohne Berufsausbildung und lediglich zehn Prozentpunkte über den hochgebildeten jungen Befragten.

Der zweite Befund bezieht sich auf eine insgesamt festzustellende Differenz der Geschlechter. In der Gesamtbetrachtung zeigt sich, dass sich die männlichen in der Breite, unabhängig vom Bildungsgrad, deutlicher gegen eine zentrale Partei aussprechen, und sie bewegen sich insgesamt auf einem kritischeren Einstellungsniveau als weibliche Befragte, bei denen – vor allem auch in den niederen Bildungsklassen – autoritäre Konzepte noch sehr deutlich positiv bewertet werden.

Der Einfluss der Variable Vaterbildung (als ein wichtiger Indikator für „Milieu“) scheint ebenfalls deutliche Spuren in den Einstellungen zu hinterlassen. Kinder aus den „gebildeteren Kreisen“ weisen deutlich eine stärkere Distanz zu undemokratischen Vorstellungen auf als Kinder aus ein-

---

Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt.“ Die Deutlichkeit der Frageformulierung lässt hier nichts zu wünschen übrig: V126, F57 im Wortlaut: „Wir sollten, wie es früher war, wieder eine nationale Führerpersönlichkeit haben, die Deutschland zum Wohle aller mit starker Hand regiert.“

fachen und niederen Bildungsschichten. So sprechen sich knapp 76 Prozent der Befragten, deren Vater eine Hochschulbildung aufweist, gegen das einheitsparteiliche Konzept aus. Hingegen sind es nur knapp 58 Prozent aus dem Milieu des niedrigsten Bildungsniveaus.

**TABELLE 65 Eine nationale Partei 1962 / Vaterbildung**

*Zustimmung zur Aussage „Wir sollten wieder eine einzige starke nationale Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt.“ (16-24-Jährige)*

Schulbildung Vater	Einstellung eine nationale Partei		Total	
	Stimme zu	Lehne ab		
Volksschule ohne abgeschl.	328	466	792	Anzahl
Lehre/Berufsausb.	41.41	58.59	100	% von VS ohne
	31.15	23.18	25.92	% von Einst. nat. Partei
Volksschule mit abgeschl.	547	1094	1641	Anzahl
Lehre/Berufsausb.	33.33	66.67	100	% von VS mit
	51.95	54.67	53.72	% von Gesamt
Mittel-/Oberschule ohne Abitur	100	239	339	Anzahl
	29.50	70.50	100	% von MS/OS ohne
	51.95	11.94	11.10	% von Einst. nat. Partei
Abitur	42	94	136	Anzahl
	30.88	69.12	100	% von Abi
	3.99	4.70	4.45	% von Gesamt
Hochschule	36	111	147	Anzahl
	24.49	75.51	100	% von Hochschule
	3.42	5.54	4.81	% von Einst. nat. Partei
Total	1053	2002	3055	Anzahl
	34.47	65.53	100	% von Einst. nat. Partei
	100	100	100	

(DIVO 1962, v298 v126)

Ganz ähnlich verhält es sich mit verwandten Fragen zur politischen Einstellung und zum Nationalsozialismus. Auch dort gibt es eine Art männliche Bildungselite, die nicht nur politisch interessierter war, sondern auch nicht-demokratische Perspektiven deutlich kritischer beurteilte. Die Ablehnung der weiblichen Befragten zu autoritären Sichtweisen ist hingegen auch hier geringer und wohl nicht allein durch niedrigere Bildung zu erklären, sondern auch durch Erziehungsdispositionen in Elternhaus und Schule. Unter Kontrolle weiterer konfundierender Einflussgrößen zeigt sich im Rahmen der nun folgenden Logit-Analyse aber noch Einiges mehr.



**TABELLE 66 Eine einzige nationale Partei 1962**

Ablehnung zur Aussage „Wir sollten wieder eine einzige starke nationale Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt.““ (16-24-Jährige)

	Koeff.
Schulbildung Vater (Ref.: Volksschulbildung ohne Lehre/abgeschl. Berufsausbildung)	.13**
Geschlecht (Ref.: männl)	-.43***
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	
2.000-19.999	-.26*
20.000-99.999	.05
100.000-499.999	.11
>500.000	-.91
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.02*
Haushaltseinkommen (Ref.: bis 150 DM)	.00
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	1.31*
ledig	.80
Kinder (Ref.: Kinder)	.11
Politisch interessiert (Ref.: nicht interessiert)	.10**
Einstellung zu Hitler (Ref.: starke Ablehnung)	-.09***
N	2715
Pseudo R <sup>2</sup>	0.03

(DIVO 1962, v126 recodiert mit v311, v308, v313, v297, v276, v285r, v116, v151)

Ogleich die Robustheit der Aussagen aufgrund des niedrigen Pseudo-R-Werts unter Vorbehalt steht, kann aufgrund der Ergebnisse, die mit Hilfe dieses Logit-Modells erzielt wurden, Folgendes festgehalten werden: Bildung, das Geschlecht, das Alter, der Familienstand, das politische Interesse und auch die Einstellung zu Hitler zeigen im Rahmen des Modells signifikante Einflüsse. Am stärksten ausgeprägt sind die Effekte des Geschlechts und die Einstellung zu Hitler ( $p < 0,001$ ). Aber auch der Grad der formalen Bildung und das politische Interesse zeigen durchaus Einflüsse darauf, ob die Befragten undemokratische Sichtweisen befürworten oder ablehnen. Nur auf einem schwach signifikanten Niveau nachweisbar sind schließlich die Effekte der Wohnortgröße, des Familienstandes und des Alters.

Inhaltlich bestätigen sich im Logit-Modell die bisherigen deskriptiven Analysen. So zeigt sich, dass Frauen deutlicher zu autoritären Konzepten tendieren. Auch die Schulbildung wirkt, wie die vorher gemachten Befunde bereits angedeutet haben, allerdings lediglich auf einem „normalen“ Signifikanzniveau. Je höher die Bildung der Befragten ausfällt, umso eher sprechen sie sich gegen ein Einparteiensystem aus ( $p < 0,01$ ). Weiterhin kann mit Hilfe der multivariaten Analyse bestätigt werden, dass eine kritische Einstellung zu Hitler ebenfalls eine kritischere Einstellung einem autoritären System gegenüber nach sich zieht. Dieses Ergebnis liegt sogar auf einem hochsignifikanten Niveau vor. Weiterhin ist festzuhalten, dass sich Befragte in Abhängigkeit der Stärke ihres eigenen politischen Interesses ebenfalls in zunehmendem Maße von einem Einparteiensystem distanzieren. Ein weiteres Resultat ist, dass sich die jüngeren Befragten ebenfalls leicht liberaler zeigen. Das negative Vorzeichen des Beta-Koeffizienten der Altersvariablen weist darauf

hin, dass Befragte sich umso mehr von autoritären Staatskonzepten entfernen, je jünger sie sind. Ein weiteres Ergebnis ist, in der Tendenz auch Befunde aus den 1950er Jahren bestätigend, der zwar nicht signifikante, aber dennoch bemerkenswerte Effekt, der sich hinter der Variable Wohnortgröße verbirgt. Städter distanzieren sich im Vergleich zur Referenzkategorie vom Einparteienprinzip. Ohne Einfluss bleiben in diesem Modell das Haushaltseinkommen und die Anzahl der eigenen Kinder.<sup>1453</sup>

Das politische Bewusstsein der jungen Westdeutschen scheint dem Zeitgeist angepasst. Es ist nicht besonders liberal, doch im Vergleich zu den Befunden, wie man sie noch in der ersten Hälfte der 50er Jahre findet, schon demokratischer orientiert. Es erscheint keine spezielle Gruppe, die generell für ein Angekommensein in der Demokratie bzw. für reine Rückwärtsgewandtheit steht, weibliche Befragte und weniger Gebildete sind tendenziell autoritärer, der Zusammenhang mit politischer Interessiertheit ist deutlich und wird teilweise durch Bildung erklärt. Ein weiteres, hier nicht abgebildetes Stufenmodell bestätigt dies: So sinkt die Wahrscheinlichkeit, dem Nationalsozialismus positive Attribute zuzuschreiben, mit steigendem Bildungshintergrund des Elternhauses. Markantestes Ergebnis ist aber: Das politische Interesse bleibt entscheidender Konsolidator demokratischen Grundverständnisses. Unberührt bleibt nach wie vor das Bildungsmilieu aus dem Elternhaus, der Fraueneffekt verliert in einer solchen schrittweisen Analyse an Signifikanzniveau.

Wenn weibliche Jugendliche also partizipieren oder gefördert werden, so hätte man aus bildungspolitischer Sicht schlussfolgern können, entfernen sie sich von der eher unkritischen Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus – Ergebnisse, die die wirksame Zielrichtung amerikanischer Re-orientation-Politik sowie politisch gesteuerte Bildungsexpansion im Nachhinein eindrucksvoll unterstreichen. So ganz ist man auch 1962 noch nicht drin in der anvisierten kommunikationsintensiven Verhandlungskultur. Das Diskutieren steht für eine demokratische Kulturtechnik, doch knapp zwei Drittel stimmen dem Satz „Es wird bei uns zuviel geredet und diskutiert, damit kommt man nicht weiter“ zu.<sup>1454</sup>

Ergänzend, weil mit der politischen Kultur eng verbunden, sei hier noch auf die in der EMNID-Umfrage aufgeworfene Schlusstrich-Thematik hingewiesen. Drei Jahre vor der Studentenrevolte, bei der die Frage nach deutscher Schuld ein wichtiger Bestandteil war, erstaunt die hohe Zustimmung in der Studie zum Statement: „Wir sollten unter unsere Vergangenheit einen Schlusstrich ziehen, bei den anderen sind genauso schlimme Dinge vorgekommen.“ Drei Viertel der Befragten stimmen zu, davon 36,5 Prozent stark, Oberschüler und Studenten zeigen ein deutlich höheres Ablehnungspotenzial gegenüber dem Schlusstrich-Item.<sup>1455</sup>

---

<sup>1453</sup> Schließlich ist noch auf den Effekt des Zivilstandes zu verweisen. Es zeigt sich, dass Befragte, die geschieden oder verwitwet sind, sich signifikant häufiger für ein Einparteiensystem aussprechen als die Referenzkategorie der Verheirateten, was aber aufgrund der geringen Fallzahl irrelevant ist.

<sup>1454</sup> DIVO 1962, v144 v311.

<sup>1455</sup> DIVO 1962, v145. Und insofern erscheint die DIVO-Studie im Vergleich zu anderen Umfragen auch „direkter“: Hier werden Dinge thematisiert, die man sich vorher in dieser Deutlichkeit nicht zu fragen traute, vielleicht, weil

Die folgende Regressionsanalyse widmet sich jedoch einer anderen wichtigen Frage, in der es schon um einen zentralen Indikator für Wertewandel geht: Wie streng sollte die Jugend erzogen werden? Im Durchschnitt aller Befragten ergibt sich hier eine 50prozentige Zustimmung zu strenger Disziplin – und eine 50prozentige Ablehnung.

**TABELLE 67 Disziplin als Erziehungsziel 1962**

*Zustimmung zur Aussage „Den meisten Jugendlichen geht es heute zu gut; es wird höchste Zeit, daß sie wieder straffe Disziplin lernen.““ (16-24-Jährige)*

	Koeff.
Schulbildung Vater (Ref.: Volksschulbildung ohne Lehre/abgeschl. Berufsausbildung)	.00
Geschlecht (Ref.: männl)	.03
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.04*
Haushaltseinkommen (Ref.: bis 150 DM)	.02
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	-.59
ledig	-.49**
Kinder (Ref.: Kinder)	-.24
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	-.19***
Selbst erzogen worden (Ref.: Sehr streng)	-.20***
N	2765
Pseudo R <sup>2</sup>	4,6

(DIVO 1962, v142 mit v298 v311 v 313 v297 v276 v285r v308 v53)

Dabei ist der Einfluss des Elternhauses deutlich: Je höher der Bildungshintergrund ist, desto geringer die Zustimmung zu strenger Erziehung. Frauen stehen tendenziell ebenso für eine harte Haltung wie Männer, und erneut ist ein signifikanter Alterseffekt nachzuweisen. Womöglich sehen sich die Älteren schon gar nicht mehr als Jugendliche, ordnen sich also in den restriktiven Zeitgeist ein. In einer hier nicht abgebildeten gestuften Einführung der interessierenden Variablen zeigt sich, dass der Elternhaus-Effekt ein Stück weit über die Frage des eigenen Zivilstandes statistisch erklärt wird. Sobald man verheiratet ist, offenbart sich demnach eine signifikant härtere Gangart bezüglich des Erziehungsstils von Jugendlichen. Ohne eigene Kinder (13 Prozent haben schließlich schon welche) ist man nur leicht liberaler. Die Stadt/Land-Variable ist hier in ihrer metrischen Anwendung im Vergleich zum vorangegangenen Modell hoch signifikant. Das bedeutet: Je ländlicher man wohnt, desto strenger gibt man sich, und je mehr Menschen im Lebensmittelpunkt des Befragten wohnen, umso liberaler äußert man sich über Erziehungsfragen. Wichtig ist auch der Erziehungsstil der eigenen Eltern, also die persönlichen Erfahrungen: Je weniger streng der selbst erfahrene Erziehungsstil bewertet wird, umso großzügiger ist auch der Umgang mit der nach-

---

man die Ergebnisse fürchtete. Noch ein Thema, das vorher nicht „fraglich“ war, ist die Einstellung zur Bundesrepublik als Ganzes. Eine neue Frage, deren Ergebnisse aufgrund unscharfer Antwortkategorien wenig aussagen außer, dass das Modell Bundesrepublik oder genauer: seiner Eliten nun von Jugendlichen evaluiert werden dürfen und sollen (v117). Selbstverständlich befinden sich die Jugendlichen im Diskursklima der Zeit, wenngleich die Ergebnisse allerdings nicht dem Idealresultat erfolgreicher Re-education Politik entsprechen.

rückenden Jugend. Auch die Älteren, die selbst weniger streng erzogen wurden, tendieren dazu, dies so fortzuführen, im Gegensatz zu den anderen aus der ältesten Befragtengruppe.<sup>1456</sup> Und die meisten gaben 1962 an, zu Hause relativ streng erzogen worden zu sein, 35 Prozent hatten selbst Schläge in der Schule bekommen, oder (15 Prozent) dies bei Klassenkameraden miterlebt.

Politisches Interesse erscheint als eine wichtige Variable, die vieles (s.o.) erklärt. Da diese Variable in beiden Datensätzen (also DIVO und EMNID) in gleichem Fragewortlaut vorliegt, kann hier ansatzweise ein kleiner Längsschnitt-Vergleich gewagt werden. Unter der Betrachtung der Kategorie „Politisches Interesse“ werden die Jahrgänge 1944/1945 in ihren Umfragewerten 1962 und 1965 miteinander verglichen. Sie sind zum Befragungszeitpunkt Zeitpunkt 1962 17 bzw. 18 Jahre und zum Befragungszeitpunkt 1965 20 bzw. 21 Jahre alt.

**TABELLE 68 Politisches Interesse 1962/1965**

„Interessieren Sie sich für Politik?“ (Jahrgänge 1944/45 1962 und 16/17-Jährige 1965, in %)

	Sehr stark	Stark	Etwas	Kaum	Gar nicht
1962 (nur *1944/45)	7,35	18,53	36,91	16,23	20,98
1965 (nur *1944/45)	8,44	17,26	35,08	20,26	18,95
Höher Gebildete (*1944/45) 1962	16,82	36,45	33,64	3,74	9,35
Höher Gebildete (*1944/45) 1965	15,93	30,09	34,51	12,39	7,08
16-17-Jährige 1965	4,32	9,19	38,65	20,45	27,39

(EMNID V, v446 v53 v430; DIVO 1962, v92 v116 v313)

Da die Abhängigkeit von politischem Interesse und Bildung bereits mehrfach angesprochen wurde, findet der Vergleich der Jahrgänge deskriptiv „unter der Kontrolle“ der Bildungsvariable statt. Überraschend ist, dass die letzten beiden Kriegsjahrgänge, obwohl diese innerhalb dieser drei Jahre, die zwischen den beiden Befragungszeitpunkten liegen, ihre Volljährigkeit erlangen oder kurz davor sind, ein kaum größeres Interesse an der Politik haben. Eventuell schließt dieses Alter die politische Sensibilisierung schon ab. In der „Breite“ lässt sich jedenfalls vom vielfach beschrieben Politisierungsschub in der ersten Hälfte der 60er Jahre wenig sehen. Im Gegenteil. Man hätte doch, auch aufgrund von etwas höherer Gesamtbildung, evtl. auch Gesamtpolitisierung von einem höheren Interesse ausgehen können, doch die 16- und 17-jährigen Befragten erscheinen 1962 im Vergleich zu den 16- und 17-Jährigen 1965 (\*1948/49) sogar noch etwas interessierter.<sup>1457</sup> So irritiert auch, dass 1962 nicht entscheidend ist, ob man 16, 18 oder 20 ist, während 1965 tendenziell die nachrückenden Jüngsten etwas unpolitischer zu sein scheinen, als es noch drei Jahre zuvor die 16-17-Jährigen sind (1948/49). Genuin könnte man also von einem leicht höheren Interesse bei den Anfang/Mitte 40er Jahrgängen ausgehen. Wie aber sieht es aus mit der Bereitschaft zum Einmischen am Vorabend der Revolte?

<sup>1456</sup> DIVO 1962, v109, v53.

<sup>1457</sup> Was bei dieser Frage aber sicher auch mit dem genauen Zeitpunkt der Erhebung zusammenhängen kann. Ein Vergleich mit den Ergebnissen aus den 50ern bleibt recht fruchtlos, da die Antwortmöglichkeiten dort nicht skaliert, und lediglich „Ja“ (37 Prozent) oder „Nein“ (62 Prozent) möglich waren (1955).

Die klassische Aussage der skeptischen Generation („Politik anderen überlassen“ bzw. „Zur Kenntnis nehmen, aber sich die Politik vom Leibe halten“) sei hier einmal kontrastiert mit denjenigen 15 Prozent, für die ein politisches Engagement in Parteien, Verbänden, Schule und Beruf grundsätzlich infrage kommt.<sup>1458</sup> Wer sind diese potenziell politisch Aktiven, wenn man nach dem Logit-Modell durchrechnet?

**TABELLE 69 „Politische Avantgarde“ 1965**

*Erklärungsmodell für die Gruppe der Befragten 14-21-Jährigen, die sich für ein politisches Engagement aussprechen.*

	I	II	III	IV	V	VI
Geschlecht (Ref.: männl)	-.78***	-.80***	-.80***	-.82***	-.81***	-.78***
Alter (Ref.: 14-/15-Jährige)						
16/17-Jährige		.44	.45	.55*	.57*	.33
18/19-Jährige		.49	.39	.82**	.75**	.35
20/21-Jährige		.50	.50	1.2***	1.1***	.49
Haushaltseinkommen (Ref.: <400DM)			-.02	.00	-.12	-.20*
Eigener Verdienst (Ref.: kein)				-.00***	-.00**	-.00
Vaterberuf (Ref.: Arbeiter)						
Angestellter					.24	-.10
Beamter/Behördenangestellter					.36	-.05
Selbst./Freie Berufe					.81**	.59*
Landwirt/Gärtner					-.90	-.87
Rentner/Pensionär					-.49	-.74
Schulbildung (Ref.: Volksschüler)						.36***
N	1058	1058	1058	1058	1058	1058
Pseudo R <sup>2</sup>	0.02	0.03	0.03	0.04	0.06	0.09

(EMNID V, v75recodiert mit v429 v430 v434 v471 v436 v446)

Zunächst ist zu sagen, dass das Geschlecht durchgängig eine hochsignifikante Rolle spielt. Sein Einfluss bleibt auch unter der statistischen Kontrolle einer Reihe von Einfluss nehmenden Variablen in allen sechs Modellstufen konstant. Die Vorzeichen belegen, dass Frauen sich hoch signifikant seltener politisch engagieren. Damit wird deutlich: „Politische Aktivisten“ waren laut diesen Umfragedaten in erster Linie Männer. Weiterhin ist mit Blick auf die Modellstufe VI festzuhalten, dass die eigene Schulbildung der Befragten ebenfalls einen hoch signifikanten Einfluss auf das politische Engagement der Befragten nimmt und dabei gleichzeitig eine Reihe vorher signifikanter Einflüsse aufklärt. Zu den Einflüssen, die durch die Bildung der Befragten aufgeklärt werden, zählt die Variable Eigener Verdienst wie auch die in den Modellstufen IV und V nachweisbaren Kohorteneffekte. Deutete ohne die Kontrolle durch die Bildungsvariable noch alles darauf hin, dass sich die älteren Befragten deutlich häufiger politisch engagieren, so ist dieser Befund unter der Hinzunahme der Bildungsvariablen offensichtlich nicht mehr haltbar. Demnach erklärt sich also die politische Beteiligung nicht über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kohorte, sondern ausschließlich über den eigenen Bildungsstand.

<sup>1458</sup> Die genaue Fragestellung lautete: „Gegenüber der Politik kann man sich ja verschieden verhalten. Was kommt für Sie in Frage 1. Politik anderen überlassen, die davon mehr verstehen; 2. Zur Kenntnis nehmen, was in der Politik geschieht, aber sich im übrigen die Politik vom Leibe halten, 3. Politik in Parteien, Verbänden, Schule oder Beruf praktisch anwenden“ (v75). Hier interessiert die dritte Gruppe.

Auf zwei weitere interessante Ergebnisse hinsichtlich einer „politischen Avantgarde“ bleibt noch zu verweisen. Zum einen scheint es einen Interaktionseffekt zwischen dem Haushaltseinkommen und der Schulbildung der Befragten zu geben. Es scheint so zu sein, dass eine höhere Bildung bei gleichzeitig geringeren Einkommensverhältnissen politischem Engagement zuträglich ist. Als letztes Ergebnis ist außerdem noch ein interessanter milieuspezifischer Befund bemerkenswert: Befragte, deren Väter in freien Berufen tätig sind, also Architekten, Ärzte oder Rechtsanwälte sind, zeigen ebenfalls in der Tendenz mehr politisches Engagement als die Referenzgruppe der Arbeiterkinder.

#### 4.3.1 Ökonomische Kultur

Der vermutete Verlust von traditionellem Arbeitsethos konnte als einer von mehreren zentralen Verhandlungstopoi im Jugendsdiskurs der 50er Jahre herausgearbeitet werden. Verknüpft war dieser mit dem latenten Unbehagen, was die wachsenden Konsummöglichkeiten betrifft. Was kann man dazu Anfang der 60er, nach kollektiver Aufstiegserfahrung und kurz vor dem ersten kleinen Rezessionsknick, sagen? Die untersuchten Jahrgänge der DIVO- und der EMNID-Untersuchung wuchsen im Gegensatz zur skeptischen Generation – als die in den 1930er Jahren Geborenen – schon direkt in eine „Wohlstandsgesellschaft“ hinein. Wie bereits gezeigt, gab es unter den Jüngeren eine Tendenz zu einer größeren Unbefangenheit zum Zentralbegriff Arbeit, auch wenn man von hedonistischen Einstellungsdimensionen noch weit entfernt war. Doch zumindest scheint die Basis dafür anzuwachsen, zumal sich in der Frage nach der Einstellung zur Arbeit alles auf die mittleren Dimensionen verteilt: „Auch ohne Arbeit könnte man ein glückliches Leben führen.“ (5,5 Prozent), „Etwas Arbeit gehört mit zu einem glücklichen Leben.“ (38,4), „Ohne Arbeit ist ein glückliches Leben kaum möglich.“ (43,7) „Nur durch Arbeit wird man wirklich glücklich.“ (11,9).<sup>1459</sup> Die Regression der hier metrisch<sup>1460</sup> genommenen Variable „Arbeit & Glück“ ergibt dann Folgendes:

---

<sup>1459</sup> DIVO 1962, v90.

<sup>1460</sup> Mir ist bewusst, dass es nicht ganz saubere Statistik ist, zwei nominal skalierte Variablen, „metrisch zu nehmen“.

**TABELLE 70 Einstellung zur Arbeit 1962**

„Jeder Mensch hat seine eigene Auffassung darüber, was die Arbeit für sein Leben bedeutet. Können Sie mir sagen, welche von diesen Antworten Ihrer Auffassung von Arbeit am nächsten kommt?“ (vorausgesetzt wird die Einstellung, dass nur mit Arbeit ein glückliches Leben geführt werden könne, 16-24-Jährige)

	Koeff.
Konfession (Ref.: protest.)	
kath.	-.08**
andere	.23
keine	.00
Schulbildung Vater (Ref.: Volksschulbildung ohne Lehre/abgeschl. Berufsausbildung)	.05**
Geschlecht (Ref.: männl.)	-.26***
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.00
Haushaltseinkommen (Ref.: bis 150 DM)	.00
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	-.50
ledig	-.05
Neubürger, gruppiert: Heimatvertriebene & Flüchtlinge (Ref.: in BRD-Geborene)	.10**
Anwesenheit Dritter beim Interview (Ref.: allein)	-.13***
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	
2.000-19.999	-.24***
20.000-99.999	.07
100.000-499.999	.10*
>500.000	.10
N	2751
R <sup>2</sup>	0.06

(DIVO 1962, v90 mit v92 v 297 v311 v276 vNeubuerger v21 v 310 v308)

In der Regression findet sich zunächst die Frage nach dem konfessionellen Einfluss, der vorhanden ist, und zwar in die vielfach beschriebene Richtung der protestantischen Ethik. Als signifikant erweist sich der Einfluss des Elternhauses, in dessen Ethos man erzogen wurde: Je bildungsbürgerlicher das Elternhaus, desto eher stimmt man dem Eigenwert Arbeit zu. Auch Geschlecht ist hier enorm wichtig: Männer haben ein höheres Arbeitsethos als die zum größeren Teil zu Hause arbeitenden Frauen, das defizitäre Image von Hausarbeit wurde bereits erwähnt – „Arbeit ist männlich“. Alter hat – und das war episodisch in den 70er und 80er Jahren nicht so, heute jedoch wieder – erneut keinerlei Effekt. Schon ab 16 ist man demnach Teil der Arbeitsgesellschaft und hat deren Werte internalisiert. Das Haushaltseinkommen ist ohne Einfluss, der Zivilstand ebenso wenig. Ein signifikant positiver Effekt auf die Befürwortung von Glück bringender Arbeit findet sich bei der Gruppe derer, die aus Heimat- und Vertriebenfamilien stammen – und als solche gelten 1962 immerhin 20,69 Prozent. Offenbar zeugt der „Flüchtlingshintergrund“ ein besonders intensives Verhältnis zur Arbeit. Außerdem bestätigt sich die Vermutung, dass das Beisein Dritter für die Befragungsergebnisse meist Folgen hat – in diesem Fall führt dies überraschenderweise zu einer gewissen Zurückhaltung gegenüber der Glück versprechenden Arbeit, ebenso verhält es sich bei den auf dem Dorf Sozialisierten.<sup>1461</sup>

<sup>1461</sup> Solche überraschenden Befunde, wie die Tendenz, dass mit bildungsbürgerlichem Hintergrund die Verbindung von Arbeit und Glück deutlicher, diese im Beisein Dritter weniger herausgestellt wird, lassen aufhorchen und fragen:

Interessanter noch erscheint eine andere Variable, die die Einstellung zum Verdienst messen soll, im Grunde aber darüber hinaus auch die Frage nach der richtigen Balance zwischen Sicherheit und materiellem Streben stellt: „Nehmen wir einmal an, Sie könnten in Ihrem Berufsleben eine Stellung erhalten mit verhältnismäßig hohem Einkommen, jedoch mit ungesicherter Zukunft, oder aber eine Stellung, die weniger einbringt, aber gesichert ist, welche würden Sie vorziehen?“ Mehr als vier Fünftel ziehen (in Zeiten der Vollbeschäftigung) die gesicherte Stellung vor und erweisen sich als wahre Kinder der Bundesrepublik – Wohlstand ja, aber Sicherheit bleibt prioritär. Nun wäre zu fragen, wodurch sich die kleine Gruppe der „materialistischen Risikobereiten“ von 16 Prozent auszeichnen, die trotz der leicht suggestiven Fragestellung das Risiko vorziehen.

**TABELLE 71 Einstellung zum Verdienst 1962**

„Nehmen wir einmal an, Sie könnten in Ihrem Berufsleben eine Stellung erhalten mit verhältnismäßig hohem Einkommen, jedoch mit ungesicherter Zukunft, oder aber eine Stellung, die weniger einbringt, aber gesichert ist, welche würden Sie vorziehen?“ (vorausgesetzt wird Sicherheit, 16-24-Jährige, Antwort k.A. kassiert)

	Koeff.
Schulbildung (Ref.: Volksschulbildung)	-.30***
Haushaltseinkommen (Ref.: <150 DM)	-.03
Geschlecht (Ref.: männl.)	-.04
Alter (Ref.: 16-Jährige)	.04
Familienstand (Ref.: verheiratet)	
verw./geschieden	-1.72*
ledig	-.29
Neubürger, gruppiert: Heimatvertriebene & Flüchtlinge (Ref.: in BRD-Geborene)	.49***
Vollständigkeit der Familien (Ref. beide Eltern leben)	
Vater tot	.06
Stiefvater	-.04
Pflegevater	1.1
beide tot	.77
nur Vater lebt	.07
Kirchenbindung (Ref.: starke Bindung)	-.28***
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Einwohner)	-.15**
N	2725
Pseudo R <sup>2</sup>	0.04

(DIVO 1962, v91r ecodiert mit v92 v 297 v311 v276 vNeubuerger v21 v 310 v308)

Die Logit-Regression deutet auf Folgendes hin: Mit steigender Bildung ergibt sich ein hochsignifikanter Zusammenhang mit dem Streben nach höherem Einkommen bzw. dem Inkauf-Nehmen von (für diese Gruppe auch eher unrealistischer) Arbeitsplatzunsicherheit. Je höher das Haushaltseinkommen, desto eher ist man bereit, gegen eine gesicherte Stellung zu optionieren, aber nicht signifikant. Junge Männer und Frauen sind hier ausnahmsweise einer Meinung, bei den Jahrgängen gibt es erneut keine Unterschiede, im Zivilstand Ehe tendiert man eher in Richtung Sicherheit. Jetzt kommen erneut die „Neubürger“ als gruppierte Kategorie aus Heimatvertriebenen und

---

Sind die gängigen Hypothesen defizitär oder die Daten? Neben der oben angesprochenen etwas „forschen“ Empirie dieses Kapitels verweist dies erneut auf das Basissatz-Problem.



DDR-Flüchtlingen hinzu, die sich zunehmend als eine Schlüsselkategorie erweist. Zu vermuten ist, dass die Kategorie „Mitglied einer Flüchtlingsfamilie“ auch für die Umfrageergebnisse in den 50er Jahren ein große, vermutlich sogar eine noch größere Rolle gespielt hat.<sup>1462</sup> Helmut Schelsky hatte dies jedenfalls so gesehen, als er wenige Jahre zuvor der Flüchtlingsjugend eine Avantgardefunktion in jugendlicher Anpassung zuschrieb, die sich ihm zufolge vor allem durch ein hohes Aufstiegsstreben äußerte. Hier zeigen sich die Flüchtlingskinder jedoch hochsignifikant sicherheitsorientierter. Zusammen mit dem eben beobachteten hohen Arbeitsethos steht diese Gruppe wie keine andere für zwei der zentralsten Maximen der frühen Bundesrepublik: harte Arbeit im Verbund mit einem auch im internationalen Vergleich hohen Sicherheitsbedürfnis.

Eine andere, häufig als wichtige beschriebene Deprivationserfahrung und Variable „Vater gestorben“ hat keinerlei Einfluss auf die Ergebnisse. Die exzeptionelle Rolle der viel besprochenen Gruppe der Vaterlosen wäre hier wie in anderen Fragestellungen weiter zu überprüfen. Dem Diskurs nach wäre zu vermuten gewesen, dass ein ähnlicher psychologischer Effekt innewohnt wie dem Heiraten, eine frühere Erwachsenenrolle indizieren. Doch die Vaterlosen sind weder die besonders „Vernünftigen“ und Sicherheitsorientierten noch verkörpern sie das Gegenteil. Je kirchengebundener aber die Jugendlichen sind, desto sicherheitsorientierter sind sie, und zwar hochsignifikant, auch sind die in der Stadt Sozialisierten risikofreudiger oder: materialistischer als die auf dem Land Aufgewachsenen.

#### 4.3.2 Freizeitkultur

Anknüpfend an die in Kapitel 3.6 nachgezeichnete Phänomenologie jugendlicher Freizeittypen und an das in 4.2 erarbeitete Freizeitprofil, wie es sich in den Umfragen Mitte der 50er Jahre darstellt, könnte man mit vorliegender Datenbasis für die erste Hälfte der 60er Jahre nach markanten Tendenzen in der Freizeit-, Medien- und Gesellungskultur der Jugendlichen fragen.<sup>1463</sup>

Allgemein sind im Vergleich zu den Ergebnissen der 50er Jahre keine besonders auffälligen Verschiebungen in den Proportionen der einzelnen Freizeittätigkeiten zu verzeichnen, eher in der Bandbreite, was die Erweiterung der Möglichkeiten indiziert. Der Anteil moderner Tänze hat zugenommen, der Twist bekommt eine Bedeutung, die der Rock 'n' Roll oder Boogie Woogie in den 50er Jahren nie hatte, der Musikgeschmack erscheint noch deutlicher nach Bildungsschicht differenziert. Die Aufschlüsselung der Freizeitwünsche wie auch der einzelnen Tätigkeiten zeigt, dass sich Möglichkeiten vervielfältigen.<sup>1464</sup> Außerdem wird bestätigt, dass gewisse Jugendprofile (verheiratet sein, bereits Kinder haben) dazu beitragen, dass man sich deutlich von anderen Jugendlichen unterscheidet. Besonders interessant ist die Variable „Mitglied einer Clique“ und die

---

<sup>1462</sup> Vgl. zeitnah zur politischen Sozialisationsforschung: Wolfgang Hartenstein/Günther Schubert, Mitlaufen oder Mitbestimmen? Untersuchung zum demokratischen Bewußtsein und zur politischen Tradition. Mit einem Deutungsversuch von Alexander Mitscherlich, Frankfurt a.M. 1961 sowie Egon Becker/Sebastian Herkammer/Joachim Ernst Bergmann, Erziehung zur Anpassung. Eine soziologische Untersuchung der politischen Bildung in den Schulen, Schwalbach 1967. Übergreifend: Reichel, Kultur.

<sup>1463</sup> Vgl. die Definition von Jugend- als Freizeitkultur an entsprechender Stelle in Kap. 3.6.

<sup>1464</sup> Dies bei EMNID V, v3-v52.

dabei immer noch etwas geringere Beteiligung der Mädchen; man kann davon ausgehen, dass mit dieser Form der Gesellung eine größere Identifikation mit der eigenen Altersgruppe verbunden ist – eine wesentliche Entwicklung in den darauf folgenden Jahrzehnten und das vielleicht wichtigste Ergebnis der Wiederholungsstudie.<sup>1465</sup> Nicht beweisen lässt sich die Vermutung, dass unvollständige Familien zu überdurchschnittlicher Cliquentätigkeit führten.<sup>1466</sup>

Ein Randaspekt im Diskurs von Amerikanisierung und dem klassischen Antagonismus „Kultur“ vs. „Zivilisation“ kristallisiert sich in der DIVO-Studie 1962 heraus. Zwar höchst suggestiv gestellt, trifft die Frage dennoch auf Widerstandspotenzial bei den Jugendlichen: Mehr als die Hälfte weigert sich, folgenden Satz zu unterschreiben: „Die Amerikaner mögen noch so zivilisiert sein, wirkliche Kultur haben sie nicht.“ Erstaunlicherweise gibt es bei den höher Gebildeten mehr „Pro-Amerikanismus“ als bei den Volksschülern, Mädchen sind noch vorsichtiger in ihren Äußerungen, Alter hat keinen Effekt (was man in der Binnenbetrachtung dieser Kohorte 1938-1946 hätte vermuten können). Amerika ist in der Lebenswelt eines städtischen Jugendlichen offenbar präsenter, hier ist der Einfluss ein hochsignifikanter, zugleich hat politisches Interesse erneut die Kraft, andere Einflussfaktoren zu überlagern: Wer sich nicht interessiert, sollte dieser Plattitüde eher zustimmen.<sup>1467</sup>

Eine interessante retrospektive Frage an den 1965er Datensatz könnte jetzt lauten: Gibt es eine „Avantgarde“ in Sachen kommerzieller, außerhäuslicher und damals als neu apostrophierter jugendlicher Freizeitkultur – und wenn ja, wodurch zeichnet sich diese aus? Zunächst die nach Geschlecht getrennte Unterteilung außerhäuslicher Freizeitgestaltung in Form von Kino, Tanzen gehen und Freunde treffen. Die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Ausgehverhalten erscheinen auf den ersten Blick vorhanden, aber nicht groß. Dass es aber doch deutliche und signifikante Unterschiede zwischen ihnen gibt, zeigt anschließend eine multivariate Kontrolle.

---

<sup>1465</sup> Allerbeck/Hoeg, Jugend, S. 40.

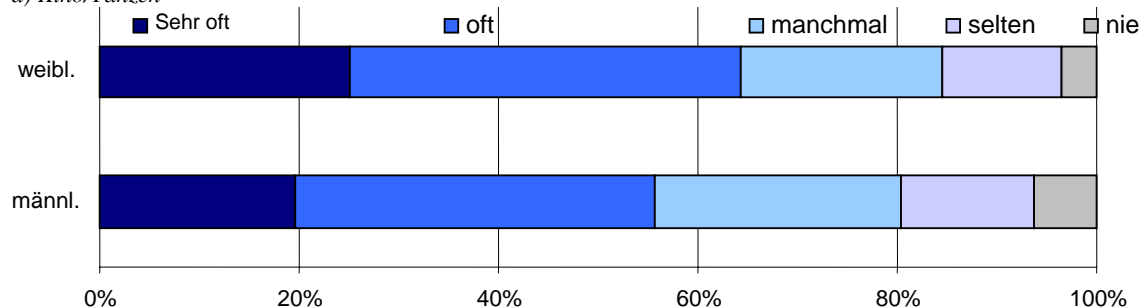
<sup>1466</sup> EMNID 1965, v26 v432.

<sup>1467</sup> Wobei nicht gemeint ist, dass man als politisch Interessierter nicht auch anti-amerikanisch sein konnte. Modell nach DIVO 1962 mit v149 und v92, v311, v313, v297, v312, v116 – vorbehaltlich schlechter  $R^2$ -Werte. Dass höherer Pro-Amerika-Einstellung ein Merkmal Jüngerer war, bestätigt Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. 547.

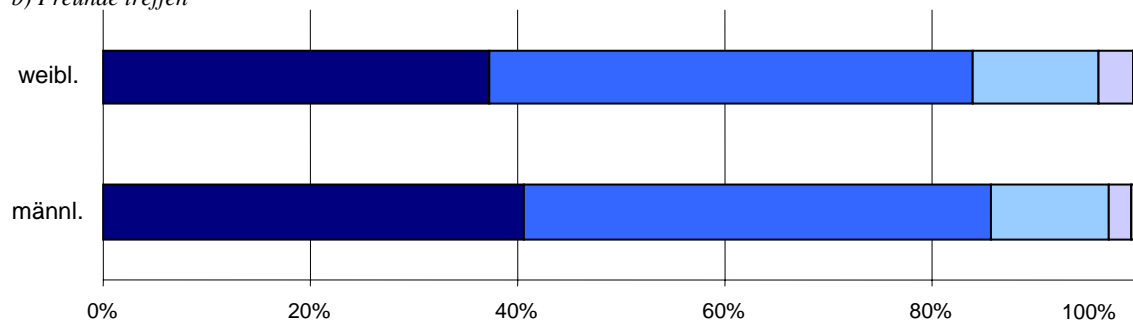
# **GRAFIK 17 Freunde treffen und ins Kino/ zum Tanzen gehen 1965**

(14-21-Jährige)

a) Kino/Tanzen



b) Freunde treffen



(EMNID V, v30 v 38 v 26)

Zunächst wurden diejenigen Befragten herausgefiltert, die angaben, sich „sehr oft“ mit Freunden zu treffen („Gesellungs-Komponente“, v26), „sehr oft“ ins Kino oder zum Tanzen zu gehen (außerhäusliche konsumorientierte Komponente, v38) und „sehr gerne“ Tanzmusik zu hören (ästhetische Komponente, v30). Damit wurde eine Gruppe generiert, die man dann als Avantgarde im Sinne der oben beschriebenen „Teenagerkultur“ bezeichnen könnte. Zu dieser Gruppe gehören bei den Geburtsjahrgängen 1944 bis 1951 immerhin 12,1 Prozent. Führt man hinsichtlich dieses zusammengefassten „Avangarde-Index“ ein Logit-Modell durch, indem die Wahrscheinlichkeit für die so gebildete „Teenagerkultur“ datenbereinigt voraussagt wird.

TABELLE 72 „Teenagerkultur-Aktivist\* 1965

(14-21-Jährige, nur mit Top-Nennungen in v30, v26, v38)

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
Geschlecht (Ref.: männl)	.42*	.44*	.44*	.43*	.38*	.38*	.38*	.43*	.48**
Alter (Ref.: 14-/15-Jährige)									
16/17-Jährige		-.08	-.08	-.07	.09	.09	.09	.02	.02
18/19-Jährige		.42	.42	.45	.59*	.59*	.60*	.27	.27
20/21-Jährige		.01	.01	.01	.15	.15	.16	-.30	-.30
Haushaltseinkommen (Ref.: <400DM)			-.10	.04	.06	.07	.07	.03	.27
Vaterberuf (Ref.: Arbeiter)									
Angestellter				-.55*	-.24	-.24	-.24	-.20	-.21
Beamter/Behördenangestellter				-.43	-.11	-.11	-.11	-.09	-.05
Selbst./Freie Berufe				-.35	-.11	-.11	-.11	-.05	-.00
Landwirt/Gärtner				.25	.03	.29	.29	.31	.45
Rentner/Pensionär				-.11	.05	.05	.05	.05	.10
Schulbildung (Ref.: Volksschüler)									
Schulclassener mit VS					-.33	-.35	-.35	-.37	-.40
Realschüler/Mittelschüler					-1.16*	-1.16*	-1.20*	-1.08*	-1.09*
Schulclassener Mittlere R.					-1.93***	-1.9**	-1.93***	-1.89***	-2.01***
Oberschüler					-1.04**	-1.04*	-1.04**	-.81*	-.93*
Student					-1.68	-1.68	-1.68	-1.37	-1.50
Ortsgröße Heimatort (Ref.: < 2.000 Ew.)						-.01	-.01	-.02	-.02
Anwesenheit Dritter (Ref.: allein)							-0.3	-.04	-.04
Eigener Verdienst (Ref.: kein)								.00**	.01*
Verfügbare Freizeit Sa (Ref.: keine)									.01*
N	1202	1202	1202	1202	1176	1176	1176	1176	1176
Pseudo R <sup>2</sup>	0,06	0,013	0,013	0,02	0,05	0,05	0,05	0,06	0,06

(EMNID V, v429 v 430 v 434 v436 v446 v475 v474 v471 v457)

Mit Blick auf das umfangreiche Logit-Modell ist zunächst ein signifikanter Geschlechtereffekt evident, der sich unter Hinzunahme von Verdienst und verfügbarer Freizeit sogar noch verstärkt. Demnach zeigen sich die jungen Frauen überproportional der Teenagerkultur zugehörig. Während die Bildungsherkunft bezüglich der hier verhandelten „Spaßkultur“ der 1960er Jahre keinen oder nur einen sehr geringen Einfluss zu haben scheint, offenbart die eigene Schulbildung einen um so deutlicheren: Dieser Effekt ist dabei weit davon entfernt, eine „lineare“ Wirkung zu zeigen. Es lässt sich demnach nicht sagen, dass eine höhere Bildung der Zugehörigkeit zur Teenager-Kultur förderlich sei. Hingegen wird mit Hilfe der eingeführten Dummy-Bildungsvariablen deutlich, welche Bildungsschichten unter welchen Randbedingungen überproportional in dieser „Kulturschicht“ vertreten sind. Zeigten sich in den Modellschritten V, VI und VII vor allem die Volksschüler der so konstruierten Teenager-Kultur verschrieben, offenbart die Hinzunahme der Variablen Verdienst (Modell VIII) und verfügbare Freizeit (Modell IX), dass es die Oberschülerinnen sind, die überproportional in dieser Gruppe aktiv sind – vorausgesetzt, sie haben Geld und – was ebenfalls eine sehr wichtige Komponente darstellt – ihnen steht am Samstag freie Zeit zur Verfügung. Damit sind es deutlich die mittleren Gebildeten, die dem Typus des neuen Jugendlichen entsprechen, wobei hier nicht zu vergessen ist, dass auch ein Teil von ihnen in ihrem weiteren Bildungsverlauf Hochschulen besuchen und damit auch dort die Kultur beeinflussen

werden. Im Modell erweist sich übrigens ebenso die Ortsgröße als genauso einflusslose Variable wie der vermutete und an anderer Stelle erwiesene Effekt durch das Beisein erwachsener Dritter.

Aus empirischer Sicht bleibt auch in diesem zugegeben reichlich „forschen“ Ausblick in die frühen 60er Jahre die Behauptung, dass die 50er als jugendkulturelle Sattelzeit für eine sichtbare Teilkultur in den 60ern zu sehen ist, auf wenige Indizien beschränkt – gerade dann, wenn man bedenkt, dass für die Gesamtgesellschaft nachgewiesen ist, dass sich wichtige Dimensionen für Wertewandel (Kirchgang, Arbeitsethos, politisches Interesse, Erziehungsideale) in diesem Zeitraum kaum und erst ab Mitte der 60er Jahre deutlich verändern, was auch in Vergleichen in den Shell-Studien zwischen den 60er und 80er Jahren offenkundig wird.<sup>1468</sup> Hier erscheint ein Vergleich schwieriger, wenngleich einige Indikatoren dafür sprechen. Insofern ließe sich die These nach der enormen Altersbinnendifferenzierung nur bedingt halten: Was die Freizeitaktivitäten betrifft ja (zusammen mit Zivilstand), was grundsätzliche Einstellungen betrifft, lassen sich (außer bei Erziehungsmethoden) kaum Unterschiede in den Einstellungen eines 14- oder 21-Jährigen finden. Mit der erweiterten Partizipation an höherer Bildung ging in den folgenden zwei Jahrzehnten auch das politische Desinteresse der weiblichen Jugendlichen zurück, Bildung erweist sich als insgesamt zentrale, Geschlecht als schon leicht schwindende Erklärungsvariable.

#### **4.4 Zusammenfassung**

Der empirisch fundierte Ausblick in 4.3 konnte nicht nur zeigen, dass statistische Auswertungen, wie sie mit den Umfragen ab den 60er Jahren möglich sind, um einiges exakter sind. Die Studien bieten in dieser Form auch deutlich mehr Möglichkeiten, zeithistorisch wichtige Fragen an die Daten zu stellen, die zum damaligen Zeitpunkt noch nicht „fragbar“ waren oder Zusammenhänge zu prüfen, die man erst im Rückblick und im Blick auf die „longue durée“ als bedeutsam erachtet. Demgegenüber erscheint bei den Studien, die nicht computergestützt auswertbar sind, die Metaebene – was und wie gefragt wird, in welchem Kontext die Ergebnisse diskutiert werden – fast aufschlussreicher als die empirischen Befunde selbst. Eine Re-Analyse konnte hier eher Tendenzen andeuten, als dass sie ein differenziertes Gesamtprofil anbieten kann. Markante Inkonsistenzen ergeben sich nicht allein aufgrund des vorgenommenen Quellen- und Methodenmixes, sie stehen hier auch für etwas anderes, nämlich für eine historische Zeit des Umbruchs, die stark von Gleichzeitigkeiten geprägt ist: Familienidyll und Halbstarkenrebellion, Normierungsversuche und Ausdifferenzierung von Geschmack, politisches Desinteresse und erwachendes jugendliches Selbstverständnis.

Für die „Fragen an die skeptische Generation“ scheint die Analyse in weiten Teilen die zeitgenössische Lesart zu bestätigen: Tatsächlich deuten die Zahlen auf geringes politisches Interesse und Engagement hin, die politische Einstellung ist konservativ, in Teilen auch autoritär. Sozialer

---

<sup>1468</sup> Vgl. Heiner Meulemann, Wertewandel, kulturelle Teilhabe und sozialer Wandel, Köln 1981.

Aufstieg und materieller Erfolg, aber auch Familie sind unbestritten wichtige Werte, Vorbilder rekrutiert man aus dem engsten Umkreis. Brav ist, wenn nicht der Jugendliche selbst, so doch sein, und besonders *ihr* Antwortverhalten in den Umfragen. Sicherheit nicht nur in der politischen, sondern auch in der ökonomischen persönlichen Lebenslage ist ein knappes Gut, das den – nicht als generationsspezifisch zu interpretierenden – Erwartungshorizont der Gesellschaft in der ersten Hälfte der 50er Jahre stark bestimmt. Die Geschlechterrollen werden noch traditionell definiert. Die Lebens- und Wertewelt wird weitestgehend gerahmt von soziokulturellen Milieus, von den als kollektiv gesetzten Werten der Wiederaufbaugesellschaft (Fleiß, Tüchtigkeit, Aufstiegsstreben) und von einigen neuen, liberaleren Elementen, die sich am ehesten in den Vorstellungen im Bereich Kultur bzw. Medien und unter Vorbehalt bei Gesellung und Partnerschaft manifestieren. Tatsächlich scheint im Freizeitbereich am meisten in Bewegung, ein Feld, auf dem vielfach die Frage nach Teil-/Subkultur, nach Integration und Ähnlichkeit festgemacht wurde. Auf den ersten Blick sind aber auch hier die unspektakulären Ergebnisse zu den Einstellungen und Verhaltensweisen aus heutiger Sicht nicht als besonders „jugendlich“ zu bezeichnen. Die Ergebnisse deuten im Gegenteil eher auf konventionelle Weltbilder hin.<sup>1469</sup> Parallel lassen sich aber Indizien für eine wachsende „habituelle Eigenständigkeit“ der Jugend finden, was das Austesten an Freiheiten, eine latente Unzufriedenheit mit erwachsener Intoleranz und neuen Ausdrucksformen, zum Beispiel Jugendmode oder Tanz betrifft – ohne deshalb „autonom“ zu sein.

„Juvenilität“ als einheitliche Idealform ist demgegenüber mehr eine phänomenologische Entdeckung, als dies in den Studien markant herauszulesen ist. Definitiv gibt es aber einen Schub durch die Anfang der 1940er und noch stärker durch die Mitte der 1940er geborenen Jahrgänge, die ab Mitte der 50er Jahre in die von den Experten definierte Lebensphase Jugend kommen und die diese Gruppe zahlenmäßig ab Anfang der 60er Jahre dominieren. Deren „Erwartungshorizont“ hatte sich schon deutlich ausgedehnt. Indizien dafür gibt es auch jenseits der Umfragen. So erwähnt auch Schildt die große Aufsatz-Erhebung unter 14-jährigen Volksschülern, die 1956 unter dem Titel „Wie ich mir mein späteres Leben vorstelle“ vor allem erlebnisorientierte Freizeitwünsche (Reisen, Sport, Film) artikulieren.<sup>1470</sup> Dabei wandeln sich auch die Begrifflichkeiten und deren Implikationen: Weg von „Jugend“, hin zur „jugendlichen“ Verhaltensform, die eine nicht unbedingt an eine Altersstufe geknüpfte Rolle darstellt.<sup>1471</sup> Sicherlich ist im längerfristigen Ver-

---

<sup>1469</sup> Auch die Zeitschrift *deutsche jugend* bilanziert nach einer Erhebung zum Freizeitverhalten 1960 fast schon enttäuscht „(...) Schlafen, Kino, Fernsehen, Biertrinken und Langeweile. Wenn von überfüllten Tanz-Bierbars, ausverkauften Kinovorstellungen und vollbesetzten Milchbars am Wochenende die Rede ist, dann bedeutet das aber nicht, daß sich der überwiegende Teil der Jugendlichen amüsiert oder vergnügt.“ Sarah Sonntag, *Am Samstag fängt die Woche an ...*, in *deutsche jugend* 8 (1960), S. 258-273; S. 230.

<sup>1470</sup> Vgl. Schildt, *Zeiten*, S. 166 nach Herrmann Oblinger, *Über die Zukunftsvorstellung des Volksschulkindes. Ein Beitrag zur pädagogischen Tatsachenforschung*, München 1956.

<sup>1471</sup> Und dies nicht erst bei Tenbruck u.a., sondern schon bei Schelsky: „Diese Generationsnivellierung des sozialen Verhaltens bedeutet keineswegs nur, daß der Jugend frühzeitig Erwachsenenrollen angesonnen werden (...), sondern auch umgekehrt, daß Jugendverhaltensformen, gerade weil sie ‚Rollen‘ sind und nicht die Ganzheit der Person als jugendlich voraussetzen, von Erwachsenen, ja unter Umständen noch von älteren Menschen aufgenommen werden können.“ Schelsky, *Generation*, S. 108.

gleich auch eine Annäherung im Habitus der Geschlechter zu konstatieren<sup>1472</sup>; Gender ist gleichwohl in den 50er Jahren neben der Variable Bildung in Verbindung mit sozialer Herkunft die wichtigste Unterscheidungskategorie. Und deshalb verwundert es, wie in den zeitgenössischen Analysen über diese zentrale Variable hinweggegangen wird.

Die formalen und unsichtbaren Kontrollmechanismen sind für Heranwachsende zunächst enorm. Ablesbar ist dies unter anderem in der patriarchalischen Entscheidungsgewalt in den Familien und in den Erziehungsmethoden. Die Möglichkeiten und Räume zur „Netzwerkbildung“ waren eingeschränkt und reglementiert – und nicht zuletzt bestimmt durch die Tatsache, dass in Alltag und Freizeit Erwachsene zahlreichen „Zugriff“ auf das Verhalten der Jugendlichen hatten. Dies dokumentieren die vorwiegend abhängige Wohnsituation, die – allerdings schwindende – Dominanz altersheterogener Gruppen und die eingeschränkte Mobilität. Vor allem aber ist entscheidend, dass für die meisten der Über-14-Jährigen der Einstieg in die Berufstätigkeit im Mittelpunkt ihrer Lebenswelt stand. Mehr als drei Viertel verließen ja bereits zu diesem Zeitpunkt die Schule und fanden meist als Lehrling den Einstieg in die Berufswelt. Viel Zeit wird also in altersheterogenen Gruppen, in den Betrieben und Familien verbracht. Eine vergleichsweise exklusiv ausgedehnte Jugendphase im Sinne von altershomogen dominierten Schutzräumen war den Oberschülern und Studenten vorbehalten, und man kann zurecht fragen, wo eigentlich die Schnittpunkte zwischen diesen, in Alltag und Habitus doch sehr unterschiedlichen Jugendtypen von 17-jährigen Gymnasiasten und gleichaltrigen Schlossergesellen liegen sollen. Sozialisation im altersheterogenen Betrieb läuft jedenfalls gänzlich anders ab als in der Schule in der Gruppe von Gleichaltrigen. Damit sind soziale Prädispositionen, sind aber auch die Jugendkonzepte mit Zinnecker als „ideologische Mittler klassenbezogener Reproduktionsstrategien und Jugendhabitus“ zu begreifen.<sup>1473</sup>

Die „Eigengruppe Jugendliche“ als von der Gesellschaft noch nicht endgültig aus dem Erziehungs- und Bildungssystem entlassene und „fertige“ Bürger wird auch dementsprechend behandelt. Erst durch den Verschulungsprozess ändert sich später das Profil der jüngeren Jugendlichen, die dann nicht mehr exklusiv männliche Gymnasiasten sind. Daneben scheinen aber auch schon das frühere Mitprägen eines kulturellen Koordinatensystems und der Einbezug in den Markt durch. Und die viel diskutierte Amerikanisierung? Die Erzeugnisse der US-Populärkultur schlagen augenscheinlich unterschiedlich stark ein, sind in den Umfragen aber nur in Ansätzen als Wunschbild nachweisbar. Die Ergebnisse entsprechen jedenfalls nicht den Thesen der Jugendschützer.<sup>1474</sup>

Hinsichtlich der Frage einer auf neuen Freizeitformen basierenden Jugendkultur könnte man nach der Auswertung der Umfragedaten folgende Struktur sehen:

---

<sup>1472</sup> Mitterauer, Sozialgeschichte, S. 95.

<sup>1473</sup> Zinnecker, Jugend, in: Heitmeyer, Jugendforschung, S. 112.

<sup>1474</sup> Dieser Befund deckt sich mit der Regionalstudie von Volker Böge, Außer Rand und Band? Elmsbütteler Jugend in den 50er Jahren, Hamburg 1997.

1. Die *körperorientierte, sportliche Freizeit* wurde dominant von männlichen Jugendlichen frequentiert und war in erster Linie auf den Sonntag festgelegt.
2. Der Wert der *kulturellen bzw. Bildungszeit* war allgemein anerkannt, tatsächlich aber ein Beschäftigungsfeld für Minderheiten aus dem bildungsbürgerlichen Milieu.
3. *Sozialkontakte und Vergnügungen* stellten, im Kontext informeller Geselligkeit (Kino, Tanzen), einen zunehmend wichtigen Freizeitbereich für Jugendliche dar.
4. Die *Familienzeit* (hier v.a. das Radiohören) war die übliche Form, den kurzen werktäglichen Feierabend zu verbringen. Insgesamt zeigt sich im Bereich der familiären, häuslichen Freizeit eine starke Überrepräsentation der weiblichen Jugendlichen.

Alternativ könnte man auch andere Kategorien bilden:

1. Sozialkontakte und Vergnügen (geselliges Moment: Ausgehen, Tanzen, Musikhören, „Bummeln“)
2. Produktion subjektiver Schreib- und Musikkultur (Tagebuch, Briefe, Instrumente spielen)
3. Kulturkonsum und Informationsaneignung (kulturelle, politische oder wissenschaftliche Lektüre, berufliche Weiterbildung, Museen/Theater besuchen)
4. Technik, Sport (Motorrad fahren, aktiv Sport treiben)
5. Familienzentrierte und häusliche Freizeit.<sup>1475</sup>

Nach einer solchen Aufteilung müsste man feststellen, dass aufgrund eingeschränkter zeitlicher und finanzieller Möglichkeiten die familienzentrierte, häusliche Freizeit für die überwiegende Zahl gerade der Jüngeren und der Mädchen lange Zeit dominierte, Sozialkontakte und Vergnügen in unterschiedlicher Privilegierung und Gestaltung ein zentrales Element für „Jugendkultur“ darstellten und gerade im Kultur- und Medienkonsum bildungsabhängige Präferenzsysteme voll durchschlugen. Und das ist noch lange nicht individualitätsbezogen. Auch der Begriff Subkultur erscheint hier unpassend, da die angedeuteten neuartigen Lebensstile ja von ihrem Herkunftsmilieu meist nicht zu trennen sind.<sup>1476</sup>

Der Fokus auf mögliche Binnendifferenzierungen hat ergeben, dass es so etwas wie Post-adoleszenz als Pufferzone im Lebenslauf in Ansätzen auch damals schon gab – nur eben früher. Die 21-24-Jährigen, in den Umfragen als Jugendliche befragt, waren rechtlich erwachsen und standen auch zumeist „mit beiden Beinen im Leben“, wie man damals wahrscheinlich gesagt hätte. Sie waren integriert in die Erwachsenenengesellschaft, weil zumeist verheiratet und fest berufstätig. Was man heute „Mündigkeit ohne wirtschaftliche Grundlage“<sup>1477</sup> nennt, könnte man für damalige Verhältnisse als eine „teilweise wirtschaftliche Grundlage ohne Mündigkeit“ bezeichnen. Die Alterseingrenzung 15-24 weitet also formal die Jugendphase schon aus, bevor diese ab den

<sup>1475</sup> Diese Freizeitkategorien mit Veränderungen übernommen von Bernart, Jugend.

<sup>1476</sup> Vgl. Wilfried Ferchhoff, Jugendkulturen im 20. Jahrhundert. Von den sozialmilieuspezifischen Jugendsubkulturen zu den individualitätsbezogenen Jugendkulturen, Frankfurt a.M. 1990, S. 65-76. Griese, Jugend(sub)kultur(en) – Facetten, S. 37-47.

<sup>1477</sup> Gillis, Geschichte, S. 206.



60er Jahren vor allem durch Bildungsreformen und Ausweitung juveniler Lebensstile tatsächlich in das ganze dritte Lebensjahrzehnt ausgedehnt wurde.

So kann man in den 50er Jahren weniger von einer Homogenisierung von Lebensläufen und Lebensstilen, eher im Gegenteil von einer Pluralisierung von Lebensstilen und Jugendkulturen sprechen. Wie in den anderen westlichen Industrieländern auch, scheint es aber genügend Platz und Stilmittel für die Existenz pluraler Jugendkulturen gegeben zu haben – die Phänomene der Halbstarken und Jazzer kündigen es an, ohne dass zunächst von „nachbürgerlichen Kulturverhältnissen“ die Rede sein könnte. Entscheidend ist dabei: Die Verkörperung von Jugend bleibt nicht mehr dem männlichen Oberschüler oder Studenten vorbehalten. Dieser ist zunächst noch die Vergleichsgröße schlechthin – mit Überraschung wird aber zur Kenntnis genommen, dass auch Arbeiterjugendliche Trendsetter sein können. In jedem Fall ist eine Erweiterung der Möglichkeiten für diejenigen zu konstatieren, die vorher am Freiraum Jugend weniger oder gar nicht partizipiert hatten. Man könnte also sagen, dass Jugend als „ideologische Behauptung“ ab den 50er Jahren zunehmend auch Realität wird.<sup>1478</sup> Sodann erweitert sich auch die Perspektive, die all das untersucht, was zur Jugend gehört, wenngleich einige Elemente vom ursprünglichen, exklusiven Jugendbild sich in der Folge in der erweiterten Phase der Postadoleszenz im Konzept der freien Persönlichkeitsentfaltung unter entschärften Bedingungen wiederfinden. Und die Zahlen sprechen für Maases Beobachtung, dass, deutlicher als beim Rock ‘n’ Roll und bei der Teenagemusik, mit dem Beat ab Anfang der 60er Jahre die (proletarisch geprägte) „Populärkultur ihren Einfluss auf die künftigen Vertreter der tonangebenden gebildeten Mittelschichten und akademischen Eliten erweiterte.“<sup>1479</sup> In den 50er Jahren ist der Graben zwischen Hoch- und Popkultur, mithin auch zwischen den Lebenswelten der Bürgertöchter und Arbeitersöhne, noch nachweisbar größer. Am deutlichsten ablesbar erscheinen die neuen Tendenzen in der Mediennutzung:

- ▶ Es gibt einen signifikanten Zuwachs an Auswahlmöglichkeiten zwischen Medienformen und hinsichtlich der angebotenen Inhalte, diese werden zielgruppengenaue. Dennoch gibt es, da behielt Blücher recht, in den folgenden Jahrzehnten eine Kontinuität in der Struktur des jugendlichen Freizeitverhaltens; bei unübersehbarer Vervielfältigung und Ausdifferenzierung der Freizeitoptionen, denen die Umfragetechnik Tribut zollt – indem sie ihrerseits auf die Pluralisierung von Medien- und Freizeitformen eingeht.<sup>1480</sup>
- ▶ Es gibt zunehmend kommerzielle Medienangebote ohne Bildungsauftrag bzw. Bildungssignal und zunehmend auch die finanzielle Möglichkeit, diese spielerisch zu nutzen. Später wird es dann heißen: vom psychosozialen Moratorium zum „psychosozialen Laboratorium“.<sup>1481</sup>

---

<sup>1478</sup> Vgl. Zinnecker, Jugend, in: Heitmeyer, Jugendforschung, S. 99-132.

<sup>1479</sup> Kaspar Maase, Körper, Konsum, Genuss – Jugendkultur und mentaler Wandel in den beiden deutschen Gesellschaften, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 45 (2003), S. 9-16, hier: S. 11. Maase hebt eine weitere wichtige Erweiterung bei der Beat-Rezeption hervor: Die Amalgamierung der Pop-Musik mit progressiv-demokratischem, gesellschaftskritischem Charakter.

<sup>1480</sup> Vgl. Werner Thole, Jugend, Freizeit, Medien, in: Krüger/Grunert, Handbuch, S. 1-33.

<sup>1481</sup> Waldemar Vogelgesang, „Meine Zukunft bin ich!“ Alltag und Lebensplanung Jugendlicher, Frankfurt a.M./New York 2001, S. 12.

- ▶ Daneben wird die Nutzung von mehreren Medien immer selbstverständlicher, die Auswahl zunehmend selbstbestimmter, die „Medienhoheit“ der Eltern wird zwar nicht gebrochen, aber sie beginnt zu bröckeln.
- ▶ Zu beobachten sind zunächst steigende, v.a. staatliche und kirchliche, Anstrengungen zur Restriktion von Mediennutzung (Gesetzgebung, FSK, Jugendschutzkampagnen etc.), später dann abnehmende Kontrollmöglichkeiten. Das hängt unter anderem mit der von Zinnecker beschriebenen Entwicklung zusammen, dass sich der Modus der Konstruktion von Jugend ändert: von einer autoritär ‚verordneten‘ Zuschreibung durch Institutionen, die direkte Verfügungsgewalt über die Jugend haben, „in Richtung eines marktgenerierten Wettbewerbs um die zugkräftigste (...) Definition des Jungseins.“<sup>1482</sup>
- ▶ Eine Erweiterung der Räume macht unorganisierte Großveranstaltungen im Freizeitbereich ausführbarer: Kinopaläste und die Entwicklung einer nicht örtlich gebundenen Musikszene bieten Möglichkeiten einer Medien-Inszenierung, wie erstmals bei den Halbstarken-Krawallen 1956-58 geschehen, sowie Möglichkeiten zu „imagined communities“ via Öffentlichkeit (Jugendzeitschriften) und damit: entpädagogisierte Nischen im pädagogisierten Moratorium mittels neuer Medien und Peers, außerdem eine Internationalisierung von Jugendkultur.

Dies alles ist wohlgemerkt jeweils nur als Tendenz zu verstehen, als „Farbtupfer im Freizeitalltag“, der im Großen und Ganzen durch Turnverein, Schmöcker und gelegentliche Fahrradtouren gekennzeichnet ist. Medien und Mediennutzung können dann, allerdings in ihrer langfristigen Entwicklung, zu etwas „Drittem“, zu einem „Feld vielfacher Optionen und Aufmerksamkeitsobjekte“ werden, was wie eine Art Pufferzone im Umgang der Generationen miteinander entschärfend wirkt und Hierarchien ausdünnt.<sup>1483</sup>

Zu konstatieren wäre hier also eine Modernisierung auf dem Gebiet des Alltags, zunehmende Teilnahme am Massenkonsum, eine Pionierstellung der Jüngeren in der Entdeckung neuer (Medien-)

Technologien, mit Ausnahme des Fernsehens; jedoch alles im bescheidenen Maßstab und wichtiger noch als ein Möglichkeitsraum, der sich auftat. In den Konsumhoffnungen, so Adelheid von Saldern, tat sich jedoch schon ein „generationsbezogener alltagskultureller Nonkonformismus“ als eine Chance auf, die sich dann in den 60er Jahren materialisierte – „und in den Jeans seinen symbolischen Ausdruck fand.“<sup>1484</sup> Nicht nur in diesem Symbol kann Modernisierung auch als Informalisierung verstanden werden. Traditionelle Bindungen, verstanden als Verhaftet-Sein in identitätsstiftenden und sozialdisziplinierenden Instanzen, lösen sich nicht gänzlich auf, wenn, dann gilt das für die traditionellen sozio-moralischen Milieus eher als für die familiären

---

<sup>1482</sup> Zinnecker, Forschung, S. 11.

<sup>1483</sup> Kerlen, Jugend, S. 165.

<sup>1484</sup> Von Saldern, Kulturdebatte, S. 108.

Bindungen. Aber neue informelle Bindungen kommen für eine große Anzahl Jugendlicher hinzu oder werden stärker.

Bezüglich generationeller Gemeinsamkeit haben sich immerhin einzelne Elemente finden lassen. Über die objektiv erweiterten Lebensmöglichkeiten und ökonomischen Spielräume hinaus lassen sich genügend Hinweise auf Gemeinsamkeiten von Erfahrungen, Handlungsweisen und Grundeinstellungen finden, die eine hier neu abgesteckte Jugend von 16-18-Jährigen Anfang/Mitte der 50er von denjenigen, die Anfang/Mitte der 60er in diesem Alter waren, unterscheidet, die wir mit den Umfragen der 60er Jahre erfassen können. Und davor wäre die skeptische Generation zu setzen: Das sind dann die 1930-1935 Geborenen, die als Kinder noch nationalsozialistisch indoktriniert wurden und, allen Unkenrufen zum Trotz, die erste „tüchtige“ Arbeitsgeneration der jungen Bundesrepublik wurde.

## 5. SCHLUSSBEMERKUNG

Durch eine retrospektive Beschäftigung mit einem vergangenen Zukunftsprojekt, das Jugend immer ist, handelt man sich viele Beobachtungsdimensionen ein. Jugend als Altersgruppe, als vermeintlich (teil)kulturelle Gruppe, als Werteideal oder Negativfolie bleibt letztlich schwer zu fassen. Umso ertragreicher erwies sich die Erweiterung auf das Feld der „Jugendbilder“. Jugend befindet sich in einer Gesellschaft, die sich angeblich das Credo „Keine Experimente“ auf die Fahnen geschrieben hatte, in erstaunlicher Bewegung. Und „Jugendbilder“ erweisen sich als wichtige Vehikel gesellschaftlicher Selbstthematisierung. Insofern ist auch der Geschichte der Jugend immer die Geschichte der Gesellschaftsbeobachtung, der Jugendforschung eingeschrieben. Der anfängliche Verdacht, die Kapiteleinteilung dieser Arbeit in 1. Kontexte, 2. Diskurse und 3. Umfragen könne sich als zu idealtypisch, vielleicht auch als etwas zu starr erweisen, hat sich bestätigt. Schließlich ließen sich die Themenkomplexe wegen ihrer herausgearbeiteten Interdependenzen nicht gänzlich voneinander trennen. Gerade diese Interdependenzen sowie die Inkongruenzen von realem Kontext, diskursiver Verhandlung und Umfragedaten sind aber ein ganz wesentliches Ergebnis dieser Analyse. Unter Bezugnahme auf die anfangs formulierten vier Leit-motive, ließe sich dieses Ergebnis abschließend folgendermaßen ausdifferenzieren.

- (1) Reales Jugendleben in der frühen Bundesrepublik ist nicht widersprüchlich, sondern buchstäblich „vielschichtig“.

Selbst die verhältnismäßig unterkomplexen Studien der 50er Jahre haben deutlich gemacht, dass die Lebensbedingungen, Einstellungen und Verhaltensweisen sich je nach Alter, Geschlecht, Stadt/Land, Bildung oder sozialer Herkunft so eklatant unterscheiden, dass der Forschungsgegenstand Jugend zu einem „virtuellen“ wird – genauso wie man davon ausgehen kann, dass die Fremddefinition zur „sozialen Gruppe“ als „Gemeinschaft“ nur imaginiert ist. Dazu erscheinen die Versuche, objektive Merkmale zu definieren, zu unscharf. Das Vorhandensein eines Zusammengehörigkeitsgefühls kann nur vermutet werden, ist empirisch aber nicht belegbar. Jugend findet parallel und versetzt statt: Bei männlichen Arbeiterjugendlichen kurz und kräftig zwischen der Entlassung aus der Volksschule mit 14 und dem Berufsabschluss bzw. den Heiratsvorbereitungen; bei Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten ist dies strukturell ähnlich, nur mit weniger Geld und Zeit zur Verfügung – und noch etwas kürzer (vgl. niedrigeres Heiratsalter). Bei männlichen Oberschülern ist die Jugendphase länger und bei Studenten bis in die 20er hinein ausgedehnt. Dafür stehen sie länger unter dem Regiment der Familie. Die kontroll-freieste Phase erreichen sie erst mit Anfang 20, das gilt noch stärker für die wenigen Studentinnen. Die Landjugend ist schließlich die unterprivilegierteste Gruppe, wenn es darum ging, Jugend als Zwischenphase vor den Pflichten des Erwachsenseins auszunutzen.

Am Ende scheint sich ein Grundwiderspruch in der modernen Jugendforschung wie auch in dieser Arbeit zu bestätigen: Man redet ständig von einer Jugend, von der man behauptet, dass es sie nicht

gebe. Doch Jugend ist eben doch mehr als „nur ein Wort“ (Bourdieu), sie ist eine historisch jeweils unterschiedlich fassbare Analyseeinheit. Parallel zur Historizität des Untersuchungsobjekts selbst steht auch das geschichtliche Gewachsensein der Vorstellungen vom Objekt, was als „Beobachtung zweiter Ordnung“ noch aufschlussreicher ist: Jugend als Untersuchungsobjekt der Erwachsenenengesellschaft, hier in erster Linie der Expertengruppen und Institutionen, sowie als gesellschaftlich definiertes „Problem“, das schon dadurch an Brisanz gewinnt, dass man zunehmend das Gefühl hat, in „dynamischen“ Zeiten zu leben, dass also der traditionelle Kultur- und Wertetransfer nicht so umstandslos funktioniert wie gewünscht – was aber im Grunde schon vorher, durch den Aufbau einer Staatsjugend im Nationalsozialismus radikal infrage gestellt worden war. Gleichzeitig ist in der Jugendforschung die Verwissenschaftlichung des Sozialen ablesbar, in der popularisierte wissenschaftliche Erkenntnis für die Beschreibung gesellschaftlicher Problemfelder ebenso dient wie zu deren sozialtechnologischer Überwindung. Und außerdem macht die Erforschung von Jugend – ungeachtet des Realitätsgehalts von Begriffen wie Jugend oder Generation – diese dem Thomas-Theorem gemäß zur realen Größe. Insofern ist Peter Dudek zuzustimmen, wenn er sagt, dass die Frage, was Jugend eigentlich sei, letztlich nicht zu beantworten bzw. falsch gestellt sei. Das jedoch gilt für viele Begriffe, die soziale Wirklichkeit zu beschreiben versuchen und dabei nur Annäherungen erreichen, sodass die Frage genauer lauten müsste: Was gilt zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Gebiet in definierten Diskursgrenzen als Jugend, und in welchen konkreten Rahmenbedingungen agiert diese so definierte Gruppe?

Vielleicht ist ja schon die länger beobachtete „Entstrukturierung der Jugendphase“ bzw. „Zerfaserung des Selbst“ angesichts multipler Alternativen und konturlos werdender Rollen auch ein Grund dafür, dass Jugend bzw. Alter im Gegensatz zu Kategorien wie Klasse und Geschlecht weniger in historischen Analysen vorkommt, obwohl es doch in ihrer Zeitkomponente das historischste sein sollte.<sup>1485</sup> Das erwartete „Mutationspotenzial der Gesellschaft“ ist aber am wenigsten feststellbar. Die Untersuchungselemente selbst, aber auch die Vorstellungen darüber, wann jemand als „jung“ und wann als „alt“ zu gelten hat, ändern sich ständig. Im Zusammenhang mit Juvenilisationsdebatten sollte man nicht nur auf die mitunter sehr augenfälligen Jugendlichkeitsrepräsentationen in den letzten Jahrzehnten hinweisen (Turnschuhe, MP3-Player, Kickboard), sondern auch auf die schlichte Tatsache, dass entgegen aller Diskurse über die überalterte Gesellschaft die potenzielle Jugendzeit u.a. durch zwei Faktoren immer länger geworden ist: erstens durch die längeren Ausbildungszeiten. Während sich zum Beispiel 1952 nur 3,5 Prozent der 21-26-Jährigen im Bildungssystem befanden, sind dies 1975 bereits 14,4 Prozent der Schüler und Studenten und heute mindestens ein Viertel. Und zweitens durch die Single-Gesellschaft. Eheschließung und Gründung einer eigenen Familie werden von der Gesellschaft immer noch als eine wichtige Zäsur zum Eintritt in die Erwachsenenwelt betrachtet. Den oft beschriebenen Großstadt-

---

<sup>1485</sup> Olk, Jugend, S. 73; Tenbruck, Jugend, S. 45.

singles gelingt es aber, einen als typisch jugendlich angesehenen Lebensstil bis über das 30. Lebensjahr hinaus zu bewahren.

Es ging hier auch schon um tief greifende Veränderungen zwischen den frühen 50ern und den frühen 70er Jahren als Vorspiel und als erste Stufe der sogenannten „Fundamentalliberalisierung“ Westdeutschlands. Fundamentale Veränderungen wurden gerade von den Jüngeren in der Gesellschaft miterzeugt und nutzbar gemacht. Vielleicht ist es gar nicht primär diese neue Generation, von der die Anstöße zu gesellschaftlichen Reformen ursprünglich ausgehen. Aber diese Anstöße für Liberalisierungs- und Informalisierungsprozesse fallen doch auf fruchtbaren Boden bei den im Untersuchungszeitraum Sozialisierten und erweisen sich als kompatibel mit deren partiell entwickelter „Teilkultur“ als einer sichtbar gewordenen Andersartigkeit. Eine Andersartigkeit, die sich, wie gezeigt, in Ansätzen vor allem im Kultur- und Medienkonsum sowie der „Gesellung“ und liberaleren Wertemustern schon in den 50er Jahren manifestiert.

Die im Diskurs analysierte „Skepsis“ – das ist hier auffällige Unauffälligkeit. Die politische „Entladung“ des vor 1945 aufgeladenen Jugendbegriffs wird von Teilen der Jugendforschung geflissentlich kritisch, von einem ähnlich großen Teil allerdings eher mit Beruhigung beobachtet – und in Teilen mitgeprägt. Entgegen dem schon klassischen Axiom, dass Jugend zyklisch die radikale Infragestellung des Bestehenden ist, werden hier beruhigende Signale ausgesendet: Die skeptische Generation stabilisiert die Verhältnisse eher, als dass sie diese infrage stellt. Ihr „geschärfter Wirklichkeitssinn“ und ihr „unerbittliches Realitätsverlangen“ sind systemfunktional. Mehr noch: Ihre Avantgardefunktion liegt gerade im Grad ihrer funktional-instrumentellen Anpassung begründet. Wenn man schließlich die selbstbewusste Abschottung der 68er in „Trau keinem über Dreißig!“<sup>1486</sup> nicht als Argwohn gegenüber einer älteren Lebensphase, sondern als Vorbehalt gegen in ihren Augen suspekte Kohorten begreifen würde – die „Generationengrenze“ läge etwa bei 1938. Schelsky selbst geht diesem Rechenspiel in seinem Vorwort zur Taschenbuchauflage der skeptischen Generation von 1975 nach.<sup>1487</sup> Die Andersartigkeit der 30er und 40er Jahrgänge erscheint aber nicht nur im Hinblick auf Politik und „ideologische Weltansichten“ offensichtlich, sondern auch auf dem Gebiet der Kulturpraxis, was, wie in Kapitel 2 gezeigt, in erster Linie durch sich schnell verändernde Lebensbedingungen erklärt werden kann. Die Veränderungen der Rahmenbedingungen und auch des Verhaltens in den Bereichen Freizeit, Konsum und Sexualität sind dabei sicherlich die offensichtlichsten. Gleichzeitig – das würde in einem „richtigen“ Längsschnittvergleich vermutlich noch deutlicher – gewinnt (Selbst-)Initiation der Jugendlichen qua Konsum eine immer größere Bedeutung. Jugendlichkeit beginnt äußerlich immer sichtbarer zu werden. In zweiter Linie ist dies, wie in Kapitel 3 gezeigt, rückgekoppelt an vielschichtige Jugendediskurse zwischen Prohibition und Projektion, die aber insgesamt den Weg vom ideo-

---

<sup>1486</sup> Dass die Altersgrenze dieses Slogans so hoch liegt, hatte zunächst damit zu tun, dass er auf die Nazi-Vergangenheit der Elterngeneration abzielte. Der Spruch ist dann aber auch unpolitisch verwendet worden im Sinne einer selbstbewussten Abgrenzung des eigenständigen jungen, oft auch hedonistischen Lebensstils, der die postadoleszente Phase des zweiten Lebensjahrzehnts mit einschließt.

<sup>1487</sup> Schelsky im Vorwort der Neuauflage seiner skeptischen Generation 1975. Schelsky, Rückblick, S. IX.

logischen zum kulturellen Erklärungsparadigma, von funktional-nüchterner Anpassung zum expressiveren Selbstentwurf mitgehen, ihn vielleicht sogar katalysieren. Selektive Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der Jugendforschung also, von denen man, wie oben gezeigt, vermuten kann, dass sie in den meisten Fällen intentional konstruiert sind.

Dennoch bleibt Generation aus geschichtswissenschaftlicher Sicht ein „Problem-begriff“, wenn man damit gesamtgesellschaftlich gültige Generationen meint. Dies hatte unter anderem mit dem sozial begrenzten, elitären Fokus der Beschreibenden zu tun und war damit die Illusion einer Generalisierbarkeit von eigentlich partikularen Generationserfahrungen. Wenn es sich bei Generationserfahrungen um Erfahrungen handelt, die in der Regel nicht mit den Deutungsmustern der älteren oder einer anderen Generation bewältigt werden können, dann sind Generationen nur als Idealtypen greifbar.<sup>1488</sup> Ein einzelner Idealtypus konnte aufgrund der vorgenommenen Beobachtungen aus den Umfragen und Kontexten, wie eben beschrieben, jedoch nicht konstruiert werden, was Ergebnisse aus der Oral History bestätigt. Die Probleme von Zeitzeugeninterviews sind zwar hinlänglich bekannt, so auch die Tatsache, dass individuelle Erinnerung immer schon verarbeitete und gefilterte Erfahrung ist. Trotzdem kann das nicht über die Irritation hinwegtäuschen, dass sich retrospektiv erzählte Lebensgeschichte und kollektive „Generationsgeschichte“ in vielen Fällen widersprechen. Und dies ist nicht nur ein Problem der Methode der Oral History mit all ihren bekannten Problemen des „falschen Erinnerns“.<sup>1489</sup> In späteren Erhebungen zur individuellen und kollektiven Erinnerung zeigt sich, dass die 50er Jahre für alle Altersstufen, auch für die Jahrgänge 1930-1940, als ruhige Jahre abgespeichert wurden, in denen die persönliche Lebenssituation von zeitgeschichtlichen Ereignissen scheinbar wenig berührt wurde, politische Ereignisse werden kaum erinnert, Brüche retrospektiv nicht gesehen.<sup>1490</sup> Bei den zeithistorischen Zäsuren 1945 oder auch 1948 darf man immerhin vorsichtig davon ausgehen, dass diese gesamtgesellschaftlich gemachten Erfahrungen generationsübergreifend wahrgenommen und verarbeitet worden sind.<sup>1491</sup> Demnach würde sich, wenn schon die altersspezifische Prägung durch herausragende gesellschaftliche und politische Ereignisse in den 50er Jahren nicht gegeben ist, die Generation zunehmend über die Perzeption kultureller Phänomene konstituieren.

„Eine neue Generation?“ Diese Frage verneint Walter Jaide in seiner Abhandlung nach einer Befragung von 400 Jugendlichen von 1961.<sup>1492</sup> Statt eines Generationenmantels stellt er die Vieltätigkeit heraus und entwickelt eine Typologie von sechs möglichen Werthaltungen: 1. Mädchen und Konservative, 2. Naive, 3. Desinteressierte, 4. Distanzierte, 5. Suchende, 6. Ent-

---

<sup>1488</sup> So Giesen, *Generation*, S. 59-72.

<sup>1489</sup> Ein Grundproblem bei den Umfragen ist nicht zuletzt die ständige Varianz der Untersuchungsdesigns. Ein Versuch, die zeitgenössische quantifizierende Herangehensweise mit einer qualitativ ergänzten rückblickenden Befragung zu kontrastieren, wurde mit der Shell-Studie 1985 unternommen. Ebenso die Replikationsstudie von Allerbeck. Klaus R. Allerbeck/Wendy J. Hoag, *Jugend und Wandel – Ergebnisse einer Replikationsstudie*, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 1 (1985), S. 29-42.

<sup>1490</sup> Werner Fuchs/Christine Heinritz, *Erinnerungen an die Fünfziger Jahre*, in: Fischer u.a., *Jugendliche*, Bd. 3, S. 43-96.

<sup>1491</sup> So auch Heinrich, *Kristallisationspunkte*.

<sup>1492</sup> Jaide, *Generation*.

schiedene. Jaide stellt hier, ähnlich wie Schelsky, die Tüchtigkeit, die Solidität, die Normalität und den Realitätssinn der untersuchten Gruppe insgesamt außer Frage. Konservative und Desinteressierte seien die größten Gruppen, ein Drittel gehöre zu den „Suchenden“. Diese Jugend zeichne aus, dass sie „nicht ihrer Zeit hinterdrein oder vorneweg, sondern präsentisch in temperierter Zuwendung mitten in ihr lebt und denkt“.<sup>1493</sup> Und dies verbindet Jaide mit dem später immer wieder auftauchenden Topos, Medien würden auffällige Minderheitenphänomene bei den Jugendlichen hochspielen, wie dies bei den „Anschlagsäulen-Typen“ der Fall sei, jenen „foto-genen, storyhaften, schlagergängigen, Schlagzeilen liefernden Frühlingserwacher, Selbstmörder, Tristesse-Quatscher, Halbstarken und Snobs“.

*Sie gehören zu den Randprovinzen der Gesellschaft und Randgruppen der Generation (z.B. jugendliche Arbeiterinnen, Playboys), die man doch nur ihrer tatsächlichen Bedeutung nach einbeziehen darf. Die Wirkungen, die z.B. von den Showtypen der heutigen Jugendgeneration auf ihre Altersgenossen ausgehen, dürfte sehr viel geringer sein, als man es in Anbetracht der Unterhaltungsindustrie, die von solchen Randfiguren zu leben scheint, annehmen sollte.*<sup>1494</sup>

Jaide selbst hatte bei EMNID eine eigene Jugendstudie in Auftrag gegeben, mit dem Resultat, das so viele auch quantitativ arbeitende Jugendforscher mit Verve vertraten: Verhaltensstabilität im Alltag und eine dem Zeitgeist angepasste Normalität sowohl in der Politik als auch in den Auffassungen von Beruf, Familie und Freizeit.<sup>1495</sup> Eine vielsagende Aussage nach der ersten EMNID-Studie findet sich bei Eugen Kogon in den Frankfurter Heften. In Bezug auf die Tatsache, dass repräsentative Befragungen eben Durchschnittswerte produzieren, fragt Kogon: „Sind es jedoch nicht die Minderheiten, die auf allen Gebieten der Kultur deren Entwicklung bestimmen, durch Einfall, Tat und Versagen?“ Was diese Minderheiten aber entscheiden, führt er fort, „lebt und stirbt durch die Reaktion des Durchschnitts, ganz besonders in demokratischen Gesellschaften“.<sup>1496</sup> Das Übereinanderlegen von Diskurs und gesellschaftlicher Realität, wie es sich empirisch darstellt, zeigt auch: Es gibt einen interessanten, umgekehrten Time-Lag, die Diskussion v.a. kultureller Phänomene findet zum Teil noch vor deren realer Verbreitung statt, beispielsweise Konsumhoffnung statt Konsumrealität, Familienorientierung statt Peers, das Aufzeichnen einer „Freizeitgesellschaft“ – noch bevor diese für weite Teile tatsächlich existierte, was zumindest teilweise mit einem hellstichtigen Erkennen von neuen Trends, zum Teil mit Übertreibung und Alarmismus bei sich gerade entwickelnden Phänomenen erklärt werden kann. Zum Beispiel, was Segregationstendenzen auf dem jugendkulturellen Gebiet betrifft. Offenbar ist dies bereits anhand von Trägergruppen sichtbar, bei den Trendsettern bzw., nach Karl Mannheim, den führenden „Generationstypen“. Dies kommt aber in den Umfragen nicht vor, ist bei den Mittelwerten des „Durchschnittsjugendlichen“ nicht nachweisbar – und wird erst später zum massenwirksamen Habitus. In dem Sinne stehen die Shell-Studien auch in den folgenden Jahrzehnten in der Regel für

<sup>1493</sup> Jaide, *Generation*, S. 133.

<sup>1494</sup> Ebd., S. 11.

<sup>1495</sup> Vgl. Jaide, *Verhältnis*, S. 129.

<sup>1496</sup> Kogon, *Charakterzüge*, S. 269.



eine „Problemneutralisierung“<sup>1497</sup> von Jugend, für eine Entwarnung von öffentlich wahrgenommenen oder medial thematisierten Problemen.

(2) Der Untersuchungszeitraum „frühe Bundesrepublik“ ist breiter als er scheint. Jugend und Jugendbilder ändern sich innerhalb weniger Jahre fundamental.

Wenn Friedrich Tenbruck in einer Zwischenbilanz „25 Jahre Bundesrepublik“ 1974 rückblickend schreibt, dass aus dem Schock der Nachkriegszeit eine Generation herangewachsen sei, für die frühe Selbstständigkeit, Erwerb der nötigen Berufskennntnisse und realistische Einfügung in Gegebenheiten eine pragmatische Selbstverständlichkeit war – die jedoch im Gegensatz zu ihren Eltern gegenüber allen Ideologien Skepsis und Distanz und „eine verschlossene, zweifelnde und gebrochene Haltung gegenüber aller Normativität“ habe, so synthetisierte er bereits damals mehrere Zeiten des Aufwachsens; Aufstiegsorientiertheit und Skepsis wurden mit der gesellschaftskritischen Attitüde der 68er kompatibel gemacht.<sup>1498</sup> In späteren Bewertungen hingegen findet man eine klare, wohl zu ideale Trennung der Generationen. Auf der einen Seite stehen dann die in den 50er Jahren Aufwachsenden, deren Angepasstheit in konservativen Zeiten heraus- und den Rebellen in den bewegten Zeiten der späten 60er gegenübergestellt wird. Und in der Tat erscheint die frühe Bundesrepublik nicht nur als Transmissionsphase für viele gesellschaftliche Entwicklungen, sondern auch als Inkubationszeit einer „neuen Jugend“, die das Eigenrecht auf spezifisch junge Lebensstile und Alltagsnormen betonte. Dieses hatte sie entwickelt, zunächst zaghaft, dann immer lauter. Zuweilen extrovertiert bis aggressiv (Halbstarke), zum Teil mit geliehenen Stimmen in Jugendzeitschriften (BRAVO), schließlich in einem Gemisch aus internationaler Popkultur sowie Prägungen aus konfessionellen und jugendpolitischen Gruppen. Auf die Tatsache, dass solche Entwicklungen mit zahlreichen Inkonsistenzen und Schwenks verbunden sind, wurde mehrfach hingewiesen; ebenso auf die Tatsache, dass retrospektive Bewertungen viel mit der „Zeit danach“ als Folie zu tun haben und zeitgenössische Einschätzungen nicht ohne die jeweilige Vorgeschichte (gedacht als „Sattelzeit“) denkbar sind. Außerdem sei erneut auf die Probleme hingewiesen, wenn man die Einstellungen von auffälligen Sondergruppen als gesamtjugendlich einstuft und beispielsweise angesichts der Halbstarke für die 50er Jahre eine konsumistische Jugend sieht oder die antikapitalistische Attitüde der 68er für allgemein vorherrschend annimmt. Dass diese Stile und Normvorgaben heute dominant sind und in der Richtung von Jung nach Alt vermittelt werden, erscheint ebenso übertrieben und ist zudem eine andere, außerdem eine Geschichte der letzten 30 Jahre. Bemerkenswert ist aber, wie Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg überhaupt erst breite gesellschaftliche Möglichkeit wird, als lebensgeschichtliche Phase gesellschaftlich und individuell auch eine fulminante Aufwertung erfährt. Zuvor war jung sein entweder eine extrem

---

<sup>1497</sup> Vgl. Hartmut M. Giese, Aktuelle Jugendforschung und klassische Jugendtheorien. Ein Modul für erziehungs- und sozialwissenschaftliche Studiengänge, Berlin 2007, S. 8.

<sup>1498</sup> Friedrich H. Tenbruck, Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik, in: Löwenthal/Schwarz, Republik, S. 289-310.

kurze Phase oder ein exklusives Privileg der bürgerlichen Männer. Nun aber wird diese Jugendphase in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum für die einen stark ausgeweitet und für die anderen überhaupt erst existent. Die Staatsjugend im Nationalsozialismus sei hier einmal ausgenommen: Die Tatsache, dass Partei und Staat Jugend als wesentlichsten Bestandteil ihrer Ideologie und als wertvollsten, wenngleich zu indoktrinierenden und lenkenden Teil des „Volkskörpers“ ansah, dass dieses System Jugendliche ganz offensiv privilegierte und gegen die Älteren ausspielte, hätte eine forcierte Segregation zur Folge haben können und genau dies war ja auch eine Hauptbefürchtung der Jugendforschung nach 1945. Nach 1945 hatte dies für ein mögliches jugendliches Eigenleben aber kaum die erwarteten Folgen. Eher im Gegenteil: In der letzten Kriegsphase waren Altersunterschiede eingeebnet worden, es gab kaum noch Schutz- oder Privilegräume aufgrund des Alters. Soldat oder Kriegshelfer war man zum Schluss als 14-Jähriger genauso wie als 40- und 64-Jähriger. In der unmittelbaren Nachkriegszeit entfiel Jugend aufgrund der akuten Not und gemeinsamen Überlebensanstrengung („Wir mussten sehr schnell erwachsen werden“). Wenn, dann profitierten die Kinder (in der Stadt) vom Spielplatz Trümmerlandschaft und dem „Kontrollloch“ der ersten Nachkriegsjahre. Nachträglich hatten die Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Jugendpolitik, der Schock, wie Jugend sich (unter Führung) verselbstständigen kann, doch eher zur Folge, die Heranwachsenden in möglichst engem Rahmen klein zu halten, genau zu beobachten und zu kontrollieren. Und so stand der „Patient Jugend“ unter noch sorgfältigerer öffentlicher Beobachtung als ohnehin schon. Es galt, die Angst vor dem Vakuum zu füllen. Es galt für die Jugendforscher auch zu demonstrieren, welche Mächte die prinzipiell offene Jugend beeinflussen können, denn diese sei ja bereit, sich von der Welt „formen, ja normen zu lassen – von den Blauhemden der östlichen zu bis zu den Bluejeans der westlichen Jugend.“<sup>1499</sup> Überhaupt ist gerade in dieser Phase der Verweis auf die Systemkonkurrenz mit „dem Osten“ nicht nur in den Debatten des Deutschen Bundestages ein gewichtiges Argument, wenn es darum ging, Jugend und ihre Zukunft zu beschreiben. In jedem Fall ging es in der ersten Phase des Untersuchungszeitraums primär immer um die gesellschaftliche Integration der Jugend und um den Nachweis ihrer politischen Harmlosigkeit, später dann verstärkt um die Dauerbeobachtung kultureller Normen, Freizeit und Bildung. Schließlich verschiebt sich in den 70er und frühen 80er Jahren der Schwerpunkt in der Jugendforschung in Richtung Protestbewegungen, dann in Richtung „Jugendstile“. Nach 1990 widmet man sich dem deutsch-deutschen Vergleich Jugend Ost/Jugend West. Verstärkt kommen nun auch psychologische Herangehensweisen wieder ins Spiel, verbunden mit einer (Re-)Integration qualitativer Methoden und einer Ausweitung der Themenpalette, so wie wir sie heute von den Shell-Studien kennen.

Die frühe Umfrageforschung konnte in den 50er Jahren – trotz auffälliger Minderheitengruppen – mit der Diagnose einer „Normalisierung“ des Durchschnittsjugendlichen beruhigen, die Zahlen

---

<sup>1499</sup> Beer, Miterzieher. Der Zusammenhang zwischen Jugendforschung, gesellschaftlicher Zukunftsgestaltung und konsumkritischer Haltung ist hier besonders deutlich: „(...) wir können uns jeden Luxus leisten, nur nicht den, für Jahrzehnte vor auszudenken und um die Zukunft des Volkes und unserer Kultur besorgt zu sein.“ (S. 68).

von 1955 werden 1956 unter dem Titel „Wie stark sind die Halbstarken?“ veröffentlicht, während gleichzeitig die Medien – schon hier wie später auch – das „Agenda-Setting“ für generationelle Trägergruppen katalysierten. Jugend ist aber auch sichtbar die Gruppe, die am frühesten die neuen Möglichkeiten in der Kultur erkannte und den klassenspezifischen Lebensstil abzulegen bereit war. Auf die Frage nach Standardisierung oder Individualisierung von Lebensläufen müsste man sagen: beides. Einerseits ist die Standardisierung und Normierung von Lebensläufen und Bildungslaufbahnen zu beobachten. Auf der anderen Seite die beschriebenen Anfänge von Modernisierung, verstanden als Loslösung von traditionellen Lebenswelten und Milieus, Entstehung einer ersten Basis für subkulturelle Eigenwege. Auf lange Sicht lässt sich dann ab Mitte der 60er Jahre eine Destandardisierung von Normalbiografien beobachten und im Vergleich eine deutlich höhere soziale Mobilität, die insgesamt mit einem „erweiterten Jugendbegriff“ einhergehen. Die Exklusivität einer Jugendphase für Jungen aus „gutem Hause“, i.S. einer gewissen Freistellung von Verantwortung, verbunden mit einer wachsenden Autonomie in der Lebensgestaltung, die auch peerorientiert und vor-ehelich ist, war gebrochen, und dies in erster Linie aus drei Gründen. Wegen der materiellen Entwicklung, der Ausweitung von Bildungsphasen und der zunehmenden Möglichkeiten für jugendkulturelle Selbstentwürfe im Freizeitbereich. Hier wurde die Basis für das gelegt, was noch folgen sollte. Der Liberalisierungsprozess der 60er Jahre war, wie Ulrich Herbert beschrieben hat, ursprünglich keine jugendkulturell geprägte Bewegung.<sup>1500</sup> Doch er begann sich schon bald damit zu verbinden. Gleichwohl reagierte auch die Jugendforschung auf die Erkenntnis schichtspezifischer Sozialisation, dass die Voraussetzungen für Schüler/Studenten und bereits Berufstätige so unterschiedlich sind, dass sie fortan von der „bevorzugten Pubertät“ der Schüler“ und der „benachteiligten Pubertät“ der berufstätigen Jugend“ sprach.<sup>1501</sup> Pluralität von Jugend erschien als Resultat von sozialstrukturellen Ungleichheiten und in ihrer Folge auch Wertorientierungen also schon vor über 50 Jahren evident.

Aus dieser spezifischen Perspektive muss man auch die ursprünglich angedachte Periodisierung überdenken: Was die wirtschaftliche Entwicklung anbetrifft, mag es angemessen erscheinen, von den „langen fünfziger Jahren“ zu sprechen. Dies gilt umso mehr für die politischen Einteilungen. Hier spricht trotz wichtiger Zäsuren innerhalb des Zeitraums einiges für die altbekannte Titulierung einer „Adenauer-Ära“. Für unser Thema jedoch wäre es angemessener, von den „kurzen fünfziger Jahren“ zu sprechen. Um die Diversität der frühen Bundesrepublik mit Axel Schildt anschaulich zu machen: Die letzten Lebensmittelkarten, die 1950 noch in Hamburg ausgegeben wurden, scheinen einer viel früheren und das erste Beatles-Konzert 1960 bereits einer ganz anderen Zeit anzugehören. So konnte auch hier gezeigt werden, dass die Voraussetzungen für Jugend zu Beginn der Bundesrepublik noch sehr stark von den Umständen und Diskursen der

---

<sup>1500</sup> Ulrich Herbert, Liberalisierung als Lernprozess. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte, in: ders. (Hrsg.), Wandlungsprozesse, S. 7-49; S. 43.

<sup>1501</sup> Neidhardt, Generation, S. 56. Eine Parallele also zur frühen Jugendforschung, als Paul Lazarsfeld von der „verkürzten Pubertät“ des Proletariats sprach.

Nachkriegszeit geprägt waren, während sich nicht nur die realhistorischen Umstände, sondern auch die generationellen Hintergründe um 1957/58 stark ändern: Man kann die etwa ab 1938 Geborenen von den früheren Jahrgängen abgrenzen, die Lebensbedingungen und die Ausbildungs- und Arbeitsverhältnisse wandelten sich grundlegend. Sie waren auch die Ersten, die an wirtschaftlicher Prosperität teilhaben konnten, an neuen Frei-Räumen in Freizeit, Konsum und neuen Medien, am kooperativen Aufbau dessen, was man dann „Jugendkultur“ nennt. Diese hatte bereits eine internationale Färbung und war erstmalig für viele – und nicht nur für privilegierte Teilgruppen – auch lebbar. Ein Paradigmenwechsel in Richtung Konsum- und Kulturfokus ist in der seit 1956 stark expandierenden öffentlichen Jugenddebatte ebenfalls spürbar. Die materielle Not, soziale Isolation, zerrüttete Familienverhältnisse treten als Themen in den Hintergrund. Für die Kohorten änderten sich die „Erfahrungsräume“ innerhalb weniger Jahre grundlegend, und somit entstanden auch erweiterte „Erwartungshorizonte“ bei den Jugendlichen selbst.<sup>1502</sup> War die erste Hälfte der 50er mit dem Signum „skeptische Generation“ noch treffend beschrieben, deuten die veränderten Kontexte und auch die Indizien aus den 1962er- und 1965er-Umfragen die neuen Rahmenbedingungen an.

(3) „Jugend“ ist eine Schlüsselkategorie für das Selbstverständnis der frühen Bundesrepublik. Und der Diskurs über sie ist auch als Stellvertreterdiskurs zu lesen.

Wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Kristallisationspunkt für die Jugendbilder in der frühen Bundesrepublik war Schelskys Beschreibung der skeptischen Generation von 1957. Darauf läuft es zu, daran arbeitet man sich ab. „Skepsis“ – das war aber zunächst vor allem die Einstellung der Jugendforschung gegenüber ihrem eigenen Objekt. Eine misstrauische Grundeinstellung zunächst hinsichtlich der Verarbeitung dessen, was diese Jugendlichen in Hitlerjugend, Krieg und Nachkriegsnot mitgemacht hatten (bis ca. 1956/57), eine misstrauische Attitüde dann später hinsichtlich kultureller Abweichung und eines sich abzeichnenden Wertewandels. Die Semantik der Jugendforschung entwickelte sich von Bildern aus, die der Realität nach 1945 kaum noch entsprachen. Die popularisierten quantitativ-empirischen Ergebnisse sorgten mit dafür, dass einige dieser überholten Bilder relativ schnell verschwanden (z.B. die Metapher der „Pflanze“ Jugend). Insofern kann man sagen, dass die Empirisierung gleichzeitig beides ist: Zum einen dient sie der Korrektur bestehender Jugendbilder, zum anderen lassen sich mit ihrer Hilfe neue konstruieren – wenngleich weniger spektakuläre, aber auch weniger spekulative.

Die Soziologie reüssiert im Untersuchungszeitraum als neue primäre Deutungsinstanz des „Seismografen“ Jugend. Und Helmut Schelsky ist dabei zweifellos der Hauptprotagonist des neuen konservativen Typus eines nicht mehr nur kulturkritischen Gesellschaftsanalytikers, welcher sich schnell als wichtigster Agenda-Setter im öffentlichen Rasonieren über „Gesellschaft“

---

<sup>1502</sup> Vgl. Reinhart Koselleck, ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1989, S. 349-375.

profiliert. Dies zum einen mit Hilfe der empirischen Sozialforschung und zum anderen über die Besetzung des Jugendthemas, wodurch schließlich höchste öffentliche Aufmerksamkeit garantiert war. Ein wichtiger Aspekt der eigenen „Anpassungsleistung“ bzw. „Versöhnung“ mit der modernen, technisch-industriellen Massengesellschaft und Demokratie ist zweifellos die dem eigenen Forschungsprogramm analoge Konturierung einer angepassten, nüchternen, antiideologischen und aufstiegsorientierten Jugend, und zwar in der Form, dass es auch zum Komplex der Nivellierten Mittelstandsgesellschaft passte (Einebnung von Klassen- und Generationsunterschieden). Und darüber hinaus gab es eine Analogie für die Abkehr von der kulturphilosophischen und die Hinwendung zur „nüchternen“, empirisch orientierten Form der Gesellschaftsbeobachtung: Das gefundene anti-ideologische Realitäts- und Orientierungsbedürfnis der Jugendlichen ist gleichzeitig zentraler Bestandteil wissenschaftsimmanenter Selbstpositionierung.

Im Verständnis von Jugend als „Sauerteig für neues Beginnen“<sup>1503</sup> finden sich Zukunftsentwürfe einer Gesellschaft wieder und ebenso ihre Bilder von der Vergangenheit.<sup>1504</sup> Nicht nur, aber auch in den 50er Jahren wird Jugend ein Passepartout für kursierende, vor allem kulturelle Orientierungsversuche in neuen Formen gesellschaftlicher Selbstbeobachtung. Die Tatsache, dass die Forscher in ihrem Bemühen um eine Rekonstruktion ihres Gegenstandes gleichzeitig an seiner Konstruktion beteiligt sind, ist kein neues Problem von Wissenschaft. Aber es ist eben nicht nur ein Problem, sondern ein möglicher Ausgangspunkt für die Frage nach der Motivation und Intention dieser Projekte. Metaphorizität von Jugend ist retrospektiv nicht einfach nur amüsant, sondern wichtig im wissenschaftlichen Terminus. Metaphorische Konzepte stützen bzw. strukturieren diskursive Formationen.

Das Streben nach Verhaltenssicherheit, zunehmend als eine zentrale Kategorie in der Sozialisation betrachtet, entspricht zeitgleich den Maximen bundesdeutscher Politik und der Sehnsucht einer Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung nach Sicherheit und Normalität. Rationalisierung, Sachlichkeit und Konsum sind Kennzeichen der modernen Zeit und eben auch Signum „zeitgemäßen“ jugendlichen Verhaltens. Jugend steht für eine Gegenwart, die „schwanger von der Zukunft“<sup>1505</sup> ist. Und sie ist immer auch, selbst in den sachlichen Analysen und Studien, ein relationales Konzept, das in Beziehung zur „Nicht-Jugend“ steht. Konkreter: Sie steht für den Status quo und die Entwicklungsperspektiven der Bundesrepublik und einer Gesellschaft, die sich nach der sogenannten „Stunde Null“ mitten im Orientierungsprozess befindet, als wichtiges Untersuchungselement eines soziologischen Projekts der „skeptische[n] Versöhnung mit dem Tatsächlichen“.<sup>1506</sup>

---

<sup>1503</sup> Georg Ebersbach, Jugend von heute – Gesellschaft von morgen, in: Gesellschaft für sozialen Fortschritt (Hrsg.), Jugend von heute – Gesellschaft von morgen. Vortrags- und Diskussionsveranstaltung der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt e.V. am 29. Mai 1957 in Berlin (=Schriften der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt; 7), Berlin 1957, S. 16-37; S. 37.

<sup>1504</sup> Winfried Speitkamp, Jugend als Symbol, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 20 (2006), S. 15-21; hier S. 15.

<sup>1505</sup> So das berühmte Diktum Leibniz', das auch für utopisches Denken der Moderne von so großer Bedeutung wurde – und das auch die gängigen Vorstellungen von der „Utopie Jugend“ treffend ins Bild fasst: Jugend ist Zukunft, die in der Gegenwart bereits konkret existent, beobachtbar und messbar – aber eben auch noch veränderbar ist.

<sup>1506</sup> Bude, Charismatiker, S. 409.

Die Beschreibung von Jugend deckt sich bei einigen Forschern aber auch mit dem eigenen wissenschaftlichen Programm und dem spezifischen Stil. Neue Vertreter der Soziologie und einer ihrer Hauptuntersuchungsgegenstände verschmelzen miteinander. Die „Modernen Zeiten“ werden ebenso wie die Verhaltensweisen der Jugend als sachlich und rational beschrieben und für Teile der westdeutschen Soziologie gilt die ausdrückliche Absage an Ideologie und Spekulation sowohl marxistischer als auch bürgerlicher, geschichtsphilosophischer Art als wichtigster Selbstanspruch: Die „Gegenwartswissenschaft“ (König) will „Tatsachenbestandsaufnahmen“ (Schelsky) liefern. Die Tradition einer stark kulturpessimistisch orientierten nationalen Gesellschaftswissenschaft bricht, wie oben gezeigt, zwar nicht völlig ab – wird aber in einem zwei Jahrzehnte dauernden Prozess marginalisiert. Die Empirie entwickelt für viele Forschungsfelder eine neue Dynamik, Soziologie etabliert sich als Bezugsdisziplin für pädagogische und jugendpolitische Konzepte – ein wissenschaftlicher Paradigmenwechsel. So wird diese anwendungsbezogene Richtung innerhalb der heterogenen Soziologie zur „idealen Begleiterin eines offenen, provisorischen und komplexen Prozesses ohne philosophisches Fundament“ bzw. ohne die Orientierung an einem historischen Überlieferungszusammenhang.<sup>1507</sup> Sie versucht, ein hohes Maß an Legitimation aus dem Charakter der Verhältnisse zu beziehen, die sie beschreibt. Und auch wenn sie Jugend beschreibt, macht sie implizit deutlich, wie dringend diese Gesellschaft der „Beobachtung“ bedarf. Die Ergebnisse empirischer Sozialforschung, das ist bekannt und kann im Kontext der empirischen Jugendforschung hier bestätigt werden, bildeten nicht nur Wirklichkeit ab, sondern wirkten zunehmend auf den Prozess öffentlicher Meinungsbildung.

Die Analogie der Jugendanalysen zu Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsvisionen der jungen Bundesrepublik erscheint so offenkundig wie Jugendkultur als Analogie zu Amerika und allem, was die „industrialisierte Massengesellschaft“ mit sich brachte: Transistorradios und Lichtspielhäuser, Anglizismen und Supermärkte, Rockmusik und Bildergeschichten – Dinge, die nicht nur für Jugendliche gemacht sind, zu denen diese aber einen unkomplizierteren Zugang finden konnten. Viel wesentlicher als neue Gebrauchsgegenstände und Medienumbrüche waren aber neue Formen der Gesellung, ein Neuaushandeln von Geschlechterverhältnissen und teilweise der Werte. Die Geschichte der Jugendforschung ist eben auch eine Geschichte von Projektionen, hier als Stellvertreter für etwas anderes, denn „was im Wachsen und Entwickeln der Jugend heute vertan wird“, so Ebersbach 1957, „läßt sich später nicht mehr zum Leben erwecken, durch keinen Scheck, durch keine human relations“.<sup>1508</sup> Jugend wird später dann noch deutlicher als in den Forschungen und Kommentaren der frühen Bundesrepublik auch ein stark relationales Konzept. Seine Beschreibung definiert dann negativ vor allem das, was „Nicht-Jugend“ ist. Und es ist ein komparatives Konzept, in Abgrenzung davon, was Jugend war – das Problem der Vergleichbarkeit angesichts defizitärer Quellen wurde angesprochen. Es ist drittens ein substitutives Konzept, in

---

<sup>1507</sup> Bude, Charismatiker, S. 409.

<sup>1508</sup> Ebersbach, Gesellschaft, S. 34.

dem Sinne, dass Jugend instrumentell als Wunschbild erhalten muss. Unübersehbar zeigt sich, dass dabei der Verweis auf Umfragedaten der eigenen Argumentation (und der dann als positiv gedeuteten „Modernität“ eigener Forschungstätigkeit als Ganzes) eine größere Autorität verleiht, und umgekehrt wurde deutlich, dass die Machart der Umfragen bereits durch den Diskurs kontaminiert ist. Um erneut auf Helmut Schelsky zu kommen: An Stellen, an denen Schelsky über den neuen Empirie-Bezug in den Sozialwissenschaften reflektiert, wird ein ganz spezifischer Bedeutungsgehalt seines Skepsis-Begriffs deutlicher. So liest sich die Analyse seines Untersuchungsgegenstandes fast wie ein Kommentar zur Forschungsrichtung – und umgekehrt:

*Diese eigentümliche Mischung von Realitätsbedürfnissen und Skepsis oder – um das vieldeutige Wort ‚Skepsis‘ nicht weiterhin unnötig zu strapazieren – dieses Verlangen nach Wirklichkeiten, die dem Feuer des sozialen Wirklichkeitsverlustes standgehalten haben, in Verbindung mit einem popularisierten und universal gewordenen Ideologieverdacht (...), ist der eigentümliche konstellationssoziologische Hintergrund für die Wirksamkeit der sozialwissenschaftlichen Empirie in der deutschen Nachkriegsgesellschaft.*<sup>1509</sup>

Dies sei etwas, das weder die ausländischen Förderer empirischer Sozialforschung in Deutschland noch die aus der Emigration Zurückgekehrten verstehen könnten. Als „missing link“ zwischen ihm (Schelsky) und dem Gegenstand (der skeptischen Generation) wäre dann zu finden:

*Die tiefe soziale Desorientiertheit, die das Selbstbewußtsein und die Denkipulse der in Deutschland verbliebenen Wissenschaftler, aber auch der aus dem Chaos aufwachsenden jüngeren Generation bestimmen, blieben ihnen, die ja in ihrer sozialen und politischen Orientierung recht behalten haben, (...) erspart.*<sup>1510</sup>

Und so bekommt die Beschäftigung mit Jugend via Umfrage eine ganz besondere zeitgeschichtliche Pointe: Die Kongruenz in Sachen Rationalisierung, Gegenwartsfixierung, Ideologieförderung und zumindest formale Demokratisierung wird für die eigene Forscherbiografie behauptet und am Beispiel der Jugendlichen exemplarisch „gefunden“.

Zudem bleibt diese Kongruenz nie nur wissenschaftsimmanent. Jugendsdiskurse sind also nicht nur Selbstgespräche der Gesellschaft über sich selbst (die Funktion Selbstbeschreibung trafe nach Luhmann ohnehin auf alle Gegenstände der Soziologie zu), sondern haben viel mit den individuellen Forscherbiografien zu tun – und noch mehr mit dem interdisziplinären Kampf um Deutungshoheit im öffentlichen Raum, hier zumindest ist in den 50er Jahren eine Entmystifizierung des tradierten Jugendideals unter anderem mit dem Mittel der Umfrageforschung zu beobachten. Wenn aber Jugend analysiert und kritisiert wird, wenn über sie diskutiert und an sie appelliert wird, dann immer von Seiten der Erwachsenen. Die Jugendlichen selbst kommen als Diskursteilnehmer so gut wie gar nicht vor. Die Versicherung, dass ihnen qua Umfrage repräsentativ und quasi hochhoffiziell-demokratisch die Möglichkeit zur Beteiligung gegeben würde, dass sie offen und dennoch anonym ihre Meinung sagen könnten, erweist sich als

<sup>1509</sup> Schelsky, Ortsbestimmung, S. 56. Ergänzend sei erwähnt, dass es sich in der „Ortsbestimmung“ um ein Buch handelt, das Schelsky anstelle einer Teilnahme am 14. Deutschen Soziologentag 1959 in Berlin veröffentlichte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich der Konflikt zwischen den Soziologie-Schulen Frankfurt/Hamburg/Köln bereits deutlich verschärft.

<sup>1510</sup> Ebd., S. 58-59.

Suggestion. Es konnte in dieser Arbeit angedeutet werden, dass den Jugendforschern durch vielfältige methodische Vorgaben, durch Frageauswahl und -technik und durch Datenzugriff alle Möglichkeiten an die Hand gegeben waren, ein genau bestimmtes *Bild* zu finden. Die damit zusammenhängenden Debatten finden ohnehin ohne die Jugendlichen selbst statt, und „herrschaftsfrei“ ist auch Umfrageforschung nie. Ein ernüchterndes Ergebnis eröffnet gleichzeitig interessante andere Fokussierungen, nämlich die Metaebene von inner- und außenwissenschaftlichen Diskursen, wie hier gesehen: Als viel aufschlussreicher als die retrospektiv mit Skepsis zu analysierenden historischen Umfragedaten (deren Zustand, wie gezeigt, rein deduktiv-nomologische Zugänge erschwert) erweisen sich die Methode und Tonalität, in denen Jugendforschung Wissen und Bilder generierte.

Umfragen versprachen dem Experten wie dem interessierten nicht-fachlichen Publikum den professionellen objektiven Blick, der exakt über Kognition, Affekt und Verhalten einer sozialen Gruppe Aufschluss gibt.<sup>1511</sup> Insofern ist dies eine Methode, die man problemlos dem Zeitalter des technischen Fortschritts, eines naiven Wissenschaftsglaubens und der Rationalisierung aller Lebensbereiche zuschlagen könnte. Indes markiert sie eher den Beginn eines langfristigen Trends. Das Messbarmachen von gesellschaftlichen Tatbeständen und ihre statistische Auswertung erstrecken sich heute auf sämtliche wissenschaftliche Disziplinen. Die Bedeutung der Demoskopie für politisches Handeln und ihre Legitimierung sind evident. Für die Jugendforschung ergab sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Verdrängen der bevorzugten Innenansicht entwicklungspsychologischer Provenienz ein einschneidender Paradigmenwechsel. Die Zeiten, als primär versucht wurde, über Selbstaussagen literarischer Art in Tagebüchern, Aufsätzen und Briefen Einblicke in die Innenwelt der Jugendlichen zu bekommen, waren vorbei. Die objektivierte Außenansicht und ihre breiten empirischen Erkenntnisse ergänzten den hermeneutischen Zugang, und die Umfragen standen damals für eine Demokratisierung des analytischen Blicks, für eine Versachlichung von Jugendbildern. Dass dies freilich um den Preis der Einebnung von Besonderheiten und Minderheitenperspektiven geschah, kam einigen Theoretikern der „Massengesellschaft“, „rationalen Moderne“ und „Nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ nur zupass. Dennoch kann man sagen, dass die neuen Methoden für einen Bruch mit der normativ-idealistischen Tradition standen, indem dieser die unspektakuläre Realität der Zahlen entgegengesetzt wurde. Die nüchterne Neuorientierung barg, wie gezeigt, freilich wieder neue Normen in sich, das bis in die 50er Jahre noch vorherrschende pädagogische Jugendideal des Bürgertums war allerdings nachhaltig entzaubert. Die Hochphase währte bis Mitte der 70er Jahre. Heute haben sich die dann folgenden heftigen Methodendiskussionen über die Frage „Qualitativ oder quantitativ?“ mit einem gut begründeten „sowohl – als auch“ erübrigt.

---

<sup>1511</sup> Die Tatsache, dass Umfrageforschung sich damals in der Terminologie vom „Denken, Handeln und Fühlen“ bewegte, zeigt, dass hier noch andere Traditionen wirksam waren.



(4) Die Versozialwissenschaftlichung von Jugendforschung generiert Umfragedaten als wertvolle zeithistorische Quelle.

*Neigen wir nicht – abgesehen von den Fällen, in denen wir für bestimmte Auftraggeber arbeiten – zu Fragestellungen, die interessanten Lesestoff für die nächste Ausgabe der Zeitungen liefern werden? Und übersehen wir nicht die Tatsache, dass der Meinungsforscher gewissermaßen die zeitgenössische Geschichte aufzeichnet? Könnte uns nicht der Geschichtsforscher von 1984 vorwerfen, dass wir nicht genug an das gedacht haben, was er über das Jahr 1950 wissen wollen wird?*<sup>1512</sup>

Von heute aus betrachtet sollte man den Meinungsforschern von 1950 nicht den Vorwurf machen, dass die wenigsten von ihnen die historische Relevanz der Umfragen so emphatisch erkannten wie der Pionier empirischer Sozialforschung Paul F. Lazarsfeld. Höchstens könnte man der Geschichtswissenschaft vorwerfen, dass sie solche Quellentypen lange Zeit ignoriert hat und der Soziologie unterstellen, dass diese zu wenig Interesse an ihrer eigenen Historizität hat.

Trotz gänzlich anderer Methode ging quantitativ-empirische Jugendforschung im Habitus häufig als „innergesellschaftliche Ethnologie“ an die Gruppe der Jugendlichen heran, um die fachlichen Ergebnisse für die Allgemeinheit zu übersetzen, maß sich also immer auch einen hohen Grad an gesellschaftlicher Relevanz zu. Es ist die Methode, die die traditionellen, etwas diffusen Jugendideale entmystifiziert und neue, schärfere Bilder produziert. Eine Methode, die vor allem Gruppen mit einbezieht, die vorher weniger Beachtung gefunden hatten: Die Mädchen bekommen einen Platz (wenngleich noch keine eigenständige Kontur), Arbeiterjugendliche werden dank numerischer Größe und finanzieller Potenz zum ersten Mal als Leitfiguren und Trendsetter ausgemacht. Im gleichen Augenblick wird die hegemoniale Stellung eines Oberschichten-Ideals von Jugend gebrochen. Der „bürgerliche Jüngling“ tritt nicht zuletzt dadurch in der öffentlichen und wissenschaftlichen Betrachtung in den Hintergrund, weil er in der Gesamtschau der repräsentativen Umfrage zu einer zahlenmäßigen Marginalie wird. Bisher übersehene Gruppen erhalten Aufmerksamkeit. Das gilt für die Landjugend, die Arbeiterjugend, der eigene Untersuchungen gewidmet sind, und in viel geringerem Maße, wie gezeigt, auch für die weibliche Jugend. Noelle und Neumann definieren, Umfrageforschung sei die „statistisch-psychologische Untersuchungsmethode, mit der gesellschaftliche Massenerscheinungen beobachtet und analysiert“ werden können.<sup>1513</sup> Und im Ergebnis erzeugt die Methode über Durchschnittswerte auch die weniger spektakuläre, wenn man so will: die „nivellierte“ Version des Jugendlichen, die innerhalb kürzester Zeit den Jugendbegriff von einigem Pathos befreite und deutlich entmythologisierte.

---

<sup>1512</sup> Paul F. Lazarsfeld, Die Verpflichtung des Meinungsforschers gegenüber dem Geschichtsforscher von 1984, in: ders., Am Puls der Gesellschaft. Zur Methodik der empirischen Soziologie, Wien 1968, S. 29-30. „Es ist gewagt, ein Jahrhundert zu charakterisieren, das noch nicht weit über seine Hälfte hinausgekommen ist. Und doch läßt sich wohl sagen, daß die rapide Zunahme empirischer Arbeiten in den Sozialwissenschaften eines der besonderen Kennzeichen des 20. Jahrhunderts bleiben wird.“ Ders. / Sydney S. Spivak, Observations on the Organization of Empirical Social Research in the United States, in: Information. Bulletin on the International Social Science Council, 19 (1961).

<sup>1513</sup> Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann im Vorwort zu Noelle/Neumann, Jahrbuch (1958-1964), S. IX. „Für die Massengesellschaft ist Demoskopie ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden, weil man sich über die so groß und abstrakt gewordene Gesellschaft, die der unmittelbaren Beobachtung entrückt ist, anders nicht zuverlässig informieren kann.“ Ebd., S. XIII.

Nicht das Ideal des pädagogisch auszufüllenden Schon- und Bildungsraums kommt an sein Ende, aber die Emphase der gerade in Deutschland durch die Tradition von Sturm und Drang, Romantik und Jugendbewegung geprägten Jugendbilder und ihrer Implikationen.<sup>1514</sup> Insofern bietet die Erhebungsmethode der repräsentativen Umfrage denjenigen Forschern, die einer „normalen Jugend“ das Wort redeten, reichlich Argumentationsmaterial, auch hinsichtlich des Unbehagens, das man zwischen den Zeilen äußert: dass diese unpolitische, aufs persönliche Vorwärtskommen fixierte, nüchterne Persönlichkeit es ist, die unsere Gesellschaft verlangt, „provoziert und prämiert“.<sup>1515</sup>

Parallel findet aber ein nahezu gegensätzlicher Prozess statt, der viel mit der Medialisierung von öffentlichem Diskurs zu tun hat: Die „Aufmerksamkeitswerte“ für außergewöhnliche, kulturell unangepasste oder international orientierte Jugendgestalten sind erheblich höher als die für die Durchschnittsjugendlichen. Dabei muss man allerdings bedenken, dass die Erregungsanlässe und Definitionen von „Aufbegehren“ im Alltag der frühen Bundesrepublik aus heutiger Sicht vergleichsweise nichtig erscheinen. Das Tragen von Jeans gehörte ebenso schon dazu wie das Küssen in der Öffentlichkeit. Und gegen die „Ordnung“ rebellierten höchstens die Halbstarken, wobei deren Wut bzw. ostentative Ignoranz sich nicht gegen das politische System richtete und schon gar nicht gegen die Wirtschaftsordnung, deren Möglichkeiten man durchaus in Anspruch nahm. Vielleicht sind die Krawalle und Provokationen eher als Ausdruck des Unbehagens über die selbstzufriedene Konformität der Wirtschaftswundergesellschaft zu deuten, ein Unbehagen über deren Orientierung an Ordnung und Sicherheit, über deren Kardinaltugenden Fleiß und Sparsamkeit, am meisten vielleicht über die strikten christlich-konservativen Moralvorstellungen und eine Familienidylle und Häuslichkeit, denen man eine Ahnung von Hedonismus entgegensetzte.

Im Grunde gilt also für Umfragen das, was für andere historische Quellen auch gilt: Sie sind kein „Spiegel“, der die Realität eins zu eins reflektiert, auf dass man diese retrospektiv herauszulesen, zu ordnen und aufzuschreiben habe. Es ist eher ein Konglomerat aus Realitäts-, Ideologie- und Fantasiepartikeln, das auf der anderen Seite sogar selbst realitäts-, gesellschafts- und meinungsbildendes Potenzial beinhaltet. Historiografie ist immer Annäherung, und auch die Quelle Meinungsforschung wird retrospektive Fehlkonstruktionen nicht verhindern können, „aber Quellenkritik, Quellenvielfalt und Quellenvergleich sind der Mörtel, ohne den das Haus garantiert einstürzt“.<sup>1516</sup> Und nicht zuletzt: Die Umfrage gilt es auch als textliche Quelle zu analysieren, unter anderem um Wertewandel oder Wandel politischer Kultur abzulesen.

In anderen Feldern, so zum Beispiel in der Oral History ist mittlerweile common sense, dass nichts so erzählt wird, „wie es wirklich gewesen ist“ – und demzufolge beispielsweise die Art der Konstruktion von kohärenten Lebensgeschichten die eigentlich interessantere Forschungsfrage ist. Analog konnte für die Quelle Umfrage im Rahmen dieser Arbeit angedeutet werden, dass die

---

<sup>1514</sup> Und in dieser Tradition war Eduard Spranger sicherlich der wirkmächtigste Multiplikator. Vgl. bereits die Anmerkungen von Hornstein in den 60er Jahren: Walter Hornstein, Vom „jungen Herrn“ zum „hoffnungsvollen Jüngling“. Wandlungen des Jugendlebens im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1965.

<sup>1515</sup> Schelsky, *Generation*, S. 125.

<sup>1516</sup> Meyen, *Quelle*, S. 56.

Konstruktion, die ermittelten Zahlen, der Interpretationszusammenhang dieser Zahlen viel eher zeithistorisch eingrenzbare gesellschaftliche Erwartungen andeuten als irgendeine Form von Wirklichkeit. Mehr noch als in ihrem Beitrag zur Rekonstruktion einer Realgeschichte von Jugend erscheint eine Beschäftigung mit historischen Umfragen für die Erforschung einer Metageschichte des Redens über Jugend von Bedeutung, nicht nur, aber vor allem wegen der schlechten Quellen-situation und der Vielzahl methodischer Vorbehalte. Somit hat ein Methoden- und Quellenmix die zentrale kompensatorische Funktion im komplexen Spiel von Indizien und Verweisen, das aus zeithistorischer Sicht empirisch-analytisch und hermeneutisch-phänomenologisch zugleich sein muss:

Es ging in einem ersten Schritt nicht darum, im beleuchteten Zeitraum die vollständige Geschichte etwa der Jugendwohlfahrt nachzuzeichnen oder beispielsweise die Wohnsituation en détail zu recherchieren, aber doch immer in dem Umfang, wie es für die Bearbeitung der Fragestellung notwendig ist. Sondern es galt, zunächst einmal in einer Datenaufstellung Klarheit über das Netz der relevanten Quellen zu bekommen. Ein Teil der Fragen klärt sich über die produktive Verwertung bereits vorhandener historiografischer und benachbarter Forschungsergebnisse. Ein weiterer läuft über die Definition zentraler Begrifflichkeiten sowie der zielgerichteten real-historischen Rahmung mit Hilfe von offiziellen Statistiken und anderer konvergenter Quellen. Dazu kommt die Profilierung, historische Einordnung in ihren Forschungszusammenhang und der Datenkritik, die zunächst immer Vorstufe zur eigentlichen Kontextanalyse sein muss. Der umgekehrte Weg, also zuerst die quellenkritische Auswertung und erst danach deren Einbindung in einen theoretischen Bezugsrahmen, ist grundsätzlich nur dann zielführend, wenn die Auswertung nicht „kontextblind“ bleibt und nicht auf die Evaluierung im Rahmen von zum Beispiel zeitgenössischen Diskursen verzichtet. Dass Zeitdiagnosen wie die „Nivellierte Mittelstandsgesellschaft“, die „Freizeitgesellschaft“ oder die „skeptische Generation“ mehr mit diskursiven Kontexten und sozialen Befindlichkeiten als mit auffindbarer und nachvollziehbarer Empirie zu tun haben, ließ sich eben nur im Zusammenspiel der diversen Quellentypen aufzeigen. Dabei im Bemühen um ein doppeltes Quellenverständnis: erstens retrospektiv und zweitens introspektiv, „aus der Zeit heraus“, wobei die Aussagekraft von historisch gewordenen Daten immer davon abhängt, in welchem Umfang und welcher Zielgenauigkeit zusätzliche Quellen zum Vergleich oder Kontrast hinzugezogen werden können.<sup>1517</sup>

In der Kombination von heterogenen Quellen ergibt sich ein komplexes Gesamtbild von objektiven Bedingungen von Jugend und konstruierten Jugendbildern – die subjektive Dimension,

---

<sup>1517</sup> Insofern klingt es am Ende so einfach: Je zielgerichteter Kontext und Komplementärquellen ausgewählt und analysiert werden, desto aussagekräftiger die Umfragedaten, desto größer die Wahrscheinlichkeit, deren Überlieferungslücken zu schließen. Die Menge an potenziellen Metadokumenten aber erscheint unendlich: So wäre ja denkbar gewesen, statt den Fokus auf ausgewählte Diskursführer der Jugendforschung, auf Diskussionen legen, die in der Praxis von Jugendhilfe oder Bildungsarbeit entstanden sind. Man hätte auch Medienanalysen von jugendpädagogischen Zeitschriften vornehmen, umfangreiche Zeitzeugenbefragungen durchführen oder sämtliche Leserbriefe, die zum Thema „Jugend“ in den großen Tageszeitungen erschienen sind, einer Inhaltsanalyse unterziehen können. Die in Kapitel 1 aufgeführten Fragestellungen zogen aber dann die vorgenommene Quellenauswahl nach sich.

könnte man kritisieren, käme zu kurz, hätte aber den Rahmen dieser Arbeit gesprengt. Eine weitere Erkenntnis: Daten generieren Daten. Der Forschungskontext besteht auch in der Frühphase der Umfrageforschung aus zahlreichen weiteren Studien über Sonderfragen oder Spezialgruppen wie Land- oder Arbeiterjugend, die komparativ, zum Teil vertiefend mit in die Analyse einzubeziehen sind. Insofern ist die Kombination „quantitativ & qualitativ“ für eine Historische Kontextanalyse konstitutiv, sicher auch einem generellen Misstrauen geschuldet, dass eine einzelne Quelle oder ein Quellentyp allein schon sämtliche Aspekte eines Forschungsproblems erhellen könne. Dies gilt besonders dann, wenn wie im Fall der Umfragedaten zur Jugend in der frühen Bundesrepublik, Rekonstruierbarkeit und Aufbereitung nur bedingt möglich sind und selbst Quellenkritik noch einige Fragen offen lässt. Gerade im „Dialog zwischen den Daten“ ist ein ständiger Koppelungs- und Rückkoppelungsprozess notwendig: Umfragedaten kommen bereits im Kontextteil vor, Diskurselemente werden im Re-Analyse-Teil überprüft usw. Empirisches Arbeiten kann vorgezogen, Theoriebildung vollzieht sich – ähnlich der Grounded Theory – im Wechselspiel zwischen Datensammlung und Datenauswertung. Dies ist zumal dann notwendig, wenn der Verdacht besteht, dass in einigen Fällen die empirischen Befunde zur Steigerung der Glaubwürdigkeit bereits fertiger Meinungen und Theorien instrumentalisiert worden sind.<sup>1518</sup> Die zweite Einschränkung ergibt sich nicht zuletzt als Resultat der vorliegenden Untersuchung. Die Aussagekraft von Re-Analysen hängt stark davon ab, welche parallelen Umfragen und zusätzliche Quellen erschlossen werden können. Eine erschöpfende Bearbeitung eines solchermaßen dimensionierten Projekts wie das der Jugend-Jugendbilder-Jugendforschung im Rahmen einer Monografie sind unmöglich. Und gleichzeitig ist auch klar, dass dann die notwendige eigene Quellenauswahl und -gewichtung Ergebnisse zumindest teilweise präjudiziert. Daten sprechen nicht für sich. Der Sinn liegt in ihrem „Gewordensein“, in ihrem Kontext.

Abschließend noch folgendes Fundstück:

*Die latenten Ängste führen bei den jungen Menschen im Alltag nicht zu Renitenz und Auflehnung, sondern vor allem zu Anpassung und extremer Leistungsorientierung. Fleiß, Zuverlässigkeit, Höflichkeit und Pünktlichkeit, das weiß man (...) stehen bei ihnen hoch im Kurs.*<sup>1519</sup>

Die Beschreibung der „pragmatischen Generation unter Druck“ aus dem Jahre 2006 kommt einem passagenweise sehr bekannt vor. Die 15. Shell-Jugendstudie bescheinigt den zwischen 1980 und 1993 Geborenen Nüchternheit, Familienorientierung, Fleiß, Streben nach Sicherheit, Anpassungsbereitschaft sowie Aufstiegsorientierung und ein geringes Interesse an Politik – und wiederholt damit die Grundzuschreibungen an die „skeptische Generation“. Die Jugendforscher zeigen auch

<sup>1518</sup> So zitiert Scheuch genüsslich den amerikanischen Kollegen Svend Riemer im American Journal of Sociology (LIX, 1953/54, S. 272), in der dieser über Schelskys familiensoziologische Forschungen geschrieben hatte: “It remains an open question whether the theoretical framework was derived from the empirical materials or whether a preconceived framework guided a one-sided selection from empirical materials, which, if given in their entirety, might as well have supported a different theory“ Scheuch, Situation, S. 336.

<sup>1519</sup> Susanne Gaschke, Mensch, Alter. Die neue Shell-Jugendstudie zeigt eine Generation, die Gründe hat, zu rebellieren – aber nicht will, in: DIE ZEIT 39 (2006), Online unter [http://zeus.zeit.de/text/2006/39/Shell\\_Studie](http://zeus.zeit.de/text/2006/39/Shell_Studie)

die aus den 50er Jahren bekannte Irritation, dass die klassischen Kennzeichen Unbeschwertheit und Unangepasstheit bei der Jugend von heute kaum noch zu finden seien, und erklären dies ebenfalls als Signum der Zeit und als quasi natürlicher Prozess einer Anpassung. Man stellt aber ebenfalls die weiterführende Frage nach den Implikationen für die Gesellschaft als Ganzer und ihren Erneuerungspotenzialen:

*Was sind die Konsequenzen für die Gesellschaft? Zunächst lässt sich fragen, ob eine so angepasste Generation tatsächlich Motor für Innovation sein kann. Aber wo sollen die Jugendlichen lernen, ihre Ideen durch- und umsetzen?*<sup>1520</sup>

Nun scheint es aber nicht nur so zu sein, dass aufmüpfiges Jugendverhalten ein Privileg in wirtschaftlich gesicherten Zeiten und in Phasen ökonomischer Unsicherheit eine größere Anpasstheit zu beobachten ist. Ein Wandel der Einstellungen geht auch Hand in Hand mit einem Wandel der Erwartungen an Jugend, die wiederum abhängig sind vom Erfahrungshintergrund der Jugendforscher selbst. Eine Jugend, die sich nicht auflehnt, sondern „vor allem zur Anpassung und extremer Leistungsorientierung“ tendiert, steht der Vorstellung vieler Jugendforscher von einer unbekümmerten-renitenten Lebenseinstellung entgegen.

Und in dieser Hinsicht schließt sich hier fast ein Kreis Jugendforschungsgeschichte: Da war zunächst eine Forschergeneration mit einem wie auch immer gearteten idealistischen biografischen Hintergrund, die den jugendlichen Pragmatismus irritiert zur Kenntnis nahm und als systemkonform bewertete. Auffälligere Jugendgestalten und ihr rebellisches Potenzial für Generation und Gesellschaft seit den späten 60ern wurden besorgt beobachtet, was der klassischen Sichtweise auf eine „gefährliche und gefährdete Jugend“ entsprach, wie sie seit der Antike bekannt sind. Und nun ist man – unterstellt man erneut einen in der Tendenz idealistischen biografischen Hintergrund der heutigen Forscher – fast ein wenig enttäuscht vom rationalen Pragmatismus der Jüngeren, wenn man feststellt,

*(...) dass sich Jugendliche heute hauptsächlich um ihre konkreten und praktischen persönlichen Probleme sorgen, statt wie früher für die übergreifenden Ziele der Gesellschaft zu kämpfen.*<sup>1521</sup>

„Wie früher“, das müsste man dann zunächst einschränkend dazu sagen, ist dann, wie oben beschrieben, auf bestimmte kurze historische Zeiten beschränkt und zudem sozial bedingt. Der Unterschied zu Schelsky et al. liegt nun allerdings auch darin, dass diese Form von „Konkretismus“ von den Kommentatoren nicht unbedingt beruhigt zur Kenntnis genommen wird, dass Heranwachsende, „die zielstrebig ihren Platz im Leben suchen“, durch ihren mangelnden Sinn für gesamtgesellschaftliches Veränderungspotenzial enttäuschen. Es sei eben „wichtig zu erfahren, wie die Jugend sich selbst und ihre Zukunft sieht, um Denk- und Diskussionsanstöße für Politik und Gesellschaft zu geben“, wie ein Shell-Repräsentant im Zusammenhang mit der Studie 2006

---

<sup>1520</sup> Sibylle Picot/Michaela Willert, Jugend in einer alternden Gesellschaft. Die Qualitative Studie: Analyse und Portraits, in: Shell, Jugend 2006, S. 241-302, hier: S. 302.

<sup>1521</sup> Liane von Billerbeck, Wie man in Deutschland erwachsen wird, in: DIE ZEIT 46 vom 6. November 2003, S. 32.

2006 ausführte. Unabhängig davon, dass es sich hier auch um gut gemeinte Rhetorik handelt: Jugendliche werden heute doch in stärkerem Maße ernst und weniger als Objekt, gar als Patient und Orakel analysiert als in der frühen Bundesrepublik. Dies – Jugend als Anamnese der Gesamtgesellschaft – war das Ziel der frühen Studien.

„Jugend ist die Zukunft unserer Gesellschaft“ – mit diesem Axiom beginnt auch das Geleitwort zur 15. Shell Jugendstudie 2006, und es steht zu vermuten, dass dieser Satz auch weiterhin als primäre Begründung für Jugendforschung erhalten muss.

## 6. QUELLEN UND LITERATUR

- ABELS, HEINZ/WERNER FUCHS/HEINZ-HERRMANN KRÜGER: Wege durch die Jugendphase: Altersbezüge, Alternsnormen, altersangemessene Rechte und Pflichten. Entwicklung seit 1945 und Problemlagen heute, Forschungsbericht Hagen 1989.
- ABELS, HEINZ: Jugend vor der Moderne. Soziologische und psychologische Theorien des 20. Jahrhunderts, Opladen 1993.
- ABELSHAUSER, WERNER: Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1945-1980, Frankfurt a.M. 1983.
- ABELSHAUSER, WERNER: Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945, München 2004.
- ABENDROTH, WALTER: Das große Kopfschütteln über die Jugend. Der moderne Aberglaube der Film- und Jazzfans, in: DIE ZEIT vom 27.9.1956, S. 15.
- ADAMSKI, JENS: Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946-1969, Essen 2009.
- ADORNO, THEODOR W.: Zur gegenwärtigen Stellung der empirischen Sozialforschung in Deutschland, in: Institut, Sozialforschung, S. 27-39.
- ADORNO, THEODOR W.: Freizeit, in: ders., Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt 1969, S. 57-67.
- ALBRECHT, CLEMENS: Die Massenmedien und die Frankfurter Schule, in: ders./u.a., Gründung, S. 203-246.
- ALBRECHT, CLEMENS/GÜNTHER C. BEHRMANN/MICHAEL BOCK/HARALD HOMANN/FRIEDRICH H. TENBRUCK: Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 203-246.
- ALBRECHT, GÜNTHER: Zur Stellung historischer Forschungsmethoden und nicht-reaktiver Methoden im System der Empirischen Sozialforschung, in: Ludz, Soziologie, S. 242-293.
- ALLERBECK, KLAUS R.: Demokratisierung und sozialer Wandel in der Bundesrepublik Deutschland. Sekundäranalyse von Umfragedaten 1953-1974, Opladen 1976.
- ALLERBECK, KLAUS R./LEOPOLD ROSENMAYR: Einführung in die Jugendsoziologie. Theorien, Methoden und empirische Materialien, Heidelberg 1976.
- ALLERBECK, KLAUS R./WENDY J. HOAG: Umfragereplikation als Messung sozialen Wandels. Jugend 1962-1983, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4 (1984), S. 755-772.
- ALLERBECK, KLAUS R./WENDY J. HOAG: Jugend und Wandel – Ergebnisse einer Replikationsstudie, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1 (1985), S. 29-42.
- ALLERBECK, KLAUS R./WENDY J. HOAG, Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven, München 1985.
- ALMOND, GABRIEL A./SIDNEY VERBA: The civic culture. Political attitudes and democracy in five nations, Princeton 1963.
- ANDERSEN, ARNE: Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute, Frankfurt a.M./New York 1997.
- ARBEITSGEMEINSCHAFT LESERANALYSE (HRSG.): Die Zeitschriftenleser 1954, Frankfurt a.M. o. J. [1954].
- ARCHIV DER JUGENDKULTUREN E.V. (HRSG.): 50 Jahre BRAVO, Bad Tölz 2005.
- ARIËS, PHILIPPE: Geschichte der Kindheit, München/Wien 1975.
- BAACKE, DIETER: Beat, die sprachlose Opposition? München 1970<sup>2</sup>.
- BAACKE, DIETER: Die 13-18-Jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters, Weinheim/München 1983<sup>3</sup>.
- BAACKE, DIETER: Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung, Weinheim 2007<sup>5</sup>.
- BAACKE, DIETER: Pädagogische Jugendforschung – eine Disziplin mit offenen Rändern, in: Heitmeyer, Jugendforschung, S. 77-88.
- BAACKE, DIETER/WILHELM HEITMEYER, (HRSG.): Neue Widersprüche, Jugendliche in den 80er Jahren, Weinheim/München 1985.
- BAACKE, DIETER/WILHELM HEITMEYER: Neue Widersprüche. Zur Notwendigkeit einer integrierten Jugendtheorie, in: dies., Widersprüche, S. 7-23.
- BAETHGE, MARTIN: Abschied von Reformillusionen, in: betrifft: Erziehung, 5 (1972), H. 11, S. 19-28.

- BAGEL-BOHLAN, ANJA (HRSG.): Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert, Opladen 1990.
- BALS, CHRISTEL: Halbstarke unter sich. Soziologische Probleme in einem Heim der Offenen Tür (=Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie Bd. 9, hrsg. von René König), Köln/Berlin 1962.
- BÄNSCH, DIETER (HRSG.): Die fünfziger Jahre. Beiträge zur Politik und Kultur, Tübingen 1985.
- BARARNOUW, DAGMAR: Untröstlich in Amerika. Adorno und die Utopie der Eigentlichkeit, in: Merkur 8 (1999), S. 754-760.
- BARTRAM, CHRISTINE/HEINZ-HERRMANN KRÜGER: Vom Backfisch zum Teenager – Mädchensozialisation in den 50er Jahren, in: Krüger, Elvis-Tolle, S. 84-102.
- BAUMERT, GERHARD: Deutsche Familien nach dem Kriege, Darmstadt 1954.
- BAUMERT, GERHARD: Bemerkungen zur Entwicklung und gegenwärtigen Stellung der sogenannten Meinungsforschung in Deutschland, in: KZfSS 10 (1958), S. 379-400.
- BAUR, NINA: Was kann die Soziologie methodisch von den Geschichtswissenschaften lernen?, in: Historical Social Research Vol. 33 (2008), No. 3, S. 217-248.
- BECK, ULRICH: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986.
- BECKENRATH, ERWIN VON (HRSG.): Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 7, Stuttgart 1961.
- BECKER, ALOYS: Berufstätige Mütter – gefährdete Jugend, in: Jugendschutz, I 1956, H. 7-8, S. 23-25.
- BECKER, BÄRBEL (HRSG.): Unbekannte Wesen: Frauen in den 60er Jahren, Berlin 1987.
- BECKER, EGON/SEBASTIAN HERKAMMER/JOACHIM ERNST BERGMANN: Erziehung zur Anpassung. Eine soziologische Untersuchung der politischen Bildung in den Schulen, Schwalbach 1967.
- BECKER, HOWARD: German Youth. Bound or free, London, 1946.
- BECKER, WALTER: Kleines Handbuch des Jugendschutzes, Berlin 1957.
- BECKER, WALTER: Die Bewältigung der freien Zeit, in: Ruf ins Volk 9 (1957), S. 81-82.
- BECKER, WALTER: Jugendschutz in neuen Gesetzen, in: Unsere Jugend 12 (1960), S. 406-416.
- BECKER, WALTER: Wie schützen wir unsere Kinder vor Schund und Schmutz? Ein Überblick über die gesetzlichen Handhaben nebst Anhang (=Kleiner Wegweiser für die Jugendhilfe 3, hrsg. vom Evangelischen Erziehungsverband Münster), o. O. o. J. [1956].
- BEDNARIK, KARL: Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ, Stuttgart 1953.
- BEDNARIK, KARL: An der Konsumfront. Zwischenbilanz des modernen Lebens, Stuttgart 1957.
- BEER, ULRICH: Geheime Miterzieher der Jugend, Düsseldorf 1960.
- BEER, ULRICH: Die geheimen Miterzieher der Jugend, Tübingen 1964.
- BEER, ULRICH: Jugend zwischen Waren und Werten. Konsumerziehung gegen Konsumzwang, Stuttgart 1964.
- Beiträge zum Jugendbüchereiwesen und Jugendlesen. Leser- und büchereikundliche Untersuchungen des Deutschen Büchereiverbandes im Auftrage des Studienbüros für Jugendfragen, Manuskript, Berlin 1960.
- BENNINGHAUS, CHRISTINA/KERSTIN KOHTZ (HRSG.): „Sag’ mir, wo die Mädchen sind ...“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999.
- BENZ, WOLFGANG (HRSG.): Die Bundesrepublik Deutschland. Geschichte in drei Bänden, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1983, S. 35-67.
- BENNER, DIETRICH: Hauptströmungen der Erziehungswissenschaft. Eine Systematik traditioneller und moderner Theorien, Weinheim 1991<sup>3</sup>.
- BERGER, PETER L./LUCKMANN, THOMAS: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M. 1969.
- BERGER, PETER A./STEFAN HRADIL (HRSG.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (=Soziale Welt, Sonderband 7), Göttingen 1990.
- BERGLER, REINHOLD: Dimensionen der Wunsch- und Erlebniswelt Jugendlicher, in: Von Friedeburg, Jugend, S. 513-523.
- BERNART, YVONNE: Jugend, in: Schäfers/Zapf, Handwörterbuch, S. 352-361.
- BERNFELD, SIEGFRIED: Über die einfache männliche Pubertät, in: Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, 9 (1935), S. 360-379.



- BERTLEIN, HERMANN: Das Selbstverständnis der Jugend heute. Eine empirische Untersuchung über ihre geistigen Probleme, ihre Leitbilder und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen, Berlin/Hannover 1960.
- BEST, HEINRICH/WILHELM SCHRÖDER: Quantitative Historische Sozialforschung, in: Meier/Rüsen, Methode, S. 35-266.
- BEST, HEINRICH: Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS) 1 (1988), S. 1-14.
- BETTS, PAUL: The Nierentisch Nemesis: Organic Design as West German Pop Culture, in: The Journal of the German History Society, London, Bd. 19, H. 2 (2001), S. 185-217.
- BICK, WOLFGANG (HRSG.): Sozialforschung und Verwaltungsdaten (=Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 17), Stuttgart 1984.
- BICK, WOLFGANG/PAUL J. MÜLLER: Sozialwissenschaftliche Datenkunde für prozeß-produzierte Daten: Entstehungsbedingungen und Indikatorenqualität, in: Bick, Sozialforschung, S. 123-159.
- BIEN, WALTER: Primärerhebung oder Reanalyse. Überlegungen und Beispiele für die Optimierung des Ressourceneinsatzes durch Sekundäranalyse, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merckens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 2 (2002), S. 173-189.
- BIETAU, ALFRED: Vom Pütt auf'n Platz? Die Veränderung jugendlicher proletarischer Lebenswelten im Ruhrgebiet seit 1945, in: Breyvogel/Krüger, Land, S. 186-199.
- BILDEN, HELGA/ANGELIKA DIEZINGER: Historische Konstitution und besondere Gestaltung weiblicher Jugend – Mädchen im Blick der Jugendforschung, in: Krüger, Handbuch (1988), S. 135-155.
- BILDSTEIN, JOHANNES: Zur Metaphorik des Generationenverhältnisses, in: Liebau/Wulf, Generation, S. 157-189.
- BILLERBECK, LIANE VON: Wie man in Deutschland erwachsen wird, in: DIE ZEIT 46 vom 6.11.2003, S. 32.
- BINDER, HEINZ-GEORG: Der Strukturwandel in der Jugendarbeit, in: deutsche jugend 10 (1962), S. 453-459. Aus: Selbstverständnis und Wirklichkeit der heutigen Jugendverbandsarbeit, in: deutsche jugend 10 (1962), S. 449-462.
- BISHOP, GEORGE F./HANS-JÜRGEN HIPPLER/NORBERT SCHWARZ/FRITZ STRACK: A comparison of response effects in self-administrered and Telephone surveys, in: Groves et al., Telephone, S. 321-340.
- BLOßFELD, HANS-PETER: Bildungsverläufe im historischen Wandel. Eine Längsschnittanalyse über die Veränderung der Bildungsbeteiligung im Lebenslauf dreier Geburtskohorten, in: Bodenhöfer, Bildung, S. 259-302.
- BLÜCHER, VIGGO GRAF: Freizeit in der industriellen Gesellschaft, dargestellt an der jüngeren Generation, Stuttgart 1956, S. 11-13.
- BLÜCHER, VIGGO GRAF: Freizeit – wofür?, in: Zeitwende – die neue Furche, 33 (1962), H. 4, S. 225-237.
- BLÜCHER, VIGGO GRAF: Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute, Düsseldorf/Köln 1966.
- BLÜCHER, VIGGO GRAF: Junge Menschen 1964. Lebensbereiche, Denkweisen, Gesellungsformen; tabellarischer Bericht zur Untersuchung „Die Generation der Unbefangenen“, Bielefeld 1966.
- BMWI (Hrsg.), Leistung und Zahlen, Bonn o. J. [1968].
- BODENHÖFER, HANS-JOACHIM (HRSG.): Bildung, Beruf, Arbeitsmarkt, Berlin 1988.
- BÖGE, VOLKER: Außer Rand und Band? Elmsbütteler Jugend in den 50er Jahren, Hamburg 1997.
- BOHNSACK, RALF/BURKHARD SCHÄFFER: Generation als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen, in: Burkart/Wolf, Lebenszeiten, S. 249-274.
- BOHNSACK, RALF: Jugendliche als Täter und Opfer – Das Fehlen der Jugend in der Forschung zur Jugendkriminalität, in: Sander, Jugend, S. 316-336.
- BOLL, MONIKA: Nachtprogramm. Intellektuelle Gründungsdebatten in der frühen Bundesrepublik, Münster 2003.
- BOLTE, KARL MARTIN/STEFAN HRADIL: Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1999<sup>7</sup>.
- BONDY, CURT/JAN BRADEN/RUDOLF COHEN/KLAUS EYFERTH: Jugendliche stören die Ordnung. Bericht und Stellungnahme zu den Halbstarkenkrawallen, München 1957.
- BONDY, CURT/KLAUS EYFERTH: Bindungslose Jugend. Eine sozialpädagogische Studie über Arbeits- und Heimatlosigkeit, München/Düsseldorf 1952.

- BÖNISCH, LOTHAR/HANS GÄGLER/THOMAS RAUSCHENBACH (HRSG.): Handbuch Jugendverbände. Eine Ortsbestimmung der Jugendverbandsarbeit in Analyse und Selbstdarstellung, Weinheim/München 1991.
- BONß, WOLFGANG/HEINZ HARTMANN (HRSG.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung (=Soziale Welt, Sonderband 3), Göttingen 1985.
- BONß, WOLFGANG/HEINZ HARTMANN: Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse, in: dies., Wissenschaft, S. 9-48.
- BORCH, HERBERT VON: Soziologie heute, in: Merkur 14 (1960), S. 291-295.
- BORNEMANN, ERNST/HANS BÖTTCHER: Der Jugendliche und seine Freizeit. Chancen und Gefährdungen, Göttingen 1964.
- BORNEMANN, ERNST: Jugendprobleme unserer Zeit, Göttingen o. J. [1958].
- BÖSE, GEORG (HRSG.): Unsere Freiheit morgen. Gefahren und Chancen der modernen Gesellschaft, Düsseldorf/Köln 1963.
- BOURDIEU, PIERRE: Die feinen Unterschiede. Kritik einer gesellschaftlichen Urteilkraft, Frankfurt a.M. 1982.
- BOURDIEU, PIERRE (HRSG.): Homo Academicus, Frankfurt a.M. 1992.
- BOURDIEU, PIERRE: Meinungsforschung. Eine „Wissenschaft“ ohne Wissenschaftler, in: ders., Homo, S. 208-216.
- BOURDIEU, PIERRE: Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, hrsg. von Elke Ohnacker und Franz Schultheis, Münster 2004.
- BRACKEN, HELMUT VON: Meinungsforschung und Jugendarbeit. Zu der EMNID-Erhebung „Jugend zwischen 15 und 24“, in: deutsche jugend 3 (1953), S. 115-121.
- BRAKE, MIKE: The sociology of youth culture and youth subcultures, London 1980..
- BRAUN, HANS: Das Streben nach „Sicherheit“ in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsweisen, in: Archiv für Sozialgeschichte 18 (1978), S. 290-306.
- BRAUN, HANS: Helmut Schelskys Konzept der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ und die Bundesrepublik der 50er Jahre, in: Archiv für Sozialgeschichte 29 (1989), S. 198-223.
- BRAUN, HANS/STEPHAN ARTICUS: Sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der amerikanischen Besatzungspolitik 1945-1949, in: KZfSS 36 (1984), S. 667-702.
- BREYVOGEL, WILFRIED/HEINZ-HERMANN KRÜGER: Land der Hoffnung – Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1987, Berlin/Bonn 1987.
- BREYVOGEL, WILFRIED (HRSG.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität, Bonn 1998.
- BRODIL, ALFRED VON (HRSG.): Jugend in Not (=Schriften zur Volksbildung des Bundesministeriums für Unterricht; Bd. 6), Wien 1957, S. 19-27.
- BROSZAT, MARTIN/KLAUS-DIETMAR HENKE/HANS WOLLER (HRSG.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988.
- BRUCH, RÜDIGER VOM/BRIGITTE KADERAS (HRSG.): Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2002.
- BRUSTEN, MANFRED/PETER MALINOWSKI (HRSG.): „Jugend“ – ein soziales Problem? Opladen 1983.
- BUCHER, WOLFGANG/KLAUS POHL (HRSG.): Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Darmstadt/Neuwied 1986, S. 254-258.
- BUCHHOFFER, BERND/JÜRGEN FRIEDRICHS/HARTMUT LÜDTKE: Alter, Generationsdynamik und soziale Differenzierung, in: KZfSS 22 (1970), S. 300-334.
- BUCHHOFFER, BERND/JÜRGEN FRIEDRICHS/HARTMUT LÜDTKE: Entgangene Bildungschancen: Eine empirische Analyse der Reaktionsmuster bei jungen Erwachsenen, in: Zeitschrift für Soziologie 2 (1973), S. 239-253.
- BUDE, HEINZ: Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948, Frankfurt a.M. 1995.
- BUDE, HEINZ: Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation, Frankfurt a.M. 1997.
- BUDE, HEINZ: Die 50er Jahre im Spiegel der Flakhelfer- und der 68er-Generation, in: Reulecke u.a., Generationalität, S. 145-158.

- BUDE, HEINZ: Die Charismatiker des Anfangs: Helmut Plessner, René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky als Gründer einer Soziologie in Deutschland, in: Burkard/Wolf, Lebenszeiten, S. 407-420.
- BÜHLER, CHARLOTTE: Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät, Stuttgart 1967<sup>6</sup>.
- BUNDESVEREINIGUNG DER DEUTSCHEN. ARBEITGEBERVERBÄNDE: Die junge Generation in unserer sozialen Ordnung. Ein Wort der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zu den Problemen der jungen Generation, o. O. [Köln] o. J. [1955].
- BÜNTROP, ROBERT: Sozialpsychologische Probleme des Jugendschutzes, in: Beiträge zum Jugendschutz: Grundfragen des Jugendschutzes 1, S. 6-22, Hamm o. J.
- BURKARD, GÜNTER/JÜRGEN WOLF (HRSG.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen (=Festschrift für Martin Kohli), Opladen 2002, S. 407-420.
- C.F. SIEMENS STIFTUNG (HRSG.): Jugend in der Gesellschaft, München 1975
- Camping und Trampen wieder im Blickfeld, in: Ruf ins Volk 8 (1956), S. 7-10.
- CHAUSSY, ULRICH: Jugend, in: Benz, Bundesrepublik, S. 35-67.
- CLARKE, JOHN: Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt a.M. 1979.
- CONRAD, CHRISTOPH: Bericht über die Tagung Meinungsforschung in der Geschichte moderner Demokratien – Methoden, Anwendungen, Wirkungen, per <http://hsozkult.geschichte.huberlin.de/tagungsberichte/id=1940&sort=datum&order=down&search=meinungsforschung/>
- CONZE, ECKART: Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009.
- CRESPI, LEO P.: America's interest in German survey research, in: Institut, Sozialforschung, S. 215-217.
- CRIBLEZ, LUCIEN/CLAUDIO SPADAROTTI (HRSG.): Jugendpolitik und Jugendforschung. Beiträge aus der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a.M. 1987.
- CROON, HELMUT/KURT UTERMANN: Zeche und Gemeinde. Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet, Tübingen 1958.
- DAHRENDORF, RALF: Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft, Stuttgart 1957.
- DAHRENDORF, RALF: Arbeiterkinder an deutschen Universitäten, Tübingen 1965.
- DAHRENDORF, RALF: Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1985.
- DAMM, DIETHELM/JÖRG EIGENBRODT/BENNO HAFENEGGER (HRSG.): Jugendverbände in der BRD, Neuwied 1990.
- DAMM, DIETHELM: Freizeit – ein Hauch von Freiheit, in: Jugendinstitut, Jugend, S. 25-36.
- Das geistige Bild der Studenten. Ihre Einstellung zur Politik, Kultur und Hochschulfragen. Eine Umfrage unter Studenten 1960, veröffentlicht von Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Bonn 1962.
- DAVIS, KINGSLEY: Adolescence and the social structure, in: Jerome M. Seidman (Hrsg.), The adolescent. A book of readings, New York 1953.
- DELILLE, ANGELA/ANDREA GROHN: Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Frauenpolitik in den 50er Jahren, Berlin 1985.
- DEUTSCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR JUGENDPFLEGE UND JUGENDFÜRSORGE (HRSG.): Das Heim der Offenen Tür. Eine Untersuchung westdeutscher und Westberliner Freizeitstätten, München 1955.
- DEUTSCHER GEWERKSCHAFTSBUND/SOZIALWISSENSCHAFTLICHE ARBEITSGEMEINSCHAFT ZUR ERFORSCHUNG VON JUGENDFRAGEN: Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend, erarb. von der Sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung von Jugendfragen. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Helmut Schelsky, 2 Bde., Köln 1952.
- DEUTSCHES JUGENDINSTITUT (HRSG.): Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik 1945 bis heute, München 1985.
- Die Jugend in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit. Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg, am 30. und 31. Oktober 1961, hrsg. von der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen 1962.
- Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel: Ein Bericht des Sinus-Instituts im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Opladen 1983.

- Die Zeitungsleser 1966. Leseranalyse der deutschen Tageszeitungen, hrsg. vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger, Bad Godesberg 1966.
- DIEKMANN, ANDREAS: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek 1995.
- DILTHEY, WILHELM: Ueber das Studium der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat, in: Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. V, Stuttgart/Göttingen 1957.
- DINSE, ROBERT: Das Freizeitleben der Großstadtjugend, Berlin 1930.
- DIRKS, WALTER: Der restaurative Charakter der Epoche, Frankfurter Hefte 5 (1950), S. 942-954.
- DIVO-INSTITUT: Zur ideologischen und politischen Orientierung der westdeutschen Jugend und ihrer Führer. Materialien einer Untersuchung in der Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 1957.
- DIVO-INSITUT (HRSG.): Umfragen. Ereignisse und Probleme der Zeit im Urteil der Bevölkerung, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1959.
- DIVO-INSITUT: Umfragen. Ereignisse und Probleme der Zeit im Urteil der Bevölkerung, Bd. 3-4, Frankfurt a.M. 1962.
- DIVO-INSTITUT: Erhebungen über Tourismus. Ein Bericht über Urlaub und Reisen der westdeutschen Bevölkerung 1954-1961, Frankfurt a.M. 1962.
- DIVO-INSTITUT: Jugend und Fernsehen, o. O. 1961.
- DODERER, KLAUS (HRSG.): Zwischen Trümmern und Wohlstand. Literatur der Jugend 1945-1960, Weinheim/Basel 1988.
- DOERING-MANTEUFFEL, ANSELM: Dimensionen von Amerikanisierung in der deutschen Gesellschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 1-34.
- DOERING-MANTEUFFEL, ANSELM: Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999.
- DOERING-MANTEUFFEL, ANSELM (HRSG.): Strukturmerkmale der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, München 2006.
- DORROSCH, HEINER: Meinungsmacher-Report. Wie Umfrageergebnisse entstehen, Göttingen 1994.
- DRESSEL, KARLHEINZ: Die Jugend und die Welt des Schlagers (=Beiträge zum Jugendschutz, H. 11), Hamm 1961.
- DREWEK, PETER: Aspekte der Schulentwicklung zwischen 1945 und 1960, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4 (1984), S. 65-78.
- DUDEK, PETER: Jugend als Objekt der Wissenschaften. Geschichte der Jugendforschung in Deutschland und Österreich 1890-1933, Opladen 1990.
- DUSSEL, KONRAD: The Triumph of English Language Pop Music: West German Radio Programming, in: Schildt/Siegfried, Between Marx, S. 127-148.
- EBELING, HERMANN: Zum Problem der deutschen Mischlingskinder, in: Bildung und Erziehung 7 (1954), S. 612-630.
- EBERSBACH, GEORG: Jugend von heute – Gesellschaft von morgen, in: Gesellschaft für sozialen Fortschritt (Hrsg.), Jugend von heute – Gesellschaft von morgen. Vortrags- und Diskussionsveranstaltung der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt e.V. am 29. Mai 1957 in Berlin (=Schriften der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt; 7), Berlin 1957, S. 16-37.
- ECARIUS, JUTTA (HRSG.): Was will die jüngere mit der älteren Generation? Generationsbeziehungen in der Erziehungswissenschaft, Opladen 1998.
- ECKERT, ROLAND: Orientierung oder Desinformation? Eine Kritik jugendsoziologischer Erklärungsroutinen, in: Griesse/Scherr, Theoriedefizite, S. 41-48.
- EDDING, FRIEDRICH: Relativer Schulbesuch und Abschlußquoten im internationalen Vergleich, in: von Friedeburg, Jugend, S. 383-391.
- EDELSTEIN, WOLFGANG/DIETMAR STURZBECHER (HRSG.): Jugend in der Krise. Ohnmacht der Institutionen, Potsdam 1996.
- EHRMANN, HELMUT/KLAUS LANDGREBE (HRSG.): Bravo-Leser stellen sich vor, München 1961.
- EISENSTADT, SAMUEL N.: Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur, München 1966, S. 13
- ELIAS, NORBERT: Über den Prozess der Zivilisation, Bd. I, Frankfurt a.M. 1976.
- EMNID-Informationen 8 (1959), 12 (1960).

- Entscheidungen des Bundesgerichtshofes in Strafsachen, hrsg. von den Mitgliedern des Bundesgerichtshofs und der Bundesanwaltschaft, Bd. 8, o. O. o. J.
- Erhebung über Lage, Tätigkeiten und Freizeitwünsche der Jugend zwischen 14–21 Jahren. Eine Repräsentativ-Umfrage für das Land Hessen durchgeführt vom Beirat für Jugendfragen im Sommer 1950, o. O. o. J. [1951].
- ERIKSON, ERIK H./MARIANNE VON ECKARDT-JAFFÉ: Kindheit und Gesellschaft, Zürich 1957.
- ERIKSON, ERIK H.: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, Frankfurt a.M. 1966.
- ERIKSON, ERIK H.: Jugend und Krise, Stuttgart 1970.
- ERKER, PAUL: Zeitgeschichte als Sozialgeschichte. Forschungsstand und Forschungsdefizite, in: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), S. 202-238.
- ERKER, PAUL: Revolution des Dorfes? Ländliche Bevölkerung zwischen Flüchtlingszustrom und landwirtschaftlichem Strukturwandel, in: Broszat u.a., Stalingrad, S. 367-425.
- ERLINGHAGEN, KARL: Zum Bildungsrückstand der deutschen Katholiken, in: Stimmen der Zeit 7 (1964), S. 50-60.
- ERNST, FRANZ: Grundlagen der politischen Gegenwartskunde, Essen 1957.
- ERNST, WOLFGANG: Zweck und Aufgaben der Hörerforschung, in: Institut, Sozialforschung, S. 70-75.
- ESSER, HARTMUT: Der Befragte, in: van Koolwijk/Wieken-Mayser, Techniken, S. 107-145.
- EXO, REINHOLD: Die Entwicklung der sozialen und ökonomischen Struktur der Ersparnisbildung in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1967.
- FACK, DIETMAR: Jugend, Motorrad und Stadterfahrung. Die Kontinuität subkultureller motorsportlicher Milieus in der modernen Industriegesellschaft, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merckens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 5 (2005), S. 95-120.
- FAIRCHILD, HENRY PRATT (HRSG.): Dictionary of Sociology, Aimes 1944.
- FALTERMAIER, MARTIN: Die unauffindbare Generation, in: deutsche jugend 6 (1958), S. 73-78.
- FALTERMAIER, MANFRED: Das unerschöpfliche Fragespiel, in: deutsche jugend 11 (1962), S. 521-522.
- FALTERMAIER, MARTIN (HRSG.): Nachdenken über Jugendarbeit. Zwischen den fünfziger und achtziger Jahren. Eine kommentierte Dokumentation mit Beiträgen aus der Zeitschrift „deutsche jugend“, München 1983.
- FARIN, KLAUS: generation-kick.de. Jugendsubkulturen heute, Bonn 2001.
- FAULSTICH, WERNER (HRSG.): Die Kultur der 50er Jahre, München 2002.
- FEND, HELMUT: Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1988.
- FEND, HELMUT: Bildungskonzepte und Lebensfelder Jugendlicher im sozial-historischen Wandel, in: ders., Jugend – Risikoentwicklung und pädagogische Handlungsmöglichkeiten (=Berichte des Fachbereichs Pädagogische Psychologie I), Zürich 1995, Pdf-Dokument: [www.paed.unizh.ch/pp1/forschung/downloads/juteil1.pdf](http://www.paed.unizh.ch/pp1/forschung/downloads/juteil1.pdf).
- FENEMORE, MARK: Sex, Thugs and Rock n Roll. Teenage Rebels in Cold War East Germany, New York 2007.
- FERCHHOFF, WILFRIED/UWE SANDER/RALF VOLLBRECHT (HRSG.): Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten (=Festschrift für Dieter Baacke), Weinheim/München 1995.
- FERCHHOFF, WILFRIED: Jugendkulturen im 20. Jahrhundert. Von den sozialmilieuspezifischen Jugendsubkulturen zu den individualitätsbezogenen Jugendkulturen, Frankfurt a.M. 1990.
- FERCHHOFF, WILFRIED: Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile, Frankfurt a.M. 2007<sup>3</sup>
- Film und Jugend. Vorträge der Section Film des International de la presse, de la cinématographie et de la radio pour enfants unter dem Patronat der UNESCO, Mailand 19.-23. März 1952 (=Mitteilungen des Deutschen Instituts für Filmkunde 12-14, hrsg. von Hanns-Wilhelm Lavies), Wiesbaden 1952.
- FISCHER, ARTHUR/HORST H. STEIN: Zum Tabellenteil, in: ders. u.a., Jugendliche, Bd. 5, S. 137-324.
- FISCHER, ARTHUR/WERNER FUCHS/JÜRGEN ZINNECKER: Jugendliche und Erwachsene `85, Bd. 1: Biografien – Orientierungsmuster – Perspektiven, Leverkusen 1985.
- FISCHER, ARTHUR/WERNER FUCHS/JÜRGEN ZINNECKER: Jugendliche und Erwachsene `85, Bd. 2: Freizeit und Jugendkultur, Leverkusen 1985.

- FISCHER, ARTHUR/WERNER FUCHS/JÜRGEN ZINNECKER: Jugendliche und Erwachsene `85, Bd. 3: Jugend der fünfziger Jahre – heute, Leverkusen 1985.
- FISCHER, ARTHUR/WERNER FUCHS/JÜRGEN ZINNECKER: Jugendliche und Erwachsene `85, Bd. 5: Arbeitsbericht und Dokumentation, Leverkusen 1985.
- FISCHER, HEINZ H./FRANZ BAUSKE: Die Anfänge der Empirischen Sozialforschung nach dem Kriege. Die OM-GUS-, HICOG- und EMBASSY-Studien, in: ZA-Information 14 (1984), S. 28-32.
- FISCHER, JOCHEN: Vorbeugender Jugendschutz in der Familie, in: Die heutige Jugendgefährdung und ihre Überwindung (=Jugendschutz, H. 5), o. O. [Hamm] o. J. [1960], S. 32-36.
- FISCHER-KOWALSKI, MARINA: Halbstarke 1958, Studenten 1968: Eine Generation und zwei Rebellionen, in: Preuss-Lausitz, Kriegskinder, S. 53-69.
- FLAGGE, INGEBORG (HRSG.): Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999.
- FLITNER, ANDREAS/GÜNTHER BITTNER: Jugend und die überlieferten Erziehungsmächte (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 2), München 1965.
- FLITNER, ANDREAS: Schelsky und die Pädagogik, in: Neue Sammlung 1 (1961), H. 4, S. 278-287.
- FLITNER, ANDREAS: Soziologische Jugendforschung. Darstellung und Kritik aus pädagogischer Sicht, Heidelberg 1963.
- FRANTZIOCH, FRITZ: Die Entwicklung des gesetzlichen Jugendschutzes in Deutschland. Kontroversen, Meinungen und Reformbestrebungen im gesetzlichen Jugendschutz, Univ.-Diss., Hamburg 1971.
- FREYER, HANS: Das soziale Ganze und die Freiheit des Einzelnen unter den Bedingungen des industriellen Zeitalters, in: Historische Zeitschrift 183 (1957), S. 97-115.
- FRIEDEBURG, LUDWIG VON: Zur Frage der Verweigerungen bei Umfragen mit Quoten-Stichproben, in: Institut, Sozialforschung, S. 190-197.
- FRIEDEBURG, LUDWIG VON: Die Umfrage in der Intimsphäre, Stuttgart 1953.
- FRIEDEBURG, LUDWIG VON: Zum Verhältnis von Jugend und Gesellschaft, in: Max Horkheimer (Hrsg.), Zeugnisse, Theodor W. Adorno zum 60. Geburtstag, Frankfurt a.M. 1963, S. 410-426.
- FRIEDEBURG, LUDWIG VON (HRSG.): Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln/Berlin 1965.
- FRIEDEBURG, LUDWIG VON: Das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft, in: ders., Jugend, S. 176-190.
- FRIEDRICH, WALTER/ADOLF KOSSAKOWSKI: Zur Psychologie des Jugendalters, Berlin Ost 1962.
- FRIEDRICH, WALTER/HARTMUT M. GRIESE: Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in den achtziger Jahren, Weinheim/München 1991.
- FRIEDRICHS, JÜRGEN: Theoretische Konsequenzen: Generationsproblem und Subkultur-These, in: Pfeil, 23-Jährigen, S. 367-372.
- FRÖHNER, ROLF: Die Rolle der Meinungsforschung in der deutschen Politik, in: Gazette 3 (1957), S. 65-87.
- FRÖHNER, ROLF: Zur Problematik der Meinungsforschung, in: Zeitschrift für Politik 4 (1957), H. 1, S. 39-61.
- FRÖHNER, ROLF: Das Buch in der Gegenwart. Eine empirisch-sozialwissenschaftliche Untersuchung, Gütersloh 1961.
- FUCHS, INA: Wagnis Jugend. Zur Geschichte und Wirkung eines Forschungsinstituts 1949-1989, München 1990, S. 92-93.
- FUCHS, MAREK: Kinder und Jugendliche als Befragte. Feldexperimente zum Antwortverhalten Jugendlicher, in: ZUMA-Nachrichten 54 (2004), S. 60-88.
- FUCHS, WERNER/CHRISTINE HEINRITZ: Erinnerungen an die Fünfziger Jahre, in: Fischer u.a., Jugendliche, Band 3, S. 43-96.
- FUCHS, WERNER/JÜRGEN ZINNECKER: Nachkriegsjugend und Jugend heute, in: Klaus Hurrelmann (Hrsg.), Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit. Ausgewählte Beiträge aus fünf Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“, Weinheim/Basel 1986.
- FUCHS, WERNER: Konfessionelle Milieus und Religiosität, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 1, S. 265-304.
- FÜLLBIER, PAUL/RICHARD MÜNCHMEIER: Jugend im demografischen Wandel – Herausforderungen für die Jugendpolitik. Expertise im Auftrag der Bundesarbeitsgemeinschaft Sozialarbeit. Auf: <http://www.bag-jugendsozialarbeit.de/files/kap02-fuellbier-wandel.pdf/>

- GABRIEL, KARL: Von der „vordergründigen“ zur „hintergründigen“ Religiosität: Zur Entwicklung von Religion und Kirche in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Hettlage, Bundesrepublik, S. 255-279.
- GASCHKE, SUSANNE: Mensch, Alter. Die neue Shell-Jugendstudie zeigt eine Generation, die Gründe hat, zu rebellieren – aber nicht will, in: DIE ZEIT 39 (2006), online unter [http://zeus.zeit.de/text/2006/39/Shell\\_Studie/](http://zeus.zeit.de/text/2006/39/Shell_Studie/).
- GAUGER, KURT: Dämon Stadt. Ein anthropologisch-ärztlicher Beitrag zum Zeitgeschehen, Düsseldorf 1957.
- GEHLEN, ARNOLD: Konsum und Kultur (1955), in: ders., Einblicke, Gesamtausgabe, Bd. 7, Frankfurt a.M. 1978, S. 3-14.
- GEIGER, THEODOR: Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln/Hagen 1949.
- GEIGER, THEODOR: Die Legende von der Massengesellschaft, in: ARSP 39 (1950/51), S. 305-323.
- GELLER, HELMUT: Position, Rolle, Situation. Zur Aktualisierung soziologischer Analyseinstrumente, Opladen 1994.
- GERHARDT, UTA: Soziologie der Stunde Null. Zur Gesellschaftskonzeption des amerikanischen Besatzungsregimes in Deutschland 1944-1945/46, Frankfurt a.M. 2005.
- GERHARDT, UTA: Denken der Demokratie. Die Soziologie im atlantischen Transfer des Besatzungsregimes, Stuttgart 2007.
- GERLACH, IRENE: Familienpolitik, Wiesbaden 2004.
- GESELL, ARNOLD: Jugend. Das Alter zwischen 10 und 16, Bad Nauheim 1958.
- GfM – GESELLSCHAFT FÜR MARKTFORSCHUNG: Die Teenager 1960. Ergebnisse einer Repräsentativ-Erhebung bei 1.500 Jugendlichen im Alter von 14 bis 19 Jahren, o. O. 1960.
- GIESECKE, HERRMANN: Jung-Sein in Deutschland, in: Sonntagsblatt Nr. 19-25 (1965).
- GIESECKE, HERRMANN: Die Jugendarbeit, München 1980<sup>5</sup>.
- GIESEN, BERNHARD: Generation und Trauma, in: Reulecke/Müller-Luckner, Generationalität, S. 59-72.
- GILLE, MARTINA/WINFRIED HÜBNER (HRSG.): Unzufriedene Demokraten. Politische Orientierungen der 16- bis 29-Jährigen im vereinigten Deutschland, Opladen 2000.
- GILLIS, JOHN R.: Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel der Altersgruppen und Generationen in Europa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Weinheim/Basel 1980.
- GLASER, HERRMANN: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2: Zwischen Grundgesetz und Großer Koalition 1949-1967, München 1986.
- GLEITZE, BRUNO/WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHES INSTITUT DER GEWERKSCHAFTEN (HRSG.): Wirtschafts- und Sozialstatistisches Handbuch, Köln 1960.
- GÖBEL, EDITH: Mädchen zwischen 14 und 18. Ihre Probleme und Interessen, ihre Vorbilder, Leitbilder und Ideale, und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen, Hannover 1964, S. 19-20.
- GÖRTEMAKER, MANFRED: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 1999.
- GORNY, DIETER/JÜRGEN STARK: Popkultur 2002/2003. Das Jahrbuch für die Musikkultur, Musikmedien und Musikindustrie, Reinbek 2002.
- GÖTTE, PETRA/WOLFGANG GIPPERT: Historische Pädagogik am Beginn des 21. Jahrhunderts. Bilanzen und Perspektiven, Essen 2000.
- GOTTHARDT, TINA: Abkehr von der Wohlstandsgesellschaft. Gammler in den 60er Jahren der BRD, Saarbrücken 2007.
- GRABL, ANTON: Jugendtourismus: zeitgeschichtliche Betrachtungen, in: deutsche jugend 1 (1953), H. 2, S. 16-22.
- GREIS, TINA ANDREA: Der bundesdeutsche Heimatfilm der 50er Jahre, Univ.-Diss., Frankfurt a.M. 1991.
- GRIESE, HARTMUT M.: Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung, Weinheim 1977.
- GRIESE, HARTMUT M.: „Jugend(sub)kultur(en): Facetten, Probleme und Diskurse, in: Roth/Rucht, Jugendkulturen, S. 37-47.
- GRIESE, HARTMUT M.: Jugend(sub)kultur(en) und Gewalt. Analysen, Materialien, Kritik. Soziologische und pädagogikkritische Beiträge, Münster 2000.
- GRIESE, HARTMUT M./JÜRGEN MANSEL: Sozialwissenschaftliche Jugendforschung, in: Soziologie 2 (2003), S. 23-54.

- GRIESE, HARTMUT M.: Aktuelle Jugendforschung und klassische Jugendtheorien. Ein Modul für erziehungs- und sozialwissenschaftliche Studiengänge, Berlin 2007.
- GRIESE, HARTMUT M.: Personale Orientierungen im Jugendalter – Vorbilder und Idole, in: Sander, Jugend, S. 211-253.
- GRIESE, HARTMUT M.: Probleme Jugendlicher oder „Jugend als soziales Problem“? – Thesen zur Vermittlung von Jugendtheorie und Theorie sozialer Probleme, in: Brusten/Malinkowski, Jugend, S. 2-16.
- GROßBÖLTING, THOMAS: Bundesdeutsche Jugendkulturen zwischen Milieu und Lebensstil. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 31 (2004), S. 59-80.
- GROSSE-HARTLAGE, Walter/Karl Rauch (Hrsg.): Zwanzigjährige haben das Wort. Selbstaussagen junger Menschen, München 1959.
- GROTUM, THOMAS: Die Halbstarke. Zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre, Frankfurt a.M./New York 1994.
- GROVES, ROBERT M. ET AL. (HRSG.): Telephone survey methodology, New York 1988.
- GRUNDMANN, MATTHIAS: Generationenbeziehungen in der Jugend sozialisationstheoretisch beleuchtet, in: Merckens/Zinnecker, Jahrbuch Jugendforschung 2004, S. 109-128.
- GRUNERT, CATHLEEN/HEINZ-HERMANN KRÜGER: Jugendforschung in Deutschland von der Nachkriegszeit bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts, in: Götte/Gippert, Pädagogik, S. 181-200.
- GUMBRECHT, HANS ULRICH: Modern, Moderne, Modernität, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 93-131.
- HAACK, RENATE: Berufswunsch und Berufswahl in familiensoziologischer Sicht, Univ.-Diss., Köln 1958.
- HABERMAS, JÜRGEN: Notizen zum Missverhältnis von Kultur und Konsum, in: Merkur 10 (1956), S. 212-228.
- HABERMAS, JÜRGEN: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt a.M. 1985.
- HABERMAS, JÜRGEN: Die neue Unübersichtlichkeit (Kleine Politische Schriften, V), Frankfurt a.M. 1985.
- HABERMAS, JÜRGEN: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1962.
- HABERMAS, JÜRGEN/LUDWIG VON FRIEDBURG/CHRISTOPH OEHLER/FRIEDRICH WELZ: Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum Bewußtsein Frankfurter Studenten, Neuwied/Berlin 1961.
- HAFENEGER, BENNO: Jugendbilder. Zwischen Hoffnung, Kontrolle, Erziehung und Dialog, Opladen 1995.
- HAFENEGER, BENNO: Jugendverbandsarbeit von der Nachkriegszeit bis in die achtziger Jahre, in: Damm/Eigenbrodt/Hafeneger, Jugendverbände, S. 20-32.
- HARLANDER, TILMAN: Wohnen und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik, in: Flagge, Geschichte, S. 233-417.
- HARTENSTEIN, WOLFGANG/GÜNTHER SCHUBERT: Mitlaufen oder Mitbestimmen? Untersuchung zum demokratischen Bewußtsein und zur politischen Tradition. Mit einem Deutungsversuch von Alexander Mitscherlich, Frankfurt a.M. 1961.
- HASELOFF, OTTO WALTER: Das Buch im Erleben unserer Jugendlichen, in: Bertelsmann-Briefe 2/1960, S. 1-15.
- HASENCLEVER, CHRISTA. Jugendhilfe und Jugendgesetzgebung seit 1900, Göttingen 1978.
- HAUPT, HEINZ-GERHARD/CLAUDIUS TORP (HRSG.): Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch, Frankfurt a.M. 2009.
- HAVIGHURST, ROBERT J.: Schule und Jugend, in: Heintz, Soziologie, S. 80-90.
- HEBDIGE, DICK: Subculture – the meaning of style, London 1979.
- HECHINGER, GRACE/FRED M. HECHINGER: Die Herrschaft der Teenager, Gütersloh 1963.
- HEGELE, GÜNTER: Die Welt des Schlagers, in: Solidarität. Monatsschrift für gewerkschaftliche Jugendarbeit, H. 9 (1962), S. 168-179.
- HEHLMANN, WILHELM: Wörterbuch der Pädagogik, Stuttgart 1960<sup>6</sup>.
- HEID, HELMUT/WOLFGANG KLAFFKI (HRSG.): Arbeit – Bildung – Arbeitslosigkeit. Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 19 (1985).
- HEIGERT, HANS/WERNER WIRSING: Stätten der Jugend, München 1958.
- HEIGERT, HANS: Ein neuer Typ wird produziert: der Teenager, in: deutsche jugend 7 (1959), H. 3, S. 117-121.



- HEILIG, GERHARD: Die Heiratsneigung lediger Frauen in der Bundesrepublik Deutschland, 1950-1984, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 11 (1985), S. 519-547.
- HEINRICH, HORST-ALFRED: Zeithistorische Ereignisse als Kristallisationspunkte von Generationen. Replikation eines Messinstruments, in: ZUMA-Nachrichten 39 (1996), S. 69-94.
- HEINRITZ, CHARLOTTE: „Bedrohte Jugend – drohende Jugend“? Jugend der Fünfziger Jahre im Blick des Jugendschutzes, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 293-320.
- HEINTZ, PETER (HRSG.): Soziologie der Schule (=KZfSS, Sonderheft 4), Köln/Opladen 1959.
- HEITMEYER, WILHELM (HRSG.): Interdisziplinäre Jugendforschung: Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen, Weinheim/München 1986.
- HEITMEYER, WILHELM: Interdisziplinarität als notwendige, aber ungelöste Problemstellung der Jugendforschung, in: ders., Jugendforschung, S. 9-16.
- HELLMER, JOACHIM: Jugendkriminalität in unserer Zeit. Frankfurt a.M. 1966.
- HELSPER, WERNER (HRSG.): Jugend zwischen Moderne und Postmoderne, Opladen 1991.
- HENNIG, WERNER/WALTER FRIEDRICH (HRSG.): Jugend in der DDR. Daten und Ergebnisse der Jugendforschung vor der Wende, Weinheim/München 1991.
- HENNIS, WILHELM: Meinungsforschung und repräsentative Demokratie. Zur Kritik politischer Umfragen, Tübingen 1957.
- HENRIK KREUTZ, Soziologie der Jugend, München 1974.
- HERBERT, ULRICH (HRSG.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980, Göttingen 2002.
- HERBERT, ULRICH: Liberalisierung als Lernprozess. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte, in: ders. (Hrsg.), Wandlungsprozesse, S. 7-49.
- HERBERT, ULRICH: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001.
- HERMANN, ULRICH (HRSG.): Jugendpolitik in der Nachkriegszeit. Zeitzeugen – Forschungsberichte – Dokumente, Weinheim 1993.
- HERMANN, ULRICH: Das Konzept der „Generation“. Ein Forschungs- und Erklärungsansatz für die Erziehungs- und Bildungssoziologie und die Historische Sozialisationsforschung, in: ders., Jugendpolitik, S. 99-117.
- HERRMANN, ULRICH: ‚Ungenau in diese Welt‘ kein Krawall, kein Protest: Der unaufhaltsame Aufstieg um 1940 Geborener in einer „Generationen“-Lücke, in: Reulecke u.a., Generationalität, S. 159-186.
- HERRLITZ, HANS-GEORG/WULF HOPF/HARTMUT TITZE (HRSG.): Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Eine Einführung, Weinheim/München 1993.
- HERRWERTH, THOMMI: Itsy Bitsy Teenie Weenie. Die deutschen Hits der Sixties, Marburg 1995.
- HERRWERTH, THOMMI: Katzenklo & Caprifischer. Die deutschen Hits aus 50 Jahren, Berlin 1998.
- HERZOG, DAGMAR: Between Coitus and Commodification. Young West German Women and the Impact of the Pill, in: Schildt/Siegfried, Marx, S. 261-286.
- HERZOG, DAGMAR: Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, München 2005.
- HESSE, KURT WERNER: Schmutz und Schund unter der Lupe. Bericht über eine Untersuchung des Gesamtproblems der Jugendgefährdung, Frankfurt a.M. 1955.
- HETTLAGE, ROBERT (HRSG.): Die Bundesrepublik. Eine kritische Bilanz. München 1990.
- HICOG-Reports No. 40, 113, 167, Gesis-Datenarchiv Köln.
- HIRZEL, HANS: Zum gegenwärtigen Stand der westdeutschen Jugendsoziologie, Manuskript o. O. o. J. [ca. 1960].
- HOAG, WENDY J./KLAUS R. ALLERBECK: Interviewer- und Situationseffekte in Umfragen: Eine log-lineare Analyse, in: Zeitschrift für Soziologie 10 (1981), H. 4, S. 413-426.
- HOAG, WENDY J.: Der Bekanntenkreis als Universum: Das Quotaverfahren der Shell-Studie, in: KZfSS 38 (1986), S. 123-132.
- HOCKERTS, HANS-GÜNTHER (HRSG.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, München 2004.

- HODENBURG, CHRISTINA VON: Politische Generationen und massenmediale Öffentlichkeit. Die „45er“ in der Bundesrepublik, in: Jureit/Wildt, Generationen, S. 266-294.
- HOFFMANN-LANGE, URSULA: Der fragwürdige Beitrag von Jugendstudien zur Analyse von Trends in der politischen Kultur, in: Merken/Zinnecker, Jahrbuch, Bd. 3, S. 187-210.
- HÖFFNER, JOSEPH: Industrielle Revolution und religiöse Krise, Schwund und Wandel des religiösen Verhaltens in der modernen Gesellschaft, Köln/Opladen 1961.
- HOLLENBACH, JOHANNES MICHAEL: Jugendliche Verbrecher? Erziehungsprobleme im technischen Zeitalter, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. März 1956.
- HOLLINGSHEAD, AUGUST B.: Elmtown's Youth. The Impact of Social Classes on Adolescents, New York 1949.
- HONDRICH, OTTO: Katalysator Katastrophe. Betrachtungen über den Generationenkonflikt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19. Dezember 2002.
- HOPF, CHRISTEL/WALTER MÜLLER: Zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: ZUMA-Nachrichten 38 (1994), S. 28-53.
- HÖRISCH, JOCHEN (HRSG.): Mediengenerationen, Frankfurt a. M. 1997.
- HORKHEIMER, MAX U.A. (HRSG.): Studien über Autorität und Familie, Paris 1936.
- HORNSTEIN, WALTER: Jugend in ihrer Zeit. Geschichte und Lebensformen des jungen Menschen in der europäischen Welt, Hamburg 1966.
- HORNSTEIN, WALTER: Jugendforschung und Jugendpolitik in der Bundesrepublik Deutschland – Probleme und Perspektiven eines schwierigen Verhältnisses, in: Criblez/Spadarotti, Jugendpolitik, S. 49-62.
- HORNSTEIN, WALTER: Jugendpolitik und Jugendforschung im Spiegel der Jugendberichte der Bundesregierung, in: Edelstein/Sturzbecher, Jugend, S. 11-40.
- HORNSTEIN, WALTER: Vom „jungen Herrn“ zum „hoffnungsvollen Jüngling“. Wandlungen des Jugendlebens im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1965.
- HUGO, PHILIPP VON: „Eine zeitgemäße Erregung“. Der Skandal um Ingmar Bergmanns „Das Schweigen“ (1963) und die „Aktion Saubere Leinwand“, in: Zeitgeschichtliche Forschungen 3 (2006), H. 2. Online unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-vHugo-2-2006/>.
- HUNGER, HEINZ: Das Sexualwissen der Jugend, München/Basel 1960<sup>2</sup>.
- HUNN, KARIN: „Nächstes Jahr kehren wir zurück ...“ Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik, Göttingen 2005.
- HURRELMANN, KLAUS: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim/München 1994.
- HÜSER, DIETMAR: „Rock around the clock“. Überlegungen zu amerikanischer Populärkultur in der französischen und westdeutschen Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre, in: Themenportal Europäische Geschichte (2007), URL: <http://www.europa.clio-online.de/2007/Article=199>.
- HUSSONG, MARTIN: Jugendzeitschriften von 1945 bis 1960. Phasen, Typen, Tendenzen, in: Doderer (Hrsg.), Trümmern, S. 521-585.
- ILLIES, FLORIAN: Generation Golf. Eine Inspektion, Berlin 2000.
- INSTITUT DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT (HRSG.): Zahlen zur wirtschaftlichen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland 1983, Köln 1983.
- INSTITUT FÜR ANGEWANDTE SOZIALWISSENSCHAFT: Berliner Jugend 1962, Bad Godesberg o. J. [1962].
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE: Die Jugendbefragungen 1947/48. Ein Inhaltsverzeichnis, Allensbach o. J. [1949].
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE: Pressedienst 28.12.1960.
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE: Demokratieverankerung in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Untersuchung zum 30-jährigen Bestehen der Bundesrepublik, Allensbach 1979.
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE: Pressedienst, 28.12.1960, Allensbach 1960.
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE: Die Freizeit. Eine Studie unter Arbeitern und Angestellten, 2 Bde., Allensbach 1958.
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE: Junge Rundfunkhörer 1956. Eine Umfrage für den Süddeutschen Rundfunk, Allensbach o. J. [1957].
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE/SÜDDEUTSCHER RUNDFUNK: Der Rundfunkhörer 1953/54, Allensbach 1954.

- INSTITUT ZUR FÖRDERUNG ÖFFENTLICHER ANGELEGENHEITEN (HRSG.), Empirische Sozialforschung. Meinungs- und Marktforschung. Methoden und Probleme, Frankfurt a.M. 1952 (=Wissenschaftliche Schriftenreihe des Instituts zur Förderung Öffentlicher Angelegenheiten e.V. Bd. 13), S. 27-39.
- ITALIAANDER, ROLF/ERIC GODAL (HRSG.): Teenagers, Hamburg 1958.
- JÄGER, WOLFGANG: Jugend im Spiegel. Versuch eines Vergleichs der beiden repräsentativen Jugendumfragen, in: deutsche jugend 2 (1955), S. 7-15.
- JAIDE, WALTER: Eine neue Generation? Eine Untersuchung über Werthaltungen und Leitbilder der Jugendlichen, München 1961.
- JAIDE, WALTER: Das Verhältnis der Jugend zur Politik. Empirische Untersuchungen zur politischen Anteilnahme und Meinungsbildung junger Menschen der Geburtsjahrgänge 1940-1946, Berlin-Spandau 1963.
- JAIDE, WALTER: Generationen eines Jahrhunderts, Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Sozialgeschichte der Jugend in Deutschland 1871-1985, Opladen 1988.
- JANOWITZ, MORRIS: Schichtung und Mobilität in Westdeutschland, in: KZfSS 10 (1958), S. 1-38.
- JANSSEN, PHILIP JOST: Umfragen der Jugendforschung in der frühen Bundesrepublik als Quellen für die zeit-historische Forschung. Methodische Überlegungen zu ihrer historisch-kontextuellen Sekundäranalyse, in: Historical Social Research Vol 27 (2002), No. 2-3, S. 253-265.
- JARAUSCH, KONRAD H./HANNES SIEGRIST (HRSG.): Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970. Frankfurt a.M./New York 1997.
- JÄSCHKE, PETRA: Produktionsbedingungen und gesellschaftliche Einschätzungen, in: Doderer, Literatur, S. 209-503.
- JONES, HIDDO M.: Zur Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, Köln 1965.
- JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (HRSG.), Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Opladen 1981.
- JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (HRSG.), Jugend. Bildung und Freizeit, o. O. o. J. [1966].
- JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (HRSG.): Jugend zwischen 13 und 24. Vergleich über 20 Jahre (Sechste Untersuchung zur Situation der Deutschen Jugend im Bundesgebiet), 3 Bde., o. O. [Hamburg] 1975.
- JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (HRSG.), Jugend in Europa. Ihre Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. Eine vergleichende Analyse zwischen der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Großbritannien, bearb. von Viggo Blücher, 3 Bde., Hamburg 1977.
- JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (HRSG.): Jugend '97. Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen, 2 Bde., Opladen 1997.
- Jürgen Reulecke auf der Tagung Generationsidentitäten nach 1945 in Deutschland im Januar 2006, auf <http://hsozkult.geschichte.huberlin.de/tagungsberichte/id=1055/>
- KAASE, MAX: Demokratische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Sozialwissenschaftliches Jahrbuch für Politik, Bd. 2, München/Wien 1971, S. 119-326.
- KAISER, GÜNTHER: Randalierende Jugend. Eine soziologische und kriminologische Studie über die so genannten „Halbstarken“, Heidelberg 1959.
- KAUFMANN, FRANZ-XAVER: Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat, in: Lüscher/Schultheis, Generationenbeziehungen, S. 95-108.
- KEILHACKER, MARTIN/ERICH WASEM: Jugend im Kraftfeld der Massenmedien, München 1965.
- KELLERER, HANS: Theorie und Technik des Stichprobenverfahrens, München 1953.
- KELLERER, HANS: Wesen, Wert und Grenzen des Stichprobenverfahrens für die empirische Sozialforschung, in: Institut, Sozialforschung, S. 103-116.
- KENTLER, HELMUT: Jugend in der Industrielwelt (=Schriften des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes e.V. 18), Frankfurt a.M. 1964.
- KENTLER, HELMUT: „Subkulturen“ von Jugendlichen, in: deutsche jugend 8 (1964), S. 403-412.
- KERLEN, DIETRICH: Jugend und Medien in Deutschland. Eine kulturhistorische Studie, hrsg. von Matthias Rath und Gudrun Marci-Boehnke, Weinheim/Basel 2005.
- KERN, HORST: Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, München 1982.

- KERSTING, FRANZ-WERNER (HRSG.): Jugend vor einer Welt in Trümmern. Erfahrungen und Verhältnisse der Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland, München 1999.
- KERSTING, FRANZ-WERNER: Helmut Schelskys „Skeptische Generation“. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerkes, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 50 (2002), S. 465-495.
- KIECOLT, K. JILL/LAURA E. NATHAN: Secondary Analysis of Survey Data (=Quantitative Applications in the Social Sciences, 53), Beverly Hills 1976.
- KIESLICH, GÜNTHER: Freizeitgestaltung in einer Industriestadt. Ergebnisse einer Befragung in Marl, Dortmund 1956.
- KLAFKI, WOLFGANG: Die fünfziger Jahre – eine Phase schulorganisatorischer Restauration. Zur Schulpolitik und Schulentwicklung im ersten Jahrzehnt der Bundesrepublik, in: Bänsch, Jahre, S. 131-162.
- KLAGES, HELMUT: Werte und Wertwandel, in: Schäfers/Zapf, Handwörterbuch, S. 698-709.
- KLEIN, MARKUS: Gibt es eine Generation Golf? Eine empirische Inspektion, in: KZfSS 55 (2003), S. 99-115.
- KLEINDIENST, JÜRGEN (HRSG.): Halbstark und tüchtig. Jugend in Deutschland 1950-1960; 48 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, Berlin 2002.
- KLEBMANN, CHRISTOPH: Ein stolzes Schiff und krächzende Möwen. Die Geschichte der Bundesrepublik und ihre Kritiker, in: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S. 476-494.
- KLINGEMANN, CARSTEN: Wissenschaftliches Engagement vor und nach 1945. Soziologie im Dritten Reich und in Westdeutschland, in: Bruch/Kaderas, Wissenschaften, S. 409-431.
- KLÖCKNER, MICHAEL: Katholisch von der Wiege bis zur Bahre. Eine Lebensmacht im Zerfall, München 1991.
- KLUGE, FRIEDRICH/ELMAR SEEBOLD: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/New York 2002<sup>24</sup>.
- KLUTH, HEINZ: Der arbeitslose Jugendliche in seinen Bindungen an die außerfamiliäre Umwelt, Univ.-Diss., Berlin 1952.
- KLUTH, HEINZ: Die „Halbstarken“ – Legende oder Wirklichkeit?, in: deutsche jugend 4 (1956), S. 495-503.
- KLUTH, HEINZ: Arbeiterjugend – Begriff und Wirklichkeit, in: Schelsky u.a., Arbeiterjugend, S. 16-174.
- KLUTH, HEINZ: Die Gemeinschaftsfähigkeit der arbeitslosen Jugendlichen, in: Schelsky, Arbeitslosigkeit, S. 61-126.
- KLUTH, HEINZ: Die Stellung der Jugend in der industriellen Gesellschaft, in: Die Jugend in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit, S. 43-55.
- KLUTH, HEINZ: Die „Offene Tür“ und ihre Besucher, in: Heim der Offenen Tür (1955), S. 43-84.
- KLUTMANN, HANS: Die jungen Liebenden, in: Jugendschutz, H. 1 (1958), S. 19-20.
- KNÖBL, WOLFGANG: Eine Geschichte des soziologischen Nachdenkens über Generationen. Vortrag im Oberseminar des Graduiertenkollegs Generationengeschichte „Positionen der Generationenforschung“ am 1. Juni 2005. Erschienen auf <http://www.generationengeschichte.uni-goettingen.de/kngen.pdf>
- KNOCHE, MANFRED/MONIKA LINDGENS: Erscheinungsbild und Inhaltsstruktur von Jugendzeitschriften. Ergebnisse einer systematischen Inhaltsanalyse, Frankfurt a.M. 1983.
- KOB, JANPETER: Erziehung in Elternhaus und Schule. Eine soziologische Studie, Stuttgart 1963.
- KÖCHER, RENATE: Religiös in einer säkularisierten Welt, in: Noelle-Neumann/Köcher, Nation, S. 164-281.
- KÖCHER, RENATE: Wandel des religiösen Bewusstseins in der Bundesrepublik Deutschland, in: Gegenwartskunde. Sonderheft 5: Religion, Kirche und Gesellschaft, Opladen 1988, S. 145-161.
- KOCH, LARS (HRSG.): Modernisierung als Amerikanisierung? Entwicklungslinien der westdeutschen Kultur 1945-1960, Bielefeld 2007.
- KOGON, EUGEN: Jugend in der modernen Arbeitswelt, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 8 (1957), H. 5, S. 266-273.
- KOGON, EUGEN, Die restaurative Republik. Zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (=Gesammelte Schriften, Bd. 6), Weinheim/Berlin 1996.
- KÖHLER, HELMUT: Der relative Schul- und Hochschulbesuch in der Bundesrepublik Deutschland 1952 bis 1975. Ein Indikator für die Entwicklung des Bildungswesens, Berlin 1978.
- KÖHLER, THOMAS/JÖRG GAPSKI: Studentische Lebenswelt. Analysen zum Alltag und Milieu, zu Bildungs- und Studienstilen, zur Lebensphase Studium bei Studierenden der Universität Hannover, Hannover 1997.

- KÖHLER, THOMAS: Jugendgenerationen im Vergleich: Kulturen des (Non-)Konformismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 5 (2001), S. 7-13.
- KÖLTRINGER, RICHARD: Gültigkeit von Umfragedaten, Wien/Köln/Weimar 1983.
- KÖNIG, RENÉ: Materialien zur Soziologie der Familie, Bern 1946.
- KÖNIG, RENÉ: Familie und Gesellschaft, Zürich 1951.
- KÖNIG, RENÉ: Vorbemerkung zu KZfSS 7 (1955).
- KÖNIG, RENÉ: Praktische Sozialforschung II., Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung, Köln/Berlin 1956.
- KÖNIG, RENÉ: Einige Bemerkungen zur Stellung des Problems der Jugendkriminalität in der allgemeinen Soziologie, in: ders./Peter Heinz (Hrsg.), Soziologie der Jugendkriminalität (=KZfSS, Sonderheft 2), Köln/Opladen 1957, S. 1-11.
- KÖNIG, RENÉ (HRSG.): Fischer-Lexikon Soziologie, Frankfurt a.M. 1958.
- KÖNIG, RENÉ: Das Interview. Formen, Technik, Auswertung, Köln 1962<sup>3</sup>.
- KÖNIG, RENÉ: Praktische Sozialforschung, in: ders. (Hrsg.), Praktische Sozialforschung: Das Interview, Köln 1964<sup>4</sup>, S. 13-33.
- KÖNIG, RENÉ/GÜNTHER LÜSCHEN: Jugend in der Familie (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde; 3), München 1965.
- KÖNIG, RENÉ (HRSG.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 2, Stuttgart 1969.
- KÖNIG, RENÉ (HRSG.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 6, Stuttgart 1976.
- KOOLWIJK, JÜRGEN VAN: Unangenehme Fragen – Paradigma für die Reaktionen des Befragten im Interview, in: KZfSS 21 (1969), S. 864-875.
- KOOLWIJK, JÜRGEN VAN/MARIA WIEKEN-MAYSER (HRSG.): Techniken der Empirischen Sozialforschung, Bd. 4, München 1984.
- KOSELLECK, REINHART: ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien, in: ders., Zukunft, S. 349-375.
- KOSELLECK, REINHART: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1989.
- KOSELLECK, REINHART: Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a.M. 2000.
- KOSSAKOWSKI, ADOLF: Über die psychischen Veränderungen in der Pubertät, Berlin Ost 1967.
- KOSSERT, ANDREAS: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008.
- KÖSTER, MARKUS: Jugend, Wohlfahrtsstaat und Gesellschaft im Wandel. Westfalen zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, Paderborn 1999.
- KRAFELD, FRANZ JOSEF: Geschichte der Jugendarbeit. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Weinheim/ Basel 1984.
- KRASSER, SENTA: Das saubere Dutzend. Seit 50 Jahren prüft eine Behörde in Bonn, welche Medien die Deutschen verderben – es geht immer weniger um Sex, in: Süddeutsche Zeitung 23.06.2004. Online-Ausgabe URL: <http://www.sueddeutsche.de/deutschland/artikel/993/33960/>
- KRAUSHAAR, WOLFGANG: Die Protest-Chronik 1949-1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie, 4 Bde., Hamburg 1996.
- KREIMEIER, KLAUS: Der westdeutsche Film in den fünfziger Jahren, in: Bänsch, fünfziger Jahre., S. 283-305.
- KREUTZ, HERMANN JOSEF: Die sexualpädagogischen Aufgaben von Elternhaus und Schule in unserer Zeit. Sozialpädagogische Vorträge der Jugendschutztage Mainz, Mainz 1955.
- KREUZ, HENRIK: Soziologie der Jugend, München 1974.
- KRIEGSKORTE, MICHAEL: Werbung in Deutschland 1945-1965. Die Nachkriegszeit im Spiegel ihrer Anzeigen, Köln 1992.
- KRÖHER, MICHAEL O.R.: Fünfzig Jahre nach dem Urknall: Das verpasste Rock ‘n’ Roll Jubiläum, in: Gorny/Stark, Popkultur, S. 34-40.
- KRÜGER, HEINZ-HERMANN (HRSG.): „Die Elvis-Tolle hatte ich mir unauffällig wachsen lassen“. Lebensgeschichte und jugendliche Alltagskultur in den 50er Jahren, Opladen 1985.
- KRÜGER, HEINZ-HERMANN (HRSG.): Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1988.

- KRÜGER, HEINZ-HERRMANN/CATHLEEN GRUNERT (HRSG.): Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung, Opladen 2002.
- KRÜGER, HEINZ-HERRMANN: „Exis habe ich keine gesehen“ – Auf der Suche nach einer jugendlichen Gegenkultur in den 50er Jahren, in: ders., Elvis-Tolle, S. 129-151.
- KRÜGER, THOMAS: Wirtschaftswunder, Wohlfahrtsstaat und Wiederbewaffnung – Geschichten aus der Geschichte der 50er Jahre. Vortrag im Rahmen des Journalisten-Workshops: [http://www.bpb.de/presse/KNXDGGK.0.Wirtschaftswunder\\_Wohlfahrtsstaat\\_und\\_Wiederbewaffnung\\_%96\\_Geschichten\\_aus\\_der\\_Geschichte\\_der\\_50er\\_Jahre.html/](http://www.bpb.de/presse/KNXDGGK.0.Wirtschaftswunder_Wohlfahrtsstaat_und_Wiederbewaffnung_%96_Geschichten_aus_der_Geschichte_der_50er_Jahre.html/)
- KRUKE, ANJA/BENJAMIN ZIEMANN: Meinungsumfragen in der Konkurrenzdemokratie. Auswirkungen der Demoskopie auf die Volksparteien und den politischen Massenmarkt 1945/49-1990, in: Historical Social Research Vol. 26 (2001), No. 1, S. 171-186.
- KRUKE, ANKE: Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland – Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949-1990, Düsseldorf 2007.
- KUHNERT, PETER/UTE ACKERMANN: Jenseits von Lust und Liebe? Jugendsexualität in den 50er Jahren in: Krüger, Elvistolle, S.43-83.
- KÜPPER, HEINZ: Zur Sprache der Jugend, in: Sprachwart 10 (1961), S. 186-188.
- KÜPPERS, WALTRAUT: Mädchentagebücher in der Nachkriegszeit. Ein kritischer Beitrag zum sogenannten Wandel der Jugend, Stuttgart 1964.
- KURME, SEBASTIAN: Halbstarke: Jugendprotest in den 50er Jahren in Deutschland und den USA, Frankfurt a.M. 2006.
- KURZ, KARL: Lebensverhältnisse der Nachkriegsjugend. Eine soziologische Studie, Bremen 1949.
- LAMPRECHT, HELMUT: Teenager und Manager, München 1965<sup>2</sup>.
- Land der Hoffnung, Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1945, hrsg. von Wilfried Breyvogel und Heinz-Hermann Krüger, Berlin/Bonn 1987.
- LASER, BJÖRN: Heftchenflut und Bildersturm. Die westdeutsche Comic-Debatte in den 50ern, in: Bollenbeck/Kaiser, 50er Jahre, S. 63-86.
- LASSAHN, RUDOLF: Einführung in die Pädagogik, Heidelberg 1974.
- LAZARSFELD, PAUL F.: Am Puls der Gesellschaft. Zur Methodik der empirischen Soziologie, Wien 1968.
- LAZARSFELD, PAUL F./KÄTHE LEICHTER: Erhebung bei Jugendlichen über Autorität und Familie, in: Horkheimer u.a., Studien, S. 353-456.
- LAZARSFELD, PAUL F.: Die Verpflichtung des Meinungsforschers gegenüber dem Geschichtsforscher von 1984, in: ders., Puls, S. 29-30.
- LAZARSFELD, PAUL F./SYDNEY S. SPIVAK: Observations on the Organization of Empirical Social Research in the United States, in: Information. Bulletin on the International Social Science Council, 19 (1961).
- LENHARDT, GERO (HRSG.): Der hilflose Sozialstaat. Jugendarbeitslosigkeit und Politik, Frankfurt a.M. 1979.
- LENZ, FRIEDRICH: Meinungsforschung in Deutschland. Eine kurze Darstellung von Ergebnissen, Methoden und Erkenntniswert wissenschaftlicher Erforschung der öffentlichen Meinung, Stuttgart 1950.
- LENZ, OTTO: Die soziale Wirklichkeit, o. O. o. J. (=Allensbacher Schriften 3).
- LENZEN, DIETER: Moderne Jugendforschung und postmoderne Jugend: Was leistet noch das Identitätskonzept?, in: Werner Helsper, Jugend, S. 41-56.
- LEPSIUS, M. RAINER: Zum Wandel der Gesellschaftsbilder in der Gegenwart, in: KZfSS 14 (1962), S. 449-458.
- LEPSIUS, M. RAINER: Sozialstruktur und soziale Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Löwenthal/Schwarz, Republik, S. 263-288.
- LEPSIUS, M. RAINER (HRSG.): Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages, Stuttgart 1976.
- LEPSIUS, M. RAINER: Ansprache zur Eröffnung des 17. Deutschen Soziologentages: Zwischenbilanz der Soziologie, in: ders., Zwischenbilanz, S. 1-13.
- LEVI, GIOVANNI/JEAN-CLAUDE SCHMITT (HRSG.): Geschichte der Jugend, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1996/1997.
- LIEBAU, ECKART/CHRISTOPH WULF (HRSG.): Generation. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung, Weinheim 1996, S. 157-189.



- LIEBKNECHT, KARL: Militarismus und Antimilitarismus unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Jugendbewegung, Leipzig 1907<sup>2</sup>.
- LIMBERT, PAUL M.: Youth Activities in Germany, in: The Educational Record 28 (1947), S. 33-44.
- LINDENBERGER, THOMAS: Vergangenes Hören und Sehen. Zeitgeschichte und ihre Herausforderung durch die audiovisuellen Medien, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 1 (2004), H. 1, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Lindenberg-1-2004/>.
- LINDNER, WERNER: Krawall – Protest – Randal. Zur Rekonstruktion der neueren Jugendgeschichte im Spannungsfeld von Dissidenz, Gewaltdebatten und kulturellem Eigensinn, Opladen 1996.
- LOHMAR, ULRICH: Die arbeitende Jugend im Spannungsfeld der Organisation in Gesellschaft und Staat, in: Schelsky u.a., Arbeiterjugend, S. 175-262.
- LOHMAR, ULRICH: Die Berufsnot der Jugend, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 3 (1952), S. 233-261.
- LÖWENTHAL, RICHARD/HANS-PETER SCHWARZ (HRSG.): Die zweite Republik: 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz, Stuttgart 1974.
- LÜDTKE, ALF/INGE MARBOLEK/ADELHEID VON SALDERN (HRSG.): Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996.
- LUDZ, PETER CHRISTIAN (HRSG.): Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme (=KZfSS Sonderheft 16), Opladen 1972.
- LUETKENS, CHARLOTTE: Bemerkungen zu Helmut Schelsky: Die skeptische Generation, in: KZfSS 13 (1961), S. 126-140.
- LUHMANN, NIKLAS: Die Realität der Massenmedien, Wiesbaden 1996<sup>2</sup>.
- LÜSCHER, KURT/FRANZ SCHULTHEIS (HRSG.): Generationenbeziehungen in ‚postmodernen‘ Gesellschaften (=Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 7), Konstanz 1993.
- MAASE, KASPAR: Vergebliche Kriminalisierung. Zum Platz der Halbstarken in der Geschichte des Alltags, in: Kriminologisches Journal 23 (1991), S. 189-203.
- MAASE, KASPAR: BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Hamburg 1992.
- MAASE, KASPAR: Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850 bis 1970, Frankfurt a.M. 1997.
- MAASE, KASPAR: Körper, Konsum, Genuss – Jugendkultur und mentaler Wandel in den beiden deutschen Gesellschaften, in: APuZ 45 (2003), S. 9-16.
- MAASE, KASPAR: „Gemeinkultur“. Zur Durchsetzung nachbürgerlicher Kulturverhältnisse in Westdeutschland 1945-1970, in: Bollenbeck u.a., 50er Jahre, S. 170-189.
- MAASE, KASPAR: „Lässig“ kontra „zackig“ – Nachkriegsjugend und Männlichkeit in geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Benninghaus/Kohtz, Mädchen, S. 79-101.
- MAASE, KASPAR: Farbige Bescheidenheit. Anmerkungen zum postheroischen Generationsverständnis, in: Jureit/Wildt (Hrsg.), Generationen, S. 220-242.
- MAASE, KASPAR: Medium jugendlicher Emanzipation. BRAVO in den 50ern, in: Archiv, 50 Jahre, S. 13-34.
- MACDONALD, J. FRED: Don't touch that dial! Chicago 1979.
- MALETZKE, GERHARD: Fernsehen im Leben der Jugend, Hamburg 1959.
- MAN, HENDRIK DE: Vermassung und Kulturverfall. Eine Diagnose unserer Zeit, Bern 1952.
- MANNHEIM, KARL: Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 7 (1928/29), S. 157-185 und S. 329-330.
- MANSEL, JÜRGEN/HARTMUT M. GRIESE/ALBERT SCHERR (HRSG.): Theoriedefizite in der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven, Weinheim 2003.
- MARKEFKA, MANFRED: Der Begriff der Jugend in der deutschen Nachkriegsliteratur zum Problem der Jugend, Univ.-Diss., Köln 1963.
- MATTHES, JOACHIM: Karl Mannheims ‚Das Problem der Generationen‘, neu gelesen, in: Zeitschrift für Soziologie 5 (1985), S. 363-372.
- MAYER, KARL ULRICH/HANS-PETER BLOßFELD: Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: Berger/Hradil, Lebenslagen, S. 153-188.
- MAYNTZ, RENATE: Die moderne Familie, Stuttgart 1955.

- MAYNTZ, RENATE: Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Eine soziologische Untersuchung der Stadt Euskirchen, Stuttgart 1958.
- MCRROBBIE, ANGELA/JENNY GARBER: Mädchen in den Subkulturen, in: Clarke, Jugendkultur, S. 217-237.
- MEIER, CHRISTIAN/JÖRN RÜSEN (HRSG.): Historische Methode (=Theorie der Geschichte, Bd. 5), München 1988.
- MERGEL, THOMAS: Geschichte und Soziologie, in: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbek 1998, S. 699-717.
- MERKENS, HANS/JÜRGEN ZINNECKER (HRSG.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 1, Opladen 2001.
- MERKENS, HANS/JÜRGEN ZINNECKER (HRSG.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 2, Opladen 2002.
- MERKENS, HANS/JÜRGEN ZINNECKER (HRSG.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 3, Opladen 2003.
- MERKENS, HANS/JÜRGEN ZINNECKER (HRSG.): Jahrbuch Jugendforschung, Bd. 4, Opladen 2004.
- MERRITT, ANNA J./RICHARD L. MERRITT: Public Opinion in Occupied Germany: The OMGUS-Surveys, 1949-1955, Urbana 1970.
- MERRITT, ANNA J./RICHARD L. MERRITT: Public Opinion in Semisovereign Germany: The OMGUS-Surveys, 1945-1949, Urbana 1980.
- METZGER, FRANZ: Die Musikbox als aktuelles Freizeitangebot der Jugendpflege?, in: deutsche jugend 8 (1960), S. 124-128.
- METZGER, WOLFGANG: Was ist jugendgefährdend?, in: Jugendliteratur 3 (1957), H. 10, S. 443-458.
- MEULEMANN, HEINER: Wertewandel, kulturelle Teilhabe und sozialer Wandel, Köln 1981.
- MEULEMANN, HEINER/KARL-HEINZ REUBAND (HRSG.): Die soziale Realität im Interview. Empirische Analysen methodischer Probleme, Frankfurt a.M./New York 1984.
- MEULEMANN, HEINER: Wertewandel, in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1950 und 1980: Versuch einer zusammenfassenden Deutung vorliegender Zeitreihen, in: Oberndörfer/Rattinger/Schmidt, Wandel, S. 391-411.
- MEWES, BERNHARD: Die erwerbstätige Jugend. Eine statistische Untersuchung, Berlin/Leipzig 1929.
- MEYEN, MICHAEL: Die Quelle Meinungsforschung: Historische Datenanalyse als Weg zu einer Geschichte der Mediennutzung, in: ZA-Information 46 (2000), S. 39-57.
- MEYER, SIBYLLE/EVA SCHULZE: Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit, München 1985.
- MICHEL, KARL MARKUS: Rückkehr zur Fassade, in: Kursbuch, H. 89 (1987), S. 126-127.
- MITSCHERLICH, ALEXANDER: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie, München 1963.
- MITTERAUER, MICHAEL: Sozialgeschichte der Jugend in Europa, Frankfurt a.M. 1986.
- MÖLLER, CAROLA: Die Einfügung der ungelernten Jungarbeiterin in den industriellen Arbeitsprozeß, Meisenheim am Glan 1966.
- MÖLLER, KURT: Jugend(lichkeits)kulturen und (Erlebnis)politik, in: Ferchhoff/Sander/Vollbrecht, Jugendkulturen, S. 172-185.
- MOLTKE, JOHANNES VON: No Place Like Home. Locations of Heimat in German Cinema, Berkeley 2005.
- MOOSER, JOSEF: Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt a.M. 1984.
- MOSER, CLAUS A.: An Experimental Study of Quota Sampling, in: Journal of the Royal Statistical Society Series A, Part IV, S. 349-405.
- MUCHOW, HANS-HEINRICH: Jugend im Wandel. Die anthropologische Situation der heutigen Jugend, Schleswig 1953.
- MUCHOW, HANS-HEINRICH: Zur Psychologie und Pädagogik der „Halbstarken“, in: Unsere Jugend 8 (1956), H. 9, 388-394.
- MUCHOW, HANS-HEINRICH: Zur Psychologie und Pädagogik der Halbstarken, in: Unsere Jugend (1956), H. 11, S. 486-491.
- MUCHOW, HANS-HEINRICH: Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend, Reinbek 1959.
- MUCHOW, HANS-HEINRICH: Jugend und Zeitgeist. Morphologie der Kulturpubertät, Reinbek 1961.
- MÜLLER, CARL WOLFGANG/PETER NIMMERMANN: In Jugendclubs und Tanzlokalen, München 1968.



- MÜLLER, KARL VALENTIN: Heimatvertriebene Jugend. Eine soziologische Studie zum Problem der Sozialtätigkeit des Nachwuchses der heimatvertriebenen Bevölkerung, Kitzingen 1953.
- MÜNCH, URSULA: Familien-, Jugend- und Altenpolitik, in: Günther Schulz, Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 3: 1949-1957, Baden-Baden 2005, S. 597-652.
- MÜNCHMEIER, RICHARD: Die Vergesellschaftung der Jugendverbände. Von den fünfziger Jahren bis zur Politisierung, in: Bönisch u.a., Handbuch, S. 86-92.
- MÜNSTER, RUTH: Das Geld in Nietenhosen. Jugendliche als Verbraucher, Stuttgart 1961.
- NAVE-HERTZ, ROSEMARIE: Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4, 1984, S. 45-63.
- NAVE-HERZ, ROSEMARIE: Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik seit 1950, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1 (1984), S. 45-63.
- NAVE-HERZ, ROSEMARIE: Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: dies., Wandel, S. 61-94.
- NAVE-HERZ, ROSEMARIE (HRSG.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1988.
- NEIDHARDT, FRIEDHELM: Gesellschaftliche Wirkungen der Massenmedien, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 9 (1964), S. 210-234.
- NEIDHARDT, FRIEDHELM: Die junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik, Opladen 1967.
- NEIDHARDT, FRIEDHELM U.A. (HRSG.): Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters, München 1970.
- NEIDHARDT, FRIEDHELM: Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend, in: ders., u.a., Jugend, S. 11-48.
- NEULOH, OTTO: Sozialforschung – eine öffentliche Angelegenheit, in: Soziale Welt 1 (1950) H. 2, S. 10-24.
- NEUMANN, KLAUS (HRSG.): Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001.
- NEUMANN, VERA: Kampf um Anerkennung. Die westdeutsche Kriegsfolgengesellschaft im Spiegel der Versorgungsmäßer, in: Neumann, Nachkrieg, S. 364-383.
- NEUMANN-BRAUN, KLAUS: Jugendliche und ihre Peer-Group-Kommunikationen. Einführung in den Themenschwerpunkt, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merkens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 3 (2003), S. 15-24.
- NIEHUSS, MERITH: Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960, Göttingen 2001.
- NIEHUSS, MERITH: Kontinuität und Wandel der Familie in der 50er Jahren, in: Schildt/Sywottek, Modernisierung, S. 316-334.
- NIETHAMMER, LUTZ (HRSG.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet (=Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd.1), Bonn 1983.
- NIETHAMMER, LUTZ (HRSG.): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983.
- NIETHAMMER, LUTZ: Einleitung, in: ders., Jahre, S. 7-29.
- NIKLES, BRUNO W.: Jugendpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Entwicklungen, Merkmale, Orientierungen, Opladen 1976.
- NOELLE, ELISABETH/ERICH PETER NEUMANN (HRSG.): Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1947-1955, Allensbach 1956.
- NOELLE, ELISABETH/ERICH PETER NEUMANN (HRSG.): Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1957, Allensbach 1957.
- NOELLE, ELISABETH/ERICH PETER NEUMANN (HRSG.): Jahrbuch der Öffentlichen Meinung 1958-1964, Allensbach 1965.
- NOELLE, ELISABETH: Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie, Reinbek 1963.
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH (HRSG.): The Germans. Public Opinion Polls, 1967-1980, London 1980.
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH/EDGAR PIEL (HRSG.): Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953-1979, München 1983.

- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH/EDGAR PIEL (HRSG.): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978-1983, München / Wien 1983.
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH/BURKHARD STRÜMPER: Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse, München/Zürich 1984.
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH/RENATE KÖCHER: Die verletzte Nation, Stuttgart 1987.
- NOELLE-NEUMANN, ELISABETH: Umfragen in der Massengesellschaft, Reinbek 1963.
- NOLTE, PAUL: Die Ordnung der Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000.
- NOLTE, PAUL: Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik, München 2004.
- NUYS-HENKELMANN, CHRISTIAN DE: „Wenn die rote Sonne abends im Meer versinkt...“ Die Sexualmoral der fünfziger Jahre, in: Bagel-Bohlan, Sexualmoral, S. 107-146.
- OBERNDÖRFER, DIETER/HANS RATTINGER/KARL SCHMIDT (HRSG.): Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertewandel. Folgen für das politische Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/München 1985.
- OBERWITTLER, DIETRICH/THOMAS NAPLAVA: Auswirkungen des Erhebungsverfahrens bei Jugendbefragungen zu ‚heiklen‘ Themen. Schulbasierte schriftliche Befragung und haushaltsbasierte mündliche Befragung im Vergleich, in: ZUMA-Nachrichten 51 (2002), S. 49-77.
- OBLINGER, HERRMANN: Über die Zukunftsvorstellung des Volksschulkindes. Ein Beitrag zur pädagogischen Tatsachenforschung, München 1956.
- OERTLER, ROLF/LEO MONTADA (HRSG.): Entwicklungspsychologie, München 1987<sup>2</sup>.
- OERTLER, ROLF: Das Jugendalter, in: ders./Montada, Entwicklungspsychologie, S. 265-338.
- OHEIM, GERTRUD: Einmaleins des guten Tons, Gütersloh 1962<sup>35</sup>.
- OHSE, MARC-DIETRICH: Jugend nach dem Mauerbau. Anpassung, Protest und Eigensinn (DDR 1961-1974), Berlin 2003.
- OLK, THOMAS: Gesellschaftstheoretische Ansätze in der Jugendforschung, in: Krüger, Handbuch, S. 113-134.
- OLK, THOMAS: Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – Zur Entstrukturierung der Jugendphase, in: Heid/Klafki, Arbeit, S. 290-301.
- OPASCHOWSKI, HORST W.: Generation @: Die Medienrevolution entlässt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter, Hamburg 1999.
- OSTERLAND, MARTIN: Gesellschaftsbilder in Filmen. Eine soziologische Untersuchung des Filmangebots der Jahre 1949-1964, Stuttgart 1970.
- OSTERLAND, MARTIN (HRSG.): Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industriearbeiter in der BRD, Frankfurt a.M. 1973<sup>3</sup>.
- OTT, HANNS: Freizeitgestaltung oder Freizeitbildung, in: deutsche jugend 5 (1957), H. 3, S. 107-113.
- OTTE, JAN/RAINER OHLIGER/ANNE VON OSWALD (HRSG.): 50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderung. Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte. Frankfurt a.M. 1999.
- OTTO, KARL A.: Vom Ostermarsch zur APO. Geschichte der außerparlamentarischen Opposition in der Bundesrepublik 1960-1970, Frankfurt a.M. 1977.
- PACKARD, VANCE: Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewussten in Jedermann, Düsseldorf 1958.
- PALLOWSKI, KATRIN: Wohnen im halben Zimmer. Jugendzimmer in den 50er Jahren, in: Bucher/Pohl, Schock, S. 284-290.
- PAYNE, STANLEY L.: The Art of Asking Questions, Princeton 1951.
- PETERS, CHRISTIAN/JÜRGEN REICH: Elvis in Deutschland. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 21. November 2004 bis 27. Februar 2005, Bonn 2004.
- PETERSEN, JULIUS: Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft, Heidelberg 1926.
- PETZOLD, HARTMUT: Die Geschichte des Transistors und die Veränderung einer Medienkultur, in: Studienkreis Rundfunk und Geschichte. Mitteilungen, 14 (1988), H. 4, S. 331-338.
- PEUKERT, DETLEV: Die „Halbstarken“. Protestverhalten von Arbeiterjugendlichen zwischen Wilhelminischem Kaiserreich und Ära Adenauer, in: Zeitschrift für Pädagogik, 30 (1984), S. 533-548.

- PEUKERT, DETLEV: Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Fall der deutschen Jugendfürsorge 1878-1930, Paderborn 1993.
- PFAFF, KONRAD: Die Welt der neuen Jugend, Freiburg 1962.
- PFEIL, ELISABETH: Der Flüchtling Gestalt einer Zeitenwende, Hamburg 1948.
- PFEIL, ELISABETH: Die 23-Jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtsjahrgang 1941, Hamburg 1968.
- PFEIL, ELISABETH: Flüchtlingskinder in neuer Heimat (=Bedrohte Jugend – Drohende Jugend 16, heilpädagogische Schriftenreihe, hrsg. von Josef Spieler), Stuttgart 1951.
- PFEIL, ELISABETH: Die Berufstätigkeit von Müttern. Eine empirisch-soziologische Erhebung an 900 Müttern aus vollständigen Familien, Tübingen 1961.
- PICOT, SIBYLLE/MICHAELA WILLERT: Jugend in einer alternden Gesellschaft. Die Qualitative Studie: Analyse und Portraits, in: Shell, Jugend 2006, S. 241-302.
- PINDER, WILHELM: Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas, Leipzig 1926.
- PLANCK, ULRICH: Landjugend im sozialen Wandel. Ergebnisse einer Trenduntersuchung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend, München 1970.
- POIGER, UTA G.: Amerikanisierung oder Internationalisierung? Populärkultur in beiden deutschen Staaten, in: APuZ 45 (2003), S. 17-24.
- POIGER, UTA G.: Jazz, Rock and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany, Berkeley / Los Angeles / London 2000.
- POLLOCK, FRIEDRICH (BEARB.): Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, Frankfurt a.M. 1955.
- POPITZ, HEINZ/HANS PAUL BAHRDT/ERNST AUGUST JÜRES/HANNO KERSTING (HRSG.): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, Tübingen 1957.
- PORT LE ROI, ANDRÉ: Schlager lügen nicht. Deutscher Schlager und Politik in ihrer Zeit, Essen 1998.
- PREUSS-LAUSITZ, ULF: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, Weinheim 1983.
- PRINZ, MICHAEL/MATTHIAS FRESE (HRSG.): Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert, Paderborn 1996.
- RAHDEN, TILL VAN: Wie Vati die Demokratie lernte. Zur Frage der Autorität in der frühen Bundesrepublik, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 1 (2007), S. 113-126.
- RAPHAEL, LUTZ: Das Ende des Deutschen Reiches als Zäsur nationaler Expertenkulturen? Überlegungen zu den Folgen des politischen Umbruchs 1945 für Technik und Wissenschaften in Deutschland, in: Doering-Manteuffel, Strukturmerkmale, S. 181-196.
- RAPHAEL, LUTZ: Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 135-193.
- RAUCH, KARL: Junge Menschen heute. Probleme und Lösungen, München 1956.
- REGNET, RUDOLF: Das Arbeitserlebnis des Jugendlichen in der industriellen Großstadt, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie 39 (1931), S. 326-391.
- REICHEL, PETER: Politische Kultur der Bundesrepublik, Opladen 1981.
- REIMANN, GEORG: Verderbt – Verdammt – Verraten? Jugend in Licht und Schatten, Schmiden 1955.
- REINDERS, HEINZ: Jugendtypen. Ansätze zu einer differenziellen Theorie der Adoleszenz, Opladen 2003.
- REUBAND, KARL-HEINZ: Dritte Personen beim Interview. Zuhörer, Adressaten oder Katalysatoren der Kommunikation?, in: Meulemann/Reuband, Realität, S. 117-156.
- REULECKE, ULRICH (HRSG.): „Ich möchte einer werden so wie die ...“: Männerbünde im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York 2001.
- REULECKE, ULRICH: „Lasst der Jugend Zeit!“ Jugend und Jugendpolitik nach 1945, in: ders., Männerbünde, S. 195-214.
- REULECKE, JÜRGEN/ELISABETH MÜLLER-LUCKNER (HRSG.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert (=Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; 58), München 2003.
- REZZORI, GREGOR VON: Wer sind die Halbstarken?, in: Italiaander/Godal, Teenagers, S. 97-102.

- RICHTER, CLAUS (HRSG.): Die überflüssige Generation. Jugend zwischen Apathie und Anpassung, Königstein 1979.
- RICHTER, THEODOR: Was tut Deutschland für die entwurzelte Jugend?, in: Soziale Welt 1 (1950), H. 3, S. 42-50.
- RIESMAN, DAVID: Beobachtungen zum Wandel der Mußgestaltung, in: Perspektiven, H. 5 (1953), S. 98-113.
- RIESMAN, DAVID: Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky, Hamburg 1958. (Original: The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character, New York 1950).
- Roche Lexikon der Medizin, München 2003<sup>5</sup>.
- RODNICK, DAVID: Postwar Germans. An Anthropologist's Account, New Haven 1948.
- ROEBLER, WILHELM: Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart, Düsseldorf 1957.
- ROSENMAYR, LEOPOLD: Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter, Wien 1963.
- ROSENMAYR, LEOPOLD: Jugend, in: König, Handbuch, Bd. 6.
- ROSENMAYR, LEOPOLD: Jugend als Faktor sozialen Wandels, in: Neidhardt u.a., Jugend, S. 203-228.
- ROSENMAYR, LEOPOLD/EVA KÖCKEIS/HENRIK KREUZ (HRSG.): Kulturelle Interessen von Jugendlichen, Wien/München 1966, S. XLVII.
- ROSENMAYR, LEOPOLD/HENRIK KREUTZ: Eltern und Gleichaltrige als Faktoren sozialen Einflusses bei Jugendlichen und jüngeren Erwachsenen, in: Wurzbacher, Familie, S. 201-247.
- ROSENMAYR, LEOPOLD: Zwischen Sippe und Modernität, in: Martin Kohli/Marc Szydlík (Hrsg.), Generationen, Familie und Gesellschaft, Opladen 2000, S. 179-202.
- RÖSLER, JUTTA (HRSG.): MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien, Wiesbaden 2007.
- RÖSNER, ERNST: Abschied von der Hauptschule. Folgen einer verfehlten Schulpolitik, Frankfurt a.M. 1989.
- RÖSSNER, LUTZ: Jugend in der Offenen Tür – zwischen Chaos und Verartigung, München 1962.
- ROTH, HEINRICH/HANS THIERSCH/HANS TÜTKE: Erziehungswissenschaft, Erziehungsfeld und Lehrerbildung. Gesammelte Abhandlungen 1957-1967, Hannover 1967.
- ROTH, HEINRICH: Jugend und Schule zwischen Reform und Restauration, Hannover 1961.
- ROTH, LUTZ: Der Jüngling und der Jugendliche. Jugendkonzepte in Deutschland zwischen 1750 und 1920, Tübingen 1983.
- ROTH, ROLAND/DIETER RUCHT (HRSG.): Jugendkulturen, Politik und Protest: Vom Widerstand zum Protest? Opladen 2000.
- RUDOLPH, HEDWIG: Sozialisierung zum Lohnarbeiter. Die Berufspolitik der fünfziger Jahre, in: Lenhardt, Sozialstaat, S. 90-134.
- RUFF, MARK EDWARD: The wayward flock. Catholic youth in postwar West Germany 1945-1965, Chapel Hill 2005.
- RÜTHER, WERNER/WOLFGANG PLUM: Zur Thematisierung von „Jugend“ als soziales Problem in der Presse, in: Brusten/Malinowski, Jugend, S. 169-181.
- SACKARNDT, PAUL: Jugend und Unterhaltungspresse (=Beiträge zum Jugendschutz, 12), Hamm 1962.
- SALDERN, ADELHEID VON: Kulturdebatte und Geschichtserinnerung: Der Bundestag und das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften (1952/53), in: Bollenbeck/Kaiser, 50er Jahre, S. 87-114.
- SALDERN, ADELHEID VON: Von der „guten Stube“ zur „guten Wohnung“. Zur Geschichte des Wohnens in der Bundesrepublik Deutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 227-254.
- SALDERN, ADELHEID VON (HRSG.): Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik, Hamburg 1989.
- SANDER, UWE/FRIEDERIKE VON GROSS/KAI-UWE HUGGER (HRSG.): Handbuch Medienpädagogik, Wiesbaden 2007.
- SANDER, UWE/RALF VOLLBRECHT (HRSG.): Jugend im 20. Jahrhundert. Sichtweisen, Orientierungen, Risiken, München 2000.
- SARASIN, PHILIPP: Geschichtswissenschaft und Diskurstheorie, Frankfurt a.M. 2003.
- SAVAGE, JON: Teenage. Die Erfindung der Jugend (1875-1945), Frankfurt a.M. 2008.

- SCHAEFER, WOLFGANG/MUNGO MILLER: Schwierigkeiten in der Umfrageforschung in den fünfziger Jahren in Deutschland: Erinnerungen und Beobachtungen, in: ZUMA-Nachrichten 43 (1998), S. 8-35.
- SCHÄFER, GERHARD: Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft – Strategien der Soziologie in den 50er Jahren, in: Bollenbeck/Kaiser, 50er Jahre, S. 115-142.
- SCHÄFERS, BERNHARD: Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung, Opladen 1995<sup>5</sup>.
- SCHÄFERS, BERNHARD: Helmut Schelsky – ein Soziologe der Bundesrepublik. Eine Erinnerung aus Anlass seines 25. Todestages, in: Soziologie 38 (2009), H. 1, S. 48-59.
- SCHÄFERS, BERNHARD: Die „Skeptische Generation“ von Helmut Schelsky – revisited nach 45 Jahren, in: Griesse/Scheer, Theoriedefizite, S. 31-40.
- SCHÄFERS, BERNHARD/WOLFGANG ZAPF (HRSG.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen 1998, S. 352-361.
- SCHAFFNER, BERTRAM: Father Land. A Study of Authoritarianism in German Family, New York 1948.
- SCHALK, HELGE: Diskurs. Zwischen Allerweltswort und philosophischem Begriff, in: Archiv für Begriffsgeschichte 40 (1997/98), S. 56-104.
- SCHALLÜCK, PAUL: Von deutscher Tüchtigkeit, in: ders., Zum Beispiel. Essays, Frankfurt a.M. 1962.
- SCHAUB, HORST/KARL G. ZENKE (HRSG.): Handwörterbuch der Pädagogik, München 1995.
- SCHELSKY, HELMUT: Lage und Aufgaben der angewandten Soziologie in Deutschland, in: Soziale Welt (1950/1951), H. 1, S. 3-14.
- SCHELSKY, HELMUT: Zukunftsaspekte der industriellen Gesellschaft, in: Merkur 8 (1954), S. 13-28.
- SCHELSKY, HELMUT: Beruf und Freizeit als Erziehungsziele der modernen Gesellschaft, in: Die Deutsche Schule 48 (1956), S. 246-261.
- SCHELSKY, HELMUT: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957.
- SCHELSKY, HELMUT: Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft, Reinbek 1957.
- SCHELSKY, HELMUT: Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf 1959.
- SCHELSKY, HELMUT: Anpassung oder Widerstand? Soziologische Bedenken zur Schulreform, Heidelberg 1961.
- SCHELSKY, HELMUT: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965.
- SCHELSKY, HELMUT: Die Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme, Dortmund 1953.
- SCHELSKY, HELMUT: Gesellschaftlicher Wandel, in: ders., Suche, S. 337-351.
- SCHELSKY, HELMUT: Rückblick auf die ‚skeptische Generation‘, in: ders., Generation 1975.
- SCHELSKY, HELMUT: Zur Diskussion in der Jugendsoziologie. Stellungnahme zu einem Buch und einer Rezension, in: KZfSS 17 (1965), S. 400-406.
- SCHELSKY, HELMUT: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Frankfurt a.M./ Berlin/Wien 1975.
- SCHELSKY, HELMUT/HEINZ KLUTH/ULRICH LOHMAR/RUDOLF TARTLER: Arbeiterjugend gestern und heute. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen, Heidelberg 1955.
- SCHERR, ALBERT: Konturen einer genuin soziologischen Jugendforschung, in: Griesse u.a., Theoriedefizite, S. 49-66.
- SCHUCH, ERWIN K.: Ein Interview über das Interview, 2 Bde, geb. Diplomarbeit, Köln 1952/53.
- SCHUCH, ERWIN K.: Meinungsforschung, in: von Beckenrath, Handwörterbuch, S. 277-285
- SCHUCH, ERWIN K.: Umfragen über die deutsche Jugend, in: KZfSS 9 (1956), S. 643-658.
- SCHUCH, ERWIN K.: Untersuchungen über die heutige Situation der deutschen Jugend, in: KZfSS 8, 1956, S. 124-142; S. 329-346.
- SCHUCH, ERWIN K.: Von der deutschen Soziologie zur Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 16 (1990), H. 1, S. 30-50.
- SCHUCH, ERWIN K.: Das Interview in der empirischen Sozialforschung, in: König, Handbuch, Bd. 2, S. 66-190.
- SCHUCH, ERWIN K.: Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenzierung der Jugend in heutigen Industriegesellschaften, in: C.F. Siemens, Jugend, S. 54-78.

- SCHIEFER, ALBERT: Deutschlands vorsichtige junge Männer. Die junge Generation im Spiegel empirischer Untersuchungen, in: Die neue Gesellschaft 5 (1958), S. 127-134.
- SCHILDE, KURT: Jugend als Objekt historischer Forschungen. Eine Bilanz am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Neue Politische Literatur 45 (2000), S. 400-426.
- SCHILDT, AXEL: Die USA als „Kulturnation“. Zur Bedeutung der Amerikahäuser in den 50er Jahren, in: Lütke u.a., Amerikanisierung, S. 257-269.
- SCHILDT, AXEL: „Mach mal Pause!“ Freie Zeit, Freizeitverhalten und Freizeitdiskurse in der westdeutschen Wiederaufbau-Gesellschaft der 1950er Jahre, in: Archiv für Sozialgeschichte 33 (1993), S. 357-406.
- SCHILDT, AXEL: Der Beginn des Fernsehzeitalters – Fernsehen in den 50er Jahren, in: ders./Sywottek, Modernisierung, S. 477-492.
- SCHILDT, AXEL: Hegemon häuslicher Freizeit – Rundfunk in den 50er Jahren, in: ders./Sywottek, Modernisierung, S. 458-476.
- SCHILDT, AXEL: Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998.
- SCHILDT, AXEL: Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre, München 1999.
- SCHILDT, AXEL: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995.
- SCHILDT, AXEL: Von der Not der Jugend zur Teenagerkultur. Aufwachsen in den 50er Jahren, in: ders./Sywottek, Modernisierung, S. 335-348.
- SCHILDT, AXEL: Die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland bis 1989/90 (=Enzyklopädie deutscher Geschichte 80), München 2007.
- SCHILDT, AXEL/ARNOLD SYWOTTEK (HRSG.): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993.
- SCHILDT, AXEL/ARNOLD SYWOTTEK: „Wiederaufbau“ und „Modernisierung“. Zur westdeutschen Gesellschaftsgeschichte in den fünfziger Jahren, in: APuZ 6/7 (1989), S. 18-32.
- SCHILDT, AXEL/DETLEF SIEGFRIED/KAI CHRISTIAN LAMMERS (HRSG.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000.
- SCHILDT, AXEL/DETLEF SIEGFRIED (HRSG.): Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960-1980, New York/Oxford 2006.
- SCHILLING, ROBERT: Das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften in der Praxis, Köln-Klettenberg 1954.
- SCHIMETSCHKE, HEINZ: Der jugendliche Mopedfahrer. Eine verkehrspsychologische Untersuchung der Verhaltensmotivation männlicher Jugendlicher, München 1958.
- SCHISSLER, HANNA (HRSG.): The Miracle Years. A cultural history of West Germany 1949-1968, Princeton 2001.
- SCHISSLER, HANNA: „Normalization“ as Project. Some thoughts on gender relations in West Germany during the 1950s, in: dies., Years, S. 359-375.
- SCHLOBINSKI, PETER: Jugendsprache und Jugendkultur, in: APuZ 2002, S. 14-19.
- SCHLÜTER, HARALD: Zur Lage der Arbeiterjugend in Hamburg 1950-1960, in: Tenfelde, Arbeiter, S. 629-649.
- SCHMIDTCHEN, GERHARD: Die befragte Nation. Über den Einfluss der Meinungsforschung auf die Politik, Freiburg 1959.
- SCHMIDTCHEN, GERHARD: Die repräsentative Quoten-Auswahl. Bericht über ein Quota-Random-Experiment des Instituts für Demoskopie Allensbach, Allensbach 1961.
- SCHMIDTCHEN, GERHARD: Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern/München 1973.
- SCHMIDTCHEN, GERHARD: Was den Deutschen heilig ist. Religiöse und politische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 1979.
- SCHNELL, RAINER: Wer ist das Volk? Zur faktischen Grundgesamtheit bei „allgemeinen Bevölkerungsumfragen“: Undercoverage, Schwererreichbare und Nichtbefragbare, in: KZfSS 43 (1991), S. 106-137.

- SCHÖRKEN, RUDOLF: Die Niederlage als Generationserfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft, Weinheim/München 2004.
- SCHRÖDER, GERHARD: Was erwartet der Staat von der Jugend?, in: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung vom 20. November 1953, Nr. 222.
- SCHÜCKLER, GEORG: Irrwege moderner Meinungsforschung. Zu „Umfragen in der Intim-Sphäre“, Köln 1956.
- SCHULTZ, CLEMENS: Die Halbstarken (Psychologische Studien über die Jugend zwischen 14-25, H. 2), Leipzig 1912.
- SCHULZ, KLAUS PETER: Die Wurzeln des sozialen Defaitismus, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 2 (1951), H. 1, S. 2-7.
- SCHWAB, MARTIN: Kirche leben und Gesellschaft gestalten. Der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) in der Bundesrepublik Deutschland und der Diözese Würzburg 1947-1989, Würzburg 1997.
- SCHWAB, MARTIN: Kirchlich, kritisch, kämpferisch. Der Bund der deutschen Katholiken (BDKJ) 1947-1989, Würzburg 1994.
- SCHWARZ, KARL: Analyse der räumlichen Bevölkerungsbewegung, Hannover 1969.
- SCHWARZ, NORBERT/HANS-JÜRGEN HIPPLER/ELISABETH NOELLE-NEUMANN: Einflüsse der Reihenfolge von Antwortvorgaben bei geschlossenen Fragen, in: ZUMA-Nachrichten 25 (1989), S. 24-38.
- SCHWENDTER, ROLF: Theorie der Subkultur, Frankfurt a.M. 1971.
- SEIBT, GUSTAV: Aussortieren, was falsch ist. Wo wenig Klasse ist, da ist viel Generation: Eine Jugend erfindet sich, in: DIE ZEIT vom 02.03.2000, S. 38.
- SEIDEL, HANS: Jugendgefährdung heute, Hamm 1953<sup>5</sup>, hrsg. von der Hauptarbeitsstelle Aktion Jugendschutz.
- SEIDELMANN, KARL: Bund und Gruppe als Lebensformen deutscher Jugend. Versuch einer Erscheinungskunde des deutschen Jugendlebens in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts, München 1955.
- SETHE, PAUL: Die Herrschaft der 2000, in: Die Welt vom 19.01.1957.
- SHELL DEUTSCHLAND HOLDING (HRSG.): Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Frankfurt a.M. 2006.
- SIEBURG, FRIEDRICH: Die Lust am Untergang: Selbstgespräch auf Bundesebene, Hamburg 1961.
- SIEGFRIED, DETLEF: „Trau keinem über 30“? Konsens und Konflikt der Generationen in der Bundesrepublik der langen sechziger Jahre, in: APuZ 45 (2003), S. 25- 32.
- SIEGRIST, HANNES/HARTMUT KÄLBLE/JÜRGEN KOCKA (HRSG.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a.M./New York 1997.
- SIMON, TITUS: Straßen-Szenen. Von der öffentlichen Inszenierung aggressiver Jugendkulturen – ein historischer Abriss, in: Hans-Jürgen Holm (Hrsg.), Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Schonraumes in der fortgeschrittenen Moderne, Konstanz 1997.
- SOHN, KARL-HEINZ: Jugend, Betriebsvertretungen, Gewerkschaften. Eine Untersuchung über das Verhältnis schulentlassener Jugendlicher zu Betriebsvertretungen, Gewerkschaften und politischen Parteien, Köln 1956.
- SOMMERKORN, INGRID N.: Die erwerbstätige Mutter in der Bundesrepublik: Einstellungs- und Problemveränderungen, in: Nave-Hertz, Kontinuität, S. 115-144.
- SONNTAG, SARAH: Am Samstag fängt die Woche an ..., in: deutsche jugend 8 (1960), S. 258-273.
- SÖRGEL, WERNER: Freie Zeit statt Muße, in: deutsche jugend 3 (1956), S. 218-225.
- SPEITKAMP, WINFRIED: Zwischen Erinnerung und Geschichte: Jugend im Blick des 20. Jahrhunderts, in: Archiv für Sozialgeschichte 41 (2001), S. 566-592.
- SPEITKAMP, WILHELM: Jugend als Symbol, in: APuZ 20 (2006), S. 15-21.
- SPITTA, THEODOR: Jugendzeitschriften und Zeitschriftenhandel, in: Jugendliteratur 2 (1955), S. 57-68.
- SPRANGER, EDUARD: Psychologie des Jugendalters, Heidelberg 1949<sup>20</sup>.
- SPRANGER, EDUARD: Gibt es in Westdeutschland eine Jugendideologie?, in: ders., Kulturfragen der Gegenwart, Heidelberg 1953.
- SPRANGER, EDUARD: Jugend zwischen Sport, Film und Technik, in: Die Leibeserziehung. Monatszeitschrift für Lehrer und Ärzte, Jugend und Jugendleiter, 6 (1956), S. 161-165.

- STACKELBERG, KARL-GEORG VON: Souffleur auf politischer Bühne. Von der Macht der Meinungen und den Meinungen der Mächtigen, München 1975.
- STAMBOLIS, BARBARA: Mythos Jugend – Leitbild und Krisensymptom. Ein Aspekt der politischen Kultur im 20. Jahrhundert, Schwalbach 2003.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (HRSG.): Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1950ff.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (HRSG.): Die Jugend im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Bundesrepublik Deutschland (=Statistik der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 220), Stuttgart/Mainz 1959.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (HRSG.), Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, Stuttgart/Mainz 1972.
- STATISTISCHES LANDESAMT NORDRHEIN-WESTFALEN (HRSG.): Die Erwerbspersonen nach der beruflichen Stellung in Nordrhein-Westfalen, Teil 1: Ergebnisse der Berufszählung vom 13. September 1950, Düsseldorf 1952.
- STATISTISCHES LANDESAMT NORDRHEIN-WESTFALEN (HRSG.): Die Erwerbspersonen in Nordrhein-Westfalen nach der beruflichen Gliederung – Landesergebnisse. Ergebnisse der Volkszählung vom 6. Juni 1961, Düsseldorf 1965.
- STEINACKER, SVEN: Der Staat als Erzieher. Jugendpolitik und Jugendfürsorge im Rheinland vom Kaiserreich bis zum Ende des Nazismus, Stuttgart 2007.
- STEITZ, WALTER: Der Bundesjugendplan 1950 bis 1990, in: Jahrbuch für Jugendsozialarbeit 14 (1993), S. 49-133.
- STIEBLER, WOLFGANG: „Sind Sie der Meinung, daß...?“ Empirische Sozialforschung in Deutschland, in: Der Monat 6 (1954), S. 123-139.
- STIFTUNG HAUS DER GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (HRSG.): Elvis in Deutschland, Bonn 2004.
- STIKRUD, ARNE: Jugend im Generationen-Kontext. Sozial- und entwicklungspsychologische Perspektiven. Opladen 1994.
- STRZELEWICZ, WILLY: Jugend in ihrer freien Zeit (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 11), München 1965.
- STÜCKRATH, FRITZ/GEORG SCHOTTMAYER: Psychologie des Filmerlebens in Kindheit und Jugend, Hamburg 1955.
- STÜCKRATH, FRITZ/GEORG SCHOTTMAYER: Fernsehen und Großstadtjugend, Braunschweig 1967.
- SÜDBECK, THOMAS: Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in der Bundesrepublik Deutschland der 50er Jahre. Umrisse der allgemeinen Entwicklung und zwei regionale Beispiele: Hamburg und das Emsland, Stuttgart 1994.
- SZÖLLÖSI-JANZE, MARGIT: „Aussuchen und Abschießen!“ – Der Heimatfilm in den Fünfziger Jahren als historische Quelle, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44 (1993), S. 308-321.
- SZÖLLÖSI-JANZE, MARGIT: Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte?, in: Hockerts, Koordinaten, S. 277-305.
- TARTLER, RUDOLF: Die soziale Gestalt der heutigen Jugend und das Generationsverhältnis der Gegenwart, in: Schelsky u.a., Arbeiterjugend, S. 263-349.
- TARTLER, RUDOLF: Die soziale Generationsgestalt und das Generationsverhältnis in der Gegenwart, Univ.-Diss., Hamburg 1954.
- TENBRUCK, FRIEDRICH H.: Jugend und Gesellschaft: Soziologische Perspektiven, Freiburg 1962.
- TENBRUCK, FRIEDRICH H.: Väter und Söhne. Das Generationenproblem in neuer Perspektive, in: Böse, Freiheit, S. 125-139.
- TENBRUCK, FRIEDRICH H.: Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik, in: Löwenthal/Schwarz, Republik, S. 289-310.
- TENBRUCK, FRIEDRICH H.: Deutsche Soziologie im internationalen Kontext. Ihre Ideengeschichte und ihr Gesellschaftsbezug, in: Lüschen, Soziologie, S. 71-107.
- TENFELDE, KLAUS (HRSG.): Arbeiter im 20. Jahrhundert (=Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, hrsg. von Reinhart Koselleck und M. Rainer Lepsius, Bd. 51), Stuttgart 1991.
- TENNSTÄDT, FRIEDRICH: Kontrollen des repräsentativen Charakters der Stichproben bei Bevölkerungsumfragen, in: Institut (Hrsg.), Sozialforschung, S. 203-206.



- THOLE, WERNER: Jugend, Freizeit, Medien, in: Krüger/Grunert, Handbuch, S. 1-33.
- THOMAE, HANS: Gegenwartsjugend und Gegenwartsgesellschaft. Empirische Beiträge zu einer Charakteristik der jungen Generation, in: Zeitschrift für Politik 3 (1956), H. 2, S. 166-175.
- THOMAE, HANS: Forschungsmethoden der Entwicklungspsychologie, in: ders. (Hrsg.), Entwicklungspsychologie (=Handbuch der Psychologie, Bd. 3), Göttingen 1959, S. 46-77.
- THOMAE, HANS: Probleme der seelischen Reifung bei Jugendlichen in dieser Zeit, in: Die Jugend in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit, S. 29-42.
- THOMAE, HANS: Vorbilder und Leitbilder der Jugend (=Überblick zur wissenschaftlichen Jugendkunde, 6), München 1965.
- THURNWALD, HILDE: Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Eine soziologische Untersuchung an 498 Familien, Berlin 1948.
- TIETGENS, HANS: Zwischen 15 und 25: die Heranwachsenden, in: deutsche jugend 8 (1959), S. 362-367.
- TILLMANN, WILHELM/KARL GÖKE: Das Gesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit. Kommentar, Münster 1952.
- TROMMLER, FRANK/THOMAS KOEBNER/ROLF-PETER JANZ: ‚Mit uns zieht die neue Zeit‘. Der Mythos Jugend, Frankfurt a.M. 1985.
- TROMMLER, FRANK: Mission ohne Ziel. Über den Kult der Jugend im modernen Deutschland, in: ders. u.a., Zeit, S. 14-49.
- TROTHA, TRUTZ VON: Zur Entstehung der Jugend, in: KZfSS 34 (1982), S. 254-277.
- UBBELOHDE, JULIA: Der Umgang mit jugendlichen Normverstößen, in: Herbert, Wandlungsprozesse, S. 402-435.
- UNDEUTSCH, UDO: Die psychische Entwicklung der heutigen Jugend, München 1966.
- UTERMANN, KARL: Freizeitprobleme bei den männlichen Jugendlichen einer Zechengemeinde, Köln/Opladen 1957.
- UTERMANN, KURT: Freizeitprobleme bei der männlichen Jugend einer Zechengemeinde, Köln/Opladen 1957.
- UTTITZ, PAVEL: Determinanten des Freizeitverhaltens in den letzten 30 Jahren, in: ZA-Information 16 (1985), S. 22-39.
- VEITH, HERMANN: Sozialisations- und jugendtheoretisches Denken im Wandel – Zur Rolle der funktionalistischen Systemtheorie, in: Jürgen Zinnecker/Hans Merkens (Hrsg.), Jahrbuch Jugendforschung 4 (2004), S. 129-151.
- Verhandlungen des Deutschen Bundestages / Stenographische Berichte, Bonn 1949ff.
- VERHEYEN, NINA: Diskutieren in der Frühen Bundesrepublik. Zur Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ zwischen Re-education und Studentenbewegung. Veröffentlichung der Arbeitsgruppe Zivilgesellschaft: Historisch-Sozialwissenschaftliche Perspektiven des Forschungsschwerpunkts Zivilgesellschaft, Konflikte und Demokratie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, Berlin 2003.
- VERLAGSHAUS DER AMERIKANISCHEN HOCHKOMMISSION (HRSG.): Jugend in Westdeutschland, o. O. o. J. [1951].
- VOGEL, ANGELA: Familie, in: Benz, Bundesrepublik, S. 98-126.
- VOGELGESANG, WALDEMAR: „Meine Zukunft bin ich!“ Alltag und Lebensplanung Jugendlicher, Frankfurt a.M./New York 2001.
- VOLKMER, INGRID/DIETER BAACKE/HEINRICH LIENKER/RALF SCHMÖLDERS (HRSG.): Jugend 1900-1970. Zwischen Selbstverfügung und Deutung, Opladen 1991.
- VOLKMER, INGRID: Teenager – Ausgangspunkt medialer und ästhetischer Kommerzialisierung der Jugendphase, in: dies. u.a., Jugend, S. 142-154.
- Volkswartbund. Schwarze Sehnsucht, in: DER SPIEGEL 43 (1962), S. 48.
- Von Machern und Halbstarken. Die Bundesrepublik und ihre Generationen. Interview mit dem Soziologen Heinz Bude, in: DIE ZEIT vom 20.5.1999, S. 14.
- WACHLER, DIETRICH: Das verlängerte Wochenende und seine Wirkungen auf Familie und Haushalt. Eine erziehungssoziologische Analyse, Düsseldorf 1972.
- WAGNER, ERNST/ULRICH PLANK: Jugend auf dem Land. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Erhebung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend, München 1958<sup>2</sup>.

- WAGNER, PETER: Sozialwissenschaften und Staat: Frankreich, Italien, Deutschland 1870-1980, Frankfurt a.M./New York 1990.
- WALD, RENATE: Industriearbeiter privat. Eine Studie über private Lebensformen und persönliche Interessen, Stuttgart 1960.
- WASMUND, KLAUS: Leitbilder und Aktionsformen Jugendlicher nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland bis zu den 60er Jahren, in: Dowe, Jugendprotest, S. 211-231.
- WEBER, ALFRED: Die Bewältigung der Freizeit, in: Fritz Koch (Hrsg.), Revolution der Roboter. Untersuchungen über Probleme der Automatisierung, München 1956, S. 141-160.
- WEBER, HEIKE: Vom Ausflugs- zum Alltagsbegleiter. Tragbare Radios und mobiles Radiohören 1950-1970, in: Rösler, MedienAlltag, S. 129-138.
- WEHLER, HANS-ULRICH: Emotionen in der Geschichte: Sind soziale Klassen auch emotionale Klassen?, in: ders., Umbruch, S. 251-264.
- WEHLER, HANS-ULRICH: Modernisierungstheorie und Geschichte, Göttingen 1975.
- WEHLER, HANS-ULRICH: Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert, München 2000.
- WEHLER, HANS-ULRICH: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bundesrepublik und DDR 1949-1990, München 2008.
- WEISBROD, BERND: Generation und Generationalität in der Neueren Geschichte, in: APuZ 8 (2005).
- WEISCHER, CHRISTOPH: Das Unternehmen ‚Empirische Sozialforschung‘. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, München 2004.
- WEISCHER, CHRISTOPH: Sozialforschung. Theorie und Praxis, Konstanz 2007.
- WENKE, HANS: Die Jugend und die Welt, in: Studium Generale 4 (1951), H. 10, S. 587-609.
- WENSIERSKI, PETER: Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik, München 2006.
- WENSIERSKI, HANS-JÜRGEN: Vom unreifen Befehlsempfänger zum selbstbewußten Argumentationsakrobaten. Eine Analyse jugendlicher Verselbständigungskonzepte anhand der Leserbriefberatung der Jugendzeitschrift BRAVO 1966-1986, in: Abels u.a., Weg, S. 497-685.
- WETTACH, SVEN: Was denkt das Volk? Eine Geschichte der Umfrageforschung 1930-1980, Marburg 2007.
- WHYTE, WILLIAM FOOTE: Street Corner Society. The social structure of an Italian slum, Chicago 1943.
- WICKMANN, JÜRGEN: Comics, die bunte Jugendpest, in: Echo der Zeit, Nr. 51, vom 19. Dezember 1954, S. 3.
- WIGGERSHAUS, ROLF: Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung, München 1986.
- WILDT, MICHAEL: Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963, in: Tenfelde, Arbeiter, S. 573-610.
- WILDT, MICHAEL: Die Kunst der Wahl. Zur Entwicklung des Konsums in Westdeutschland in den 50er Jahren, in: Siegrist u.a., Konsumgeschichte, S. 307-325.
- WILDT, MICHAEL: Am Beginn der „Konsumgesellschaft“. Mangelserfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg 1995.
- WILDT, MICHAEL: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.
- WILDT, MICHAEL: Privater Konsum in Westdeutschland in den 50er Jahren, in: Schildt/Sywottek, Modernisierung, S. 275-289.
- WILKE, REINHARD: Die Volkshochschule in der Bundesrepublik und Berlin/Bonn 1956.
- WILLENBACHER, BARBARA: Zerrüttung und Bewährung der Nachkriegs-Familie, in: Broszat u.a., Stalingrad, S. 595-618.
- WILPERT, GERO VON: Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart 1969<sup>5</sup>.
- WIMMER, MICHAEL: Fremdheit zwischen den Generationen. Generative Differenz, Generationsdifferenz, Kultur-differenz, in: Ecarius, Generation, S. 81-113.
- WINKLER, HEINRICH-AUGUST: Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte, Bd. 2: Vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung, München 2000.

- WIRSCHING, ANDREAS: Konsum statt Arbeit? Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 2 (2009), S. 171-199.
- WIRTZ, HANS: „Weh dem, der keine Heimat hat!“ In: Jahrbuch für Volksgesundheit 1952/53, S. 13-127.
- WISSENSCHAFTSRAT, Abiturienten und Studenten. Entwicklung und Vorschätzung der Zahlen 1950-1980, Bonn 1963.
- WÖLBER, HANS-OTTO: Religion ohne Entscheidung. Volkskirche am Beispiel der jungen Generation, Göttingen 1959.
- WOLLENWEBER, HELLMUT/ULRICH PLANCK (HRSG.): Die Lebenslage der westdeutschen Land-Jugend, 2 Bde., München 1956.
- WUERMELING, FRANZ-JOSEF: Das muß geschehen! Die Familie fordert vom Bundestag, in: Kirchenzeitung des Erzbistums Köln vom 6.12.1953, S. 781.
- WUERMELING, FRANZ-JOSEF: Demokratie und Jugendschutz, Köln-Klettenberg o. J. [1959].
- WURDACK, ERNST: Film und Landjugend, in: Jugend Film Fernsehen 6 (1962), H. 3, S. 71-180.
- WURZBACHER, GERHARD: Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Untersuchung an den 45 Dörfern und Weilern einer westdeutschen ländlichen Gemeinde. Unter Mitarbeit von Renate Pflaum, Stuttgart 1954.
- WURZBACHER, GERHARD: Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Methoden, Ergebnisse und sozialpädagogische Folgerungen einer soziologischen Analyse von 164 Familienmonographien, Stuttgart 1954<sup>2</sup>.
- WURZBACHER, GERHARD: Die Familie als Sozialisationsfaktor. Der Mensch als soziales und personales Wesen. Bd. III, Stuttgart 1968.
- WURZBACHER, GERHARD/DIETER KAPPE (HRSG.): Gruppe, Führung, Gesellschaft. Begriffskritik und Strukturanalysen am Beispiel der Christlichen Pfadfinderschaft Deutschlands, München 1961.
- WURZBACHER, GERHARD/WALTER JAIDE/RENATE WALD/HASSO VON RECUM/MARLIS CREMER: Die junge Arbeiterin. Beiträge zur Sozialkunde und Jugendarbeit, München 1958.
- ZAPF, WOLFGANG: Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919-1961, München 1965.
- ZBINDEN, HANS: Über Jugend und Alter in der Gesellschaft von heute, Stuttgart-Degerloch 1962.
- ZIEHE, THOMAS: Die alltägliche Verteidigung der Korrektheit, in: Bucher/Pohl, Schock, S. 254-258.
- ZIEMANN, BENJAMIN: Das Ende der Milieukonstellation. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945, in: Comparativ 9 (1999), H. 2, S. 89-101.
- ZIEMANN, BENJAMIN: Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945-1975 (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 175), Göttingen 2007.
- ZINNECKER, JÜRGEN: „Das Problem der Generationen“. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text, in: Reulecke u.a., Generationalität, S. 33-58.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Die Jugendstudien von EMNID/Shell 1953-1955. Zur Archäologie repräsentativer Jugendforschung im Nachkriegsdeutschland und zugleich zu einigen Schwierigkeiten der Wiederholung solcher Studien, in: Fischer u.a., Jugendliche, S. 409-480.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Politik. Parteien. Nationalsozialismus, in: Fischer u.a., Jugendliche, Bd. 3, S. 321-408.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Jugendkultur 1940-1985, Opladen 1987.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Jugend im Raum gesellschaftlicher Klassen. Neue Überlegungen zu einem alten Thema, in: Heitmeyer, Jugendforschung, S. 99-132.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Jugend in der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Epoche, in: Baacke/Heitmeyer, Widersprüche, S. 24-45.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Fünf Jahrzehnte öffentliche Jugend-Befragung in Deutschland. Die Shell-Jugendstudien, in: ders./Merkens, Jahrbuch 2001, S. 243-274.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Das Deutungsmuster Jugendgeneration. Fragen an Karl Mannheim, in: ders./Merkens, Jahrbuch 2002, S. 61-98.
- ZINNECKER, JÜRGEN: Forschung im sozialen Feld „Jugend“. Deutsche Jugendforschung zwischen Nachkriegszeit und beschleunigter Moderne, in: Diskurs 1 (2003), S. 7-18.

ZINNECKER, JÜRGEN/IMBKE BEHNKEN/SABINE MASCHKE/LUDWIG STECHER: null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrtausends. Ein Selbstbild, Opladen 2002.

ZWERSCHKE, MARTIN: Jugendverbände und Sozialpolitik. Zur Geschichte der deutschen Jugendverbände, München 1963.

## Umfragen

KÜRZEL	ERHEBUNG	PRIMÄRPUBLIKATION
EMNID I	<i>Befragungszeitraum:</i> November 1953 <i>Alterstufen:</i> 15-24-Jährige <i>Befragte:</i> 1.498 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD (ohne West Berlin, Saarland) <i>Schwerpunkte:</i> Jugend u. Gemeinschaft, seelische Probleme, Einstellung zum Beruf, polit. und religiöse Einstellung	EMNID-INSTITUT FÜR MEINUNGSFORSCHUNG, Jugend zwischen 15 und 24, Bielefeld 1954.
EMNID II	<i>Befragungszeitraum:</i> November 1954 <i>Alterstufen:</i> 15-24-Jährige <i>Befragte:</i> 1.493 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD (ohne West Berlin und Saarland) <i>Schwerpunkte:</i> Jugend u. Gemeinschaft, seelische Probleme, Einstellung zum Beruf, polit. und religiöse Einstellung	EMNID-INSTITUT FÜR MEINUNGSFORSCHUNG, Jugend zwischen 15 und 24, Bielefeld 1955.
EMNID III	<i>Befragungszeitraum:</i> Dezember 1955 <i>Alterstufen:</i> 15-24-Jährige <i>Befragte:</i> 1.464 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD (ohne West Berlin, Saarland) <i>Schwerpunkte:</i> Jugend u. Gemeinschaft, seelische Probleme, Einstellung zum Beruf, polit. und religiöse Einstellung, Freizeit	FRÖHNER, ROLF / WOLFGANG ESER / KARL FRIEDRICH FLOCKENHAUS, Wie stark sind die Halbstarken? Bielefeld 1956.
EMNID 1961	<i>Befragungszeitraum:</i> Juni-Juli 1961 <i>Alterstufen:</i> Jahrgänge 1941-1946 <i>Befragte:</i> 2.063 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD (ohne West Berlin, Saarland) <i>Schwerpunkte:</i> Vorbilder, Werte, polit. Meinung, Freizeit	Grundeinstellungen und Orientierungsmaßstäbe der Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren in der Bundesrepublik, o. O. o. J. [1961]
EMNID IV	<i>Befragungszeitraum:</i> Jan - Feb 1964 <i>Alterstufen:</i> Jahrgänge 1940-1949 <i>Befragte:</i> 2.380 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD (ohne West Berlin) <i>Schwerpunkte:</i> Schule, Beruf, Erziehung, Vereine, Freizeit- und Konsumverhalten	VIGGO GRAF BLÜCHER, Junge Menschen 1964. Lebensbereiche, Denkweisen, Gesellungsformen; tabellarischer Bericht zur Untersuchung „Die Generation der Unbefangenen“, Bielefeld 1966.
EMNID V	<i>Befragungszeitraum:</i> Juli-September 1965 <i>Alterstufen:</i> Jahrgänge 1944-1951 <i>Befragte:</i> 2.057 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD (ohne West Berlin) <i>Schwerpunkte:</i> Mediennutzung <u>□ Datensatz, ZA-Studiennr. 0246</u>	JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (HRSG.), Jugend. Bildung und Freizeit, o. O. o. J. [1966].
NWDR	<i>Befragungszeitraum:</i> Frühjahr 1953 <i>Befragte:</i> 959 <i>Befragungsgebiet:</i> Sendegebiet NWDR (Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen und NRW) <i>Alterstufen:</i> 15-24-Jährige <i>Schwerpunkte:</i> Mediennutzung; Einstellung zu Glauben, Politik und Beruf; Freizeitinteressen und –beschäftigungen	NORDWESTDEUTSCHER RUNDFUNK (HRSG.), Jugendliche heute. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der Hörerforschung des NWDR, München 1955.

DIVO 1956	<i>Befragungszeitraum:</i> Frühjahr 1956 <i>Befragte:</i> 1.579 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD <i>Alterstufen:</i> 16-24-Jährige <i>Schwerpunkte:</i> polit. Einstellung, Informationsmedien	DIVO, Zur ideologischen und politischen Orientierung der westdeutschen Jugend und ihrer Führer. Materialien einer Untersuchung in der Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 1957.
DIVO 1962	<i>Befragungszeitraum:</i> Sept.-Nov. 1962 <i>Befragte:</i> 3.398 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD <i>Alterstufen:</i> 16-24-Jährige <i>Schwerpunkte:</i> Politische Orientierung, Erziehung <u>▣ Datensatz, ZA-Studiennr. 0156</u>	
Baumert	<i>Befragungszeitraum:</i> 1949-1951 <i>Alterstufen:</i> 10-11 J. / 13-15 J. / 17-20 J. <i>Befragte:</i> 1600 Schüler und Lehrlinge <i>Befragungsgebiet:</i> Darmstadt <i>Schwerpunkte:</i> Lebensverhältnisse in „German Middle-town“, v. a. Wohnverhältnisse, familiäre Umwelt, Erziehung, Alltag <u>▣ Datensatz, ZA-Studiennr. 1574</u>	BAUMERT, GERHARD, Jugend in der Nachkriegszeit. Lebensverhältnisse und Reaktionen weisen, Darmstadt 1952.
Pipping	<i>Befragungszeitraum:</i> Aug. 1950 - Jan.1951 <i>Alterstufen:</i> 17-22 Jährige <i>Befragte:</i> 444 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD <i>Schwerpunkte:</i> „Autoritätsproblem“, Frage nach dem westdeutschen Sozialcharakter, Weltanschauung, politisches Interesse <u>▣ Datensatz, ZA-Studiennr. 0254</u>	PIPPING, KNUT / RUDOLF ABSHAGEN / ANNE-EVA BRAUNECK, Gespräche mit der deutschen Jugend. Ein Beitrag zum Autoritätsproblem, Helsingfors 1954.
Reigrotzki	<i>Befragungszeitraum:</i> Juli/August 1953 <i>Alterstufen:</i> 18-79 Jahre <i>Befragte:</i> 3.246 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD <i>Schwerpunkte:</i> Formen kirchlicher Bindung und politischer Teilnahme, Mitgliedschaft in Organisationen, Nutzung von Massenkommunikationsmitteln	REIGROTZKI, ERICH, Soziale Verflechtungen in der Bundesrepublik. Elemente der sozialen Teilnahme an Kirche, Politik, Organisationen und Freizeit, Tübingen 1956.
Fröhner	<i>Befragungszeitraum:</i> Juli-Oktober 1954 <i>Alterstufen:</i> <25J.(3%); 25-30J.(10%); 30-50J.(51%); 50-65J.(30%); >65J.(6%) <i>Befragte:</i> 1757 Verheiratete, zu 68% mit Kindern unter 21 Jahren <i>Befragungsgebiet:</i> BRD <i>Schwerpunkte:</i> Familie; Gemeinsamkeit; Vereinzelung; Autorität und Gleichrangigkeit; Erziehungsprobleme	FRÖHNER, ROLF / MARIA VON STACKELBERG / WOLFGANG ESER, Familie und Ehe. Probleme in der deutschen Familie der Gegenwart, Bielefeld 1956.
Planck 1955	<i>Befragungszeitraum:</i> Jan-Feb 1955 <i>Alterstufen:</i> 17-28-Jährige <i>Befragte:</i> 1.154 <i>Befragungsgebiet:</i> BRD, Orte < 5.000 Einwohner <i>Schwerpunkte:</i> Landjugend und Bildung, Beruf, Familie, Freizeit <u>▣ Datensatz, ZA-Studiennr. 0477</u>	WOLLENWEBER, HELLMUT/ULRICH PLANCK (HRSG.): Die Lebenslage der westdeutschen Land-Jugend, 2 Bde., München 1956.
Pfeil	<i>Befragungszeitraum:</i> 1964 <i>Alterstufen:</i> Jahrgang 1941 <i>Befragte:</i> 800 <i>Befragungsgebiet:</i> Hamburg <i>Schwerpunkte:</i> Familie, Beruf, Gesellschaft, Geschlechterbeziehungen, Werte	PFEIL, ELISABETH: Die 23-Jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtsjahrgang 1941, Hamburg 1968.

## **Tabellen- und Abbildungsverzeichnis**

<b>TABELLE</b>	<b>BEZEICHNUNG</b>	<b>SEITE</b>
01	Soziale Zusammensetzung der Befragtengruppe EMNID III 1955	105
02	Übereinstimmung Freizeitverhalten mit Interessensgebiet 1953	112
03	Politische Einstellung 1953	114
04	Ausprägung des Nationalempfindens 1961	115
05	Merkmale zum Nationalsozialismus, Keine Antwort 1954/1955	122
06	Urteil der Altersgenossen nach Geschlecht des Befragten/ Interviewers 1964	123
07	Anteil an der Gesamtbevölkerung 1950-1965	130
08	Wohnbevölkerung des Bundesgebiets nach Gemeindegrößenklassen 1959	131
09	Durchschnittliches Heiratsalter (1949-1965)	131
10	Eheschließende ledige Frauen auf 1000 ledige Frauen 1910-1961	132
11	Spielen der Väter mit ihren Kindern 1950 und 1970	137
12	Vertrauens- und Entscheidungsstruktur 1954	137
13	Erziehungsideale im Wandel 1951-1981	138
14	Strafkatalog der Eltern 1954	139
15	Anteil Abiturienten am Geburtsjahrgang 1950-1962	146
16	Entwicklung der Studentenzahlen 1950-1963	147
17	Relativer Schulbesuch 1958	147
18	Anteil der weiblichen Schüler und Studenten 1950-1965	148
19	Anteil der Schüler innerhalb der Altersgruppen im internationalen Vergleich	149
20	Arbeitsmarkt 1950-1965	150
21	Lehrlinge 1950-1959	151
22	Jugendliche Sparpolitik 1950	157
23	Konkrete Wünsche 1955	158
24	Wünsche 1953	158
25	Wochenarbeitszeiten 1952	160
26	Werktägliche Arbeitszeiten 1953	161
27	Benutzung der Räume 1961	163
28	Mittelaufgliederung des ersten Bundesjugendplans 1950	166
29	Mittelaufgliederung des Bundesjugendplans 1960	167
30	Einstellung zum Wehrdienst 1961	289
31	Grundsätzliche Einstellung zur Politik 1961	290
32	Interesse an Politik 1965	291
33	Verhalten gegenüber Politik 1965	293
34	Begründungen für die Vorbildwahl 1954	298
35	Einstellung Berufstätiger zur Arbeit. Vergleich 1955 und 1984	305
36	Arbeit und glückliches Leben 1962 und 1983	306
37	Kirchenbesuch, aufgeteilt nach Alter und Geschlecht 1964	310
38	Freizeitaktivitäten werktags und am Wochenende im Vergleich 1954/55	317
39	Verreist nach Schulform 1957	319

40	Verreist nach Schulform, Dauer 1957	320
41	Mediennutzung - NWDR und EMNID im Vergleich	326
42	Lieblingssendungen im Hörfunk 1953	329
43	Häufigkeit Kinobesuch 1953	336
44	Ausgehen 1957	337
45	Kinobesuch, November 1956	340
46	Lesen 1953	342
47	Bücher 1955	343
48	Organisationsgrad 1953	349
49	Informale Bindung 1953	351
50	Vorstellungen über den Ehepartner 1953	352
51	Befürwortete Entscheidungsstrukturen bei Familienentscheidungen 1964	353
52	Alter des Kennenlernens des Partners 1964	353
53	„Aufklärungsquote“ Jahrgang 1941	357
54	Theatergänger 1953	361
55	Abendbeschäftigungen 1964	362
56	Abendliche Beschäftigungen Landjugend 1955/68	363
57	Erwerbstätigkeit und Familienstand 1964	368
58	Abendbeschäftigung nach Schulbildung 1964	369
59	Eherezepte Jahrgang 1941	370
60	Lebenswerte Jahrgang 1941	370
61	Erziehungswerte Jahrgang 1941	371
62	Lebensweisheiten Jahrgang 1941	372
63	Erwachsenenstatus 1964	373
64	Urteil über die Jugend/die Erwachsenen 1962	375
65	Eine nationale Partei 1962 / Vaterbildung	380
66	Eine einzige nationale Partei 1962	381
67	Disziplin als Erziehungsziel 1962	383
68	Politisches Interesse 1962/1965	384
69	„Politische Avantgarde“ 1965	369
70	Einstellung zur Arbeit 1962	387
71	Einstellung zum Verdienst 1962	388
72	„Teenagerkultur-Aktivisten“ 1965	392

<b>GRAFIK</b>		<b>SEITE</b>
01	Werte in der Kindererziehung 1954	137
02	Tugendideale nach Geschlecht 1954	138
03	Investition in Bildung – aufgeteilt nach Schul- und Hochschulausgaben 1950-1965	145
04	Verteilung der Schüler im 7. Jahrgang auf die Schulformen 1952-1965	145
05	Anteil am Bruttosozialprodukt 1950-1966	150
06	Arbeitslose unter 25 Jahren 1952-1957	153
07	Finanzielles Budget nach Beruf 1953	156
08	Presseberichterstattung 1950-1965	181
09	Interesse an Politik 1984-2006	291
10	Interesse an Politik 1965	292
11	Verhalten gegenüber Politik nach Berufsgruppen 1965	293
12	Leben als Aufgabe vs. Leben genießen	308
13	Auswahl des Radioprogramms 1954	327
14	Häufigkeit jugendl. Kinobesuch nach Berufsgruppen 1953	336
15	Auszug aus dem Elternhaus Jahrgang 1941	368
16	Eine nationale Partei nach Bildung und Geschlecht 1962	379
17	Freunde treffen und ins Kino/ zum Tanzen gehen 1965	391